



Der Deutsche Erster Theil



Magdeburg,
verlegt bey dem Commercien-Rath
Meytel, 1771.



Der
D e u t s c h e.

Erster Theil.



Der
D e u t s c h e.
Erstes Stück.

Magdeburg, am 5ten Jenner, 1771.

„**D**ie Engländer mögen unsre Sprache lernen, wenn sie unsre Lieder verstehen wollen!“ sagte ein Amerikaner zu einem Engländer, der ihn bat, etliche unter seiner Völkerschaft gewöhnliche Lieder ins brittische zu übersetzen.

Ich beneide die Wilden wegen dieses Patrioten! Er verdient es, meinem Vaterlande zum Muster aufgestellt zu werden; einem Lande, das die Werke seiner Künstler verachtet, seiner Poeten zuerst spottet, fremde Arbeit und ausländische Gelehrte vorzüglich lobt, und sich nur zuweilen an der kleinen Nation der Schweizer reißt (*).

H 2

Die

(*) Zimmermann vom Nationalstolze

Die Liebe zum Vaterländischen scheint jetzt in Deutschland wieder aufzukeimen, und die Hoffnung, daß diese Liebe bald stärker und allgemeiner werden dürfte, ist nicht ohne Grund. Es kommt nur darauf an, daß das Beyspiel, welches wir in unsern Tagen erlebt haben, nicht einzig bleibe. Der Abgesandte eines benachbarten Volkes, dessen Sprache unsere Kinder reden, oft, ehe sie noch deutsch stammeln, bediente sich seiner Muttersprache in einer Anrede an einen deutschen Herrscher. Kaum hatt' er angefangen zu reden, als ihn der Fürst mit diesen Worten, die ihm der edelste Nationalstolz in den Mund legte, unterbrach: Mein Herr! ich versteh' ihre Sprache nicht.

Wem ist es unbekannt, daß sich in einem jeden Lande das Volk gern nach seinem Fürsten zu bilden pflege? Uns wird unsere Sprache schätzbare werden, so bald nur unsere Regenten uns noch etliche Beyspiele von dieser Art geben wollen.

Aber, meine lieben Leser und Leserinnen, ist es unsere Sprache allein, derer wir uns jetzt zu schämen

schämen scheinen? Unsere Sitten, unsere Gebräuche, unsere Kleidung, alles ist ausländisch. Beynahe wär' ich geneigt, denen zu verzeihen, die uns den Vorwurf machen, daß wir so wenig einen eigenthümlichen Nationalcharakter, als einen Nationalgeschmack haben, und daß der Deutsche bloß zum Nachahmer geschaffen sey. Dieß ist wenigstens nicht zu leugnen, daß wir es in keinem Stücke an unserem Fleiß ermangeln lassen, diesen Vorwurf, so demüthigend er auch ist, zu verdienen. Es hat das Ansehen, als ob alle andere Nationen nur darum wären, um für uns zu denken, zu erfinden, und zu handeln; oder vielmehr im Gegentheil: wir geben uns selbst das Ansehen, als ob wir nur deswegen lebten, um, was andere Nationen denken, nachzudenken; was sie erfinden, nachzunehmen, es sey uns angemessen oder nicht; was sie sagen, getrenlich nachzubeten; und was sie thun, nachzuäffen. So verliert sich wir in alles, was nicht Deutsch ist, und so begierig, uns alle Thorheiten unserer Nachbarn eigen zu machen. Unsere Nachbarn sehen dieß, und schwillen vom Stolge, daß jetzt ein Volk, vor dessen Namen und Anblick sie

ormals beuten, sich selbst freywillig, und mit unedelm Wetteifer gleichsam zu ihren Sklaven mache.

Gerechter Unwille muß jedem Deutschen (und der ist kein Deutscher, der nicht sein Vaterland liebt!) das Blut ins Gesicht treiben, wenn er auch nur flüchtige Blicke um sich her wirft. Der Franzose, ist oft so unverschämt, uns gerade zu, ins Angesicht Hohn zu sprechen, und der Eingekohrnte Deutschlands ist so — schwach, den übermüthigen Spott des Galliers zu ertragen, und ihn dadurch zu rechtfertigen, daß er den Thoren vergöttert, und sich slavisch nach ihm bildet. Er kriecht in den schimpflichen Ketten fort, die er sich selbst geschmiedet, und um die freye Hand geschlungen hat; und statt dieselben mit deutscher Entschlossenheit abzuschütteln, schmieget er sich immer tiefer in das entehrende Joch.

Ich würde mich des deutschen Blutes, das in meinen Adern fließet, schämen und schweigen, wenn ich irgend einer Nation solche Vorzüge, die hinreichend wären, Deutschland in den Augen seiner

seiner Söhne so tief herabzusetzen, zusehen müßte. Jetzt bin ich stolz darauf, daß ich mit freyer Stirn, jeden Ausländer mit allen seinen knechtischen Nachahmern auffordern kann, mir diese Vorzüge nachhast zu machen.

Wo ist ein Volk gerechter, oder weiser, oder tapferer als wir? Wo eins, das größer im Frieden, oder furchtbarer im Kriege seyn könnte? Wo eins, bey dem Wissenschaften, und Künste, and Handlung mehr blühet? Welche Nation hat Joseph, oder Theresien, oder Friedriche, oder Heinriche, oder Ferdinande unserm gegründesten Stolz entgegen zu setzen?

Wir können Leibnitz und Wolf, Fabricius und Haller, Klopstock und Lessing, Gleim und Hagedorn, und hundert eben so große Namen nennen, wenn jene mit Newton und Des Cartes, Milton und Pope, Gresset und Chaulieu prahlen. Wir haben Mosheime, Epaldinge und Jerusalem, gegen Bourdaloue, und Gellerte gegen la Fontänen.

Ein Volk, das unter so vielen großen Regenten blühet; das einen Joseph und einen Friedrich hat; das so viele Helden aufstellen kann; das in jedem Theile der Gelehrsamkeit durch große Männer, und durch die vortreflichsten Schriften (die unsere Nachbarn oft herrlich zu nutzen wissen) berühmt ist; ein Volk, unter dem jede Wissenschaft, jede Kunst sich empor geschwungen hat, ein solches Volk muß mehr von seinem Werth erfüllet seyn, und waget nichts. Wenn es sich mit jedem andern in einen Rang streit einläßt.

So denk ich aus Ueberzeugung von meinem Vaterlande, und wünsche, daß jeder der im Schooße Deutschlands geboren ist, eben so denken möge. Meine Absicht gehet nicht dahin, meinen Landesleuten eine lächerliche Aufgeblasenheit und Verachtung aller andern Nationen einzulößen. Ich wünsche nicht, daß sie mit französischem Hochmuth auf andre Völker mit verachtendem Mitleid herablächeln, und ausser den deutschen Grenzen nichts als groß, erhaben, tapfer, oder vollkommen bewundern sollen. Nur dieß wünsch' ich,

Ich, daß sie geneigt werden mögen ihrem Vaterlande das gebührende Maas von Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich hab' es schon gesagt, die Hoffnung sey nicht ganz ungegründet, daß der Patriotismus (und dieser schränke sich nicht bloß darauf ein, daß man Freyheit und Leben für das Beste des Vaterlands wage; die Liebe zum Vaterlande begreift die Liebe zum Vaterländischen in sich) unter uns wieder anzuleben, beginnen werde. Allein so lange unsre Großen uns nur sparsame Beyspiele geben; so lange noch Italiänisch und Französisch die Hessesprachen sind; so lange wir noch die erste Bildung unserer Kinder Französinen, deren Sitten noch dazu oft verderbt genug sind, anvertrauen; so lange diese Kinder das Französische, radebrechen, und ihre Muttersprache gar nicht lernen; so lange unsere Schriftsteller, wofern sie anders wollen, daß das deutsche Publikum auf ihre Schriften aufmerksam sey, das Titelblatt mit den Worten brandmarken müssen: aus dem Englischen, aus dem Französischen übersetzt; so lange wir uns noch durch jede ausländische Prahlerey blenden lassen, und in jede fremde Thorheit vergast bleiben: —

andre Umstände, die eben nicht in die Klasse der Kleinigkeiten gehören, übergeh' ich mit Stillschweigen — so lange wird die Hoffnung schwach bleiben, Deutschland in Deutschland wiederzufinden.

Die Spanier, die Engländer, die Franzosen, lauter Völker, die mit uns vor diesem nur ein einziges ausmachten, eine jede andre Nation, von der gefittesten an, bis herunter zum Hottentotten, ist stolz auf sich selbst. Nur der Deutsche schämt sich seines Vaterlandes. Er staunet alles mit Bewunderung an, was mit einem ausländischen Stempel bezeichnet ist, und macht es sich zur Pflicht, auf alles mit Geringschätzung herab zu blicken, was das eigenthümliche Gepräge seines Vaterlandes trägt. Er der bereit ist, andren Nationen, bis auf ihr Lächerliches nachzuahmen, ahmet keiner einzigen in der Vaterlandsliebe nach.

Man sage mir nicht, daß es eine Klasse von Deutschen giebt, bey der man eine allgemeine Neigung zum Vaterländischen antrifft. Ich weiß, daß man sonderlich den großen Haufen in verschiedenen Reichstädten zu derselben rechnet. Ich weiß
aber

aber auch, daß diese Neigung mehr Haß gegen den Ausländer, als gegen das Ausländische; mehr Hang zum Gewöhnlichen, als Patriotismus sey.

In jenen Zeiten, als Siegmund stritt, und Hermann seine Deutschen, ein freyes Volk, zum Untergange der Legionen anführte, herrschte noch die Liebe zum Vaterlande unter den Söhnen Theut's. Von ihr glühete jede deutsche Brust; jedes Herz war ihr Altar, und zugleich, wenn es erforderlich war, auch ihr Opfer. Man ehrte den, der für das Vaterland stritt, und hielt die Wunde für minder rühmlich die nicht für dasselbe geblutet hatte. Ihm und der Deutschen Freyheit war jedes Leben heilig, und der ward noch lange nach seinem Tode in den Gesängen der Varden genannt, der für dasselbe auf dem Schlachtfelde hinsank. Zu den Zeiten hatte Germanien noch einen eigenthümlichen Nationalcharakter. Die Tapferkeit, die Treue, die Mäßigkeit, (was man auch immer von ihrer Neigung zum Trinken sagen mag) die Keuschheit, die Niedlichkeit waren deutsche Tugenden; Tugenden, die der ganzen Nation

tion in allen ihren verschiednen Völkerschaften und in jedem einzelnen Bürger gemein waren; Tugenden, durch die sich unsere Vorfahren in den Augen, selbst derjenigen Völker, von denen sie Barbaren genannt wurden, ehrwürdig machten; Tugenden, von welchen eine und die andere — mit Schamröthe denk' ichs! — unter uns einiger massen aus der Mode gekommen ist, weil man in Frankreich keinen Geschmack daran findet. Die edle Einfalt der alten deutschen Sitten die strenge Ausübung einer jedweden Pflicht, die das Vaterland forderte, verdienen mehr als eine kalte Bewunderung. Die Ehrfurcht gegen die Religion, die Achtung gegen ihre Priester, und der Widerwille gegen die römischen Sitten und Laster erhielt die Deutschen gut; die Gleichheit erhielt sie einig; die Eintracht und der Gehorsam gegen ihre Häupter machte sie fürchtbar. Sie waren gut ohne geschriebene Gesetze.

Wir haben Gesetze. Aber, unter uns gesagt: wir sind nicht halb so gut, als unsere ehrwürdigen Ahnen. Ihre guten Eigenschaften, so allgemein sie unter ihnen waren, sind unter uns nicht alltäglich. Ihre Fehler sind größtentheils von der Beschaffen-

schaffenheit, daß sie in unsern Tagen nicht in Ausübung zu bringen sind, sonst hätten wir sie vielleicht geerbet. Sie hatten bey ihren Fehlern verschiedne vortrefliche Seiten; Eine hervorstechende: den Patriotismus.

Sie waren groß, so lange sie den Römern ihre eiteln Künste, und Weichlichkeit, und Wohlüste, und Laster ließen; so lange sie ihre arme Hütten liebten; so lange sie ihren Wäldern getreu blieben; so lange sie ihre Helden und ihre Weisen zu ehren wußten. Aus ganz natürlichen Ursachen mußten wir, ihre Nachkommen, größer und besser seyn, und weit freyer (*) als sie waren, und wir sind — gerade nichts von dem was wir seyn könnten, weil uns die Nachahmungsseuche plagt, weil wir unser Vaterland nicht lieben, von uns selbst schlecht denken, und nur den Engländern und Franzosen Witz und Verstand zutrauen.

Ein

(*) Das Volk ist frey, daß seine eigene Sitten und seinen eignen Fürsten hat, der es nach guten Gesetzen regiret. Der ist der freyeste, der der beste Unterthan ist.

Ein Deutscher kann sein ganzes Leben dem gemeinen Wohl einweihen, immer mag er mühsame Nächte durchwachen, arbeiten, nachsinnen, und seinem Vaterlande und der Welt durch die herrlichsten Entdeckungen, oder durch die brauchbarsten Schriften nützlich werden: unsre Nachbarn kennen ihn vielleicht, und nützen seine Arbeiten; in Deutschland weiß seinen Namen aufs höchste hier und da ein Gelehrter. Hätte dieser Wohltäter des menschlichen Geschlechts ein französisches Trauerspiel, oder einen englischen Roman übersetzt, die Kinder in Deutschland würden seinen Namen, oder doch wenigstens sein Buch kennen.

Ein französischer Geel, den die Langeweile plaget, spannt sein leeres Gehirn auf die Folter, brütet, und erfindet eine abentheuerliche Mode — Vielleicht wird er in Frankreich ausgelacht. In Deutschland verstehen wir das Ding besser! Wir bewundern seinen schöpferischen Geist, und finden den lächerlich, der zu vernünftig ist, eine abgeschmackte Kopie des Becken zu werden. Wer unter unsern Landesleuten sich zuerst die Thorheit des Galliers eigen macht, ist stolzer auf diesen Vorzug,

Vorzug, als es ehemals ein Cherusker, oder ein
 Ratte seyn mochte, der antiefften in eine römische
 Kohorte gedrungen war, und einen Adler mit glori-
 reichen Wunden erkaufet hatte.

In einer solchen Zeit schreib' ich, und nenne
 die Aufsätze die ich meinen Mitbürgern vorlege,
 Den Deutschen. Ob sie unter dieser Aufschrift
 ihr Glück machen werden? — Ob dieser Name
 bey einem beträchtlichen Theile meiner Nation,
 gegenwärtigen Blättern zur Empfehlung gereichen
 wird? — Zwo Fragen, die ich mir nach Verlauf
 eines Vierteljahres dadurch beantworten werde,
 daß ich diese Schrift entweder bis zum Ende des
 Jahres fortsetze, oder plötzlich endige. Nach dem
 Hauptinhalt derselben, und nach meiner vorzüg-
 lichsten Absicht konnt' ich keinen andern Titel wählen.

Man kann es mit Recht von einem Schriftsteller
 fordern, daß er den Leser von dem, womit er
 ihn zu unterhalten denkt, Nachricht gebe. Wer
 also in diesen Blättern ein endloses moralisches
 Geschwätz, eine Sammlung allerliebster Fabeln,
 Feenmärchen, Räthsel und ewiger Tändeleien,
 und

und einen französischen Ton suchet, der wird sehr weislich thun, wenn er sich die Mühe erspart, weiter zu lesen. Wenigstens ist dies der Rath, den ich ihm mit alter deutscher Redlichkeit gebe.

Wer kurze Auszüge aus der Geschichte Deutschlands, Nachrichten von dem Ursprunge der alten Deutschen, ihren Sitten, ihren Gebräuchen, ihrem Gottesdienste, von unserm heutigen Zustande in ia Absicht auf Gelehrsamkeit, Pitteratur und Sitten, Anmerkungen über die Sprache, u. s. w. mit einem Worte: Aufsätze die für einen Deutschen interessant seyn können, erwartet: der mag bis zum Ende des Jahres fortlesen. Wenn alle diese Sachen schon bekannt sind, der mag sich durch kleine Gedichte, und untermischte Erzählungen schadlos halten. Eingefandte Aufsätze, wenn sie meinem Zwecke entsprechen, werd' ich annehmen.

Einem Schriftsteller, der mit seiner ganzen Nation — noch mehr: einem Deutschen, der mit Deutschen spricht, muß man Aufrichtigkeit und den, einem Deutschen anständigen Freymuth nicht zum Fehler anrechnen.

Der
D e u t s c h e.
Zweytes Stück.

Magdeburg, am 12ten Jenner, 1771.

„Jenen leeren Raum, jenseits der Denkmaale der wahren Herkunft einer Nation, hat die Eitelkeit der Menschen immer mit Fabeln angefüllt, die ihr Alterthum noch Wohlgefallen in die Vorwelt hinaussetzten, um durch dieses ihren Glanz zu erhöhen. Was ein Dichter sang, oder ein Redner seinem Volke vorschwang, ward eine allgemeine Sage; und in der Folge der Zeit bey nahe ein Religionspunkt.“ Dies sind die Worte eines vortreflichen Schriftstellers, dessen Buch in jedermanns Händen ist.

In der Hauptsache, muß, was er sagt unstreitig die Meinung eines jeden seyn, der nur einigermaßen seine Blicke auf die Geschichte geheftet hat. Es war beynahe allen Völkern gewöhnlich sich für unmittelbare Nachkommen irgend einer Gottheit auszugeben, und noch heute finden wir, daß fast alle diejenigen Nationen, welche von der christlichen Religion noch nicht erleuchtet sind, von den Japanesern an, die ganze lange Reihe hindurch, bis zu der allerunbeträchtlichsten amerikanischen Völkerschaft, diesem Wahne huldigen. Aber davon bin ich entfernt, daß ich die Eitelkeit, oder eine jede Art von Stolz als die Quelle dieses Vorgebens betrachten sollte. Die verschiedenen Meinungen aller der Völker, die ihren Ursprung für göttlich halten, scheinen mir aus einer ganz andern, aber einzigen Quelle zu entspringen. Alle diese Fabeln haben Wahrheit zum Grunde.

Anfänglich, da des Noah Nachkommenschaft nur ein einziges Volk ausmachte, war man über den Ursprung der Menschen einig. Man wußte, wer der Urheber dieser Welt, und auf welche Art
durch

durch ihn das erste Paar Menschen hervorgebracht sey. Die Menschen mußten sich nothwendig, so wie ihre Anzahl zunahm, immer weiter ausbreiten; folglich entstanden neue Völker, unter welchen sich die Wahrheit eine Zeitlang in ihrer ersten Reinigkeit erhielt. Weil sie aber bloß durch die mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt wurde, so verlor sie sich nach und nach, und ein Gewebe von Fabeln, worinn sich doch immer etwas Wahres einflocht, nahm ihre Stelle ein. Die Länge der Zeit gab diesen Fabeln endlich eine Art von Glaubwürdigkeit. Oft wiederholt ein Lügner eine von seinen Lieblingslügen so vielmal, daß er sie am Ende selbst für wahr hält. Kein Wunder, wenn ein Volk, dessen ganze Gelehrsamkeit bloß mündlich fortgepflanzt wird, die abentheuerlichsten Erdichtungen Glauben und Ansehen gewinnen läßt, wenn sie nach und nach unter ihm entstehen, im Anfang der Wahrheit ähnlich sind, und ihm Jahrhunderte hindurch voresaat werden, zumal, wenn der Stolz seine Rechnung dabey findet. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die wahre Geschichte der Schöpfung als den einzigen und ersten Grund aller der

mannichfaltigen Erfindungen so vieler Völker, von ihrer unmittelbar göttlichen Abkunft, ansehe; es sey mir aber genug, meine Meinung bloß angedeutet zu haben. Die wichtigen Folgerungen, die sich daraus herleiten lassen, mögen die Gottesgelehrten, Naturforscher und Erdbeschreiber daraus ziehen, wenn sie wollen.

Auch unsre Vorfahren standen in der Meinung, daß sie einer Gottheit ihren Ursprung zu danken hätten. Ihre Geschichte giebt an Dunkelheit keiner etwas nach, und ohne einige griechische und römische Schriftsteller würden wir nichts von ihnen wissen.

Sie selbst hatten keine andern Geschichtschreiber als ihre Dichter, welche sie Barden nannten. Von diesen merkwürdigen Männern hab' ich mir vorgesetzt zu einer andern Zeit zu reden. Die Lieder derselben waren gleichsam die Jahrbücher der Nation; allein, da selbige nicht pflegten aufgeschrieben zu werden, sondern nur von Mund zu Mund fortgepflanzt wurden, so ist es ganz begreiflich warum so wenige, und unvollständige

ständige Nachrichten aus dem Alterthum bis auf unsere Zeiten gekommen sind.

Wir sind in die Nothwendigkeit gesetzt, uns bloß an dasjenige zu halten, was uns die Schriftsteller anderer Nationen von unserm Vaterlande berichten. Unter allen diesen ist Tacitus, der unter Trajans Regierung schrieb, unstreitig derjenige, so uns die besten, vollständigsten, und glaubwürdigsten Nachrichten hinterlassen hat. Von diesem wissen wir, daß die Deutschen in einigen uralten Liedern ihren Ursprung dem Gotte **Thuiston**, einem Sohne der Erde, und dem **Mannus**, einem Sohne Thuistons, zuschrieben. Mannus soll diesen Gesängen zufolge drey Söhne gehabt haben, nach welchen diejenigen deutschen Völker, so zunächst an dem Ocean gewohnt, die **Jugavonen**; die mittleren, **Herminonen**; und die übrigen **Istävonen** benannt werden.

Hätt' ich mir vorgesetzt, eine vollständige Geschichte Deutschlands zu schreiben, so wär' ich vielleicht verbunden, über diese Meinung unsrer Vorfahren mich in einige weitläufige Untersu-

Chungen einzulassen. Zu meiner Absicht ist es hinreichend, wenn ich sage, daß Thuisfon eben der Gott sey, den andre Schriftsteller mit den Namen Dis, Teut, Theuth, Teutates, u. a. m. belegen, und mit dem Theuth, oder Merkur der Egyptier einerley. Wahrscheinlicher Weise hat man anfänglich unter dieser Benennung den einzigen wahren Gott verehret. Daß aber die Deutschen unter ihren Mannus, den ersten Stammvater der Menschen, Adam verstanden, würde schon glaublich seyn, wenn es auch nicht aus der Bedeutung des Wortes erweislich wäre. Ob sie aber nicht mit der Zeit, diesen Mannus mit dem Noah verwechselt, wie sich aus den dreyn Söhnen, Ingävo, Germino, und Istävo, welche sie ihm beylegen, muthmaßen läßet, mag ein andrer untersuchen.

So viel ist gewiß, daß Deutschland bald nach der allgemeinen Vermirrung der Sprachen bewohnet worden, und glaubwürdig, daß die Deutschen von einem Urenkel des Noah, dem Ascenas einem Sohne Gomer's, und Enkel Japhet's abstammen. Dieser Ascenas war der
Stamm

Stammvater aller der Völker, die unter dem Namen der *Celten* bekannt waren, und die sich nachgehends in fünf besondere Völker, die *Illyrier*, *Brittannier* oder *Brittonen*, *Deutschen*, *Gallier* und *Hispantier* theilten, und sich zwar mit diesen besondern Namen nannten, aber doch die allgemeine Benennung der *Celten* noch beybehielten.

Das Wort *Deutsch* stammt unsireitig von dem Namen *Thuiston*, oder *Thench* her, für dessen Nachkommen sich, wie ich im vorhergehenden gesagt habe, die Bewohner Deutschlands ausgaben, und nach dem sie sich *Thie* *Thuitischon*, *Duitischon*, *Thentsichon* u. nach den verschiednen Dialecten der celtischen Sprache, nannten. Diejenigen irren, die in der Meinung stehen, als wenn diese Benennung vom *Teuto*, einem Könige der dänischen Inseln, oder von den *Teutonen*, den Bewohnern dieser Inseln herkommen. Denn es ist wahrscheinlich, daß der Name, die *Deutschen* schon lange vor der Zeit, da dieser *Teuto* regierte, üblich gewesen sey, und noch wahrscheinlicher, daß sich die ganze Nation nach dem genennet habe, den sie für ihren

Stifter hielt, als nach einem kleinen Volke, oder dessen Beherrscher. Daß der Name Germanen viel neuer sey, sagt Tacitus mit ausdrücklichen Worten.

Alle alten Schriftsteller, die der Deutschen gedenken, kommen harn überein, daß sie ihnen eine fürchterliche Größe, drohende blane Augen, langes blondes oder rothes Haar, dessen Wörche sie durch die Kunst noch zu erhöhen wußten, und eine schreckende Stimme beylegen. Tacitus leitet die große Aehnlichkeit, die in diesen angeführten körperlichen Eigenschaften unter allen Deutschen herrschte, davon her, daß sie durch Heerathen mit keinen andern Völkern untermenget worden, und folglich ein einziges, eignes und unvermishtes Volk geblieben wären. Schon durch ihr Ansehen waren sie den Feinden schrecklich, und Julius Cäsar selbst gestehet, daß sein ganzes Heer in eine unglaubliche Furcht gerathen sey, als es die außerordentliche Leibesgröße, die ungemaine Tapferkeit und Kriegserfahrung der Deutschen von den Gallier rühmen hörte, welche freywillig bekannten, daß sie zwar oft mit den
Deut-

Deutschen an einander gerathen, aber sie hätten nicht einmal den Anblick und die funkeinden Augen derselben ertragen können.

Das deutsche Frauenzimmer verdiente, auch in jenen Zeiten, das Lob der Schönheit. Wer Lust hat, mag den Ausonius nachschlagen; er wird bey diesem Dichter eine gewisse Bissula geschildert finden, von welcher er ausdrücklich sagt, daß sie an Reiz die Römerinnen weit übertreffe.

Als die Römer zum erstenmal nach Deutschland kamen, hatten die Deutschen noch keine Städte, doch wohnten sie schon in Häusern, und nicht mehr, wie in den ältesten Zeiten, in den Wäldern, oder in Hütten, die aus Baumzweigen geflochten waren. Ich will die eignen Worte des Tacitus anführen: „Es ist eine bekannte Sache, schreibt er, daß die deutschen Völker nicht in Städten wohnen, und daß sie nicht einmal Bohnstübe, die aus aneinander hangenden Häusern bestehen, unter sich dulden. Sie wohnen von einander abgesondert und einzeln, nachdem ihnen etwa eine Quelle, ein Gefilde,

oder eine Waldung bequem scheint. Ihre Wohnplätze legen sie nicht auf unsere Art an. Wir bauen unsere Häuser straßenweise aneinander: sie lassen, ein jeder um das seinige, einen leeren Platz.“

Zu ihren Gebäuden gebrauchten sie weder gehauene, noch Ziegelsteine; sie bauten bloß mit Holz, und auch dieses war eben nicht aufs zierlichste bearbeitet. Sie begnügten sich von den gefällten Bäume die Zweige und Rinde zu hacken, und diese Balken zwischen aufrechtstehenden Pfosten über einander zu legen. Dieß waren ihre Wände, welche sie in verschiedenen Gegenden von Deutschland, wie Tacitus erzählt, mit einer Art von farbigen und glänzenden Thon zu überziehen pflegten, wodurch dieselben in der Fern. wie gemalt schienen. Auch von Dachziegeln wußten sie nichts; ihre glücklichen Hütten waren mit Stroh oder Schilf gedeckt.

Festere, und dauerhafter gebaute Häuser waren ihnen unnütz, indem sie nicht gewohnt waren, lange an einem Orte zu wohnen. Es war dieß eine

eine allgemeine Gewohnheit aller alten Völker, daß sie den Ort ihres Aufenthaltes oft veränderten. Die alten Deutschen hatten den Gebrauch, wenn sie eine neue Gegend zu ihrem Wohnsitz wählten, daß ihre Führer das Land unter das Volk theilten. Sie bewohnten einen solchen Distrikt ungefähr ein Jahr lang. Nach Verlauf desselben legten sie ihr weniges Geräthe auf Wagen, und zogen mit ihren Viehe in eine andere Gegend, damit die, welche sie bisher bewohnet hatten, Zeit haben möchte, sich wieder zu erholen, und nichts an ihrer Fruchtbarkeit verlohre, weil sie es für unanständig hielten, den Acker zu bauen.

„Wir vertauschen, sagten sie, unsere Wohnungen jährlich, damit niemand unter uns sich durch eine anhaltende Gewohnheit hureissen lasse, und die Neigung zum Kriege mit dem Ackerbaue vertausche. Wohnen wir lange an einem Orte, und besäße jeder seine Ländereien eigenthümlich, so würde mancher suchen, seinen Bezirk zu erweitern; der Mächtigere würde um sich greifen, und den Kleineren aus seinem Besitze treiben; wir würden weichlich werden, und die Weichlichkeit würde

würde uns bald lehren unsre Häuser sorgfältiger zu bauen, daß sie einen stärkern Schutz wider Frost und Hitze und die Ungemächlichkeiten der Bitterung darböten; wir würden die Habsucht kennen leraen; aus dieser würden innerliche Unruhen und Uneinigkeiten entstehen. Jetzt wird unser Volk im Gleichmuth erhalten, da ein jeder unter uns sieht, daß seine Güter den Gütern des Aingesehesten die Wage halten. Wir lieben den Landbau nicht, und die Hoffnung der Erndte hat für uns nichts Reizendes; aber wir eilen dem Feind entgegen, erkämpfen uns ruhmvolle Wunden; und verachten die unthätige Trägheit die das durch Schweiß erwerben will, was sich mit Blut und Wunden erkaufen läßt.“ So dachte dieß streitbare Volk. Seine Hauptneigung war der Krieg. Ein jeder konnte durch denselben gewinnen, und keiner verlieren. Die Sorge für seine Valläste, und die Erhaltung seiner Ländereyen konnte keinem ein besonderer Antrieb seyn die Schlacht zu scheuen; oder vom Kriege abzurathen. Ihre Hütten, wenn sie auch der Feind zerstörete, waren leicht wieder hergestellet; ihre Weiber begleiteten sie zum Schlachtfelde, waren dem Treffen nahe, saugten

saugten und verbanden die Wunden der Plutenden, und munterten durch ihren Zuruf die Streitenden auf. Im Geräusch der Waffen erzogen, von Jugend auf an das Getöse der Schlacht gewöhnt, durch beständige Beschäftigungen mit der Jagd abgehärtet, mußten sie den Krieg lieben. Das Ansehen derjenigen, die sich durch vorzügliche Tapferkeit hervorthaten, und durch kühne Thaten unterschieden, war einem jeden ein Sporn, rühmliche Gefahren aufzusuchen.

Ich hätte schon anführen müssen, was Seneca, Tacitus und andre Schriftsteller von der Gewohnheit der Deutschen sagen, tiefe unterirdische Hölen anzulegen. Diese bedeckten sie oben mit vielm Miste und Erde; und bedienten sich derselben theils zu ihrem Winteraufenthalte in der strengsten Kälte, theils ihren etwanigen Vorrath aufzubewahren. Die Öffnung verbargen sie. Wenn auch der Feind die Häuser verheerte, so blieben doch diese Hölen in Sicherheit, so wohl weil sie verborgen waren, als auch deswegen weil er sich nicht die Mühe gab, dieselben aufzusuchen, indem die versteckten Reichthümer dieser genügsamen

men Nation in der That die Mühe ihnen nachzu-
spüren nicht bezahlten.

Man kann sich leicht die Rechnung machen,
daß die Kleidung der tapfern Deutschen ihren Woh-
nungen und Lebensart vollkommen müsse entspro-
chen haben. So gar die deutschen Damen lieb-
ten den Puß nicht sonderlich, und foderten ihn
von ihren Liebhabern eben so wenig. Der war
ihnen der angenehmste, der an Stärke, Tapferkeit
und Redlichkeit seine Mitwerber übertraf, er mochte
übrigens in einer Hirschhaut, oder in einem
Fuchspelze erscheinen.

Besser als ich, hat der Barde Rhinsgolph
diese Sitte unsrer Väter beschrieben. Wer kann
es lesen, ohne sich Glück zu wünschen daß er ein
Deutscher ist! oder ohne zu klagen, daß wir ent-
artete Enkel sind! so sagt der Gesang des Bardens:

Ganz will ich der Nachwelt singen
Wie der Sieger Sitte war.
Lern es, Enkel, daß in Blöße
Reichthum, und in Unschuld Größe,
Tapferkeit in Tugend war.

So,

Denn diese Thaten lernt er bald,
Da pocht sein Herz ihm mit Gewalt;
Er träumt nur gleiche Thaten;
Ihn wecket oft ein Traum vom Streit:
Er sucht des Bildes Aehnlichkeit,
Und tritt, so bald der Hahn den Morgen ansgesagt,
Hinaus zur kriegerischen Jagd.

Kann man ein schöneres Bild von dem Glück
der alten Deutschen entwerfen, als der Barbe,
in folgenden Versen:

Das Feld giebt Brodt, die Quelle Labung,
Die Jagd manch buntes Kleid.
Ihr Götter konntet ihr dem Leben
Des Sterblichen, mehr Fülle geben,
Als die Genügsamkeit!
Drum magst du noch so stolz
Von schwer erstiegen Höhen,
O Rom, hohnlächelnd niedersehen,
Auf unsre Hütten her:
Hast du viel Glück? Wir haben mehr!

Der
D e u t s c h e.
Drittes Stück.

Magdeburg, am 19ten Jenner, 1771.

Da ich die ersten Blätter dieser Schrift vorzüglich den Nachrichten von der Lebensart der älteren Bewohner Deutschlands gewidmet habe: so will ich dem, am Schlusse des letzten Stückes geleisteten Versprechen, gleich heute nachkommen, und meine Leser mit der Beschreibung des Puges unserer Vorfahren, der Einrichtung ihrer Küche, und einigen andern Umständen, die zu ihrer Lebensart gehören, zu unterhalten suchen.

Die Kleidung der alten Deutschen war so eingerichtet, daß sie der französischen Schneider voll kommen entübrigt seyn konnten. Einige Thier-

Erster Theil.

E

häute,

häute, ein paar Ellen von groben wollenen Zeuge, oder eine von Bast geflochtene Matte, dieß war alles, was sie brauchten, leicht anzuschaffen, und, weil bey ihnen ein jeder Schnitt nach der Mode war, leicht fertigget.

Um ihre Kinder frühzeitig zu gewöhnen, eine jede Bitterung erträglich zu finden, und ihre Leiber abzuhärten, ließen sie dieselbigen ungesähr bis in das zwanzigste Jahr, auch in der allerstrengsten Kälte, völlig unbekleidet gehen, und hielten es für die schändlichste Art von Aufführung, wenn einem Jünglinge, ehe er dieses Alter erreicht hatte, die genaueste Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer vorgeworfen werden konnte. Eine Denkart, die bey uns nicht mehr im Gebrauch ist.

Nach dem zwanzigsten Jahre trugen sie eine Art von Mantel, oder Decke. Dieses Kleidungsstück (*) war viereckig, aus Wolle gewirkt, und an der auswendigen Seite zottig. Ost war es mit bunten Streifen oder Würfeln gewebet.

Sie

(*) Sagum, Sagum quadrum.

Sie hingen dasselbe um die Schultern, und befestigten die beyden Zipfel auf der Brust mit einer Schnalle, oder in Ermangelung derselben mit einem Dorne. Dieses Gewand ließ die Arme unbedeckt, und reichte über den Rücken bis etwas unterhalb der Hüften herunter.

Der gleichen Decken waren zum östern, statt der Wolle, nur aus Bast geflochten. Ich stelle mir nicht vor, daß dieses Flechtwerk bloß eine Kleidung der Armeren gewesen sey; denn die wilden Thiere konnten in den ungeheuren Wäldungen Deutschlands wohl so selten nicht seyn, daß die Häute derselben bloß für die Vermögenden gehört haben sollten, da jedermann ein Recht zur Jagd hatte. Diodor sagt ausdrücklich, sie hätten im Winter dickere, in der warmen Witterung aber dünnere Mäntel getragen. Vielleicht sind die aus Bast geflochtenen Matten, ihre Sommerkleidung gewesen.

Sie trugen auch eine Art kleiner Kamisöler, die Cäsar Rhenones nennet. Diese hingen

vom Halse bis an den Nabel, waren ohne Net-
mel, und aus Thierhäuten versertiget (*).

Eine sehr gewöhnliche Kleidung unter den
Nachkommen des Mannus war die Haut eines
Thieres, an welcher sie gemeinlich die Ohren
und Hörner ließen, und sie dergestalt um die
Schultern, nach Art eines Mantels befestigten,
daß dasjenige Theil der Haut, das den Kopf des
Thieres bedecket hatte, ihr Hauptschmuck wurde.
Hierdurch vermehrten sie ihr fürchterliches Anse-
hen in den Augen der Feinde.

Man stelle sich einen hübschen jungen Mann
vor, stark von Sehnen, Knochen und Muskeln,
mit einem dicken rothen Knebelbarte, feurigen
Augen, und donnernder Stimme; einen Mann,
der seine vollen sieben Fuß, und drüber, lang ist,
eine Hirschhaut auf den Schultern, und ein ar-
tiges

(*) *Rhenones sunt velamina humerorum et
pectoris, usque ad umbilicum, atque in-
tortis villis adeo hispidi, ut imbres re-
spuant. Isidor.*

tiges Hirschgeweih von achtzehn bis zwanzig Enden auf dem Kopfe trägt, und das Ansehen hat als ob er eine gute knotigte Keule aus festem Holze, behende zu schwingen wisse, und verdient es, wenn man kann, den Galliern, daß ihnen eine Schaar solcher Krieger furchtbar schien.

Ihr Pelzwerk, von dem sie beständig die haarige Seite auswärts trugen, wußten die alten Deutschen mit bunten, gemalten Flecken, oder, wie es noch heutiges Tages gebräuchlich ist, mit darauf genäheten Stückchen von schwarzer Farbe zu ziern.

Statt der Schuhe trugen sie eine Art von Halbstiefeln, die wie Sidonius Apollinarius bemerkt, aus Pferdehäuten, woran die Haare blieben, verfertigt waren.

Man sieht, daß die alten Bewohner Germaniens diese beschriebenen Kleidungsstücke mehr zum Schutze wider Schnee und Regen, als im eigentlichem Verstande, sich zu bekleiden brauchten. Denn in der That war die Kleidung der

Erwachsenen nicht viel mehr werth, als die Blöße ihrer Jugend. Ein Deutscher in seinem völligen Puge war mehr als halb nackend. Doch sagt Tacitus, daß die Vermögendsten unter ihnen sich durch ordenliche Kleider (*vestis*) unterschieden, die sehr eng, gleichsam wie auf den Leib genehet, und so gemacht waren, daß sie den Bau der Glieder im geringsten nicht verbargen.

Sie bestanden aus einem Wams, dessen Ärmel sich mitten zwischen der Schulter, und dem Ellenbogen endigten, und in Beinkleidern die nicht völlig bis an die Knie herunter reichten, und waren aus wollenem Zeuge, Leinwand oder Leder gemacht. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Wammes gemeiniglich mit den Beinkleidern aus einem Stücke bestanden.

Die deutsche Schöne bekleidete sich, so wie ihr Mann, mit einem Kamisölen (*Rheno*), einem Mantel oder Decke (*Sagum*), oder einer Haut. Auch trugen etliche eine Gattung von Hemden ohne Ärmel. Diese waren von Leinwand, zuweilen schlechthin weiß, zuweilen mit purpur:

purpurfarbenen Streifen. Solalich war bey ihnen, eben so als bey den Männern, das grösste Theil des Körpers unbekleider.

„Und die Leute schämten sich nicht?“

Im geringsten nicht, Madame! Was hätte dieß unschuldige Volk für Ursache dazu gehabt? Ich sage Ihnen noch dazu, daß die Deutschen fast täglich auch sogar diese wenigen Kleider ablegten, und völlig nackt, Männer und Weiber, und Mädchen und Jünglinge untereinander, in den Flüssen badeten.

„Ein häßliches Gemälde, mein Herr!“

Mit Ihrer Erlaubniß! ein herrliches Gemälde! Eine erhabene Lobrede für unsere Vorfahren!

Halten Sie ja die Hand nicht vor die Augen, Mademoiselle, wenn Sie auf meine Zeichnung blicken, wosern ich nicht zum Nachtheil Ihrer Tugend, vermuthen soll, daß Sie durch die Sinker sehen. Die alten Deutschen waren so vor-

treffliche Leute, und von so reinem und unschuldigem Herzen, daß sie einander ohne alles Mergerniß in *naturalibus* sehen konnten. Es erweckte bey dieser ehrwürdigen Nation nicht einmal den geringsten Argwohn, daß die Ehrbarkeit dadurch verletzt werden könne, wenn dieses oder jenes Theil des Körpers, oder gar der ganze Leib, unbedeckt bliebe.

Adam flocht Feigenblätter, wie Sie wissen; aber nicht eher, bis sein Herz verderbt war. Die Deutschen hielten es nicht eher für unanständig, halb oder ganz unbekleidet zu gehen, bis sie die Unschuld und Reinigkeit ihrer Sitten verlohren hatten.

Und Sie, werther Herr! sagen Sie mir einmal, warum gereicht es in unserem keuschen und sitzamen Jahrhunderte keiner Seele zum sonderlichen Mergerniß, wenn eine blühende Schönheit mit unbedecktem Busen öffentlich erscheint? Noch mehr: warum schämen sich unsere Schönen nicht, den Nacken, die halben Schultern, und ein großes Theil der Brust entblößt zu lassen?

„Ja

„Ja . . . dazu sind wir gewöhnet!“

Allerliebſt! Die alten Deutſchen, bey denen ohnehin, nach dem Zeugniſſe eines vortrefſlichen Schriftſtellers, (*) die guten Sitten mehr vermogten, als in andern Ländern gute Geſetze, waren gleichfalls daran gewöhnet. Alſo, mein Herr! geben Sie ſich die Mühe, wenn es Ihnen beliebt, von Einem Gewohnt ſeyn auf das andere zu ſchließen.

Selbſt in unſeren Zeiten, übertreffen uns diejenigen Völker, die ſich keiner Kleider bedienen, ſo ſehr an gewiſſen Tugenden, daß ich keiner bekleideten Nation rathen will, Menſchheit gegen Menſchheit auf die Waage zu ſetzen. Woher dieſes rühre, iſt ſchon vor mir ſo oft geſagt, daß es einem jeden meiner Leſer bekannt ſeyn kann; ich darf alſo nicht befürchten, daß ich mich durch Vorenthaltung einer Wahrheit, die zur Vertheidigung unſerer Väter gereichen kann, verſündige.

C 5

Jur

(*) Plus ibi boni mores valent, quam ubi bonae leges. *Tacit.*

Zur größeren Beruhigung meines Gewissens er-
innere ich mich, daß es auch in französischen
Büchern gesagt ist.

Ich muß noch ein Wort von dem Kopfsputz
der alten Deutschen sagen. Man wird sich ver-
muthlich aus dem vorübergehenden Vogen erinnern,
daß dieselben durchgehends gelbes oder rothes
Haar hatten. Sie liebten diese Farbe so sehr,
daß sie solche durch gewisse Mittel erhöhten. Der
Geschmack hat sich geändert. Wenigstens hab'
ich noch kein einziges mal auf dem Nachttisch
einer Brünette ein Töpfchen mit einer scharfen,
beizenden Lauge aus guter Buchenasche, neben
ihrer Seifenkugel gefunden. Denn Lauge und
Seife waren die Mittel, derer sich die Alten zum
Färben der Haare bedienten. Zwar sah' ich oft-
mals, wenn ich zeitig genug kam, ein silbernes
Schächtelchen mit Carmin; allein weil oft ein
Bleikamm darneben lag, und das Kammermäd-
chen mit eifertiger Hand ein Schnupstuch oder
eine Nachthaube über etliche weiße Farben warf:
so ziehe ich, zur Steuer der Wahrheit, aus diesen
Vordersätzen den bündigen Schluß:

Daß

Daß der Carmin nicht zum Röschen der
 Haare angewendet werden,
 sondern vielmehr
 zu irgend einem andern Gebrauche bestim-
 met seyn müsse.

Auch rotthe Pomnade fand ich. - Allein ich will
 es beschwören, daß diese nur gebraucht wird, die
 Schönheit der Lippen in Bau und Besserung zu
 erhalten. Und wenn ich es anders sagte, müßt
 ich es lügen.

Es ist eine verzweifelte Gewohnheit, daß ich
 schwerlich auf einem Fußsteige er mag trocken,
 oder sumpfig seyn, fortschletern kann, ohne von
 Zeit zu Zeit, entweder mit dem rechten oder lin-
 ken Fuße neben aus, auf dem Ager zu treten.
 Wer mit mir gehen will, es sey nun, daß er die
 Absicht hat mir Gesellschaft zu leisten, oder daß
 ich ihm Gesellschaft leisten soll, der muß sich daran
 zu gewöhnen suchen.

Aber, so bald ich es merke, lenk' ich wieder
 in den Weg.

Unsere

Unsere Vorsahren, so nachlässig sie sonst in Absicht des Putzes waren, trugen außerordentliche Sorgfalt für ihre Haare, und zwar das männliche Geschlecht vorzüglich vor dem schönen. Ausser ihrem Reizen mit Seife und Lauge, salbten sie dieselben mit Butter, und banden sie im Nacken zusammen. Auch pflegte man das Haar oben auf dem Kopfe in einem in die Höhe stehenden Büschel zusammen gebunden zu tragen; eine Gewohnheit die sonderlich den Bornehmsten der Ezevischen Völkerschaft eigen war. Sie hatten hierbey die Absicht, wie ich schon oben, bey ihren Häuten mit Hörnern und Ohren angemerkt habe, sich den Feinden schrecklicher zu zeigen. Dieß ist zugleich die Ursache warum die Männer, wie der ältere Plinius gedenkt, an Sorgfalt für ihr Haar, das Frauenzimmer übertrafen. Die ihre Haare nicht zusammen banden, gewöhnten sie doch zurück, und ließen sie in langen Zöpfen herunter hängen.

Die Wangen und das Kinn beschoren sie, die Oberlippen nicht, weil sie, mit Recht, wie mir dünkt, dafür hielten, daß ein langer und dichter Knebelbart zur Vermehrung des kriegerischen Ansehens gereiche.

Sie

Sie schmückten sich auch mit den goldnen Halsketten und Armbändern, die sie ihren Feinden abnahmen, als mit Beweisen ihrer Tapferkeit. Auch nahmen sie es sehr gut auf, wenn ihnen auswärtige Völker dergleichen zum öffentlichen Geschenke sandten. Ausserdem achteten sie Gold und Silber wenig, und verbanden mit demselben keinen Werth. Tacitus ist mein Gewährsmann, daß bey ihnen ein goldnes Gefäß eben so geringe geschähet worden sey, als ein irdenes.

Dies ist ungefähr alles, was man mit Gewisheit von der Art unserer Vorfahren sich zu kleiden, sagen kann. In ihren Kleidern pflegten sie auch des Nachts zu schlafen. Etliche unterlegte Häute, oder ein wenig Heu diente ihnen zum Bette. So bald sie des Morgens aufstanden, wuschen sie sich mit warmen oder kalten Wasser, und dann assen sie.

Diese starken Leiber wurden durch ungekünstelte Speisen genährt. Weil sie sich eben nicht auf den Ackerbau legten, hatten sie nur wenig Brodt. Hergegen boten ihnen ihre fürchterlichen Wälder

Wälder einen Ueberfluß von Wildpret dar. Da ihr ganzer Reichthum in ihren Heerden bestand, fehlte es ihnen auch nicht an zahmen Fleische, Milch, Butter und Käse. Auch nahmen sie mit wilden Obst vorlieb.

Wollen Sie mir erlauben, meine Damen, daß ich Sie in die Küche eines alten Deutschen be leite? Sie dürfen nur wenige Schritte thun, und haben keine Treppe zu steigen. Ich muß aber so unhöflich seyn, und voran gehen, Ihnen den Weg zu zeigen. Folgen Sie mir nur immer nach.

Wenn Sie dem dicken Quartbände des Herrn Arntiel, und einigen andern glauben, so stehen Sie in der Einbildung, daß die Deutschen Menschenfleisch aßen. Ich habe Sie deswegen selbst in die Küche geführt, damit Sie mit Ihren Augen sehen können, daß Arntiel, den ich sonst für einen recht guten Mann halte, diesmal lügt. Auch sehen Sie, daß sie das Fleisch nicht roh essen, sondern daß hier Löpfe am Feuer stehen, und Bratspieße gedrehet werden, und Carbonnade geröstet

röstet wird. Lassen Sie sich also nicht überreden, wenn man ihnen aus dem Buche eines gewissen Pomponius Mela erzählt, daß die Deutschen das Fleisch roh gespeiset, und, um es mürber zu machen es vorher mit Händen und Füßen geknetet und getreten haben sollen. Von allem diesem ist, ich siehe Ihnen dafür, keine Sylbe wahr.

Ihr Getränk — Doch meine Damen! ich muß Ihnen den kleinen Streich spielen, und Sie auf etliche Tage in der räucherigsten Küche lassen. Dafür aber will ich Sie bey erster Geleghenheit mit auf ein deutsches Gastmahl nehmen, wo sie nicht übel vergirtheet werden sollen.

Bei dem Commereien-Rath Daniel Christian Hechtel ist neu angekommen und zu haben:

Karl Christian Neekert kleine Lieder, groß 8.
Münster und Hamm, 1770. 6 Bgr.

Karl Christian Neekert der junge Held in vier Gesängen. 8. ebendasselbst. 4 Bgr.

— Amazonen Lieder, 8. ebendaf. 4 Bgr.

J. J. Schneider, die bedeckte Festung, 8. Hannover. 8 Bgr.

Joh.

- Joh. Aug. Ernesti, das Andenken des Hrn. Christl.
 Fürchtgott Sellert, gr. 8. Leipzig 3 Ggr.
 — Ebendasselbe in lateinischer Sprache, 8. 3 Ggr.
 Hrn. Sellerts Moral, 2 Bände, gr. 8. 1 Thlr.
 12 Ggr.
 — Ebendasselbe in klein 8. 1 Thlr.
 Gedichte der Freundschaft, der Liebe, und dem
 Scherze gesungen, 2 Theile, 8. Helmstädt.
 8 Ggr.
 Die Zuschauerin an der Spree, 8. Berlin. 12 Ggr.
 J. C. Blum vermischte Gedichte, 8. Berlin 1771.
 4 Ggr.
 Versuch einer prosaischen Uebersetzung der grie-
 chischen Liedern des Pindars, 2 Theile. 8. Berlin.
 12 Ggr.
 David Hume Geschichte von England, von dem
 Einfalle des Julius Cäsar an bis auf Elisabeth,
 dritter Band. Aus dem Englischen, groß 4.
 Breslau. 1 Thlr. 12 Ggr.
 Philipp Peter Guden von Wittwencaffen, und
 der dabey zu vermuthenden höchsten Wittwen-
 Zahl, ingleichen von der Wahrscheinlichen Le-
 bensdauer des männlichen und weiblichen Ge-
 schlechts, 4. Hannover 1771. 10 Ggr.
 G. B. Schirachs historische Briefe, 8. Helmstädt.
 6 Ggr.

Der
D e u t s c h e.
Viertes Stück.

Magdeburg, am 26ten Jenner, 1771.

Ich trete niemals in einem Wald von Eichen,
deren Stämme ihr hohes Alterthum zu erkennen
geben, und die durch ihre dicken und belaubten
Aeste keinen Sonnenstrahl durchfallen lassen, ohne
einen heiligen Schauer zu empfinden; nicht allein
weil die Stille, Einsamkeit und Dunkelheit eines
solchen Orts, das Gemüth mit einer gewissen
Ehrfurcht erfüllet, sondern vornemlich weil ich
mir einbilde, daß ich vielleicht auf einem Fleck
stehe, wo die alten Deutschen ihre gottesdienst-
lichen Versammlungen gehalten, und ihren Gott-
heiten ihre Opfer dargebracht. Hier, denk ich,
hier saßen vielleicht, deine wilde Vorfahren in
Erster Theil. D einem

einem Kreise, mit ihrem Waff'n in der Hand, versöhnten die Götter mit ihren unmenschlichen Opfern, und schmauseten nach Vollendung der vermeinten heiligen Handlung, bis sie trunken in den tiefsten Schlaf fielen. Hagedorn, der als Dichter, unsre Väter sich nicht gern in Bier wollte berauschen lassen, läßt sie bey ihrem gottesdienstlichen Schmausen Wein trinken.

Den Götterdienst, den Kriegerath
 Muß oft geprüfter Wein beleben:
 Fürst, Bärde, Feldherr und Soldat,
 Wer liebte nicht die edlen Aeden?
 Ja, alles ist der Wein bey euch;
 Ihr opfert, und ihr trinkt zugleich.
 Dort liegt der Wurfspieß und die Keule.
 Ihr tanzt um Wodans Blutaltar,
 Wälet euch, wo Hertha heilig war,
 Und taumelt um die Irmen Säule.

Der Dichter mag in Ansehung des Weins recht oder unrecht haben, genug, daß er im übrigen recht hat, seine Verse fallen mir in jedem Haine von Eichen ein. Unsre Deutschen hatten vor der Ankunft der Römer keine Tempel, sondern die Wälder waren der Ort, wo sie sich zur Uebung ihrer Religion versammelten. Unter
 allen

allen Bäumen war ihnen vornehmlich der Eichenbaum heilig, dessen Stamm ihnen die oberste Gottheit vorstellte, und dessen Frucht sie eine große Kraft zuschrieben, daher sie dieselbe auch Guthyl oder Gut Heil nannten weil sie sie bey allerley Wunden, und auch wider innerliche Uebel gebrauchten. Wenn ich meine Gedanken von ihrem Aberglauben abwende, und sie bloß auf die Sache richte, Gott in einem solchen Haine, in der freyen und offnen Natur zu verehren, so gefallen mir die ehrlichen Deutschen. Es ist eine große Idee, sich das Ganze, oder die ganze Welt als einen allgemeinen Tempel vorzustellen, darinn alles den Schöpfer predigt, und die Gottheit nicht in einen Tempel einzuschließen, der mit Händen gemacht ist. Hier, wo ihn die ganze Natur preiset, wo der Sturmwind und Donner seine Herrlichkeit verkündigt, wo das Rauschen der Aeste, und das Säuseln im Baume den nahen Gott anzeigt, hier sich auch ich, mit der ganzen Natur ihn anzubeten. Welches Herz erweitert sich nicht bey diesem Gedanken, und welche Seele alübet nicht von Andacht! Meine Leser werden mir diese Aueschweifung verzeihen; ich

führe sie sogleich wieder in die heiligen Haine unserer Vorfahren, wo der Gottesdienst leider freylich ein trauriger Aberglaube war.

Die Haine in ihren Eichenwäldern waren von verschiedener Gestalt; einige zirkelförmig, andre länglichrund, und mehr oder weniger geräumig, nach der Weitläufigkeit des Landes, dessen Bewohner sich daselbst versammelten. Lucanus hat als Dichter einen solchen Hain beschrieben, zwar einen Hain bey der Stadt Marseille, aber das hindert uns nichts, denn die Religion der alten Gallier und der alten Deutschen, war völlig einerley. „Außerhalb der Mauern der Stadt Marseille, sagt er liegt ein heiliger Wald, der seit der Schöpfung von keiner Art berührt worden. Die Bäume desselben wachsen so dick, daß sie die Stralen der Sonne nicht durchdringen lassen, sondern eine immerwährende Dämmerung herrscht an diesem Orte. Weder Nymphen noch Waldgötter können hier wohnen, weil dieser Ort, den allerunmenschlichsten Geheimnissen gewidmet ist. Man sieht eine Menge von Altären, darauf sie Menschenopfer darbringen. Wenn man einer Sage glauben darf, so wiegt sich nie ein

ein Vogel auf diesen Zweigen, kein Thier geht jemals unter denselben, kein Wind setzt sie in Bewegung, und kein Donnerschlag traf sie jemals. Diese prächtigen Eichen, und die schwarzen Bäche die sich durch diesen Hain schlängeln, erfüllen das Gemüth mit Furcht und Schrecken. Die Gestalten des Gottes in diesem Haine, sind ein roher und unsormlicher Klotz, der mit schuppichten gelben Moos überdeckt ist. Niemand wohnt in diesem Hain, aus Ehrfurcht gegen die Gottheit. Nur um Mittag und Mitternacht, geht ein Priester zitternd in denselben, seine schrecklichen Geheimnisse zu verwalten.“ — In solchen Hainen verehrten die Deutschen ihre Gottheiten, opferten ihnen, Thiere und Menschen, horten die Weissagungen ihrer Priester und Priesterinnen, und lernten die Grundsätze ihrer Religion, die alle in Gedichten, oder Liedern abgefaßt waren.

Alle Schriftsteller stimmen überein, daß sie Menschen geopfert. Kriegsgefangne hatten gemeinlich ein solches Schickel. Bei den Eimbriern verrichteten die Priesterinnen diese grausamen Opfer. So bald einige Gefangne gebracht wurden, flogen diese Weiber auf sie los, warfen sie

sie nieder, zogen sie zu einer großen Eiserne, wo eine Fußbank war, auf welcher die Opferpriesterin stand, die jedem dieser Unglücklichen ein langes Messer in die Brust stieß. Aus dem Flusse des Bluts und aus den Eingeweiden weissageten sie, und diese Weissagungen wurden alsdenn dem ganzen Heere mitgetheilt. Daß die Deutschen, die mit den Eimbriern einen gemeinschaftlichen Ursprung hatten, und ihre Religion aus einer und eben derselben Quelle empfingen, auch in dem Wahne standen, daß der Werth der Opfer um so viel größer wäre, je vorzüglicher das Geschöpf sey, was man opfere, bestätigt Tacitus, in der vortreflichen Stelle seiner Annalen, wo er erzählt, daß Germanicus mit dem römischen Heere an den Ort gekommen, wo Varus mit seinen Legionen, einige Jahre vorher, von den Deutschen geschlagen worden. Das Heer des Germanicus kam auf dem Platz an, wo das Lager des Varus gestanden. Mitten im Lager sahe man die weißen Todtenbeine, zerstreuet, oder in Haufen liegen, nachdem sie geflohen waren, oder Widerstand gethan hatten; dabey lagen zerbrochene Gewehre, Gerippe von Pferden,

Pferden, und auf Stämme von Bäumen gesieckte Menschenköpfe. In den umliegenden Hainen waren die barbarischen Altäre, bey welchen sie die Tribunen, und die vornehmsten Censurionen geschlachtet hatten.

Ihre Priester hießen Druiden; sie hatten die Forcunß aller gottesdienstlichen Angelegenheiten, und die größte Macht und Gewalt in allen bürgerlichen Geschäften. Sie erwählten die jährlichen obrigkeitlichen Personen, und diese durften ohne ihren Rath und Beyfall nichts unternehmen. Sie hatten den Unterricht der Jugend, und die Unterweisung des Volks in den Lehrsätzen der Religion, so weit sie dieselbe bekannt machen wollten, denn vieles blieben Geheimnisse, die sie für sich behielten. Auch hatten sie Druidinnen, oder Priesterinnen, die sonderlich wegen ihren Wahrsagungen bey den Deutschen in grosser Achtung standen, so, daß sie nichts unternahmen, ohne diese Weiber vorher um Rath zu fragen.

Es wäre wieder den Zweck einer solchen periodischen Schrift, als diese Blätter sind, sich in

eine zu kritische Untersuchung ihrer Gottheiten einzulassen. So viel ist genug zu bemerken, daß die Deutschen vielleicht in den ältern Zeiten die patriarchalische Religion gehabt wie sie von Noah und Japhet auf ihre Kinder gekommen, daß aber diese Quelle durch mündliche Fortpflanzung bald trübe geworden. Sie scheinen aber doch auch noch in den folgenden abergläubigen Zeiten ein höchstes Wesen, unter den Namen *Esus* oder *Jesus* verehrt und unter dem Stamm einer Eiche sich diese Gottheit vorgestellt zu haben. Hernach nahmen sie eine Menge Untergottheiten an, denen sie Altäre und Opfer in ihren Hainen weiheten. Einige ihrer vornehmsten Götter waren *Odin*, oder *Wodan*, und dessen Sohn *Töhr*. Von diesen beyden Gottheiten hatte der Mittwoch und Donnerstag bey den Deutschen seinen Namen; jener hieß *Wodansdäg*, dieser *Töhrsdäg*. Sonder Zweifel waren diese Beyden, die ältesten Anführer dieses Volks gewesen, und nach der Gewohnheit andrer Völker, unter die Zahl der Götter versetzt worden. *Odin*, oder *Wodan*, wurde mit Menschenopfern verehrt, und war nach ihren Lehrsägen der höchste Gebieter des Paradieses,

dem

dem die Seelen der Verstorbenen mit diesen Worten übergeben wurden: **Odin, nimm dich auf! Möchtest du doch beym Odin seyn! Odin, bewahre dich geliebtes Kind.** Außer dem verchristen sie die **Gertha**, oder **Rheda**, das ist, die Erde. Dieser Gottheit zu Ehren, hieß der Merzmonat bey den Deutschen **Rezel**, oder **Rhedmonat**, das ist, der Monat der der Erde gewidmet ist. Es wird auch einer deutschen Gottheit, **Tausana** gedacht, darunter man einen **Herrn des Jeners** versteht. Die **Irmenensäule** war ein altnordisches Götzbild, was von **Carl dem Großen** im Jahr 772 zerstört wurde; vielleicht daß der vergottete **Herrmann**, einer ihrer alten Helden, der den **Varus** geschlagen, und den **Ton** zuerst angegeben, daß die unüberwindlichen **Römer** auch überwunden werden könnten, darunter gemeint, und ihm göttliche Ehre erwiesen worden. Auch wird einer Göttin **Fräa** erwähnt. Dieß scheint die Göttin der Liebe unter den Deutschen gewesen zu seyn, davon der **Frätag** oder **Freitag** den Namen erhalten. Ihrer erwähnt **Rhinguolph** der **Barde**, wenn er von einem deutschen Mädchen singt, welcher der deut-

sche Jüngling Beut und Herz und Hand auf der Jagd anbietet;

Da sinkt sie hin an seine Seite,
 Da knüpft Gräa das Band,
 Und winkt der frohesten Nacht.
 Die kommt, schon Dämmerts um die Hügel;
 Sie kommt, sie löscht das Licht
 Mit ihrem Adler Flügel,
 Und breitet aus den schwarzen Teppich weit,
 Mit goldnen Blumen schön bestreut.
 O segne Gräa dich mit Frieden,
 Und Lohr mit Ehre dich!
 O liebe Gertha deine Felder
 Und speiß und tränke dich!
 Wird alt und grau, an Kindern reich
 Dem Vater und der Mutter gleich.

Angenehmer und nützlicher wird es meinen Lesern seyn, die eigentlichen Lehrsätze der Religion unsrer Vorfahren zu wissen. Es war ein Grundsatz der Druiden von ihrer Religion, Weltweisheit und Geschichte nichts aufzuschreiben, sondern alles in Gedichte oder Gesänge zu verfassen, die von den Druiden auswendig gelernt, und zu gewissen Zeiten, und vermuthlich in gottesdienstlichen Versammlungen, abgesungen werden mußten. Diese Gesänge hatten sich so vervielfältigt,

um

um die Zeiten Cäsars, daß ein Druiden zwanzig Jahr Zeit brauchte, ehe er alle diese Lieder auswendig wußte. Die Deutschen waren an diesen Unterricht in Liedern so gewöhnt, daß, als Carl der Große, die Sachsen zum Christenthume bekehrte, er genöthigt war, das Evangelium in solche Gesänge zu verfassen, und von den Priestern es dem Volke vorsingen zu lassen. So viel wir aus den Zeugnissen der Alten von ihrer Religion, oder den Lehresätzen derselben erfahren können, so bestanden sie in folgenden.

1) Sie schienen eine höchste Gottheit und Vorsehung zu glauben, die sich um alles bekümmert, alles regiert, und von der alles abhängt. Dief bestätigt der sonderbare Gebrauch, den sie zu gewissen Zeiten beobachteten. Tacitus nemlich sagt: „Niemand darf bei den Semnonen, (einem der deutschen Völker) anders, denn geknecht in den heiligen Hain gehen, damit er sich als geringer und der Gottheit unterthänig bekenne. Wenn er ohngefähr niedersinkt, darf er nicht aufstehen, noch ihm wieder aufhelfen lassen, sondern er muß sich an der Erde hinaus wälzen“. Dieser Gebrauch war eine symbolische Vorstellung ihrer gänzlichen

gänzlichen Abhängigkeit von Gott. Sie bekannten, daß die Gottheit alle Dinge regiere, und alles ihr gehorchen müsse. Diese edle Quelle floss nur nicht lange unverderbt, sondern wurde in einem Chaos von Aberglauben fast verstopft.

2) Sie bewiesen durch ihren Götzendienst, daß die Götter müßten verehrt und durch Opfer versöhnt werden. Dies schien ein Ueberbleibsel der alten patriarchalischen Lehre von der Sünde und der Opfer für die Sünde zu seyn. Sie weihen oft dem Wodan allen Raub der Schlacht, oft einen Theil der Beute, und von ihren Menschenopfern haben wir schon oben geredet. Das Blut dieser Opfer sprengten sie auf den Altar, auf die Bäume und die Umstehenden als eine Reinigung.

3) Sie glaubten eine bestrafende und belohnende Gerechtigkeit Gottes schon in diesem Leben. Die Gottheit erkläre sich schon hier für Recht oder Unrecht. Daher entstanden bey den Deutschen die Oedalien oder Proben und Beweise der Unschuld, durch Zweykämpfe, durch Feuer oder Wasser. Wenn zwey Partheyen einander beleidigt hatten, und die Sache nicht entschieden werden konnte, so machten sie es durch einen Zweykampf aus, und glaubten

glaubten daß der Verwundete oder verletzte Theil Unrecht habe, und Gott sich dadurch für den Unbeschädigten erkläre. Wenn ein Mann sein Weib der Untreu wegen in Verdacht hatte, so nöthigte er sie, die von ihr gebohrnen Kinder mit eignen Händen in den Rheinstrom zu werfen. Sanken sie, so ward das Weib für strafbar erklärt, und hingerichtet. Schwammen sie aber bis zu dem Ort, wo die Mutter zitternd und bereit stand sie zu empfangen, so ward sie wieder in die Gunst ihres Mannes aufgenommen, und für unschuldig erklärt. Auch war das Feuer eine solche Probe, da die beschuldigte Ehefrau mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen gehen mußte. blieb sie unbeschädigt, so war sie unschuldig. Sie standen in der Meinung, daß die Gottheit sich auch durch Wunder für den Unschuldigen erkläre.

4) Sie glaubten deswegen, der Mensch müsse sich von allem Uebel enthalten, alles meiden, was den Göttern mißfiel, und aller Tugend sich befließen. Ihre vornehmsten Tugenden waren Treue, Redlichkeit, Keuschheit, Gastfreundschaft, Muth

Muth und Tapferkeit, verbunden mit Fleiß und Arbeitsamkeit.

5) Sie behaupteten den Untergang der Welt, und es war einer ihrer Lehrsätze, daß Feuer und Wasser einmal alles verschlingen werde.

6) Sie glaubten die Unsterblichkeit der Seele und einen glückseligen oder unglückseligen Zustand nach dem Tode: Diese große Stütze aller Religion und Tugend war ihren Seelen tief eingegraben. Freilich wurde die Quelle bald mit allerley Überglauben verderbt, aber es war doch besser, daß sie trübe floss, als gar nicht. Dieser Grundsatz unterstützte sie in der Rechtschaffenheit, und flößte ihnen einen unglaublichen Heldennuth in allen Gefahren, und eine Verachtung des Todes ein. Sie lehrten daß die künftige Glückseligkeit in jenem Leben, nach der Anzahl der Feinde steigen werde, die man in dieser Welt erschlagen. Den glückseligen Ort jener Welt heißen sie Valhalla, und obgleich eigentlich die scandinavischen oder dänischen Völker dieses Namens sich bedienten, so scheint doch die Lehre vom Valhalla über einen grossen Theil Deutschlands sich ausgebreitet zu haben. Val hieß in der alten Sprache, eine Reiche,

Leiche, davon noch der Name der Wahlstadt, unter uns übrig geblieben, und den Ort bedeutet, wo eine Schlacht gehalten worden und Leichen liegen. So bedeutet also Valhalla, den Ort der Verstorbenen. Eine von den Glückseligkeiten des Valhalla war, gutes Bier aus menschlichen Hirnschalen zu trinken und von allem was sie vergnügt und glücklich machen könne, einen Vorrath zu finden. Wir haben von einem nordischen Könige Lodbrog einen Sterbegefang, darin er gleichsam sein Glaubensbekenntniß von der Glückseligkeit jener Welt ablegt.

Mit dem Schwerdte socht ich hier.
 Wodan! ich seh dich mit winken!
 Bald werd ich bey dir das Bier
 Aus der Feinde Schädel trinken.

Neue Freuden fassen mich.
 Deinen Ruf hab ich vernommen,
 Dein Pallast eröffnet sich
 Deine Jungfern seh ich kommen.

Fröhlich schenken sie mir ein
 In der Feinde Schädel, rufen:
 Ewig fröhlich sollu du seyn!
 Schwing dich auf zu Wodans Stufen!

Vor

Wer dir hebt kein tapferer Mann,
Tod! du kannst ihn nicht verderben!
Helter seh ich dich mir nah,
Lachend, lachend will ich sterben.

Zum Verständnisse des Verses, deine Jung,
fern seh ich Kommen, müssen wir noch anmer-
ken, daß einige mitternächtigen deutschen Völker
sich fast ein mahamedanisches Paradies vorstell-
ten, und glaubten von Jungfrauen bedient zu
werden. Diese Art der Unsterblichkeit ward
ihnen ein Sporn zu wilder Herzhaftigkeit und
Grausamkeit, so daß sie unbekümmert waren,
ob sie gerechte oder ungerechte Kriege führten. So
sehr verderbt also diese Lehre war, so glaubten sie
doch dieselbe so fest, daß einige Völker, die Rech-
nungsbücher des Verstorbenen, mit in sein Grab
legten, oder wenn er verbrannt wurde mit ins
Feuer warfen, um in jener Welt einen solchen
Gebrauch davon zu machen, der seine Glückselig-
keit veranloßte. Ihre Religion war leer von
aller griechischen und römischen Pracht, und hin-
gegen mit allen angefüllt, was einem so wilden
und kriegerischen Volke eine ehrerbietige Furcht
einschleusen konnte.

Der
D e u t s c h e.
Fünftes Stück

Magdeburg, am 2ten Februar, 1771.

Gerade sind es heute vierzehn Tage, daß ich etliche Frauenzimmer in die Küche eines alten Deutschen führte. Es ist, dünkt mir, hohe Zeit, daß ich sie wieder nach Hause begleite.

Ich bitte um Verzeihung, meine Damen, daß ich Sie lezthin so plötzlich in dieser Küche verlassen mußte, ohne einmal förmlich Abschied zu nehmen, und Ihnen die Hände zu küssen. Sie müssen indessen Zeit genug gehabt haben, sich in derselben umzusehen, und die guten Leute, denen diese Küche gehört, sind, wie Sie sehen, ganz artig, und werden sich's nicht haben verdriessen lassen, Ihre Neuankömmlinge zu befriedigen. Wissen Sie nun von allem genug? Kennen Sie die ver-

Erster Theil, E schie,

schiedenen Speisen der Alten, und ihre Zubereitung? Wissen Sie genau, was für Gewürz dazu gebraucht wird? und können Sie mir, wenn ich mich auf diesen Mittag bey Ihnen zu Gastelade, wohl einen Gerstenbrey, nach altheutscher Art zubereitet, vorsehen? — So? von dem allen wissen Sie nichts, als was ich Ihnen gesagt habe! Aber dafür haben Sie bemerkt, daß das Küchengeräthe gar nicht in dem besten Stande war; daß ein großer Topf einen Riß hatte — und solch einen Topf sollte man doch nicht ans Feuer setzen — und daß ein Kessel an vier Stellen ausgebeßert war. —

Nehmen Sie mir's nicht ungütig, Sie machen es nicht viel besser, als unsre jungen Herren. Wenn diese ihre Reisen geendiget haben, wissen sie auf's Eigentlichste, wie viel Klockenthürme die und die Stadt hat; was daselbst für eine Mode herrschet; wer den besten Wein verkauft, und auf welchem Kaffe Hause das beste Billiard ist. Von dem Nationalcharakter, der Staatsverfassung, den Sitten, dem Eigenthümlichen, den vorzüglich guten oder bösen Eigenschaften des Volkes, dem sie die Ehre erwiesen, ihm in seiner

Hr

Heimath einen deutschen Becken im Original zu zeigen, wissen sie nichts. Um den Zustand der Gelehrsamkeit, um große Gelehrte und Künstler selbst, um die Einrichtung und Fortgang der Manufakturen, mit einem Wort: um jede Sache, aus deren Kenntniß man Nutzen schöpfen und stiften kann, haben sie sich nicht bekümmert.

Aber dafür kennen sie das Wahrzeichen von Nürnberg, und wissen, daß bey Erfurt große Rettige wachsen;

Und daß man zu Paris in Frankreich die Kopszeuger a la Montenciel wirklich um einen halben Zoll niedriger trage, als in Hamburg;

Und haben Punch in England, und Champagner in Frankreich getrunken.

Erlauben Sie mir, meine Damen, daß ich Sie wieder nach Hause begleite. Unterwegens will ich Ihnen noch einige Umstände erzählen. Vielleicht Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die unsere Nation in einem solchen Zeitraume betreffen, so ich gern alles was sie betrifft, wissen möchte.

Die Deutschen bereiteten ihre Speisen sehr einfach, ungekünstelt und ohne alles Gewürz, das Salz ausgenommen, dessen Gebrauch ihnen be-

kannt war. Sie hatten, was diesen letzten Punkt betrifft, so gar einen Vorzug vor andern Völkern, welche sich mit dem natürlichen Salze, das von selbst, durch die Sonnenwärme an den Meerusfern bereitet wird, oder mit gegrabenem, behalfen. Unsere Vorfahren machten ihr Salz, dessen sie sich zu bedienen pflegten, selbst, und sind die Erfinder des Salzsiedens, oder eigentlicher zu sagen, der Kunst, das Salz vermittlest des Feuers zu bereiten. Plinius der ältere, und Tacitus geben uns Nachricht von der Art, wie sie es versertigten. Sie gossen nemlich das Wasser aus ihren Salzquellen auf große brennende Holzhausen.

Ihre Butter bereiteten sie nicht nur aus Kuhmilch, sondern auch aus Schaf- und Ziegenmilch; allein auf eine Art, die von der unsrigen etwas verschieden ist. Sie gossen den Milchrahm in ein langes Gefäß, welches sie dicht zumachten, und nur bey der Oeffnung selbst, ein ganz kleines Lustloch ließen. In diesem Gefäße schüttelten sie die Sahne so lange, bis die Butter fertig war. Diese nahmen sie dann heraus, salzten sie, und gebrauchten sie theils zum Essen, theils die Haare und den ganzen Leib damit zu salben. Die übrige Butter:

Buttermilch setzten sie in irdnen Gefäßen aus Feuer und machten Käse daraus.

Obgleich Tacitus nur des frischen Fleisches, als einer Speise der Deutschen, gedenket, so ist doch gar kein Zweifel, daß sie nicht auch mit der Kunst es einzusalzen sollten bekannt gewesen seyn, weil Strabo von den Galliern ausdrücklich meldet, daß sie beydes, gepökeltes, und frisches Fleisch gegessen haben.

Das gewöhnliche Getränk unserer Vorfahren war Bier welches sie sowohl aus Weizen, als Gerste zu brauen wußten. Die nahe am Rheinstrom wohnten, tranken auch Wein, den sie aber doch nicht selbst baueten, sondern von den Galliern, von welchen sie durch den Rh. in geschieden wurden, erhandelten. Hergegen ist es erweislich, daß andre Völkerschaften schlechterdings nicht gestatteten, daß Wein, oder andere Sachen, deren Gebrauch die Weichlichkeit und Schwelgerey erfand, über ihre Grenzen gebracht wurden, weil sie die Folgen davon einsahen.

Das Zeugniß, welches Julius Cäsar verschiedenen deutschen Völkern giebt, ist unsern Vätern zu rühmlich, als daß ich es mit Stillschweigen

übergehen sollte. „Sie verbieten, sagt er an einem Orte, die Einfuhr des Weines mit strengem Ernste, und glauben, daß er zum Ertragen der Mühseligkeiten und des Unaemachs untüchtig, und die Männer weichlich und zu Weibern mache.“ Und an einer andern Stelle: „Den Kaufleuten untersagen sie den Zugang. Wein, und was nur irgend zur Heppigkeit gehöret, darf schlechterdings nicht in ihr Land kommen. Durch dergleichen Dinae saanen sie, wird die Seele schlaff, und die Tapferkeit verlieret.“

Hier wäre der Ort, die so vielfältig angefochtene Mäßigkeit der alten Deutschen in Absicht auf den Gebrauch berauschender Getränke weitläufig zu vertheidigen. Allein schon lange vor mir, hat der Herr Doctor Schütze, der seinen rühmlichen Patriotismus in verschiedenen Schutzschriften für die alten Deutschen gezeigt hat, auch in Betracht der Mäßigkeit, die Ehre unserer Ahnen gerettet. Ich bedaure, daß mir gegenwärtig sein Buch nicht zur Hand ist, sonst würd' ich seine vorzüglichsten Beweise anführen. Ich begnüge mich also, meine Leser auf dasselbe zu verweisen.

Dagegen

Dagegen will ich mich zu den Kastmahlen wenden. Zwar erinnere ich mich des Versprechens, dieselbigen Damen, welche ich neulich in die Küche führte, mit zu einem deutschen Schmause zu nehmen; allein mich hält von der Erfüllung meiner Zusage die Betrachtung ab, daß unsere unverwöhnten Väter weder Lehnstuhl, noch Sofa's, mit einem Worte: nichts, das wie ein Stuhl aussiehet, so gar nicht einmal eine Hutsch haben. Ja, wenn diese Frauenzimmer noch Türkininnen oder Spanierinnen, oder aus der Fontange der sehr geehrten Dame Europa, deren Arm, inz Vorbeygehen gesagt, einem Stiesel so ähnlich sehen soll, wie ein Ey dem andern — oder aus irgend einem andern Lande, wo man auf Teppichen oder Polstern zu sitzen pflegt, gebürtig wären, oder sich nur eine Zeitlang daselbst aufgehalten hätten: dann wolte ich es noch gelten lassen, und ich würde jeden Kritiker anlachen, wenn er mich der Unhöflichkeit beschuldigen wolte. Allein, so muß ich sagen, daß die mebrgedachten Frauenzimmer, welche mich in die Küche begleitet haben, samt und sonders, zu ihrem nicht geringen Verdresen, aus einer nahmbhaften Stadt im Reiche gebürtig,

und nie über die Grenzen Deutschlands gekommen sind. Folglich müßte ich sehr unartig seyn, wenn ich ihnen zumuthen wollte, bey einem Schmause, der leicht vier und zwanzig Stunden dauern kann, auf dem Erdboden zu sitzen, und sich mit einem Heubündelchen zu behelfen, oder, wenn es hoch kommt, auf einer Wolfs oder Vâenhaut, (wie wohl ich nicht darauf schwören will, ob Diodor recht gesehen, und ob es nicht eben sowohl auch die Haut irgend eines andern Thieres seyn könnte) sich nach aller Bequemlichkeit herumzuwälzen. Zudem besürcht' ich, daß es ihnen in einer Gesellschaft, die aus lauter bewaffneten Aethiœern besteht, eben nicht gefallen mögte. Denn, so gut ich übrigens meinen braven Deutschen bin, so getraue ich mir doch nicht allerdings zu behaupten, daß diese härtigen Männer bey aller ihrer Politesse — in so fern diese eine Ausübung der gesellschaftlichen Tugenden ist — ihnen das geringste süße Kompliment, oder eine artige Schmeicheley sagen werden.

Die tapferen Söhne des Mannus waren bey ihren Gastmahlen, nach ihrer Art sehr vergnügt, ob gleich sie einander nicht vier Wochen vorher einzula-

einzuladen pflegten, wie jetzt unter den Einwohnern einer gewissen freyen Reichsstadt gebräuchlich ist, die in dieser Gewohnheit den Sybariten nachahmen. Und man mag dagegen einwenden, was man will, ich halte das für eine recht hübsche Gewohnheit. Denn mein Herr, auf diese Weise hat man Zeit, Fächer und Schuhe, und Handschuhe, und alles was zu den Waffen gehöret, derer sich die Stutzer und Stutzerinnen des Ortes zu ihren Eroberungen bedienen, gerades Weges aus Paris kommen zu lassen. Doch geb' ich zu, daß das Ding auch seine Schwürigkeiten haben kann. Vor anderthalb Jahren besand ich mich einmal daselbst. Ich wurde von einem der Angesehensten unter den Einwohnern zu Gaste geladen, und ich bedaure noch jetzt, daß ich den Tag, der zu dem Feste angesetzt war, so sorgfältig in meine Schreibtafel angezeichnet hatte. Denn der Herr, von dem ich gebeten war, fand für gut, ehe noch dieser Tag heran kam, an einem hitzigen Gallenfieber zu sterben.

Ich komme wieder zu meinen Deutschen. Diese pflegten, wie zu jedem Geschäfte, also auch zu Gaste, bewaffnet zu gehen. Ein jeder hatte

seinen besondern Sitz, der, wie ich schon gesagt habe, aus einer Streue, oder aus ein paar Häuten bestand, und sein eigenes kleines Tischgen, welches ihm, schon mit Speise beladen, hingeseht wurde. In der Mitte saß der Angesehenste, neben ihm der Wirth, und ihnen zu beyden Seiten die übrigen Gäste, ein jeder nach seinem Range, in solcher Ordnung, daß sie einen halben Cirkel machten. Die Vornehmsten unter den Begleitern (*) der Gäste saßen ihren Herren gegen über, speiseten in ihrer Gesellschaft, und beschlossen den Cirkel; die Speisen wurden in irdenen und hölzernen Schüsseln aufgetragen, und ihre Trinkschirre waren Büffelhörner, die zur Zierde am Rande in Silber eingefaßt waren. Die Knaben warteten bey Tische auf und schenkten ein.

Frauenzimmer pflegte sich, wie man aus einer Stelle des Tacitus (**) schließen kann, bey den Gastmahlen nicht einzufinden.

Wey

(*) Von diesen Begleitern werd' ich in einem der folgenden Blätter reden.

(**) *Septa pudicitia agunt: nullis spectaculorum illecebris, nullis conviniarum irrationibus corruptae. Tacit.*

Bei dergleichen Zusammenkünften, war das Essen und Trinken nicht ihr Hauptzweck. Sie versöhnten die, so in Uneinigkeit lebten, stifteten Heyrathen, wählten Fürsten, und beschlossen Frieden und Krieg.

Ich überlaß' es einem jeden zu überlegen, ob es auch nur wahrscheinlich sey, daß Angelegenheiten von solcher Wichtigkeit von Betrunknen abgehandelt werden konnten, Angelegenheiten, worauf oftmals, nicht das Wohl eines Einzigen, sondern das Heil und die Wohlfart ganzer Nationen beruhete. Unpartheyisch halte man die häufigen Widersprüche des Tacitus sowohl, als des Cäsar gegen einander, und beurtheile dann den so beschriebenen Gang der alten Deutschen zur Trunkenheit.

Zwar ist es gewiß, daß ihre Gastmähle zum öftern Tag und Nacht fortgedauert. Allein ich rechne es dem Tacitus zum unverzeihlichen Fehler an, daß er dieser Gewohnheit bloß eine ungemäßigte Neigung zum Schwelgen zum Grunde zu legen scheint. Er, der sonst den Tugenden und vortreflichen Eigenschaften unserer Vorfahren mit solcher Bereitwilligkeit, und oft
mit

mit Enthusiasmus, gewohnt ist, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, hätte auch in diesem Stücke redlicher handeln, und die wahren Ursachen von der langen Dauer der Schmäuse untersuchen und angeben sollen. Er sagt schlechtweg: „Sie rechneten es keinem Menschen zur Schande, Tag und Nacht in einem Stücke zu sechen;“ und erzählt gleichwohl, daß die Gastmähle der Deutschen Staatsversammlungen waren, wo man das beste der ganzen Völkerschaft, und einzelner Familien in Betrachtung zog. Bey der Wichtigkeit und vermuthlichen Menge der Geschäfte, würd' ich mich nicht wundern, wenn eine solche Versammlung auch länger als vier und zwanzig Stunden gedauert hätte; zumal, da jeder die Freyheit hatte zu reden, und seine Meinung zu sagen.

Ich bitte meine Leser die ihr Vaterland lieben nicht, sich an diesen Nachrichten von den Speisen, den Gastmahlen und der Mäßigkeit ihrer Väter, zu begnügen; und entschuldige mich eben so wenig bey den Uebrigen, wenn ich ihnen zu weitläufig vorakommen seyn sollte. Jene werden in den alten Schriftstellern Quellen antreffen, aus welchen ihre Wißbegierde mehr schöpfen kann, und diese mögen

mögen ihre Zuflucht zu den unterhaltenden Romanen des Marivaux und seiner Mitbrüder nehmen. Auch halte' ich es für überflüssig, jenen den warnenden Rath zu geben, daß sie die Alten mit Behutsamkeit und Nachdenken lesen; sie sorgfältig mit einander vergleichen, den oftmals lägenden Kommentaren des Cäsar's nicht allemal Glauben beymessen, und so oft es sich thun läßt, den Ueberrest der alten deutschen Sitten bey etlichen unsrer jetzigen Völkerschaften in Erwägung ziehen, und mit zu Hülfe nehmen mögen.

Ich wende mich nun zu den Beschäftigungen unsrer Vorfahren. Schon öfter hab' ich Gelegenheit gehabt zu sagen, daß sie den Ackerbau für unrühmlich hielten. Sie überließen ihn dem allerniedrigsten Haufen und den Verbeigeten. Ihre vorzüglichste Neigung und Beschäftigung war der Krieg. Wenn sie nicht im Felde waren, durchstreiften sie ihre Wälder und widmeten ein beträchtliches Theil ihrer Zeit der Jagd, im übrigen giengen sie müßig, und überließen die Sorgfalt für das Hauswesen, und die Aufsicht über den etwanigen Ackerbau ihren Weibern, denen Alten und Schwächlichen. Handlung trieben sie über-

haupt

haupt nicht, und wenn sie ausländischen Handelsleuten den Zutritt verstatteten, so geschah es nicht in der Absicht, fremde Waaren einzukaufen, sondern ihre im Kriege gemachte Beute gegen Vieh, woran sie ihren ganzen Reichthum setzten, zu vertauschen. Handwerke zu treiben, war unter ihnen unbekannt, und unnütz, indem sie kein sonderliches Geräthe brauchten.

Eine ihrer Hauptbeschäftigungen, war das Spiel. Dieses sahen sie als eine sehr ernsthafte Sache an, und waren demselben so ergeben, daß, wenn einer alles was er nur aufzubringen im Stande war, verlohren hatte, er zuletzt sich selbst, und seine Freyheit auf's Spiel setzte.

Hatte ein Deutscher sich auf diese Art selbst verspielt, so trat er freywillig die Knechtschaft an, und ließ sich von dem der ihn gewonnen hatte, ohne den geringsten Widerstand binden und verkaufen, wenn er gleich jünger als sein Ueberwinnder, und demselben an Stärke noch so weit überlegen war. Diese Gattung von Knechten verkauften sie gemeiniglich an Auswärtige, weil sie selbst ihre Spielsucht mißbilligten, sich eines solchen Gewinnes schämten, und auf diese Weise den
Vor,

Vorwurf ihrer Schande ihren Mitbürgern aus dem Gesichte schaffeten. (*)

Treuen Sie sich, meine lieben Landesleute! daß Sie ihr Vergnügen am Spieltische damit beschönigen können, daß es seit so langer Zeit ein Nationalfehler der Deutschen ist, das Spiel zu lieben. Ich meines Theils schäme mich, daß sich nur das Fehlerhafte meiner Nation, in so fern es sich beybehalten ließ, bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat. Und noch mehr schäme ich mich, wenn ich sehe, daß die Worte eines Dichters (**) der, wenn er nicht jedem meiner Leser bekannt ist, verdienet, daß sie ihn kennen, auf so manchen passen, dessen Talente und Umt ihn zu edlern Beschäftigungen erwecken sollten. So singet er:

Ein andrer tödtet seine leeren Stunden
Nicht bey der Tonne, nicht bey seinen Hunden.
Was meinen Mann ergöze (Ihr Enkel! glaubts
Ihr's mir?

Sind bunte blätterchen Papier;

Sind

(*) *Servos conditionis huius per commercia
tradunt, ut se quoque pudore victoriae ex-
soluant. Tacit.*

(**) J. C. Blum, in seinen vermischten Gedichten.

Sind Muß, ohne lange Fragen zu erwarten,
Gesage mit Einem nachdruckvollem Worte: Karten!
• • • • • Er kannte ja
Spadillen vor dem großen A,
Und eh' er schreiben konnte, und lesen,
Gab er mit einem angenehmen Wesen
Und festner Fertigkeit die Karten schon,
Und saßte Stramaset, und saßte Galadon.
Was hat nun nicht nach zwanzig durchgespielten
Jahren

Der wohlversuchte Mann in seiner Kunst erfahren!
Wie manchen schweren Fall erlebt!
Wie oft nicht vor gerechter Wuth gebet;
Wie oft nicht dem Pagat den Untergang geschworen,
Wenn er mit zehn Tarot's ihn à la fin verlohren!
Dieß alles, und noch mehr, zu Stunden lang,
Und wider allen euren Dank,
Ergählt er euch mit unverdroßnem Munde,
Und nennt geistlich euch Mann und Ort und
Stunde.

Der
D e u t s c h e.
Sechstes Stück

Magdeburg, am 9ten Februar, 1771.

In einem achbäfigen Lichte verließ ich das letzte mal meine Deutschen. Heute will ich sie in einer vortreflichen Gestalt zeigen. Ich leugne es nicht, ich bin unwillig auf unsere Väter, wegen ihrer Spielsucht, die mir bey einem solchen Volke unbegreiflich (*) vorkommt, und schäme mich, daß ihre Enkel diesen Fehler so treulich beybehalten. Aber
Unville

(*) Tacitus selbst findet es außerordentlich, daß die Deutschen dem Spiele so unmaßig ergeben waren, einer Leidenschaft, die mit so vielen ihrer Tugenden in dem offndartesten Widerspruch steht.

Aleam, so schreibt er, quod mirere, sobrii inter serâ exercent. Ich weiß zwar, daß sich
Erster Theil. 3 etwas

Unruhe und Schaam verdoppelt sich, wenn ich mein Vaterland, so wie es jetzt ist, betrachte, und sehe, wie verschieden seine heutigen Bewohner von ihren Vorfahren in der Tugend sind, von welcher ich mir vorgenommen habe in diesem Bogen zu reden.

Wer die Nachkommen des Mannus von ihrer liebenswürdigsten Seite betrachten will, der richte seine Blicke auf die Heiligkeit ihrer Ehen. Bewundrung und Ehrfurcht nimmt mich ein, so oft ich mir meine Väter aus diesem Gesichtspunkte vorstelle. Ihre fürchterlichen Wildnisse verlieren dann vor meinem Blick alles Fürchterliche, und, ich gesteh's, oft wünsch' ich mich in dieselben zurück! Hättet ihr, Söhne des Mana! keine andre Tugend als diese, so würde schon diese
hinter-

etwas zu ihrer Entschuldigung sagen ließe, aber ich bin zu sehr ein Deutscher, als daß ich durch Verkleinerung unlängbarer Fehler, der Glaubwürdigkeit, auf die ich Anspruch mache, schaden sollte. Hergegen bleib' ich meine Leser, die strengste Redlichkeit, mit welcher der Verspieler die härtesten Bedingungen des Spiels erfüllte, ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen zu lassen.

hinreichend seyn über enere Fehler (denn Fehler habt ihr, nur keine Laster) ein milderes Licht zu verbreiten! „Dieß ist, so sagt Tacitus, die ruhmwürdigste ihrer Sitten. Sie sind strenge und gewissenhafte Beobachter des Ehestandes, und unter allen barbarischen Völkern beynabe das Einzige, bey dem sich ein Mann nicht mehr als Eine Frau erlaubt. Von dieser Verbindlichkeit sind nur ungemein wenige ausgenommen, welche, nicht zur Befriedigung ihrer Begierden, sondern als ein Merkmaal ihres Ranges, mehrere Frauen haben dürfen.“

Sie hatten die sehr löbliche Gewohnheit, mit der Vermählung ihrer Töchter nicht zu eilen, und hielten es für unanständig daß ein unerwachsenes Mädchen schon Mutter seyn sollte. Daß eine gleiche Gewohnheit auch in Betrachtung der Jünglinge eingeführet war, hab' ich schon im dritten Bogen dieser Schrift zu versichern gegeben. Hier muß ich noch hinzufügen, daß unsere Vorfahren in diesem Stücke so weit giengen, daß sie es so gar ihren jungen Männern zum Lobe gereichen ließen, wenn sie nicht zu eifertig waren sich in den Ehestand zu begeben. Diese unter ihnen

eingeführte Denkart wußten sie durch gewisse physikalische Ursachen zu unterstützen, die sich, wie mein Arzt, ein großer Naturforscher mich versichert, ganz wohl hören lassen, welches ich ihm auf sein Wort glauben will, im Fall auch keine Sylbe davon im Hippokrates stehen sollte.

Es ist bekannt, daß Deutschland unglaublich vollreich war. Aber darüber werden sich Madame wundern, daß man unter dieser unzählbaren Menge wunder selten vom Ehebruch hörte. Nicht, daß man von einem solchen Falle nicht gesprochen haben sollte, wenn er sich zutrug, sondern weil er sich überaus selten zutrug.

„Hatten denn die Leute kein Fleisch und Blut?“

Um des Himmels willen, Madame! wann denken Sie, daß ich mit diesem Blatte fertig werden soll, wenn ich alle Augenblicke Ihre Fragen zu beantworten habe? Bedenken Sie, daß meinen übrigen Lesefinnen die Geduld am Ende fehlen dürfte, wenn ich alle kleinen Zweifel mit denen Sie mich unterbrechen, auflöse. Aber zur Sache! Freylich hatten sie Fleisch und Blut; alleine Madame! es waren Leute von Ehre; Leute, welche die Pflichten die sie einander schuldig waren,

ren, weil die Natur dieselbigen in ihr Herz geschrieben hatte, auf's sorgfältigste erfüllten.

Je seltner die Beispiele vom Ehebruch unter ihnen waren, desto härter und schneller wurden sie bestraft. Die Rache war dem beleidigten Ehemanne überlassen. Das erste was er that, war, daß er die ganze Verwandtschaft zusammen rufen ließ. Vor dieser Versammlung wurden der Ehebrecherin die Haare abgeschoren und die Kleider ausgezogen. Alsdann stieß sie der Mann aus dem Hause, und erzeigte ihr die Ehre, sie mit eigenen Händen durch den ganzen Wohnsitz zu prügeln.

Dies war nur das geringste Theil der Gerechtigkeit die man der verletzten ehelichen Treue widerfahren ließ. Die nicht sowohl mit der Züchtigung, als vielmehr mit dem Verbrechen selbst verknüpfte allgemeine Verachtung und ewige Schande war das wichtigste. Eine Frau, die ihre Pflicht aus den Augen gesetzt hatte, eine Pflicht, welche von der ganzen Nation in einem heiligen und ehrwürdigen Lichte betrachtet wurde, konnte auf ihre ganze übrige Lebenszeit versichert seyn, daß das Andenken ihrer getödteten Ehre sich

nimmermehr auslöschen würde. Immer mochte sie reich, schön und jung seyn; sie fand niemals den zweiten Mann. Man sah weder ihre Schönheit und Jugend, noch ihre Heerden, den ganzen Reichthum jenes unverderbten Zeitalters; man sah nichts als ihre Schande. Eben so wenig fand ein Mädchen das seine Unschuld verlohren hatte, jemals einen Liebhaber. Die verletzte Keuschheit, sagt Tacitus, findet unter den Deutschen keine Gnade. Kein Wunder! fährt er fort; denn bey ihnen scherzt niemand über Laster, und Verführung heist nicht Galanterie.

In verschiedenen Völkerschaften war es schlechterdings ungewöhnlich, daß eine Wittve sich nach des ersten Mannes Tode in ein zweytes Ehebündniß einließ, und nur bloß die Jungfern heyratheten. Das Frauenzimmer saß diese Sitte ehrwürdig, und war überzeugt, daß das einmal geknüpste Eheband zu ewigen Verbindlichkeiten verpflichte, und daß eine Frau, so wie sie nur einmal lebte, und nur einen Leib hätte, also auch nur einmal einen Mann haben müsse. Weiter erlaubten sie sich keinen Gedanken, keinen Wunsch.

Nur

Nur wenig braucht man gelesen zu haben, um zu wissen, daß überhaupt die alten Bewohner Deutschlands eine ungemeine Hochachtung und Ehrfurcht gegen das lebenswürdige Geschlecht an den Tag legten. Sie glaubten, es wohne in demselben etwas Göttliches, und traucten ihm eine Vorhersehung künftiger Dinge zu. Daher kam es, daß der Rath des Frauenzimmers viel bey ihnen galt, und daß sie dessen Weissagungen nicht aus der Acht ließen. Ariovist vermied, wie wir bey dem Cäsar lesen, ein Treffen, weil die Weiber demselben einen unglücklichen Ausgang prophezeiten, im Fall er es vor dem Neumond liefern würde; und die Namen einer *Murina*, einer *Ganna*, und der bructerischen Prophetin *Velleda* sind bekannt genug. Allein vorzüglich war sogar dem wildesten Krieger nichts theurer, als seine Ehegattin; nichts war ihm heiliger. Wenn die Männer ein Treffen lieferten, waren die Frauen mit ihren Kindern dem Heere so nahe, daß die Streitenden den Zuruf derselben hören konnten. Diese Stimmen wirkten mächtiger auf ihr Herz, als der Schlachtgesang und das kriegerische Horn der Varden; und weit entzückter

sühlte sich der deutsche Held bey einer tapferen That, wenn er sie im Angesichte seiner Gattin verrichtet hatte. Glühender wallte sein ruhm-
begieriger Busen bey ihrem Lobe; denn bey diesem edlen Volke wurde die Frau für die unverwerflichste Zeugin der Tapferkeit ihres Mannes gehalten. Ihr Zeugniß zu erhalten, ihrer würdig zu seyn, scheute der liebende Krieger keine Gefahren.

Wenig wären mir diese Helden — groß genug für das Lied eines Skalden, werth des Beyfalls ihres Feldherrn — aber wenig wären sie mir, wenn nichts als Ruhmdurst, und Geiz nach dem Lobe, das unter ihnen als das heiligste galt, die Quelle ihrer Kühnheit, ihres Heldenthums gewesen wären. Besser lehren es mich die Schriftsteller einer Nation, die, nach ihrem eigenen Bekenntnisse, so gern sie mein Vaterland unterdrückt hätte, zwar oft genug über dasselbe triumphiret, aber es niemals überwunden hat. Die Liebe war es, die heiße Liebe zur süßen Genosin seines Schicksals, die, mitten im Waffenklang und im granenvollen Getümmel des Treffens, den Busen des erhitzten Kämpfers durchdrang. Sich selbst verlor er aus dem Gesichte; denn was war ihm
sein

sein Tod? ein glorreiches Opfer, dem Vaterlande geopfert! ein Uebergang nach Walhalla! ein ewiges Loblied im Triumphgesange des Varden! Sich selbst verlor er aus dem Gesichte; aber die Gattin, die Wonne seines Herzens sah' er als einen gewissen Raub des Siegers, wosern das Heer unter welchem er focht, geschlagen werden sollte! ihr Unglück sah' er, ihre Gefangenschaft, ihre Ketten! Diese Sorge entflammte seinen Muth, und erhöhte seine Heldenthaten zu Wundern. Zum Gewittersturm ward seine Stimme, Blut sein Auge, und sein Schwert ein verheerender Wetterstrahl! Verließ er nach der Arbeit eines blutigen Tages das leichenvolle Schlachtfeld, so trug er seine Wunden zu seiner Gattin, und zu der, die ihn gebohren hatte. Diese empfingen den blutenden Helden, und scheuten sich nicht, seine Wunden zu zählen und zu saugen.

Groß ist mir Herrmann, wenn vor seinem Arme Varus und siegesgewohnte Legionen, wie Halme von des Himmels Schloßten niederschmettert liegen; liebenswürdig zeigt er sich meinem Blicke in dem Arme seiner theuren Thurnhelda und der grauen Berennis; aber nie ist

er mir größer, nie mehr Geld, als wenn er durch die Versammlungen seiner Cherusker fliegt, und sie zur Rache wider den Segest, und zur Rache wider den Germanikus auffordert. (*)

Vortrefliche Völker! die Römer schalten euch **Barbaren!** Ihr, weiser und edler, größer und besser als sie, wußtet euch zu rächen, indem ihr sie zwangt euere Unschuld zu verehren, vor euren überlegenen Tugenden zu erröthen, und vor euren Waffen zu erzittern. Sie selbst sind euere Geschichtschreiber, euere unverdächtigen Lobredner! Sie sind es, die uns die einzigen Denkmaale eurerer Siege und Tugenden hinterlassen haben; und durch eben diese Denkmaale rächen sie euere schon längst verwehete Asche noch an euren entarteten Nachkommen, indem sie unsere Wangen mit glühender Schaamröthe färben.

Jetzt wagen wir Deutschen es, uns ein gesittetes Volk, eine gebildete Nation zu nennen, ob man uns

(*) Arminium, super insitam violentiam, rapta vxor, subiectus seruitio vxoris vterus, recordem agebant; volitabatque per Cheruscos, arma in Segeste, arma in Caesarem polcens. *Tacit. Annal. I.*

nus gleich von den Ufern der Seine her, mit unverfichtlicher Aufgeblasenheit, und ohne uns zu kennen, Witz und Verstand unbarmherzig abspricht. — Aber Verstand und Witz bey Seite, worinne bestehet unsere Bildung? und was sind unsere Sitten?

Ich habe von meinem Vaterlande ein beträchtliches Theil gesehen; ich habe gelebet und nachgedacht. Man frage mich nicht, was ich sah? — Enkel, würd' ich mit blutendem Herzen antworten, deren sich die Seelen unserer Väter, wenn sie noch die ehrwürdigen Heldengräber umschweben, schämen müssen; französische Thorheiten, italiänische Laster; deutsche Narren nach allen ausländischen Mustern; würdige Gelehrte, die Ehrensäulen verdienen, und Gefahr laufen, vor Hunger umzukommen; Ehrengedächtnisse, und lügenden Marmor für Leute, die ich ohne Umstände würde haben ausknüpfen lassen; Richter, die viel auf klingende Beweise hielten; geschminkte und verschleierte — Wie soll ich sie nennen? Wer sich durch die Maske blenden läßt, nennt sie Tugenden. Weg mit Schleyer und Schminke, und dann verlasse man sich, wenn man kann, in die bezaun

bezaubernden Gestalten! Was unter der Verhüllung, Demuth schien, wird aufgedunsener Stolz; Vertraulichkeit wird Arglist; Gutthätigkeit, Großmuth wird Prahlerey — Aber die Geduld vergeht mir, die endlose Reihe zu entlarven. Ich sah ein Land, würd' ich fortfahren, in dem, zur Schande seiner Bewohner Gesetze nothwendig sind, die Heiligkeit der Ehen nur einigermaßen in Ansehen zu erhalten, und die Unschuld unserer Töchter in Sicherheit zu stellen; Gesetze, die zu ohnmächtig sind, dem Verbrecher zu wehren, und das Laster in Grenzen einzuschränken; Gesetze, die um so viel sicherer gebrochen werden, weil wir, Dank sey es unserer Bildung und Sitten! den für lächerlich halten, der es wagt ihren Schutz anzusehen; Gesetze, unter deren Schirme der Vater des Hauses nicht sorgensrey schlummern darf, weil er für die Keuschheit seiner Frau, für die Unschuld seiner Tochter, für die Tugend seiner Schwester wachen muß, wenn sie nicht, den besten Gesetzen zum Trotz, ein gewisser und ungestrafter Raub irgend eines niedrigen Verführers werden sollen. Ich sage: ein ungestrafter Raub; nicht, daß ihm die Gesetze keine Strafe bestimmt hätten; o ja, sie sprechen

in manchen Ländern strenge genug, und wie lange ist es, daß ein sächsischer August das vortrefliche Gesetz in seinem Lande milderte, nach dem der Ehebruch mit dem Schwerdte bestraft wurde? sondern, weil die Rache der Gesehe, in diesem Stücke, wo ich sie sogar auf den Verdacht, auf den Schatten des Verbrechens aufmerksam wünschte, ohne Kläger gemeiniglich zu schlafen pfleget.

So weit sind wir freylich noch nicht gekommen, daß wir von einem Frauenzimmer Frechheit fordern sollten: aber oft sah' ich den sittsamern Jüngling verlachtet, weil er sittsam, weil er unschuldig war, weil er sogar noch bey fremdem Laster erröthen konnte, und selbst mit ihm noch in keiner Vertraulichkeit stand. Sehr oft war die Folge dieses Gelächters, daß der Jüngling anfanglich im Ernste seiner Unschuld zu schämen. — Und sah' ich nicht tausendmal den Verführer frohlocken, und mit dem Hohngelächter eines Teufels sich freuen, weil die Unschuld eines blühenden Mädchens in seine Netze gefallen war? oder weil er die Heiligkeit der unverletzlichsten Bande entweihet, ewige Gewissensbisse in dem Busen einer tugendliebenden Gattin hervorgebracht, ihren guten Namen auf immer getödtet, und ihr Haus, ihr Leben, das Leben ihres Gatten, ihrer Kinder, oft noch ihrer Enkel mit unauslöschlicher Schande überhäufet hatte? oder weil durch ihn ein unerfahrenes Mädchen ihres zärtlichen Jünglings — sie waren für einander geschaffen! — unwürdig gemacht, und
die

die wechselseitige Zärtlichkeit und ihr himmlisches Gefolge, Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit aus beyder Herzen auf ewig verbannt war?

Hab' ich genug geantwortet, oder soll ich fortfahren? Soll ich von Versammlungen, soll ich von Festen reden, die dem wildesten Bacchanal gleichen? Soll ich — Doch meine Leser werden des Anblicks so überdrüssig seyn, als ich; und ich hoffe, daß ein jeder unter ihnen desselben, mit mir aus einerley Ursachen überdrüssig seyn werde.

Dann will ich einen Vorhang vor das Gemälde ziehen.

Sehen Sie, Madame! dieß war ein häßliches Gemälde! Mit Ihnen red' ich, die Sie neulich mein Badestück so garstig fanden. Und Sie, liebe Mamsell! hier dürfen Sie ohne Nachtheil der guten Meinung, die ich von Ihnen habe, die Hand — oder beide, wenn Sie wollen, vor die Augen halten. Doch nein, gutes Kind! sehen Sie immer das Gemälde mit unverwandtem Blick an; ich selbst rath' es ihnen; noch mehr: ich bitte Sie darum. Ihnen zu Liebe will ich den Vorhang noch ein wenig zurück ziehen. Ich wünschte, (und Ihre Unschuld verdient diesen Wunsch!) daß Sie aus dieser und ähnlichen Zeichnungen sich eine Kenntniß der Welt, das ist: eine Kenntniß des menschlichen Herzens von seiner guten und bösen Seite, umsonst erwerben möchten, die man nur selten anders, als auf seine eigene Kosten erwirbt. Sie sind jung und ihr Spiegel

gel sagt Ihnen, daß Sie schön sind. Vielleicht würden Sie, Ihres Spiegelets und der Eigenliebe ungeachtet, doch noch einige Zweifel übrig behalten, wenn nicht eine Schaar von elenden Schmeichlern, die Ihrer Unschuld das Verderben geschworen haben, Ihnen jeden Augenblick über die Macht, die Zaubermacht Ihrer göttlichen Reize die ausgefuchtesten Schmeicheleren vorgirrete. Wosfen, in der That! aber solche Wosfen, die fast ein jedes Frauenzimmer, leider! nur gar zu gern hören. Sie sind tugendhaft, gutes Mädchen! und verlassen sich auf Ihre Tugend; aber glauben Sie es einem Manne, der alt an Erfahrung ist: die Tugend ist nie eine Sicherheit, als wenn sie ihren Kräften wenig trauet, und die Gefahr kennet, die ihr der erste schwache Augenblick drohet. Nur fliehend kann sie fliehen. Selten, selten hab' ich eine Tugend gefunden, die es hätte wagen dürfen, der Gelegenheit und der Gefahr mit unerschrockener Stirn entgegen zu gehen. Ich saä' es noch einmal: blicken Sie auf das schwarze Gemälde! Bey tausend andern Schriftstellern werden Sie mehrere finden, die jeden Zug, der diesem hier mangelt, ersetzen. Sehen Sie nur mit aufmerksamen Auge um sich her! Es kann nicht fehlen, die Erfahrung muß Ihnen täglich zeigen, daß ich ein treuer Mahler bin. Leben Sie wohl, Mademoiselle! bey erster Gelegenheit hoff' ich Sie wieder zu sprechen.

Auch Sie, mein werther junger Herr, werden keinen Schaden davon haben, wenn Sie dieß Gemälde

mälde mit Aufmerksamkeit betrachten. Sie sind jung, und völlig so, wie man seyn muß, um erst verführet, und dann, wann die Reihe an Sie kommt, ein Verführer zu werden. Ihnen sind Warnungen am nöthigsten.

Sie, mein Freund, sind etwas älter und haben Talente. Gern möchte ich mich einige Minuten mit Ihnen unterhalten; aber Sie sehen, heut' ist es mir unmöglich. Besuchen Sie mich in acht oder vierzehn Tagen. Ich habe Ihnen etliche kleine Wahrheiten mitzutheilen, die Ihnen unangenehm, aber nützlich seyn werden.

Er. Gnaden meinen also, daß dieser Abriß einiger unserer Sitten vielleicht unter zehn Deutschen kaum einen treffe? Er. Gnaden sind ein weltklauer und verständiger Herr; aber mit Ihrer Erlaubniß! wir sind schon sehr tief unter unsern Vätern, wenn unter fünfzig, unter hundert oder noch mehreren Deutschen nur Einer ist, auf den ein oder der andere Zug aus meinem Gemälde paßet. Denn, lassen Sie sich dieß gesagt seyn, bey den älteren Söhnen Theut's fanden Sie unter etlichen tausenden kaum einen, auf den Sie einen der kleinsten Umstände, derer ich gedacht habe, hätte anwenden können. Die wichtigsten passen gar nicht auf unsere Abnen; sie sind ein Vorzug unserer gebildeten und achtteten Zeiten. In so fern aber haben Er. Gnaden recht, daß es in andern Ländern noch schlimmer aussiehet. Allein gerade deswegen sieht es in Deutschland schlimmer aus.

Der
D e u t s c h e.
Siebentes Stück.

Magdeburg, am 16ten Februar, 1771.

¶ In der Spitze so vieler Ursachen, weswegen ich die Römer nicht liebe, steht diese, daß sie den Gebrauch des Geldes in meinem ehemals so glückseligen Vaterlande eingeführet haben. Und auf meinen Tacitus bin ich doppelt böse, wenn er in der Stelle, in welcher er von den öffentlichen Geschenken redet, die unsere Vorfahren von auswärtigen Völkern mit Vermägen annahmen, es mit einer Art von Ruhmredigkeit, und so, als wenn er es den Römern als einen Umstand anrechnet, der ihnen zur Ehre aereicht, erzählt, daß Rom die Deutschen verleitet habe, auch Geld zum Geschenke zu nehmen. „Sie haben, sagt er, eine vorzügliche Freude an den Geschenken der benachbarten

Erster Theil. G barten

barten Rationen, welche ihnen nicht bloß von einzelnen Personen, sondern auf Kosten des Staates gesandt werden, z. B. an auserlesenen Pferden, großen Waffen, Pferdegeschirr und Halsketten. Jetzt haben wir sie gelehret auch Geld anzunehmen.“

Wie glücklich lebte dieß vortrefliche Volk in seinen Wäldern, che es andere Bedürfnisse kannte, als dieses, sein Leben auf die einfältigste Art zu erhalten. Ein jeder war reich, weil einer nicht mehr brauchte, als der andere. Ein jeder konnte sich seinem Stande gemäß ernähren, weil man von einem höheren Stande nur größere und hervorleuchtende Tugenden erwartete, keinesweges aber einen stärkeren Aufwand verlangte. Weniges Vieh, ein sicherer Bogen, oder Wurffpieß, und ein paar nervigte Arme, mehr bedurfte weder der Vornehme, noch der Veringere, um sich den nothwendigen Unterhalt für sich und die Seinigen zu verschaffen. Hatt' er über dem noch ein paar Knechte, so war zugleich das Brod zu seinem Fleische da. (*) „Ich bin zweifelhaft, spricht
der

(*) Bey unsern Vorfahren unterschied sich ein Knecht nicht dadurch von dem Freygebohrnen, daß er aufwarten mußte. Er hatte sein eignes Haus, sein Weib, seine Familie. Ich habe ein Blatt in der Folge dazu bestimmt, in welchem ich von den verschiedenen Ständen reden werde. Und auf dasselbe muß ich die Neuglerde derer unter meinen Lesern

der römische Schriftsteller, ob ihnen der Himmel im Zorn oder aus Gnade Silber und Gold ver-
saat hat.“ Ein unmittelbarer Zweifel. Der Ge-
brauch des Geldes ist die mächtigste Quelle des
meisten Elendes in der Welt. Der brennende
Durst nach demselben hat Millionen Dinge erfun-
den, welche die Reichthum notwendig, und
Gewohnheit vereint mit dem Vortheile unent-
behrlich gemacht hat. Außer dem Noth (zu Glück-
sicht auf unsern jetzigen Zustand) läßt Brandes
im Grafen von Olsbach den ehrlichen alten Stern-
fels in einer Anwandlung von edelm Unwillen aus-
rufen: So wahr ich lebe! der rechtschaffenste
Mann ist ein armseliger Schuft, wenn er kein
Geld hat! —

Wie viele Laster, wie viele Flecken der Seele
hat der Gebrauch des Geldes unter uns erschaffen,
von welchen man in jenen Zeiten die ich beneide,
nicht einmal den Namen kannte! Was konnte,
wenn ich ein Beispiel anführen soll, ein Volk
vom Wucher wissen, das nicht einmal einen Be-
griff von Zinsen hatte, und bei dem aus dieser
glücklichen Unwissenheit der Wucher weit sicherer
unterblieb, als wenn er durch die allerschärfsten
Gesetze wäre verboten gewesen. Der Eigenganz
S 2 fand

Gefern verweisen, welchen dergleichen Sachen,
die unser Vaterland in seiner goldenen Zeit be-
treffen, noch unbekannt sind.

sand eben so wenig Platz unter ihnen. Wer Gelegenheit hatte, jemanden zu dienen, (und solche Gelegenheiten müssen sich bey einer Nation die keine Geschäfte hatte, ungemein selten dargeboten haben) der that es, ohne einen andern Vortheil zu kennen, als den, jemanden gedienet, oder eine schöne Handlung ausgeübt zu haben. Jetzt zwingen eingebildete oder wahre Bedürfnisse, Mangel, und unsere Einrichtung oftmals selbst das edelste und uneigennützigste Herz zu der Erniedrigung, etwas bloß deswegen zu thun, weil sich Vortheil daraus ziehen läßt. Wie manchen rechtschaffenen Mann seh' ich um mich her, den das Unglück unterjochet, weil man heutiges Tages volle Beutel haben muß, um seine Verdienste geltend zu machen! Wie manchen, der des größten Glückes würdig ist, und nach unsern Sitten unmöglich glücklich seyn kann; der es aber zuverlässig würde gewesen seyn wenn er vor sieben oder achtzehnhundert Jahren in den Wildnissen unserer Väter gelebt hätte, wo Tapferkeit, Tugend und Patriotismus gütigere Vorzüge waren, als in unsern Jahrhunderte eine Million.

Es sey mir erlaubt, meine Leser eine Geschichte zu erzählen, deren Erinnerung noch jetzt Bitterkeit auf mein Leben ausgießt, und mir oft in den heitersten Stunden eine wehmüthige Thräne ablocket. Könnst' ich sie nur so rührend vortragen, als ich sie erlebt habe!

In

In meinen jüngeren Jahren lebt' ich eine Zeitlang in einem abgelegenen Winkel Deutschlands, in einer Stadt, wo man, wie es überhaupt gewöhnlich ist, die Verdienste eines Mannes nach dem Gewichte und der Peripherie seines Geldbeutels bestimmt. Ich war daselbst so — ich weiß nicht, soll ich es glücklich oder unglücklich nennen? mir die vertraute Freundschaft eines vortreflichen jungen Mannes zu erwerben; eines Mannes, der seine ganze Lebenszeit hindurch zu außerordentlichen Begebenheiten, und zu ausgesuchten Unglücksfällen bestimmt zu seyn schien; der schon in seiner Geburt unglücklich war, und das bedauernswürdigste Ende nahm. Selbst der Zufall, dem ich seine Bekanntschaft zu danken hatte, war so sonderbar, so unglücklich, aber zugleich so rühmlich für ihn, daß es mir in der That Ueberwindung kostete, ihn nicht zu erzählen. Allein wenn ich jeden Umstand, der meinem Freunde zum Ruhme gereichte, und, jeden Unfall, der ihm begegnete erzählen wollte, wahrhaftig meine Damen, dann würden Sie ein dickes Buch zu lesen bekommen.

Der Herr K** war der älteste Sohn eines Gelehrten, der von einem ansehnlichen Vermögen den edelsten Gebrauch machte, und dessen vorzüglichste Beschäftigung die Erziehung seiner beyden Söhne war. Er liebte sie zu sehr, als daß er sie fremden Händen hätte vertrauen sollen; und er

selbst besaß alle erforderlichen Talente, um ihre Bildung übernehmen zu können. Die Lehrer, welche er ihnen in denen Sprachen, derer er nicht mächtig war, in der Musik, und in andern Wissenschaften hielt, mußten unter seiner Aufsicht und nach seinem Plane arbeiten, und er selbst war bey allen Unterweisungen gegenwärtig.

Wie glücklich würde dieser jätliche Vater gewesen seyn, wenn mein Freund sein einziger Sohn gewesen wäre! und was konnte dem Glücke meines A** fehlen, wenn er keinen Bruder gehabt hätte! Die Mutter meines A** starb, indem sie ihn zur Welt brachte. Sein Vater begienz die Thorheit sich zum andernmale zu verheirathen, und in dieser groten Ehe wurde der jüngere Sohn geboren. So früh der ältere jede Erwartung seines Vaters übertraf, eben so bald verrieth der jüngere eine solche Seele, die Gott zum Gluck entziehen heisset. Schon als Knabe war er ein Boswicht. Kein Wunder, daß er als Jüngling der Mörder seines Vaters ward. Dieser ließ nichts unversucht; und ich zweifle im geringsten nicht, daß es seinen unverdrosnen Bemühungen endlich würde gelungen seyn, daß Herz seines Jünglings abzuwenden zu bessern, wenn nicht seine Frau die ihren Sohn so ausschweifend liebte, als sie ihren Erstgebura hatte, durch ihre Verjärtelung alles verderben hätte.

Mein

Mein Freund (denn es ist Zeit, daß ich von ihm rede) war im Begriffe seine akademischen Studien zu endigen, als ihm eines Tages ein alter Bedienter seines Vaters die Nachricht brachte, daß er eiligst nach Hause reisen mögte. Aber ich fürchte, sagte der Greis, ich fürchte, mein lieber junger Herr! Sie werden zu spät kommen, denn (hier stürzten ihm die Thränen aus den Augen) ich sah' es wohl, daß er schon mit dem Tode rang, als er mir befohl zu Ihnen zu reiten. —

Wer? wer? rief der Herr R* *. „Ihr Herr Vater! sagte der Bediente. Ohne mich bey der Beschreibung des Schmerzes aufzuhalten, den mein armer Freund nothwendig empfinden mußte, will ich nur sagen, daß er Postpferde nahm, Tag und Nacht fortjaagte, und kaum noch drey Meilen von seiner Vaterstadt entfernt war, als er mit dem Pferde stürzte, das rechte Bein brach, und eine große Wunde am Kopfe bekam. Der alte Bediente, der ihn begleitete, brachte ihn mit Hülfe des Postillions in die armselige Schenke eines nahe gelegenen armseligen Dorfes. Er hatte ihm die Kopfwunde so gut er konnte, mit seinem Schnupftuche verbunden, war aber nicht vermögend gewesen, das Blut zu stillen. Die Wirthin, ein kleines, altes, geschwängtes Geschöpf, hörte dem Bedienten der ihr das Unalück seines Herrn mit wenig Worten erzählte, sehr gelassen zu. Je nu! sagte sie:

ist's doch nur ein Bein. Der Hals, versteht er, da Gott vor sey! wäre doch noch einmal so schlimm gewesen. Je nu! und das Loch am Kopfe ist doch nur ein Loch. Hat er doch den Kopf noch, versteht er.

Gott weiß, wie lange sie noch würde fortgeplaudert haben, wenn nicht der Bediente, den der Himmel mit sehr weniger Geduld ausgerüstet hatte, ihre versteht er, und will ich nur sagen, mit einem kräftigen Gluche unterbrochen hätte. Frau, schrie er, macht da dem Geschnatter ein Ende! Blitz und der Hagel! wenn eine verdammte Weiberzunge einmal ihr Uhrwerk in Bewegung setzt, so wollte ich lieber ein Schock Beine brechen, als das verhenkerte Geplapper anhören. Geh, laufe, schaffst einen Baaen, daß mein Herr in die Stadt kommt. — Denkt doch! sagte die Wirthin; als wenn mein Bruder nichts wäre, will ich nur sagen. — Aber man mag sich an diesen Proben der Veredsamkeit einer Wirthin und eines Dieners bequügen. Die Meinung der Frau gieng dahin, es sey unnöthig und gefährlich den jungen Herrn in diesem Zustande drey Meilen weit zu fahren. Ihr Bruder wäre Mannes genug, ihn wieder zu flicken, wenn ihm auch alle Rippen oben darauf eingeknicket wären. Der Bediente, ungeachtet er kein großes Vertrauen in die Geschicklichkeit dieses Bruders setzte, unter dessen Person er sich etwan einen alten verabschiedeten Compagniefeldscheer dachte,

dachte, glaubte doch, daß er wohl im Stande seyn mögte, die Hauptwunde seines Herrn einiger massen zu verbinden, und bat die Wirthin, ihn eiligst zu rufen. Sie gieng, und kam in wenig Minuten, in Begleitung eines alten Kuhhirten zurück. Der Bediente stand wie angedonnert, als er diese schnitziae Figur erblickte, und wollte schlechterdings nicht verstaten, daß der Alte seinen Herrn, dem das viele verlohrene Blut eine starke Ohnmacht zugezogen hatte, nur anrührte. Der ehrliche Hirt, anstatt darüber böse zu werden, gab dem Bedienten die besten Worte, und stellte ihm mit einer mehr als bäurischen Beredsamkeit die Gefahr seines Herrn vor, und halb mit Ueberredung, halb mit Gewalt, näherte er sich dem elenden Lager des jungen Herrn, und untersuchte die Wunde, die er nur bloß wegen der Verblutung gefährlich fand. Er verband sie, und brachte Arzneien. Kurz, innerhalb drey Tagen erklärte er, daß Herr M * * ohne Gefahr nach der Stadt getragen werden könne, (denn das Fahren wolte' er nicht verstaten) und erbot sich ihn zu begleiten, und vollends für seine Heilung zu sorgen. Mein Freund, der das stärkste Vertrauen zu dem alten Hirten gefasset hatte, nahm dieses Erbieten mit Freuden an. Als er in seinem väterlichen Hause anlangte, ward er von seiner Stiefmutter und Bruder mit vieler verstellter Freundlichkeit empfangen. Beide schienen über den Tod seines Vaters und über seinen

Unfall untröstlich. Er wollte zu dem Sarge getragen seyn; man gab es nicht zu unter dem Vorwande, daß sich die Leiche wegen des warmen Wetters sehr verändert hätte. Er hatte also auch nicht einmahl den traurigen Trost, den Nest seines theuren Vaters zu sehen.

Sein Hirte stellte ihn in unglaublich kurzer Zeit wieder her, und, was noch mehr zu bewundern ist, weagerte sich standhaft, die geringste Belohnung anzunehmen. Mein Freund bat ihn, sein Leben bei ihm zu beschließen; allein auch dieß verbat sich der Greis. Doch versprach er von freyen Stücken, ihn alle Monat zu besuchen, und überdem seine Hülfe, so oft er derselben benöthiget seyn könnte. Ich bin alt, sagte er, und will in der Hütte sterben, in der ich geboren bin. Ihre Geschenke werden mir nichts nütze, weil ich meiner Armuth zu sehr gewohnt bin, als daß ich sie gegen bessere Umstände vertauschen sollte. Mein Freund bewunderte den Edelmut des alten Mannes und empfing ihn, so oft der Greis in der Folge zu ihm kam, mit der Zärtlichkeit eines Sohnes.

Von dem Tode seines Vaters an, folgte bey meinem Freunde ein Unglück dem andern. Ich werd die ganze Reihe mit Stillschweigen übergehen, weil ich es selbst dem Leichtgläubigsten meiner Leser nicht übel nehmen dürfte, wenn er die Wahrheit solcher
solcher

solcher Begebenheiten in Zweifel setze, denen ich selbst meinen Glauben versagen würde, wenn ich nicht von sehr vielen ein Augenzeuge gewesen wäre. Dieß einzige muß ich mir anführen, ehe ich mich zu dem Theile der Geschichte wende, den ich mir zu erzählen vorgesetzt habe, daß mein Freund durch einen Proceß das größte Theil seines Vermögens verlor. Die Treulosigkeit seines Bruders den ich künftig zum Unterschied **Carl** nennen werde, war Schuld an diesem Unglücke. Er hatte die Gegenparthey seines Bruders aufgewiegelt, machte in Eile mit ihr gemeinschastliche Sache, und besaß die Geschicklichkeit dem Herrn A * * gewisse wichtige Dokumente zu entwenden, die ihm unentbehrlich waren, die Gerechtigkeit seiner Sache zu vertheidigen und zu erweisen. Mein Freund ward durch den Verlust dieses Rechtsbandels in betrübte Umstände versetzt. Kaum war ihm so viel übrig geblieben, daß er kümmerlich leben konnte. Sein Verstand, seine Gelehrsamkeit und Fleiß halfen ihm fort. Es entwich ihm keine Klage, sein Gesicht schien immer heiter, so sehr sein Herz blutete; nur in meinen Schoos schüttete er zuweilen seinen Kummer aus.

Zu der Zeit, als ich ihn kennen lernete, hatte er schon sechs volle Jahre hindurch alles erduldet, was nur immer ein Mensch erdulden kann. Das Schicksal hatte ihn auf so mancherley und so seltsame Art heimgesucht, daß er dem Ungewitter keine freye

Seite

Seite mehr entgegen zu stellen hatte. Jeden Tag bezeichnete ein neuer Unfall, und mit jedem Tage schien seine Standhaftigkeit zu wachsen. Endlich ward sie auf Proben gesetzt, wo sie scheiterte. Und dieß ist eigentlich die Begebenheit, welche ich meinen Lesern mittheilen will.

Auch der Glückliche kann die süße Gewalt der Liebe empfinden; aber viel geöffneter ist ihr das Herz des Unglücklichen, viel bereitwilliger ihre Eindrücke anzunehmen. Mein Freund sah Julien, und seine Seele flog ihr entgegen. So lange die Gesellschaft versammelt war, in der er sie zum erstenmal sah, blieben seine Blicke fest an ihr geheftet. Zwanzigmal öffnete er den Mund, sie anzureden; ein ich weiß nicht was, das vermuthlich die meisten meiner Leser zu seiner Zeit werden empfunden haben, hielt ihn zurück und band seine Zunge. Julie richtete von ungefähr ihr schönes Auge auf ihn; sein Gesicht alüdete. Julie schlug die Augen nieder; sein Gesicht erbleichte. Niemals hatte mein Freund eine so lächerliche Rolle gespielt. Die Gesellschaft gieng auseinander, und mein Freund hatte in der That den Muth Julien an ihren Wagen zu führen.

Er kam am folgenden Tage zu mir. Seine Mine war so außerordentlich schwermüthig, und seine Zerstreuung so sichtbar, daß sie unmöglich meiner Aufmerksamkeit entgehen konnte. Unsere
Ver-

Vertraulichkeit gab mir das Recht, ihn um die Ursache seiner Unordnung zu fragen. Seine Antwort war eine Vorrede auf Julien, so wie man sie von einem Liebhaber erwarten kann. Und doch muß ich gestehen, er sagte nicht zu viel. Denn man kann zu Juliens Liebe nicht genug sagen.

Denken Sie sich, meine Herren, eine aufblühende, rührende Schönheit von siebenzehn Jahren, die von den Händen der Liebe geschaffen zu seyn scheint, mit blonden Haaren, großen, blauen schmachttenden Augen, mit Augen, die unwissend Liebe blicken; ein himmlisches Mädchen,

Gefallend, wenn sie schwieg; bezaubernd,
wenn sie sprach;

Dann hätt' ihr Witz auch Wangen ohne Rosen
Beliebt gemacht, ein Witz, dem's nie an Reiz
gebrach;

Zu stechen, oder liebzukosen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd wenn er stach
Und ohne Gifte. Nie sahe man die Mufen
Und Grazien in einem schönern Bund;
Nie scherzte die Vernunft aus einem schönern
Mund,

Und Amor nie um einen schönern Busen.

So war Julie. In diesem entzückenden Körper wohnte die Seele eines Engels. Noch jetzt verzeih' ich's meinem armen Freunde, daß er sie liebte.
Ich

Ich unterbrach seine Lobrede, indem ich ihm die Versicherung gab, daß ich in allem was er nur zum Lobe dieses bezaubernden Mädchens sagen könnte, vollkommen seiner Meinung wäre. Ich erzählte ihm, daß ich Julien von ihrer zarten Kindheit an gekannt hätte, und daß ich mir sogar den Stolz erlauben könne, durch meinen Umgang nicht wenig zu ihrer Bildung beigetragen zu haben. Juliens Vater sey ehemals sehr vertraut mit mir umgegangen. Allein seit einiger Zeit habe eine kleine Uneinigkeit unsern Umgang unterbrochen. Aber gern, setzt' ich hinzu, will ich von meinem Rechte etwas, oder alles fahren lassen, wenn ich mich dadurch in den Stand setzen kann, Ihnen nützlich zu seyn.

Es ist mir unmöglich, zu beschreiben, mit welcher Entzückung mein Freund in meine Arme floh. Er drückte mich fest an sein Herz, er bat, er beschwor mich, ihn zu Julien zu führen. Lassen Sie uns, sagt' ich ihm, nicht zu eilig seyn, und erlauben Sie mir, den Umgang mit guter Manier wieder zu erneuern. Juliens Mutter würde Sie hassen, wenn Sie an Ihnen die gerinnste Liebe zu ihrer Tochter mutmaßete. Sie ist eine Frau, wie man ihrer sehr viele antrifft, die ungeachtet ihrer Mangeln noch reizend seyn will. Ihr einziger Verdruß ist, daß sie eine erwachsene Tochter hat, deren Anblick sie Lügen straft, wenn sie so unver-
schämt

schämt ist, sich für acht und zwanzig Trier zu geben. Der Vater ist ein braver Mann, aber mißgünstig. Als Bruder ist die Lage Bese-
 wicht. Denken Sie ungefähr das ganze Haus.
 Die Absicht warum diese Person hierher gekom-
 men ist, ist diese. Julius Vater hatte einen
 Bruder, der hier seine Handlung trieb. Dieser
 ist vor wenigen Wochen gestorben, ohne andere Erben
 nachzulassen, als den Vater Ihrer Geliebten,
 welcher seit acht Jahren hier ist, die mähige 2. klas-
 senhaftig Besetzung hat; und was er zu Hause
 viel Feinde zu haben glaubt, und vielleicht hat, so
 denkt ich wird er sich wohl gar hier niedersetzen.
 In wenigen Tagen will ich gewiß Gelegenheit finden,
 Sie in seine Bekanntschaft zu bringen.

Ich hielt mein Versprechen. Mein Freund
 war zu liebenswürdig, als daß Julie lange hätte
 ungerührt bleiben können. Das einzige Hinderniß
 war auf beiden Seiten der Mangel des Vermögens.
 Der alte Herr B. Julius Vater, liebte meinen
 Freund so gärtlich, daß er ihm seine Tochter mit
 Freuden würde gegeben haben. Madame B.
 schätzte ihn, so lange sie glaubte, er sey in ihre ver-
 jährten Reize verliebt; allein sie haßte ihn eben so
 herzlich, als sie dessen Reizung zu ihrer Tochter be-
 merkte. Julie, die ihrer unnatürlichen Mutter schon
 lange wegen ihrer seltenen Vorzüge verhaßt war,
 lebte nunmehr schlimmer als in der Hölle. Sie
 ertrug

ertrug mit Geduld allen Unsanft ihrer rasenden Mutter, und tröstete sich mit der Zärtlichkeit ihres geliebten K **. Allein auch sie war zu größeren Leiden bestimmt. Der saubere Herr Carl, den ich schon vorhin als einen Bösewicht angekündigt habe, merkte die Neigung seines Bruders gegen Julien nicht so bald, als sein teuflisches Herz den Anschlag ausbrütete, das Glück eines Bruders den er verabscheute völlig zu tödten, und ihm das Herz seiner Geliebten zu entführen. Nun eröffnet sich nach und nach ein Schauplatz voll abscheulicher Begebenheiten, die ich meinen Lesern, wenn sie Thränen übrig haben, nächstens erzählen werde.

Der
D e u t s c h e.
Achttes Stück.

Magdeburg, am 23ten Februar, 1771.

U m meine Leser nicht lange in der Erwartung zu erhalten, will ich fortfahren, ihnen die Geschichte meines unglücklichen Freundes zu erzählen. Juliens Bruder und Carl waren seit dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft unzertrennlich. In der That waren diese beyde für einander geschaffen. Gleiche Lebensart, gleiche Neigungen, gleiche Ausschweifungen und Laster machten einen dem andern unentbehrlich. Sie waren Tag und Nacht zusammen, schmiedeten gemeinschaftliche Anschläge, und dienten einander wechselseitig in ihren Mäulen. Es ist gewiß, daß gleiche Laster, wenigstens auf eine Zeitlang, eben so fest verbinden, als gleiche Tugenden.

Erster Theil.

H

Der

Der junge B** haßte meinen Freund eben so heftig, als Carl. Sie fürchteten ihn, wie allemal der Bösewicht den Rechtschaffenen fürchtet. Die Zärtlichkeit des Herrn R** gegen Julien war für B** kein Geheimniß, und er bemerkte sie mit Widerwillen. Lange beschäftigte er sich mit fruchtlosen Anschlägen, welche auf die Trennung dieser beyden Liebenden abzielten. Die Hochachtung, welche der alte Herr B** gegen meinen R** hegte, und die genaue Kenntniß die er von dem vortreflichen Charakter dieses liebenswürdigen jungen Mannes hatte, vernichtete alles. Der alte Herr liebte seine Tochter und meinen Freund so zärtlich, daß er selbst alle Mühe anwendete, diese beyden Herzen glücklich zu machen. Mein R** war einem Minister empfohlen, der ihm zu einer ansehnlichen Bedienung Hoffnung machte, und ihm desfalls die stärksten Versicherungen gab, die er täglich wiederholte. Herr B**, der dieß als den einzigen möglichen Weg betrachtete, den Geliebten seiner Julie zu versorgen, ließ keine Woche vergehen ohne dem Minister seine Auswartung zu machen, und ihm das Glück des Herrn R** zu empfeh-

empfehlen. Und es hatte das Ansehen, als wenn diese, und viele andern Bemühungen, die Gewogenheit, die der ehrliche alte Mann auf meinen Freund geworfen hatte, immer vermehrten. Der junge V** machte also den Schluß, daß von dieser Seite nichts auszurichten seyn würde. Er gieng demnach mit Carl zu Rathe. Dieser war geübter in Bosheiten, und kannte seinen Bruder und Julien besser. Er überlegte, daß es zu Erreichung seiner Absicht nicht hinlänglich seyn würde, wenn gleich Juliens Vater dahin gebracht werden könnte, seiner Tochter einen Mann aufzudringen. Freylich, sagt er, wird das schöne Paar dann unglücklich seyn; aber ich will sie elend wissen. Sie werden sich dennoch lieben, und wenn auch eine Welt zwischen sie gelegt würde; und so lange sie von ihrer gegenseitigen Liebe versichert sind, wird immer noch eine Art von Trost für sie übrig bleiben. Ihre Herzen müssen getrennet werden, das ist der Punkt! Bey meinem Bruder wird nichts auszurichten seyn; aber Julie ist ein Frauenzimmer, das ist genug. Man muß es versuchen.

Er dachte mit dem jungen B** einen Man aus, der ihnen beyden unfehlbar schien. Carl war der größte Meister in der Verstellungskunst, und der ausgelernteste Heuchler. Er hatte keine Schwürigkeiten gefunden die Achtung des alten Herrn B** zu erwerben, und sogar ein Theil seines Vertrauens, weil er ihm von einigen Ausschweifungen seines Sohnes, von welchen er zuverlässig vorher sah, daß sie unmöglich verborgen bleiben konnten, die erste Nachricht gab, und in Gegenwart des alten Herrn den Sohn tadelte, und zur Besserung ermahnete. Er beaufsichtigte die rohe Aufführung der jungen Leute, klagete über die Verführung, kurz, er wußte seine Rolle so meisterhaft zu spielen, daß man ihn im Hause des Herrn B** für einen Menschen von den besten Sitten hielt. Er fand sogar Mittel seinen Bruder zu hintergehen, für welchem er zwar beständig seine läuderliche Aufführung, so viel es möglich war, verborgen hatte, daß auch dieser nach und nach anfieng, eine bessere Meinung von ihm zu fassen. Obnehin ließ es sich mein Freund nicht einmal im Traum einfallen, daß es sein Bruder sey, dem er den Verlust jener wichtigen Papiere,

Papiere, derer ich im vorigen Stücke erwähnte, und seines Vermögens zu danken gehabt. Bey **Julien** war **Carl**, als der Bruder ihres Geliebten, sehr wohl gelitten; seine Gesellschaft war ihr sogar angenehm, weil er, wenn er wollte, die größte Politesse mit dem feinsten Verstande verband, sich in den Charakter eines jeden zu schicken wußte, viel gelesen hatte, voll von muntern und unerwarteten Einfällen, und für jeden, der sein Herz nicht kannte, der lebenswürdigste Gesellschafter, mit einem Worte: ein zweyter **Lovelace** war. Ueberdem war er groß von Person, vortheilhaft gewachsen, und von keiner unangenehmen Gesichtsbildung. Seine Mutter setzte ihn in den Stand einen beträchtlichen Aufwand machen zu können, und nach ihrem Tode war er der einzige Erbe ihres nicht geringen Vermögens.

So bald er mit dem jungen **B**** seinen ganzen Anschlag abgekartet hatte, besuchte er **Julien** täglich, und sparte nichts, sich in ihrer Gewogenheit festzusetzen. Er gewann ihre Freundschaft; allein ungeachtet aller Künste, die er anwendete, war es ihm unmöglich die Liebe dieses unvergleichlichen Mädchens gegen seinen Stiefbruder zu

schwächen, noch weniger, für sich den geringsten Eindruck auf ihr Herz zu machen. Verschiedene Monate hindurch gab er sich alle erdenkliche Mühe, ohne andern Nutzen davon zu haben, als daß er zuletzt — ernstlich in Julien verliebt ward.

Bei einer edlen Seele wird die Liebe eine Mutter erhabener Gesinnungen, und ein Sporn zu großen Handlungen. Eine solche Seele wird nichts unterlassen, wodurch sie der Hochachtung des geliebten Gegenstandes würdiger werden kann. Ganz entgegen gesetzt verhält es sich bei einem schlechten Herzen. Bei einem solchen wird die Liebe gemeiniglich ein Quell von Schandthaten. Dem Bösewicht liegt nur selten daran, geliebt zu werden, er bemühet sich also nicht, liebenswerth zu seyn. Nur sein Trieb verlangt Sättigung. Dieß war der Fall bei Carlo, wozu sich noch die Begierde gesellte, seinem Bruder die letzten und einzigen Freuden seines Lebens zu rauben. Er sah, daß er mit allen künstlichen Versuchen, Julien seines Bruders unwürdig zu machen, nichts ausrichten würde. Nun zog er die Larve ab, und waarte offenbare Anfälle auf ihre Jugend. Sie sind größtentheils von der Art, daß ich Gefahr

Gefahr laufen würde, wider meinen Willen bey manchem ein Lehrer des Lasters zu werden, wenn ich sie erzählen wollte. Lieber übergeh' ich sie mit Stillschweigen. Er hatte Julien bisher immer noch zu bewegen gewünskt, daß sie sein Betragen ihrem Geliebten nicht entdeckte. Die Furcht zween Brüder auf ewig zu entzweyen, und die unglücklichen Folgen, die sie von der Lebhaftigkeit des einen, und der Bosheit des andern besorgte, trug zu dieser Verschwiegenheit mehr bey, als das Bitten, und die anscheinende Diene des Carl.

Verachtete Liebe bringt oft sogar das saueste und beste Herz aus dem Gleichgewichte; kein Wunder, daß Carl durch Juliens Widerstand, durch den heftigen Widerwillen, den sie gegen ihn gefasset hatte, und durch die Verachtung, die er so sehr verdiente, in eine solche Wuth gestürzt wurde, daß seine Liebe sich in den rasendsten Haß verwandelte.

Ich komme jetzt zu einem abscheulichen Zuge, den man schwerlich einem Herzen zutrauen wird, zu dessen Bildung keine Sorgfalt gespart war. Allein ich selbst bin ein Zeuge von Carls nachmaligem Geständnisse gewesen, und es leben noch

verschiedene Personen, denen ein Theil der Geschichte bekannt ist.

Julie war zu schwach, die traurige Lage in der sie lebte zu ertragen. Sie fiel in eine Krankheit, die in wenigen Tagen gefährlich wurde. Mein K** verließ sie keinen Augenblick; er reichte ihr alle verordneten Mittel selbst. Carl besuchte sie täglich zum öftern, ob er gleich bemerkte, daß der Widerwille mit dem sie ihn sah, ihre Krankheit vermehrte. Eines Tages, als sie eben aus der Hand ihres Geliebten eine Arznei genommen hatte, fiel sie in die heftigsten Verzückungen. Der in Eil herbeigerufene Arzt versicherte, daß dieser Zufall, und die übrigen damit verbundenen Symptome keine Folge der Krankheit wären, sondern von Gift, welches die Kranke müßte bekommen haben, herrühreten; ob er gleich, (hier schüttelte er die große Pervücke gewaltig) nicht wußte wie sie könne vergiftet worden seyn. Die Geschwindigkeit, mit welcher er Juliens Beystand leistete, rettete sie. Herr K** umarmete die zitternden Knie des alten Aesculap, und schwur tausendmal, daß er ihn für seinen Retter, seinen Vater, seinen Schutzgott halten würde. Das
ist

ist ganz gut, mein lieber Herr, sagte der alte Doktor, aber ich wünschte von Herzen, daß sie nicht nöthig gehabt hätten, mir zu danken; und dann kommt ihre Freude ein wenig zu früh. Vermuthlich wird die Krankheit thun, was ich dem Gifte gewehret habe. Gott verzeih' es dem Bösewichte, der es ihr beygebracht hat. „Diese Worte zerstörten alle Freude meines armen Freundes, und hemmeten den Strom seiner Danksgungen. Er drang auf die schärfste Untersuchung; alles ward ihm verdächtig. Julie, die vielleicht unter allen am richtigsten auf den Urheber dieses Zufalls muthmaßete, ließ nicht nach mit Bitten bis sie ihren Vater und ihren Geliebten bewegt hatte, keine Untersuchung, anzustellen. Um meinethwillen, sagte sie, muß niemand unglücklich werden.

Indessen hatte diese Begebenheit ihre Krankheit ungemein verschlimmert; ihre Kräfte waren durch das Erbrechen, welches die Gegengifte gewürket hatten, völlig zerstöret; die himmlische Julie schien sich ihrem letzten Augenblick mit eilenden Schritten zu nähern. Der bedauernswürdige H. * * war in Verzweiflung. Er lag bey ihrem

Wette auf den Knien, und drückte ihre kalte Hand fest an seinen Mund. Julie richtete ihr brechendes Auge auf ihn, dann auf ihren Vater, dann wieder auf ihn. Der ehrliche Greis lief von einer Stelle zur andern, rang die Hände, und foderte das Leben seiner Tochter mit heißen Thränen vom Himmel. Carl stellte sich äusserst betrübt. Nur Madame B** und ihr Sohn waren unvermögend, ihre Freude zu verbergen.

Julie sank in einen Schlummer, der so anhaltend war, daß man glaubte, sie würde nicht wieder erwachen. Ihre Stirn triefte von Schweiß. Sie erwachte, und fand sich erleichtert. Wer Gefühl hat, mag sich die Freude meines Freundes vorstellen, als ihm der Arzt einige Hoffnung zu ihrer Genesung machte. Nach Verlauf weniger Tage war sie durch ihre gute Natur ausser Gefahr, ob wohl der alte Doktor sich allein die Ehre dieses Wunders zueignete.

Es dauerte länger, ehe Julie ihre Kräfte wieder erhielt. Auf Anrathen des Arztes machte sie sich zum Ißtern gelinde Bewegungen; gemeinlich pflegte sie in Begleitung ihres Vaters und meines Freundes nach einem kleinen einsam gele-

genen

genen Gärtdchen zu fahren, welches der erstere eine halbe Meile von der Stadt besaß. Eines Tages, als ihr Geliebter zu dem Minister gerufen war, der ihn noch immer mit den schönsten Verheißungen hinhält, weil er ihn zu gewissen Absichten brauchte, fuhr Julie mit ihrem Vater allein. Herr K** versprach, so bald es ihm möglich seyn würde, zu Pferde nachzukommen. Der Minister hielt ihn länger auf, als er vermuthet hatte, und es war schon völlig Dämmerung, als er aus der Stadt ritt. Anstatt, Juliens Wagen zu begegnen, wie er hoffete, traf er den alten Herrn B** zu Fuß an. Dieser erzählte ihm, drey verlarvte Kerls zu Pferde hätten den Wagen angehalten, die Stränge abgeschnitten, Julien fortgeführt, und ihn selbst, da er sich widersetzen wollen, sehr gemißhandelt. Er habe durch vieles Bitten den Wirthschafter bewogen, den Räubern in der Entfernung nachzufolgen. Der gute alte Mann konnte vor Thränen nicht reden. Um Gottes willen! rief er, retten Sie meine Julie! retten Sie meine Tochter! K** erkundigte sich nach dem Wege, den die Räuber genommen hatten, allein der alte Herr konnt ihm keine

keine Nachricht geben. Wir müssen warten, sagte er, bis der Kutscher zurück kommt. Vielleicht giebt er uns Nachricht.

Sie verfügten sich nach der Stelle, wo sich der Vorfall zugetragen hatte, in der Absicht, die Zurückkunft des Kutschers zu erwarten. Er blieb nicht lange aus, und sagte, er hätte Julien immer im Gesichte behalten, und wäre ihr bis an ein gewisses Landhaus gefolget, in welches man sie gebracht hätte. Er nannte das Haus, und man urtheile von dem Entsetzen meines armen Freundes, als er das Landhaus seiner Stiefmutter nennen hörte. Er warf sich auf sein Pferd und floh dahin. Kaum ließ er sich die Zeit, dem Kutscher zu befehlen, daß er ihm folgen mögte. Er kam an; das erste was ihm in die Augen fiel, war der schändliche junge B** der ihn trotzig fragte, was er hier zu suchen hätte? Ihre Schwester, versetzte Herr K**. Statt der Antwort zog B** eine Taschepistole heraus. Mein Freund kam ihm zuvor, bemächtigte sich derselben, und warf den jungen B** dem er an Stärke weit überlegen war, ziemlich unsanft zu Boden, befahl ihn der Aufsicht des Kutschers, und eilte die Treppe hinauf.

hinauf. Er fand einen verlarvten Kerl an der Thür des Saals, der ihm den Eingang streitig machen wollte. Herr R***, den Juliens Stimme in die größte Wuth setzte, zwang den Kerl mit der ausgezogenen Pistole, ihm die Thür zu öffnen. Carl, denn dieser war es, gegen den Julie nur noch mühsam rang, hörte die Stimme seines Bruders. Voll Raserey über seinen missglückten Anschlag ließ er Julien los, ergriff seinen Degen, der auf dem Tische lag, und eilte dem Herrn R*** der in diesem Augenblicke in das Zimmer trat, entgegen. Er verwundete ihn in der That. Dieser, den der Anblick seiner Julie mit blutigem Gesichte, zerstreuten Haaren und zerrißnen Kleidern aller menschlichen Empfindungen beraubte, kam einem zweyten Stöße zuvor, indem er dem Carl eine Kugel durch die Brust jagte.

Der Bösewicht stürzte zu den Füßen seines Bruders hin. Sein Fall gab meinem Freunde alles erstickte Gefühl zurück. Es ist mir unmöglich, was ihm selbst unmöglich war, seinen Zustand in diesem abscheulichen Augenblicke zu beschreiben. Seine Geliebte in Ohnmacht an der einen Seite; sein Bruder an der andern, tödtlich verwundet;

er sein Mörder, und selbst verwundet! Was für Empfindungen, was für eine Hölle in seinem Busen! — ich sehe mich gezwungen, auch für diesen Schauplatz die Decke herunter fallen zu lassen.

Das erste was er that, als er anfing sich wieder zu fühlen, war, daß er sich bemühet Julien zu Hülfe zu kommen. Er trug sie in einen Sessel und war im Begriff ihre Schnürbrust zu öffnen, als Carl ihn winselnd um Beystand anflehete. Er ließ herunter, und fand den Kutscher noch da, der den jungen B** mit der Peitsche im Respekt hielt. Komm herauf, Bösewicht! rief er dem letzteren zu, und sieh, was deine Bubenstücke für Früchte gebracht haben! den Kutscher bat er eilends nach der Stadt zu jagen, und mir den ganzen Verlauf der Sache zu erzählen. Der gute Kerl ritt so geschwind es ihm die ziemlich dunkle Nacht verstattete. Meine erste Sorge war, ihm durch einige Geschenke die Zunge zu binden. Hierauf suchte ich einen Wundarzt, in dessen Begleitung ich mich nach dem Garten des Herrn B** versetzte, wo ich den Kutscher vorfand, der seinen Wagen wieder in Ordnung gebracht hatte. Wir nahmen den alten Herrn B** zu uns, und sub-

ten

ren nach dem Landhause, welches keine halbe Stunde entfernt war.

Julie hatte sich indessen völlig erholet. Mein Freund hatte ihren Bruder (welcher noch der einzige im Hause war, denn der verlarvte Thürhüter hatte die Flucht genommen, sobald er den Schuß hörte) gezwungen, heraus zu gehen und ein Zeuge des schrecklichen Aublicks zu seyn. Mit seiner Hülfe hatte er die Wunde des bestraften Carls verbunden, der nur zu leben schien, um in unserer Gegenwart ein schreckliches Bekenntniß seiner Missethaten abzulegen. Der Wundarzt untersuchte seine Wunde, und erklärte, daß ihm nur wenige Stunden zum Leben übrig wären, und ermahnete ihn, sich als ein Christ zum Tode zu bereiten. Gott ist gnädig, sagte er; werfen Sie sich in seine Arme — —

Was Gott! was Gnade! rief der abscheuliche Mensch; ich kenne ihn nicht, und will ihn nicht kennen. Es ist mir lieb daß ihr alle hier seyd; ich will in meinen letzten Augenblicken noch die Freude haben, euch zu martern. Du, sagte er, und wendete sich gegen meinen Freund, Du, den ich immer verflucht habe, weil ich dein verdammtes Hirage-
spinnst

spinnst von Tugend nicht leiden konnte, Dich will ich vorzüglich quälen. Vernimm ersülich, daß ich es bin, der unsern Vater mit Gift hingerichtet hat, weil der alte Hund, der eben so ein Narr war, wie Du, Dich mir vorzog. Deine mütterlichen Verwandten hab' ich allein angestiftet, daß sie den Proceß wider dich anhängen, der Dich zum Bettler gemacht hat, indem ich ihnen die Gierigkeit des Erfolg zeigte. Ich bin es, der Dir die Dokumente entwendete. Ich habe die Beute, die sie Dir aus den Zähnen rückten, mit ihnen getheilet. Ich bin es, der das Pulver, welches Du Julien reichtest, vertauschte, weil ich sie nicht verführen konnte, und ich bereue nichts mehr, als daß es mir schielichlug, Dich zu ihrem Mörder zu machen. Ich bin es, der Juliens Mutter zur Untreue verleitet hat; der ihren Bruder aus einem Bösewichte in einen Teufel verwandelt hat — —

Hier folgte ein Register von Verbrechen, bey dessen Erinnerung mir noch jetzt die Haare zu Berge stehen. Ich unterdrückte es, weil es zum Theil solche Umstände, welche ich als Geheimnisse bewahren muß, zum Theil aber ein Bekenntniß enthält, das mich allein betraf.

(Der Beschluß folgt nächstens.)

Der
D e u t s c h e.
Neuntes Stück.

Magdeburg, am 2ten März, 1771.

Eine ganz besondere Sitte unserer Väter war es, daß nicht die Braut dem Bräutigam, sondern eigentlich der Bräutigam seiner Braut eine Morgengabe brachte. Rathen Sie, meine Leserinnen, woraus dieselbe bestanden. Ich will Ihnen Zeit lassen, es zu überlegen, weil ich ohnehin mit meinem Freunde reden muß, den ich neuerlich bat, mich zu besuchen.

Schon, wie ich Sie jenesmal anredete, mein Freund, gab ich Ihnen das Zeugniß, daß Sie Ursache haben, auf einige Talente stolz zu seyn;
Erster Theil. I aber

aber ich hatte damals nicht die Zeit, Ihnen auch dieß zu sagen, daß Sie in einer sehr irrigen Meinung stehen, so bald Sie sich einbilden, daß Ihnen mit diesen Talenten Ihr Glück nicht fehlen könne. Kommen Sie ja von dem Irrthume zurück, ehe Sie ihn durch eine traurige Erfahrung einsehen lernen. Ehen Sie sich vor! diese Welt ist bey weiten nicht das, was sie zu seyn scheint. Verdienste sind an sich eine recht hübsche Sache, und ich, für mein Theil, bin denen Leuten auch recht herzlich gut, die welche besitzen, aber lassen Sie sich's sagen, es denkt nicht jeder mann so. Beynahe ein jedweder, dem eine geheime Empfindung in's Ohr lispelt, daß er Ihnen an Talenten nachstehe, wird zuverlässig in eben dem Maasse Ihr Feind seyn, in welchem er sich von Ihnen übertroffen fühlet. Und dann sind wir nicht mehr in denen Zeiten, wo ein ehrlicher Mann bloß durch seine persönlichen Vorzüge zu etwas gelangen konnte, weil das Verdienst keine andere Empfehlung brauchte, als sich selbst. In unsern Tagen bettelt es sein täglich Brod, so bald es zu schamhaft oder zu stolz ist, sich einen Beschützer zu erbetteln, der sich ihm von selbst schwen-

schwerlich anbieten wird. Zwar lebt ein Berns-
dorf, der groß genug war, den Sängern des
Messias hervor zu ziehen, und seinen eignen
Namen durch den Namen des Dichters unsterb-
lich zu machen; ich sehe aber noch nicht, daß er
Nachahmer gefunden hat. Alle, oder beynahe
alle andern, durch derer Schutz sie ihr Glück ma-
chen könnten, wollen gesucht seyn. Man würde
sie auch gern suchen, (denn es ist einem ehrlichen
Manne keine Schande, erlaubte Schritte zu
thun, und, um sich eine gewisse Versorgung zu
erwerben, einem vornehmen Herrn, von dessen
Willen diese Versorgung abhängt, seine Answar-
tung zu machen) wenn man sich unmittelbar an
sie selbst wenden könnte. Ein halb Dutzend von
meinem Bekannten haben dieß versucht, weil sie
sich nicht überwinden konnten, vor einem Kam-
merdiener zu kriechen. Der Räcen, anstatt sich
durch diesen Edelmuth geehrt zu finden, führte
sie eine Zeitlang bey der Nase, und gab ihnen am
Ende zu erkennen, wie gegenwärtig keine Stelle
bey ihm offen sey, die er ihnen auftragen könne,
noch weniger sähe man Gelegenheit, sie vor der
Hand in des Landesherrn Dienste zu verhehlen.

Inbessen würde man ihrer gern eingedenk verbleiben, doch würden sie sich durch diese Versicherung von andern Vorfällen ganz nicht abhalten lassen, indem es allemal sehr ungewiß sey, ob die Umstände (das ist: die Einwilligung des Sekretärs, Kammerdieners u. s. w.) gestatten würden, ihnen auf dergleichen Art beförderlich zu seyn.

Ganz gut! Wenn nur Ew. Excellenz dieß gleich bey der ersten Bitte zu sagen geruhet hätten.

Sie sehen also, mein Freund, daß man, um einen großen Gönner zu erlangen, erst einige kleine Gönner haben müsse. Ich bin zwar nicht sonderlich zum Mäcen aufgelegt, aber Sie dauren mich. Und um so vielmehr dauren Sie mich, da ich sehe, daß Ihnen bey allen Ihren Talenten eins fehlt, nemlich dieses, einem Hochgebohrnen Dummkopfe begreiflich zu machen, daß Sie Talente haben. Ich will Ihr kleiner Mäcen seyn, und Sie etlichen größeren empfehlen. Kommen Sie mit mir.

Belie-

Belichen Ew. Hochgebohrne Excellenz einmal diesen jungen Menschen anzusehen? Das wäre recht ein Mann für Sie. Der Mund geht ihm wie ein Uhrwerk, wenn er Französisch parliret. Er wünscht vor der Hand nur Hofmeister bey Dero Hochgebohrnem Herrn Sohne, oder Küchenschreiber, oder so etwas, was Ew. Excellenz aus ihm machen wollen, zu werden, bis Hochdieselben seiner in Gnaden überdrüssig zu werden geruhen, und ihn (Gott gebe, daß dieses je eher, je lieber geschehen möge!) einmal im Zorn Sr. Hochwürdigem Gnaden, dem Herren Prälaten, der sie bisher gemästet hat, gleichfalls zur Mastung empfehlen. Mein Klient ist zwar ein Gelehrter, aber lehren Sie sich daran nicht; er hat, dafür sich' ich, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, alles gelernt, was Ew. Excellenz nur beschlen werden. Zuweilen wird Ihnen sogar seine Gelehrsamkeit nicht allerdings unnützlich seyn; denn da er die Hochadeliche Unwissenheit, und schon vom Ersten Ihrer achtzehn Hochgebohrnen Ihnen in gerader Linie fortgepflanzete Dummheit Eurer Excellenz zu kennen die Ehre hat, so will er sich in Gegenwart zween Notarien, und so vieler Zeugen, als

Hochdieselben für gut finden werden, verpflichten, sein bürgerliches Gehirn, so oft es erforderlich seyn wird, an die Stelle des Ihrigen denken zu lassen. Ferner da er vortreflich schießet, und überzeugt ist, daß Dero hervorstechende und weltbekannte Verdienste um das Vaterland sich hauptsächlich darinnen äußern, daß Sie zur Sicherheit der Kohlgärten das Land von den verderblichen Hasen säubern; zu derley ersprichlichen Bemühungen aber gut abgerichtete Hunde ein unentbehrliches Requisitum sind, er aber die Kunst aus dem Fundamente versteht, Hunde von allerley Art, vom Hühnerhund an, bis zur kleinen Marquise, die im gnädigen Schooße der Hochgebohrnen Frau Gemahlin Ew. Excellenz ruhet, in mancherley nützlichen, einem Hochadelichen Hunde anständigen, und so zum Besten, als zur Belustigung des Publikums abzuweckenden Hundwissenschaften, Künsten und Vossen zur Vollkommenheit zu bringen, zu dressiren, und zu perfectioniren: so erbietet er sich Dero wohlbeleibte Person auf allen Ihren ritterlichen Jagdübungen zu begleiten, Dero Hochgebohrnen Hund unterthänigst zu unterweisen, und Dero gnädige Fräuleins

zu gleicher Zeit, neben bey, in den Kauf, und ohne dafür einen rothen Heller zu verlangen, zu unterrichten, und alle die Zeit die ihm als wohlverordnetem Mentor Ihrer Hunde, von seinen schweren Amtsgeschäften übrig seyn wird, lediglich zur Unterweisung der jungen Damen im Tarok, Quadrille, Trisett u. a. m. auch zur Erklärung dieses oder jenes schlüpfrigen französischen Roman's, falls die Gekhrsamkeit der Französin, wider Vermuthen, nicht hinreichend seyn sollte, anzuwenden, damit sie bestmöglichst der Hochgebohrnen Frau Gemahlin Ew. Excellenz ähnlich, und in den Stand gesetzt werden mögen, dermal einstens einen rechtschaffenen Mann toll zu machen. —

— Um des Himmels willen, gnädiger Herr! haben Sie Mitleiden mit mir! Geruhen Sie Ihre Entzückungen zu mäßigen! Ich bin ein armer, alter, hypochondrischer Muter, der bey weitem keinen so festen Körper hat, als Dero Verdrie! Noch eine solche Umarmung, und Sie haben mich auf ewig entmännlichet. — Aber sage ich es nicht, daß mein Klient gerade der Mann wäre, den Sie brauchten?

Nun, mein Freund, ich lasse mich Ihnen zu Liebe, von den herkulischen Armen Sr. Excellenz beynahe erdrücken, und Sie stehen da, so steif, so unbeweglich, wie ein Grenzstein? Hier, kommen Sie, und bedanken Sie sich wenigstens —

Was sagen Sie? das wäre keine Stelle für Sie? Das hab' ich lange gerufen; ich weiß auch, daß Sie weder zum Spieler, noch zum Jäger, noch zum Hundementor taugen. Aber ich wollt' Ihnen nur zeigen, was hinter manchem Ordensbande steckt, und das man durch dergleichen Wissenschaften oftmals, besonders in dem Theile Deutschlands, wo Sie leben, weit leichter sein Glück macht, als durch Gelehrsamkeit und Tolerante. Es giebt nur ein sicheres Talent, mit dem jeder Nichtswürdige durch die Welt kommen kann, und das wenig verdienstvollen Leuten gegeben ist. Schütteln Sie immer den Kopf! Sie glauben nicht, was für ein Ansehen, und was für gegründete Ansprüche auf jede Bedienung ein guter mit Eisen beschlagener Kasten der fünfzig bis hunderttausend Thaler enthält, selbst dem elendesten Kerl giebt. Haben Sie Lust, so will ich Sie noch

zu etlichen vornehmen Herrn führen. Aber Sie werden bey allen eben so schlimm ankommen. Der eine wird Ihnen die Kammerjungfer seiner Gemahlin, als eine Zugabe zu einer einträglichen Stelle anbieten; ein anderer wird nicht erröthen, Ihnen noch ehrlosere Bedingungen vorzuschlagen. Hören Sie nur, wie es mir selbst in meinen jüngeren Jahren ergangen ist. Es war eine gewisse Bedienung erledigt, zu welcher ich mich sehr gut, und die sich noch besser für mich geschicket hätte. Der Beherrscher des Landes war keiner von denen liebeichen Fürsten, an die man sich unmittelbar wenden darf. Ich mußte mich also an den Minister wenden. Ohne Zweifel beleidigte es den Kammerdiener, daß ich ihm nicht vorher meine Aufwartung gemacht hatte, und daher hatt' ich unbeschreibliche Schwierigkeiten zu übersteigen, ehe ich so glücklich war, den Minister zu sprechen. Ich überwand sie alle, sprach ihn am Ende, und fand ihn sehr wider mich eingenommen. Doch war er so redlich, mir meine Bitte gerade zu abzuschlagen, ohne mich durch Versprechungen, oder Hofkomplimente aufzuhalten. Auch dankte ich ihm so höflich, als wenn er mir vollkommen

gewillfahret hätte. Nach einiger Zeit fügte sich's, daß ich zufälliger Weise eine lange Unterredung mit eben diesem Minister hatte, und es glückte mir, ihm die schlechte Meinung die er von mir hegte, größtentheils zu benehmen. Verzeihen Sie mir, sagte er, ich habe Sie verkannt, als ich Ihnen neulich Ihre Bitte abschlug. Sie verdienen daß man etwas für Sie thut. Die Stelle, um die Sie anhielten, ist noch unbesetzt, und ich will Ihrentwegen mit dem Fürsten reden.

Ich gesteh' es, diese Anrede schien mir mit einem so offenem Wesen vorgebracht, daß ich thöricht genug war, sie einem guten Herzen beizumessen, daß, wenn es geschieht zu haben glaubt, seine Fehler wieder gut zu machen eilet. Der Scherz fiel mir bald von den Augen, als Se. Excellenz fortführen zu reden. Sie mutheten mir nichts Beringers zu als gegen einen gewissen Herrn vom Hofe, dessen Untergang sie geschworen hatten, ein falsches Zeugniß abzulegen. Volk Unwillen ließ ich Se. Excellenz stehen, und schwur, in meinem Leben nicht wieder um eine Gnade anzuhalten wenn ich nicht überzeugt bin, daß der von dem sie abhänget, ein gutes Herz hat.

Ihnen,

Ihnen, mein Freund kann ich keinen andern Rath geben, als sich an den Hof eines Joseph's oder Friedrich's zu begeben. Beide kennen Verdienste, und haben Männer um ihren Thron und in ihren Ländern, die sich auch darauf verstehen, und es, so wie die Monarchen, denen sie dienen, aufzusuchen, und hervorzuziehen wissen. Ein Beweis, daß ein würdiger Fürst, würdige Unterthanen macht.

In den beiden letzteren Blättern des Deutschen finden Sie den Anfang und die Fortsetzung der Geschichte eines Mannes den an ausgebildeten Talenten nicht leicht jemand, und an Edel und Güte des Herzens kein Mensch übertraf, und der dennoch, aller seiner angewendeten Mühe ungeachtet, in keiner anständigen Versorgung gelangen konnte, weil es ihm an Gelde und an Gönnern fehlte, und der einzige Große, den er für seinen Gönner hielt, ein Nichtswürdiger war, der ihn mit schönen Versprechungen so lange hintergieng, als er seiner Dienste zu Erlangung gewisser Absichten benöthigt war. Ich werde das übrige dieser Geschichte nächstens erzählen, und ich bitte Sie,

Sie, dem Beispiele meines unglücklichen Freundes nicht zu folgen, im Fall Sie einmal, so wie er, von einer Excellenz bey der Nase herumgeführt werden sollten. Leben Sie wohl bis aufs Wiedersehen.

Nun wie stehet es, meine schönen Leserinnen? Haben Sie ausständig gemacht, was ein deutscher Jüngling in jenen glückseligen Zeiten seiner Geliebten zur Morgengabe schenkte? —

Bey meiner Treue! Sie irren gewaltig; und Sie hätten doch aus den vorhergehenden Blättern dieser Schrift ungefähr wissen können, daß Geld und Toilette, und Robberonde, und alles was Sie mir da her nennen, einer deutschen Schöne nicht viel nütz werden konnte. Ein ausgeäumtes Ross, etliche zusammengespannete Ochsen, ein Schild, ein Schwerdt und eine Lanze, dieß, meine lieben Damen, waren die Geschenke, die er ihr in Gegenwart ihrer Aeltern und nächsten Verwandten gab. Die Braut gab zum Gegengeschenke ihrem Jünglinge gleichfalls einige Waffen. Dieses, ruft Tacitus aus, hielten sie für das stärkste

stärkste Band, für heilige Geheimnisse, für die Gottheiten der Ehe. Ein Frauentzimmer heyrathete damals nicht, um sich von ihrem Ehemanne bloß ernähren zu lassen, sondern um jedes seiner Schicksale mit ihm zu theilen; um mit ihm die Süßigkeiten des Friedens und das Ungemach des Krieges, die stille Ruhe und das Getöse des Treffens zu ertragen; um, so wie er, wenn es erforderlich war, ihr Leben und ihre Freiheit dem geliebten Vaterlande zum Opfer zu bringen. Denn auch von dem Frauentzimmer forderte man, daß sie sich nicht von tapfern Gesinnungen und von dem was der Krieg mit sich bringt, lossageten. Hieran erinnerte sie die Vergengabe. Dieß bezeichneten die zusammengejochten Ochsen, das gerüstete Pferd, und die Waffen. Es waren Vorbedeutungen, nicht nur auf die angefangene Ehe, sondern auf das ganze künftige Leben. Sie wurden, wie Tacitus sagt, durch diese Gaben selbst erinnert, sie mit solchen Visionen anzunehmen, daß sie dieselben dereinst als unentweihete und würdige Geschenke ihren Söhnen zu überliefern im Stande seyn mögten, von denen sie ihre Schwiegertöchter wiederum mit Ehre annehmen,

und

und auf die Enkel bringen könnten. Demnach, setzt der Römer hinzu, beflissen sie sich einer siren-
gen Keuschheit, zumal, da sie durch keine reizende
Schauspiele oder versüßerische Gasimable ver-
derbt wurden.

Meine Leser werden, hoff' ich, mit mir die
Bemerkung machen, daß nicht sowohl die harte
Estrafe, mit welcher unsere Vorfahren die Ehe-
brecherinnen belegten, als vielmehr die angebohrne
Tugend und Denkart der Nation das Frauenzim-
mer in der Pflicht erhielten. In unsern Tagen
könnte freylich die Furcht vor einem beschornen
Kopfe viel ausrichten, und ich kenne Frauen,
um die — —

Ey Madame, warum fallen Sie mir da in
die Rede? Gewiß, ich wollte von Ihnen nichts
sagen. Gewiß, ich bin unschuldig! Ich wollte
um alles in der Welt willen nichts Böses von mei-
nem Nächsten reden, so bald ich dadurch nichts
Gutes mehr stiften kann; ich war nur im Begriffe,
anzumerken, daß ich manche Frau kenne, um
deren schönes Haar ich besorgt seyn würde, wenn
sich

sich die Sitten nicht geändert hätten. — Lieber Himmel! ich rede ja nicht von Ihrem Haar, Madame! Lassen Sie doch, ich bitte Sie einen ehrlichen Schriftsteller in Frieden, der von Ihnen gewiß nichts sagen wird, so lange ihm Ihre Zunge nicht beschwerlich fällt.

Um mich wider die Angriffe dieser, und jeder ähnlichen *Honestas* in Sicherheit zu setzen, erblicke ich mich, mir mein graues Haar einzeln aus dem Kopfe reißen zu lassen, und diese Operation, so schmerzhaft sie seyn mag, so oft es wiederkommt, zu wiederholen wenn es mir noch einmal einfallen sollte, von beschornen Weiberköpfen zu reden.

Ich mache mich anheischig, demjenigen einen ganzen Jahrgang von dieser Schrift zur Belohnung zu geben, der mir gründlich darthun kann, aus was für Ursach'n mich diese Dame so heftig anfuhr. Ist es meine Schuld, daß unsre Väter in Bestrafung eines Verbrechens so strenge waren, welches unsre aufklärtere Welt einer Frau nicht einmal zur Last legt? Ich denke, man wird doch dergleichen Sachen erzählen dürfen; und
was

was ist's denn, wenn man gleich zuweilen eine Anmerkung dabey macht? Kann ich denn dafür, Madame, daß ich gerade gegen Ihnen über wohne, und bemerken kann, wenn ein gewisser Herr, unter der Zeit, da Ihr Gemahl in der Kirche ist, zu Ihnen kommt? Ich sage: bemerken kann; denn Sie wissen, daß ich es nie bemerke, weil ich nicht aus dem Fenster zu sehen pflege: Uebrigens, Madame, geb' ich zu, daß wir artiger handeln, indem wir die Frau entschuldigen, und des armen beleidigten Mannes spotten. Über Deutschland muß auch endlich wohl einmal den Kinderschuh entchlüpfen.

Der
D e u t s c h e.
Zehntes Stück.

Magdeburg, am 9ten März, 1771.

Schon öfter hab' ich meine Leser auf ein Blatt verwiesen, in welchem ich von den verschiedenen Ständen in unserm alten Vaterlande zu reden versprach. Es ist wohl einmal Zeit, daß ich diesem wiederhohltten Versprechen nachkomme, und ihnen dasselbe liefere.

Unsere Väter theilten sich in Gelehrte, Edelleute, Freye vom bürgerlichen und Bauernstande, und in Knechte, welche ich lieber Leibeigene nennen möchte.

Man wird es vielleicht befremdlich finden, daß ich die Gelehrten an die Spitze stelle. Ich thue es deswegen, weil sie wirklich damals an der Spitze standen; denn die Druiden, welche ich mit den Wahrsagern in die erste Klasse der Gelehrten stelle, vermogten, wie man sich aus dem
Erster Theil.

vierten Stücke dieser Schrifte erinnern wird, mehr als Regent, Obriakeit und Volk.

Die zweite Klasse von Gelehrten waren die **Warden** oder wie sie in der nordischen Mundart genannt wurden, **Skalden**. Diese waren die Dichter, Tonkünstler und Geschichtschreiber der Nation. Sie waren die Lobredner der Helden, und die Berewiger tapferer Thaten. Sie begleiteten das Heer zur Schlacht, und gossen durch ihre glühenden Gesänge Muth und Tapferkeit in die Seelen der Streiter; sie waren das für die Deutschen, was **Tyrtaeus** von Athen den Spartanern in dem anfänglich so unglücklichen Kriege mit den Messeniern war. Sie stellten sich so, daß sie das Schlachtfeld überschauen konnten, und bey einigen Völkerschaften giengen sie sogar mit in das Treffen, und mengten sich unter die Streitenden, um desto glaubwürdigere Zeugen der Tapferkeit zu seyn. Sie lehrten den Krieger die Lieder die er sang, wenn das Heer ins Treffen rückte und den Feind angriff, und nach geendigter Schlacht sangen sie Triumphlieder, und freudige Gesänge bey dem Sieqeseimale. Das Absingen ihrer Schlachtgesänge nannte man **Warditus**; und die

die Art ihres Singens war eine Vorbedeutung auf das Glück des bevorstehenden Treffens. Diese Vorbedeutung nahmen die Varden aus dem Tone des Feldgeschreyes und des Gesanges des Heeres, und nach dem Urtheile, das sie von demselben fällten, war ihre Melodie schreckend oder zitternd. Ueberhaupt beflissen sie sich rauher Töne und eines gebrochenen Murmels; auch pflegten sie Schilde gegen den Mund zu halten damit die Stimme desto voller, gestärkter, und durchdringender werden möchte; eben dieß that auch das Heer. Die Deutschen müssen im Schröckenden ihres Kriegsgeschreyes etwas Eigenthümliches und Furchterliches gehabt haben, denn Tacitus gesteht irgendwo: „Die Schlachtordnung der Deutschen tönt vom Gesange der Männer und dem Geschule der Weiber dergestalt, daß das Geschrey unserer Legionen und Kohorten dagegen in keine Vergleichung kommen kann.“ Uebrigens mögen sich die Kritiker darüber vergleichen, ob das Heer bey dem Angriffe dem Herkules zu Ehren, oder so, wie die Varden, das Lob ihrer Vorfahren gesungen haben.

Die Druiden standen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, von dem vermuthlich auch die Barden mögen abgehängt haben. Wenn dieser starb, so wählten sie ohne Zuthun des Volkes den Würdigsten aus ihrem Mittel an seine Stelle, und wenn man dem sechsten Commentar des Cäsar's glauben darf, so sollen diese Priester, wenn mehrere nach der Oberstelle strebten, zum öftern ihre Ansprüche auf dieselbe mit gewaffneter Hand bewiesen haben.

Der Stand, welcher an Ansehen zunächst an die Gelehrten grenzete, war der Adel. Es scheint mir der Unterschied zwischen Edelmann und Bürger in meinem Vaterlande, bennabe so alt zu seyn, als Deutschland selbst. Schon in den älterältesten Nachrichten von unserer Nation finden sich Spuren dieses Unterschiedes. Unsere Väter hielten sehr viel auf den Adel, vermuthlich, weil derselbe aus der Tapferkeit entsprungen war, und man hatte Talente genug, König unter ihnen zu werden, wenn man aus einem alten Hause abstammete. Wenigstens scheint Tacitus dieses anzeigen zu wollen, wenn er sagt: „Sie nehmen ihre Aemter aus dem Adel, und ihre Heerführer
unser

unter den Tapfersten.“ Die Tapferkeit war bey den Söhnen Theut's die erste, und nach ihrer Verfassung, die nothwendigste Tugend. Alles athmete dieselbe. Die Weiber, streitbar und kriegerisch, wie die Helden, an deren Seite sie lebten, stößten sie ihren Kindern mit der Milch ein; Schlachtgesänge und Waffenklang waren die erste Melodie, die das Ohr des Säuglings erfüllte; kein Wunder, daß ein solches Volk den Tapfersten dem Edleren vorzog.

Man war aber auch nicht gar zu viel, wenn man sich bis zum Regenten einer deutschen Nation erhoben sah, denn der Herrscher hatte keine unumschränkte und freye Macht, und es war gefährlich, nach derselben zu streben. Ratwald wollte sich an die Stelle des vertriebenen Marobod zum König der Marcomannen aufwerfen; Jubill, Herzog der Hermundurer verjagte ihn. Vansnins Fürst der Quaden herrschte dreyßig Jahr als König der Sueven, und sie liebten ihn; er ward übermüthig, und verlor die Krone. Selbst Deutschlands Ketter, der untertäfeliche Herrmann verlor das Leben, als er nach dem Zurückzuge der Römer und der Vertreibung Ma-

robod's nach der unanmschränkten königlichen Gewalt trachtete. Ich könnte auch einen Zealns und andre anführen, allein nach dem großen Arminius muß keiner mehr genannt werden. (*)

Der Regent und das Volk hatte sich in die Gewalt getheilet; die Priester herrschten in der That über beyde, und er hatte also wenig zu befehlen, und nichts vor sich, als das Ansehen seines Geschlechtes und den schwachen Glanz seines Titels. In den Versammlungen des Volkes hörte man ihn freylich zuerst, aber man betrachtete das, was er vortrug, mehr als einen Rath, den zu ertheilen er das Recht hatte, und dem sein Ansehen einiges Gewicht geben konnte, denn als einen Befehl; und er mußte sich's gefallen lassen, so wie der Geringste von seinen Unterthanen, daß seine

(*) Tacitus läßt, indem er seinem Tod berichet, seiner Größe Gerechtigkeit widerfahren. Er war, sagt er, untrüglic Deutschlands Befreyer, und griff Nem an, nicht da es aufkeimte, sondern als es seinen Stupel, erstiegen hatte. In Schlachten wechselte sein Glück, im Kriege ist er nie übermunden. Er lebte sieben und dreißig Jahr, war zwölf Jahr am Staatöruder, und ist noch jezt das Lied seiner Nation.

keine Meinung, wenn sie keinen Beyfall fand, durch ein allgemeines Murren verworfen wurde. War man im Gegentheil mit dem, was er vortragen hatte, zufrieden, so schlugen die Versammelten ihre Lanzen an einander. Denn sie glaubten, keine Art des Beyfalls gereiche zur größerer Ehre, als der mit den Waffen ertheilet wurde.

Nicht alle deutsche Nationen hatten Könige. Einige derselben wurden durch Fürsten regiert. Sie mochten aber Könige oder Fürsten am Ruder haben, so war doch bey allen die Regierungsform, nach ihrem angeborenen Freyheitsgeiste, demokratisch.

Ein jeder Wohnsitz hatte seinen Richter der gleichfalls Fürst genannt wurde; dieser hatte wenigstens hundert Begleiter aus dem Adel, die zugleich seine Räte und Wache waren. Hatte ein solcher Fürst den Ruf eines kühnen und tapfern Mannes, (denn im Kriege pflegte er diejenigen anzuführen, denen er im Frieden als Richter vorgesetzt war) so gesellte sich anßer diesem hundert, noch eine Menge zu seiner Begleitung, denn die Fürsten suchten eine vorzügliche Ehre darin, viele

und streitbare Begleiter zu haben, und beständig von einem Haufen auserlesener junger Edelleute umgeben zu seyn. Im Frieden waren dieselben ihr Hofstaat; im Kriege, ihre Leibwache. Auch stieg das Ansehen eines Fürsten mit der Zahl dieser Kriegsgesährten oder Begleiter; und nicht nur bey seiner Völkerschaft, sondern so gar bey dem benachbarten deutschen Nationen machte es ihm einen Namen und Ehre, wenn ihn seine Helden durch ihre Menge und den Ruhm ihrer Tapferkeit über seines gleichen erhoben. „Denn, sagt Tacitus, die Nachbarn baten sich dieselben zu Anführern aus, und beehrten sie mit Geschenken; und gemeiniglich erstickten sie den Krieg schon durch ihren blossen Ruf.“

Man siehet aus dem, was der Römer hinzusetzt, daß unsre Vorfahren nichts unterliessen, die Tapferkeit zu einer unentbehrlichen Tugend des jungen Adels zu machen. „Schändlich ist es, fährt er fort, dem Fürsten, sich im Treffen an Tapferkeit übertreffen zu lassen; schändlich der Begleitung, die Tapferkeit des Fürsten nicht zu erreichen. Ehrlos und geschändet auf sein ganzes Leben ist der, welcher aus der Schlacht zurück

zurück kommt, in der sein Fürst blieb. Ihn zu vertheidigen, ihn zu beschützen, seine eigenen Heldthaten dem Ruhme des Fürsten zuzuschreiben, war die heiligste Pflicht des Komitats. Die Fürsten suchten für den Sieg, die Begleiter für den Fürsten. "

Diese Art von Begleitern ist es, derer ich im fünften Stücke gedacht habe. Ich muß noch von ihnen sagen, daß unter ihnen ebenfalls ein Wettstreit statt fand, wie unter den Fürsten. Diese waren tapfer, um viele Begleiter zu erwerben, und dadurch einander an Ehre und Ansehn überlegen zu seyn; der Begleiter war es, um sich bey seinem Fürsten beliebt zu machen, von dem allein sein höherer oder geringerer Rang abhienge. Der oberste Rang in dem Komitat bestand darin, im Treffen der Nächste bey dem Fürsten zu seyn; man wird also von selbst bemerken, daß er dem Unererschrockensten zum Theile ward.

Von dem Feldherrn hab' ich schon gesagt, daß sie zu dieser Würde den Tapfersten nahmen. Sie nannten ihn Herzog. Seine Gewalt erstreckte sich nicht weit. Das meiste was man von ihm forderte, war eine schnelle und wirksame Thä-

tialität. Er durfte keinen von seinem Heere fesseln lassen, oder strafen; es war ihm nicht einmal erlaubt, jemand zu schlagen. Alles dieses behielten sich die Priester vor, damit es nicht das Ansehen haben möchte, als geschähe es zur Strafe und auf Befehl des Herzogs, sondern weil es der Gott geboten, unter dessen vorzüglichen Schutze, wie sie glaubten, die Krieger standen. (*)

Ich wende mich zu den freyen vom bürgerlichen und Bauernstande; und wenn ich von diesen gesagt habe, daß sie, sowohl als der Adel, das Recht hatten, in den Versammlungen der Nation zu erscheinen, so weiß der ungelehrteste unter meinen Lesern beynähe so viel besonderes von ihnen als ich. Sie pflegten sich größtentheils an einen Fürsten oder Vornehmen von Adel zu halten, und gaben die Art von Begleitern ab, die Cäsar Ambakten und Klienten nennt. Mancher Deutsche vom Stande konnte eine Armee von dergleichen Leuten zusammen bringen. Orgetorix, ein Helvetier hatte über zehntausend, die zu seinem Hause gehörten (den Komitat mitgerechnet) ohne die Klienten und Schuldner. (**)

Ich

(*) Diese Gottheit nannten sie Tyr.

(**) Jul. Cæs. Comment. I.

Ich finde es für gut, von den **Versammlungen** des Volks ein paar Worte zu sagen, ehe ich von den Leibeigenen rede.

Nur in Sachen von geringerer Erheblichkeit fragte man allein den König oder den Fürsten vor den sie gehörten, und überließ sie ihm zur Entscheidung. So bald es aber Vorfälle von Wichtigkeit waren, mußte das Volk gefragt werden. Doch war es ausgemacht, das alles das, wozu das Gutachten der Nation erforderlich war, in Gegenwart und mit Zuziehung der Fürsten mußte abgehandelt werden. In außerordentlichen Fällen hatten die Regenten das Recht, die Nation zu versammeln. So berief es der Treverische Fürst Indutiomar, als er den Eingetoreiz für einen Feind des Vaterlandes erklärt haben wollte. (*) Ordentlich kamen sie zur Zeit des neuen und vollen Mondes zusammen. Ein jeder war gewaffnet, und setzte sich hin, wo es ihm gut dünkte. Alsdann geboten die Priester das Stillschweigen. Der König oder Fürst redete; ihnen folgten die, denen ihre Jahre, ihr Adel, ihre Beredsamkeit oder Tapferkeit ein Ansehen gaben.

Man

(*) I. Caes. Comment. V.

Man verwarf oder billigte auf die gesagte Weise die Meinung eines jeden Redenden. Bey diesen Versammlungen konnte man auch wichtigere Klagen anbringen, und es ist wahrscheinlich daß allein dieselben in Friedenszeiten ein Todesurtheil sprechen konnten. Hier wurden auch die Fürsten oder Richter für jeden Wohnsitz erwählt. Jeder der das Recht hatte in der Versammlung zu erscheinen, (und dieß hatten alle, so Waffen tragen durften) konnte seine Gedanken frey vortragen. Es scheint übrigens, als ob die Gastmahl, von denen ich im fünften Stücke sprach, vor diesen Versammlungen hergegangen sind, wenigstens hat diese Meinung eine Stelle des Tacitus vor sich.

Die Knechte waren mehr Leibeigene, als Sklaven. Man brauchte sie nicht zu häuslichen Geschäften, oder zur Aufwartung. Sie hatten ihre Wohnungen, und ihre Familien denen sie vorstanden; wenn sie ihren Herrn die von denselben vorgeschriebene Zahl von Kleidungsstücken und Vieh, nebst einer bestimmten Menge Getraide geliefert hatten, so waren alle ihre Pflichten erfüllt, und weiter forderte man keinen Gehorsam von ihnen. Die Hausgeschäfte verwalteten die Hausmütter mit
ihrea

ihren Kindern selbst. Es war ein feltner Fall, daß ein Herr seine Knechte mit Schlägen oder auf andere Art züchtigte; im Gegentheil pflegten sie ganz gelinde gehalten zu werden. Die Freigelassenen galten nicht viel mehr als die Knechte; eine Verschiedenheit von den römischen Sitten. Bey den Deutschen hatten sie niemals in der Republik, und selten in dem Hause ihres ehemaligen Herrn einiges Ansehen.

Ich weiß nicht, ob es *Reimarus* in seinem vortreflichen Buche von den Trieben der Thiere anmerkt, oder ob ich es sonst irgendem gelesen habe, daß ein Hund den man kratet, die Pfote bewege, so bald man an eine Stelle kommt, wo es ihm jucket. In gewissen Verstande trifft dieß auch bey Menschen ein. Ich erhielt vor einiger Zeit durch meinen Verleger ein an den Verfasser des Deutschen überschriebnes Ding, das halb wie ein Pasquill, und halb wie ein Brief aussieht, und von einem Hündchen herzukommen scheint, das sein Pfötchen rührt, weil ich es vielleicht gekratet haben mag, wo es ihm juckte. Es unterzeichnet sich: *die Deutsche Matrone*. Ja wohl *Matrone!* und Deutsch, ungefähr in dem Verstande, worin der Franzos dieses Wort braucht. Wenn dieß Ding in der That von einem Frauenzimmer geschrieben ist, so muß die Verfasserin sicher zu der Art von Matronen gehören, die ihren Magen so stärken, daß das Haupt darunter leidet. Die
Sprache

Sprache (mich dünkt, es soll hochdeutsch seyn,) die Rechtschreibung, die Wendungen, der Ton sind wirklich so ziemlich Wäscherinnemäßig — und auch Wäscherinnen können Matronen seyn — nur der Ausdruck widerspricht. Nach diesem zu urtheilen, ist der Brief von einem Grenadier, oder Kutscher. Doch das thut nichts zur Sache. Ich will immer thun, als wenn er von einer ehrenfesten Matrone sey. Hier ist die Antwort

Mein trautes Mütterchen!

Wäre ihr Brief weniger lang, so würd' ich ihn vielleicht haben einrücken lassen. Meine Leser sollen nichts dabey verlieren als einige Grobheiten, denn ich will sehen, ob sich nicht auf jeden Punkt etwas antworten läßt. Ihren Patriotismus (denn so nennen sie ihre Unmündigkeit) würd' ich so gar loben, wenn ich nur die geringste Spur davon in ihrem Briefe hätte finden können. Denn daß sie mir einen Bogen voll Grobheiten schreiben ist doch wohl schwerlich Patriotismus? Die **französischen Complimente** erlaß' ich ihnen von Herzensgrunde. Um jemanden dergleichen machen zu können, muß man wenigstens einige Politesse haben. Eben so muß man, um nur deutsche Wahrheiten die mein Wochenblatt betreffen zu sagen, im Stande seyn, dasselbe zu beurtheilen. Freylich mag dazu keine große Urtheilskraft gehören; aber groß oder klein, einige gehört gewiß dazu. Und sie, gutes Mütterchen

Verken urtheilen in ihrem ganzen Schreiben, so links, so schielend, so lahm, daß ich ihnen gerade zu, alle gesunde Vernunft abspreche. Aber, vielleicht heist in ihrer Sprache Deutsch so viel, als im trunkenen Wuche gesagt, und Wahrheit, Ungeschlossenheit. Wenn das ist, meine deutsche Matrone, so haben sie deutsche Wahrheiten gesagt. Sie brauchen nicht so kräftig darauf zu schwören, daß der Titel meiner Schrift, ein schöner Titel sey. Aber das ist eine unverschämte Lüge, daß die beyden ersten Stücke vollkommen mit der Erwartung meiner Leser übereinstimmen; denn der Gelehrte, an den sie mich verweisen lobt das erste, verwirft das zweyte, und ist zufrieden mit dem dritten. Sehen sie, wie lahm sie urtheilen? Uebrigens bin ich überzeugt, daß dieser, mein schätzbarer Freund, sich ihres armseligen Lobspruches so sehr schämen wird, als ich vor ihrem Beyfall errothe, den sie meinen beyden ersten Stücken angedeihen lassen. Die übrigen verworfen sie also sammt und sonders, und nennen sie schleppend und niedrig und voll schlecht gewählter Gegenstände? Ich danke ihnen für dieß Urtheil, und erbitte mir ein ähnliches für meine folgenden Aufsätze. Aber ich muß ihnen noch einmal zeigen, daß sie zur Kritik zu dumm sind. Unter denen Stücken, die sie verworfen, sind eingesandte Aufsätze, unter andern einer von einem nicht unbekannten Schriftsteller. Seine Schreibart hätten sie doch erkennen müssen?

In

In allen meinen Blättern find' ich noch keinen so schlechthegewählten Gegenstand, als die deutsche Matrone. Alles, was sie von den Damen schwagen, ist zu läppisch, als daß sich darauf antworten liesse. Um aber ihre Fragen zu beantworten, so dient zur Nachricht, daß die Geheimnisse der Götter, wie die Deutschen glauben, den Pferden anvertrauet waren; die Erziehung der Jugend betreffend, schlagen sie mein viertes Stück nach. Sehen sie, daß sie diese Fragen mit aller weiblichen Bescheidenheit beantworten konnten? Aber ihre Bescheidenheit mag ein närrisches Ding seyn. Die Barden wurden durch einen edleren Patriotismus begeistert, als der ihrige ist, und wenn sie noch nicht wissen wodurch die Helden zur Standhaftigkeit u. ermuntert wurden, so hätten sie dieß aus dem sechsten Stücke lernen können. Ein andermal lesen sie, ehe sie urtheilen. Sie drohen mir mit ihrer Rache? Nach ihrem Briefe zu urtheilen, scheinen sie mir jeder Unart fähig. Wegen des unwahrscheinlichen muß ich noch anmerken, aber nicht um ihrentwillen, daß keine Zeile von mir in den Deutschen kommen wird, die ich nicht beweisen kann. Uebrigens verache' ich jeden Rath, der aus einem schlechten Herzen kommt, und bin sehr gleichgültig dabey, ob sie meine Blätter kaufen oder nicht.

Der Deutsche.

Der
D e u t s c h e.
Eilftes Stück.

Magdeburg, am 16ten März, 1771.

(Beschluß des achten Stückes.)

Wenn ich Hoffnung hätte, noch so lange zu leben, als ich gelebet habe, so bin ich überzeugt, daß mir dieser fürchterliche Auftritt beständig gegenwärtig seyn würde. Den Bösewicht seine Sprache reden hören, ist immer abscheulich; aber ihn in seinen letzten Augenblicken, wo er sich gegen den Tod nur kaum noch windet, wo er im Begriffe steht, das Anstüz des fürchterlichsten Richters zu sehen, von dessen Daseyn er überzeugt ist, in diesen Augenblicken, denen selbst der Unsträflichste mit Schüchternheit und Schauder entgegen siehet, den Bösewicht noch lästern, sich, alles um ihn her, die Welt auf der er gelebt hat, und den, der sie erschuf verfluchen hören, dieß, däucht
Erster Theil. 2

dünkt mir, übertrifft alles, was man sich als entschuldigend denken kann.

Carl fuhr fort zu reden. In seinen funkelnden Augen war so was Wildes, so was Abscheuliches, das sich nicht ausdrücken läßt. Die ganze Bosheit der Hölle erschien auf seinem Gesichte. Julie! sagte er, ich wollte diesen Tod noch einmal sterben, wenn ich die Freude mit in das Grab nehmen könnte, dich versühret zu haben. Du mußt mir das Zeugniß geben, daß ich nichts unversucht ließ. Endlich ward ich ermüdet, und faßte den Entschluß dich zu entführen, und die äußerste Gewalt anzuwenden, um über deine Tugend zu triumphiren. Ich brachte dich hieher, weil ich nicht befürchtete, daß man dich hier suchen würde, und noch begreif' ich nicht, welcher Teufel euch auf meine Spur gebracht haben mag. Deinem Vater hatt' ich gern das Leben genommen, als ich dich aus seinem Armen riß; aber ich wollt' ihn grausamer strafen; ich wollte, daß er leben sollte, um deine Schande mit dir zu theilen. Dieß ist das einzige Werk, das ich unvollendet gelassen habe. Einen Augenblick später, und Julie war mein Opfer! Ha! mit welcher Wollust

Wollust würd' ich ihre Thränen haben stiehn sehen! ich würd' sie gezählet haben! jede hätte meinen Herzen ein Balsam seyn sollen! jedes Schluchzen, jeder Seufzer wäre mir ein Triumphlied gewesen! — Hier brach er in die erschrecklichsten Flüche wider den Himmel aus, daß ihm sein schwarzer Aufschlag mißlungen war. — Hölle, fuhr er fort, du bist! du bist! ich empfind' es tief in meiner Seele! — dich selbst empfind' ich! — Aber Julien nicht vernichtet haben, das ist mehr als Hölle! — Hast du Quaalen? ich verlache sie! Weder Mensch noch Gott hat jemals in mir den geringsten schwachen Gedanken hervorgebracht; ich habe alles überlegt gethan; — Gott! du magst mächtig seyn; mich sollst du nicht zur Reue zwingen. Hast du Donner? hast du Strafen? hier, hier schütte sie aus; ich habe deiner gespottet, so lange ich spotten konnte — auch künftig will ich mehr Teufel seyn, als alle Teufel!

In diesem Tone der Raserey hielt er an, so lange seine Kräfte es gestatteten. Er unterbrach sich oft selbst durch ein Brüllen, das ihm der Schmerz seiner Wunde abzwang. So oft er sich erholte, brach er in neue Flüche aus, die mit

einer Erzählung irgend einer uns noch unbekannten Schandthat abwechselten. Jedesmal, wenn er seine wilden Blicke auf Julien heftete, rief er: Noch ein Augenblick, und Julie war auf Lebenslang vernichtet, und deine graue Haare, du Alter da, waren mit Schande bedeckt — mit doppelter Schande, denn dein Weib hab' ich verführt. Zwar ihr fehlte kein Laster, nur war sie dir noch treu. Und du, hier wendete er sich gegen seinen Bruder, Mörder! (mein Freund ward bey diesem entsetzlichen Worte erschüttert; sein Gesicht überzog sich mit Todesblässe; jeder Muskel arbeitete; haben Sie jemals, meine lieben Leser, einen Menschen gesehen, der alles schreckliche und schämliche des Todes kennt, den er sterben soll, haben Sie ihn in dem Augenblicke gesehen, da ihm das Todesurtheil vorgelesen wird, so können Sie sich einen Begriff von meinem armen Freunde machen.) Und du Mörder! so elend du bist, du würdest noch weit elender seyn.

Alles um ihn her ermahnete ihn, flehete, bat; umsonst! — Ich verfluch' euch alle, schrie er, von Herzensgrunde verfluch' ich euch alle! Könnt' ich euch nur alle verdammen! —

Über

Aber zu lange entehr' ich mich, indem ich den Geschichtschreiber des ehrlos'igen, des verworfenen unter allen Menschen abache. Er rasete noch eine Stunde, spie Lästerungen und Verwünschungen aus, wie sie ein Teufel erdenken kann, und sein letztes gestammelt's Wort war der entsetzlichste Fluch, den ich in meinem Leben gehört habe.

Wenige Tage nach Carls Tode verschwand der junge B** ohne daß man jemals die gerühte Nachricht von seinem Aufenthalte bekommen hätte. Ich weiß nicht, ob dieser Umstand die Zerrüttung in dem Hause seines Vaters vermehrte oder mehrte. So viel aber ist gewiß, daß Madame B** sich ein klein wenig besser dabey befand, daß der Verdruß des alten Herrn in mehrere Arme zertheilet ward, und nicht mehr in einem Ströme auf sie allein stürmte. Inzwischen wurde sie niemals wieder mit ihm ausgesöhnet. Juliens sanftes Herz litt unaussprechlich bey allen diesen Vorfällen, und bey der Schande ihrer Mutter. Mein Freund war in die tödlichste Schwermuth gestürzt, die ihn bis an seinen letzten Augenblick begleitete, und vielleicht einer der ersten Triebfedern war, die ihn — doch bald hatt' ich meinen Lesern

zu viel gesagt. Sie sollen alles erfahren, aber zu seiner Zeit.

Am einem Morgen ward mein Freund zu dem Minister gerufen, auf den er sich noch immer große Rechnung machte. Als er im Begriff war, sich anzukleiden, um hinzugehen, trat ein Unterofficier begleitet von etlichen Soldaten in sein Zimmer, und nahm ihn, ohne Komplimente in Verhaft. Er bat, daß man ihm wenigstens erlauben mögte, sich vollends anzukleiden, aber umsonst; man nöthigte ihn, wie er war, im Schlafrock, mit einem Schuh und einem Pantoffel fortzugehen, und der Unterofficier wollte es als eine besondere Gefälligkeit angesehen wissen, daß er einem von seiner Begleitung befahl, die übrigen Kleidungsstücke mitzunehmen.

Es war auf das strengste verboten, keinen Menschen zu ihm zu lassen; auch versagte man ihn die Erlaubniß, zu schreiben. Seinen Freunden konnte die Ursache seines Verhaftes so wenig ein Räthsel seyn, als ihm selbst, oder meinen Lesern. In der Stadt hingegen, die von jenem unglücklichen Vorfalle nichts wußte, war alles voll Neugier und Muthmassungen, und mancher Herr
mann

mann Breme fand hier sein politisches Gehirn zu dumm, die wahre Ursache auszuspekuliren, warum ein Mann, der selbst bey seinen Feinden in den Ruhm der strengsten Rechtschaffenheit stand, so unvermuthet eingezogen wurde. Sonderlich strengten die **Matronen** des Orts ihre Köpfe an; aber umsonst. Wir erschöpften uns, unsern Theils gleichfalls drey Tage lang mit Muthmassungen von einer andern Gattung; es war uns unmöglich zu begreifen, durch was für einen Weg man in unser Geheimniß konnte gedrungen seyn. Am vierten Tage ward uns alles deutlich, als mein Freund vor Gericht geführt wurde. Seine Stiefmutter war es, die ihn eines an seinem Bruder verübten Mordmordes beschuldigt, und förmlich angeklagt hatte. Sie war, so wie die Stadt überredet worden, ihr Sohn sey mit dem Pferde in einen Graben gestürzt, und habe auf der Stelle das Leben verlohren. Dieß Vorgeben war um so viel wahrscheinlicher, da Carl an dem letzten Tage seines Lebens ein sehr wildes Pferd geritten hatte, und wenn er ausritt, selten unbeirrt zu Hause kam. Um es noch glaubwürdiger zu machen, hatten wir das Pferd gesattelt

auf die Landstrasse gejaget, welches zufälliger Weise, oder aus Gewohnheit, seinen Weg nach der Stadt genommen hatte. Denen Leuten, welche der Leiche nahe kommen mußten, wurde ihre Verschwiegenheit bezahlt, und die Mutter entfernte man ein paar Tage von derselben unter dem Vorwande, daß ihr Schmerz zu heftig werden mögte, bis der Körper im Sarge lag, und die außerordentlich heisse Witterung denselben etwas veränderte. Sie würde ewig in dieser Unwissenheit geblieben seyn, wenn nicht der entwichene junge B** um abwesend noch Unheil zu stiften, an sie geschrieben, und ihr ganz kurz gemeldet hätte, sein Gewissen zwingt ihn, ihr zu berichten, daß Herr R** seinen Bruder ermordet hätte; in wenigen Tagen würde er wiederkommen, und ihr, ausser seinem eignen Zeugnisse, alle erforderlichen Beweise liefern. Diese Frau, die an Bosheit den Teufel übertraf, suchte in dem ersten Sturm ihrer Wuth die Hülfe der Obrigkeit an, welche einer Mutter, die den Tod des Sohnes an dem Stiefsohn ahnden wollte, ihren Beystand nicht versagen zu dürfen glaubte, und sich daher der Person des Herrn R** so eilig bemächtigen ließ.

Mein

Mein Freund war also, wie ich schon gesagt habe, verhört. Er vertheidigte sich mit dem edlen Freymuthe und der Unererschrockenheit eines Mannes, der sich seiner Unschuld bewußt ist. Er gestand ohne Umschweife, daß er seinen Bruder mit eben der Pistol' erschossen, welche er dem entwichenen Gehülfsen desselben aus der Hand gerissen; zugleich aber stellte er den ganzen Vorfall in sein wahres Licht. „Zaliens Räuber, setzt' er hinzu, würde nicht gefallen seyn, wenn ein andres Mittel möglich gewesen ihre Unschuld zu retten. Ich sage nichts von meinem Leben; aber er fiel nicht eher, bis ich blutete.“

Er fuhr fort mit seiner häreißenden Beredsamkeit zu reden, und man will sagen daß die Richter ihn zum Theil mit nassen Augen angehört haben sollen.

Ich erinnere mich, zum östern die Nummerlung gelesen zu haben, daß die Wahrheit allemal einen weit stärkern Eindruck mache, mit überzeugender Kraft, und gleichsam mit einer siegerischen Gewalt ausgerüstet sey, und das die Herren Bücherschreiber (denen es übrigens nicht schwer fällt, bey dem schwachen Schimmer ihrer sokratischen Lampe,

tausend Bemerkungen zu machen, von welchen zu allem Unglücke gemeiniglich zwei Drittel offenbar falsch sind, und das letzte Drittel einer starken Bürgschaft bedarf) sonst noch für schöne Säckelchen von der Wahrheit zu sagen belieben. Aber mit Erlaubniß der Herrn Bemerkungsmacher! mir dünkt, es ist von der Wahrheit nicht leicht eine grössere Lüge gesagt. Ihr Eindruck und die Zauberkrast ist, sonderlich vor Gericht so geringe, so unbedeutend, daß sie, selbst dann, wenn sie so hell ist als die Mittagssonne, mit Zeugen bewiesen, und mit Eiden bestätigt werden muß.

Es konnte dem Herrn K* * nicht schwer fallen, seine Unschuld zu beweisen; allein die Gerechtigkeit ist in vielen deutschen Ländern keine sonderliche Liebhaberin der Kürze. Die Priester derselben gehen Schritt vor Schritt; nicht aus Besorgniß, sich zu übereilen; noch aus Furcht, auf die Nase zu fallen; sondern — was weiß ich's, aus was für Ursachen. Kurz, wenn sie befriedigt ist, so ist es der Magen ihrer Diener noch nicht.

So ausgemacht die Unschuld des Herrn K* * war, und so sehr jedermann von derselben überzeugt seyn mochte, so hatte er doch volle sechs Wochen

Wochen Zeit, in den Gesängnissen Kalender zu machen, ehe er auf freyen Fuß gestellt wurde. Und doch kam er nicht anders aus dem Verhafte, als auf Vermittelung und Fürschaft des Ministers. Nun wurden wiederholte Zeugenverhöre angestellt, weil man noch Ehrwürdigkeiten entdeckte, wo keine waren, und endlich fand man doch noch für gut Responsa von, Gott weiß, wie vielen Juristenfacultäten einzuholen. Diese gaben sich die Mühe, in weitläufigen Untersuchungen, welche alle mit obwohlen nun anfiengen, die Wahrheit zu beweisen, an der noch kein vernünftiger Mensch gezeweifelt hat, daß es erlaubt sey, sein Leben bestmöglichst zu vertheidigen, wenn man unrechtmäßiger Weise angegriffen würde; ließen sich ihre Arbeit bogenweise bezahlen, und erklärten den Beklagten für unschuldig. Also dauerte dieser Proceß beynabe neun Monate, der vielleicht in einer preussischen Provinz in eben so viel Tagen würde entschieden seyn.

Nest fieng mein Freund an ernstlicher in den Minister wegen seiner Beförderung zu dringen. Dieser, der niemals den Vorsatz gehabt hatte sein Glück zu gründen, zog endlich nach vielem Umsichzücken

zücken und Hofwendungen an, die Wasse ab, und benahm ihm alle Hoffnung, ohnachts er ihm noch wenige Wochen zuvor die stärkste Versicherung wegen einer erledigten Stelle gegeben hatte. Mein Freund begegnete ihm mit einem Theile der Verachtung, die er ganz verdient.

Julie liebte ihn noch immer mit eben der Zärtlichkeit; oder vielmehr, sein Unglück machte ihn ehrwürdig in ihren Augen. Sie würden mit Freuden jedes Schicksal mit ihm getheilt haben, aber ihr Vater dachte anders. Er hatte sich die Rechnung gemacht, daß K. * * sich durch seine Verdienste und durch den Minister empor schwingen würde. Mit dieser schlagelagenen Rechnung verlor seine Freundschaft ihre Wärme. Auch mein Freund dachte anders. Der Gedanke, daß Julie seine Armuth mit ihm theilen sollte, war ihm unaussprechlich. Bei dem Verlust aller seiner Hoffnungen, war ihm von seinem Vermögen nichts übrig geblieben, als hundert Thaler jährliche Einkünfte. Sein Fleiß erwarb ihm ungefähr eine gleiche Summe. Dieß war kaum für ihn allein hinreichend. — Und gleichwohl, Julien zu entsagen; Julien, die er so unaussprechlich

hich liebte; die ganz für ihn geschaffen war, die um seiner willen so viel, um derer willen er noch mehr erlitten hatte, ihr ganz, und auf ewig zu entsagen! Welch ein Opfer!

Er entschloß sich zu einem leichteren. Ich war bey Julien, als mir folgender Brief gebracht wurde:

Mein Freund!

Alles ist für mich verloren, oder todt; nur Sie nicht. Zu lange hat mich das Glück zum Ball gebraucht, es ist Zeit zu beweisen, daß ich seinem Eigensinne Grenzen setzen kann. Ich ward, Sie wissen es, ich ward verfolgt; zum Bettler gemacht, an meiner Ehre gekränkt; verachtet; von allen, selbst von denen, die mir Dankbarkeit schuldig waren, verlassen. Dankbarkeit in einer Welt, wie diese? Wer hat mehr gelitten, als ich? und wer hat weniger geklagt? (*) Ich duldete alles. Ich habe Blut vergossen; ich habe Ketten getragen; man sprach mich los. Ich duldete alles. Der Himmel, der Gebirge von Leiden auf meine Seele gethürmt hat, sah oft eine stumme Thräne, aber niemals hat ihn mein Herz durch Murren beleidigt. Auch jetzt, da ich dem Schicksale, das mich unter den Fuß der — verächtlichsten Geschöpfe, würd' ich sagen, wenn der Mensch dem Menschen verächtlich seyn dürfte, geworfen hat, ausweiche, thue ich's ohne Murren.

Auf

(*) Hier folgen Stellen, die ich unterdrücken muß

Auf ewig verliert' ich Julien. Ich weiß es, mein einziger Freund, Sie werden es in seiner ganzen Stärke empfinden, was diese Worte sagen — aber, da ich sie verliere, sind ich mein Gefühl wieder. Freund! ein Mörder ist Juliens nicht würdig! — Kann ich ihr eine Hand geben, die von Bruderblute raucht? — und den Bettelstab hält? — Kann ich das? — Aber kann ich ohne sie leben? und, mit oder ohne sie, die fürchterliche, quälende Plutstimme hören? —

Ich bitte Sie, eilen Sie zu mir, aber fluchen Sie mir nicht. Julie! theure, ewig theure Julie! fluchen Sie einst meiner Asche nicht! Kommen sie bald, und bringen Sie Ihr ganzes Herz mit! Ihre ganze Freundschaft bringen Sie mit.

A**.

Ich hefte, wie ich diesen Brief las. Ich kannte meinen Freund zu gut, als daß mir die Worte: „fluchen Sie mir nicht! bringen Sie Ihr ganzes Herz, Ihre ganze Freundschaft mit!“ hätten dunkel seyn können. Schon lange hatt' ich seine stumme, verzweifelnde, Schwermuth gefürchtet. Allein ich sah noch immer den Vorsatz, den mir dieses Schreiben ankündigte, als unausgeführt an. Ich eilte zu ihm; ich klopfte an; keine Antwort. Die Thür war verschlossen, aber der Schlüssel steckte im Schlosse. Ich öffnete das Zimmer, und fand meinen bedauernswürdigen Freund in seinem Blute.

Ich

Ich habe Schlachtfelder gesehen, mit Sterbenden und Todten bedeckt; ein grauenvoller Anblick, bey dem sich die Menschheit empöret! Aber unter den Blutenden, unter den Zerschmetterten lag keiner von meinen Freunden! — Noch jezt wird meine Seele durch die bloße Erinnerung dieses Tages so erschüttert, daß ich nur mühsam das Wenige, was mir zu sagen übrig ist, werde erzählen können. Er lebte noch, und ich sparte nichts, sein Leben zu verlängern; umsonst! nach zween Tagen verschied er in meinen Armen. —

So starb der Mann, der unter allen Menschen, die ich jemals gekannt habe, am meisten verdiente glücklich zu seyn. Er hatte, ehe er seinen traurigen Entschluß ausführte, einen Brief an seine Julie auf den Tisch gelegt. „Die Freundschaft, sagt er unter andern in demselben, ist allein zu schwach ein Schicksal, wie das meine ist, erträglich zu machen. In jenen Tagen, als der Gewittersturm von allen Seiten auf mich brausete, konnt' ich von meinem Freunde zu Ihnen fliehen, und gestärkt durch den Blick meiner Geliebten, mich in die Umarmungen meines Freundes werfen! Diese Tage sind nicht mehr! Julie! meine Julie! denken Sie sich künftig von der ganzen Zeit unsrer Liebe nur den einzigen Tag, an dem Sie mir zum ersten mal stammelten: ich liebe Sie! nur diesen Tag; er war schön! alle andern vergessen Sie! So oft er zurückkehret, besuchen Sie mein Grab, und Eine Thräne lassen

sen Sie auf die Stelle fallen, welche meine Asche bedeckt. Mit dieser Thräne heiligen Sie meinen Rest. Aber nur Eine, mehr nicht, meine Julie! Mein Herz, das wissen Sie, verdient dieselbe. —“

Die unglückliche Julie lebt noch; wenn der Zustand verdient, leben genannt zu werden, in dem ich sie auf einer von meinen letzten Reisen gesehen habe. Nicht mehr die entzückende Julie, die durch ihren Verstand alles bezauberte! Der würdigste Gegenstand, den je ein gefühlvolles Herz für seine Thränen finden kann. Der Schmerz hat ihre Seele völlig in Unordnung gebracht, und ihr K^o ist das einzige was sie denken kann. Sie hatte, wie ich bey ihr war, Blumen vor sich auf ihrem Bette, welche sie bald in diese bald in eine andre Ordnung legte. „Was wollen Sie mit diesen Blumen, theure Julie?“ Ich will das Grab unsers Freundes damit bestreuen, antwortete sie mir. Diese Worte, und der Ton, womit sie ausgesprochen wurden, durchdrangen mich. Ich nahm eine von den Blumen, die ich noch jetzt aufbewahre, (Eine Thräne aus Juliens Augen war darauf gefallen) und eilte fort, um ohne Zeugen zu weinen. Ich that, was ihr schon lange nicht mehr möglich ist, weil sie ihr Bette nicht verlassen kann; ich besuchte das Grab meines Freundes; und gewiß, ehe ich sterbe, will ich's noch einmal besuchen.

Der
D e u t s c h e.
Zwölftes Stück.

Magdeburg, am 23ten März, 1771.

In denen Blättern, in welchen ich bisher von den Sitten unserer Väter gehandelt habe, war es freylich meine Absicht, diejenigen von meinen Lesern und Leserinnen, welchen dergleichen Materien neu und unbekant seyn konnten, mit unsers Vaterlandes alten Bewohnern bekannter zu machen, und auch künftig wird sie es seyn. Zugleich aber war mein Wunsch, das Urtheil so vieler ausländischen, welche gewohnt sind, sich das liebenswürdige Volk Chusston's als wild, grausam, und unmenschlich zu denken. Ich konnte mich nicht enthalten, zu zeigen, daß sie in vielen Stücken uns weit übertreffen; daß sie Muster sind, die wir schwerlich erreichen können. Daher rührt es, daß ich mir oftmals den großen Sprung von den Zeiten

Erster Theil. M. Hers

Hermanns, durch so viele Jahrhunderte, bis auf die heutigen verfiel, und Sitten gegen einander hielt, bey deren Vergleichung mein jetziges Vaterland, und nicht nur mein Vaterland, sondern eine jede Nation von der es gelernt hat, offenbar verlieret. Ich stellte diese Vergleichen oft mit lachendem Munde an, oft in einem ernsthaften Tone, nachdem es mir der Gegenstand, von dem ich sprach zu erlauben, oder zu erfordern schien; und — was ich nicht vermuthet hatte — viele Leser haben sich eher an meine schnellen Uebergänge vom Ernst zur Laune gewöhnet, als an die Vergleichung weit von einander stehender Perioden. Unter diesen Lesern sind etliche, deren Geschmack ich als fein und ausgebildet kenne. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht weiß, wer von uns Recht hat. Unser Gesichtspunkt kann verschieden seyn. Aus dem meinigen find' ich zwar nicht, daß es unschicklicher sey, eine Nation wie sie vormals war mit sich selbst, so wie sie nun ist, zu vergleichen, als auf der einen Seite den Cherusker, und auf der andern den Römer zu betrachten. Dort füllen Jahre den Abstand aus, hier liegen Länder dazwischen. Aber ich gehöre nicht zu der eigennütigen

sinnigen Klasse von Schriftstellern, die nur ihren Geschmak für untrüglich ansehen; daher wünscht ich Verzeihung zu erhalten, wenn es mir in der Folge zuweilen begegnen sollte, aus dem ersten Jahrhundert plötzlich in das achtzehnte, herab, und eben so geschwind wieder hinaufzusteigen.

Heute werd' ich, wie ich zum voraus sehe, dieser Entschuldigung gewiß bedürfen. Ich habe mir vorgenommen, von einigen guten Eigenschaften und Sitten der früheren Bewohner Deutschlands zu reden, die unter uns zum Theil wirklich noch dem Namen nach bekannt sind.

Bey unsern Ahnen war unter andern die Gastfreyheit eine allgemeine Tugend. Von der ist hier nicht die Rede, nach welcher der Freund, auch ungebeten, seinem Freunde willkommen war, und die Hermanns Barde rühmet: Kommt, sagt er, der schönbekränzte Sieger von seinen Geschäften zurück zu seinem Weibe und Kindern, in die Ruhesstadt der Hütte,

Ha, welch ein herzlich Lustgeschrey
Empfängt den Glücklichen, im fröhlichen Gemische,
Ohn' alle Heuchelei!

Dann sammelt sich zu seinem Freudentische
Der Freunde Zahl, ihm gleich an Ruhm,

Ma

Ihm

Ihm gleich an gutem Herzen:
Da geht der bescheidne Becher herum,
Die Eintracht weiht den Honigwein,
Und mischet Ernst und Rathschlag drein.

Ich rede von der Sitte, vermöge welcher es als ein Verbrechen betrachtet wurde, für irgend einen, wer er auch seyn mogte, die Thür zu verschließen. Dem alten Deutschen war ein jeder ein gewünschter Gast, er mogte ihm bekannt oder unbekannt, eingeboren, oder ein Fremdling seyn; der Enkel des Mana empfing ihn mit Freuden und als ein Geschenk der Götter, führte ihn unter sein Dach, und theilte von ganzem Herzen seine Armuth oder seinen Ueberfluß mit demselben. Verbot es ihm aber schlechterdings seine Dürftigkeit den Fremden zu bewirthen, oder fehlte es ihm an Vorrath, dann führte er seinen Gast unangekündigt und ungebeten in die Wohnung eines von seinen Nachbarn, von dem sie alle beyde mit Bereitwilligkeit aufgenommen wurden, und, sollte man sich's vorstellen? Der Nachbar erkannte sich denn, der ihm seinem Gast zuführete verbunden, daß er ihn vorzüglich vor den andern Benachbarten erwähnt hatte.

Die

Die gute Aufnahme war noch nicht allz. Der redliche Deutsche hielt es für seine Pflicht, einen jeden, der bey ihm einkehrte, aus was für einer Ursache er auch immer kommen mochte, zu beschützen, so lange derselbe in seinem Hause als Gast war. Verließ er seinen Wirth, so konnt' er sich ohne Scheu etwas, das ihm in den Hause desselben gefallen hatte, zum Geschenk' ausbitten, und gewiß versichert seyn, daß es ihm nicht abgeschlagen wurde. Im Gegentheil, hatte der Fremde etwas bey sich, das seinem Wirthe Vergnügen machte, so bat dieser gleichfalls ohne Umstände darnun, und erhielt es. Ueberhaupt hatten sie an Geschenken eine Freude. In diesem Stücke verleugnen wenige unter uns ihren Ursprung; wohl aber in dem, was Tacitus gleich hinzusetzt: Sie rechneten keinem Menschen die Geschenke an, die sie ihm machten, und glaubten auch demjenigen, vom dem sie welche annahmen, keine Verbindlichkeit schuldig zu seyn.

Unsere Väter waren also freigebig und ungenüßig; zwey Tugenden, von denen man, im Ernst gesprochen, noch wirklich von Zeit zu Zeit

eine Spur unter uns findet, obgleich von der letzten weit seltner, als von der ersten.

Ich gestehe es, daß ich in meinem ganzen Leben nur einmal eine Handlung gesehen habe, die in jeder Absicht vollkommen uneigennützig genannt zu werden verdienet. Ein so außerordentliches Beispiel ist, meines Erachtens, schonwerth, daß ich's meinen Lesern erzähle.

Ein Obristwachtmeister hatte seinem Staatsrittmeister eine ziemliche Summe, wo ich nicht irre, waren es vierhundert Thaler, vorgeschossen. Er bekam seinen Abschied, und gerieth in die traurigste Lage. Der Rittmeister starb inzwischen, und hinterließ seiner Wittwe statt der Erbschaft, außer dieser Schuld, vielleicht noch einige andere zu bezahlen. Die gute Frau verkaufte was sie hatte, und kam zu dem Major, um ihn vorzüglich zu befriedigen. Dieser, anstatt das Geld anzunehmen, leugnete gerade zu, daß der verstorbene Rittmeister ihm das geringste schuldig sey. Sie stritten eine Zeitlang darüber, endlich gieng die Wittwe mit einer dankbaren Thräne im Auge, die unmittelbar aus dem Herzen zu kommen schien, aus dem Zimmer; und kaum war sie weg,
so

so zog der Obristwachmeister seine Briestafel hervor, suchte die Handschrift des Rittmeisters und zerriß sie, damit, wie er sagte, ihn die Dürftigkeit nicht künftig einmal verleiten mögte; Gebrauch von derselben zu machen. Das war gewiß eine großmüthige Handlung ohne Eigennutz, von welcher er nicht einmal ein elendes bißchen Ruhm hoffen konnte, weil kein Mensch von der Sache wußte, und ...

„Aber wo haben Sie das gesehen, mein Herr?“

Zu Leipzig, Madame, auf der Schaubühne. Der Obristwachmeister hieß Tellheim.

Von der Redlichkeit und Treue der alten Deutschen, die so weit gieng, daß der Ausdruck germana fides sogar von dem stolzen Römer im Munde geführt würde, könnt' ich mit leichter Mühe etliche Begen anfüllen, wenn ich auch nicht sagte, was jedermann weiß, daß die römischen Kayser, vom August an, sich so sehr auf die Treue der deutschen Nation verließen, daß sie beständig eine Leibwache aus derselben zu ihrer Sicherheit hatten. Schon in einem meiner vorhergehenden Blätter hab' ich ein Beispiel ihrer Redlichkeit ge-

geben, und hier will ich nur dieses noch anmerken, daß ein solches Volk sicher war, an dieser Tugend von keinem andern übertroffen zu werden, bey dem sogar ein Feind, wenn er als Gast kam, liebreich aufgenommen, bewirthe, beschützet, wurde, und ungekränkt und oft mit Geschenken beladen, wieder fortziehen konnte.

Man macht Einwürfe gegen ihre Niedlichkeit; aber gewiß, sie bedürfen keiner Widerlegung. Sonderlich wirft man ihnen den herrlichsten Tag vor, den Deutschland jemals gesehen hat; den Tag an welchem Varus mit drey Legionen von dem Freyheitretter Arminius vertilget wurde. Aber es ist wohl einem sonst zu patriotischen deutschen Schriftsteller zu vergeben, wenn er bey Gelegenheit dieses Sieges ausruft: es sey nicht zu leugnen, daß bey dieser Schlacht Umstände vorkommen, die dem Ruhm der alten deutschen Niedlichkeit zum Nachtheile gereichen? Noch weniger vergebe ich ihm den Wunsch, daß unsre Väter auf die Art niemals gesiegt haben mochten. Auf welche Art meinen Sie, mein Herr? Wer hatte die heiligsten Ansprüche auf die Niedlichkeit und Treue der Deutschen, das unterdrückte Vaterland,

oder

oder der Unterdrücker Varns? — Oder reden Sie bloß von der lügenhaften Legende des Florus? Das kann nicht wohl seyn, wofern mich anders mein Gedächtniß nicht trüht, (denn es ist eine geraume Zeit verfloßen, seit ich Ihr Buch zum letztenmal gelesen habe) weil Sie selbst in der Folge den Florus widerlegen. Aber wir wollen einmal sehen, das Ihre Widerlegung nicht zureichend sey; dann würd' ich freylich, so wie Sie, es nicht loben, daß der erbitterte deutsche Krieger sonderlich an den römischen Advokaten, verschiedene Grausamkeiten ausgeübet, als ich würd' es entschuldigen. —

Man verzeihe mir diese kleine Ausweichung, zu der mich mein Patriotismus und ein unrühmlicher Glick an einem im Uebrigen so redlichen Manne verleitet haben. Ich habe meinen Lesern aber schon längst gesagt, daß es mir zur Gewohnheit geworden ist, oft neben dem Lustreize zu gehen, und ich glaube, wenn mich auch die Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek, oder eben so gute Kunstrichter, deswegen tadelten, so würd' ich mich doch dieses Fehlers nur mühsam entvöhnen können.

Ich kehre zu den deutschen Nationaltugenden zurück. Von ihrer Ehrfurcht gegen die Götter und ihre Priester; von ihrer Verschtheit, Mäßigkeit, und einigen anderen hab' ich schon in den ersten Blättern dieser Schrift geredet. Nur von ihrer Güthsamkeit kann ich mich nicht entbrechen,

zu sagen, daß man die Unverschämtheit von zehn hungernden Poeten verzeiht besitzen müßte, um noch heute von uns zu rühmen, was Rhingulph der Barde mit so vielem Rechte von unsern Vätern singt:

Wie selig ist das Leben
Des freyen Enkel Teut's,
Dem es großmüthig gnügt
Was ihm die guten Götter geben!

Nich ärgert's, daß wir so tief unter unsern Vorfahren sind, wir, die das erste Volk der Welt seyn könnten, wenn wir bey der Bildung, die wir von andern Nationen annahmen, ihnen ihre Laster gelassen, und die Tugenden unserer Ahnen heubehalten hätten. Wir haben, zu unserer Verschämung, vor vielen Völkern den Vorzug, daß unser Volk in seinen ersten Zeiten gut war, und haben uns verschlimmert. Was war hergegen Rom in seinem Ursprunge? Eine Handvoll zusammengeraufter Strassenräuber ohne Sitten und Zucht; und gleichwohl bildeten sich diese Räuber nach und nach zu einer Nation die bey den nothwendigen Wissenschaften und Künsten auf ihre Sitten und auf jede Tugend stolz seyn konnte. Und schade für die Römer, daß sie jemals Griechenland überwunden haben! Sie nahmen die Sitten der Ueberwundenen an, lernten unnütze Künste, und verlohren ihre edle Einsalt. Nun sanken sie mit jedem Tage.

Die

Die Römer befruchteten Deutschland, und überwandten es nicht. Aber anstatt von dem Volke des Mana die Unschuld wieder anzunehmen, überwandten sie dessen Sitten, lehrten es Reichtümer, und zugleich die Habsucht kennen, und flößten ihm den Hang zu einem gemächlicheren Leben und zur Weichlichkeit ein, mit einem Worte: sie verderbten es. Da verschwand Genügsamkeit und Zucht, und die Freyheit wankte. Zum erstenmale fand man Verräther in den deutschen Wäldern. Hermann schwang das Nachschwerdt über sie, zerschmetterte die römischen Legionen, riß sein Vaterland aus der Gefahr von den Ketten, die es zum Theil schon trug, völlig umschlungen zu werden: und an Thuiscon's Eichen sahe man nun Rom's goldene Adler als Siegeszeichen der Deutschen. Umsonst! Er konnte die Unschuld der Sitten nicht mit der Freyheit wieder herstellen; denn der deutsche Künigling hatte einmal andre Freuden, als die aus der Jugend fließen, kennen gelernt, und dieser große Mann fiel zuletzt selbst — nicht in der Schlacht von der Hand des Feindes; — nein, durch die Verräthercy seiner eigenen Blutsfreunde.

Von dieser Zeit an sank Deutschland immer tiefer und tiefer, bis in den letztern Zeiten Frankreich vollendete was Rom anfieng. Noch einmal sey es mir erlaubt, den Helden Rhingulph anzuführen. Ich habe Rom gesehen, sagt er; der laute Ruhm dieser Stadt rief mich hin;

Dort

Dort, dache' ich, wird die Tugend wohnen,
 Da wird man Tapferkeit belohnen,
 Das Gaitrecht wird hier heilig seyn,
 Und Weisheit sich der Fülle freun.
 Doch wie ganz anders fand ich dich;
 Ihr Götter, wie betrog ich mich!
 Wo ist die Heiligkeit der Ehe?
 Wo ist die Lieb' ohn' arge Eist?
 Wo Freundschaft ohne Falsch? Wo ist
 Auch ohne der Geseze Schwerdt
 Das Recht gesichert? Tugend werth? —
 Wohl aber sah' ich unter Festen
 Den Unterdrücker nur gedeltn,
 Und in bewachten Pallästen
 Den Felgen kühn bey tapfern Wein! —
 Hinaus, hinaus aus dieser Stadt,
 Wo auch das Laster Varden hat:
 Hinaus, hinaus aus diesen Mauern,
 Wo Tugend, Unschuld, Redlichkeit,
 In Staub getreten trauern
 Und weinen; wie man heimlich spricht:
 Ich selber aber sah sie nicht.

Man streiche die Zeilen aus, in denen der
 Dichter sagt, daß er von Rom spricht, und sage
 mir dann, ob sich eine treffendere Schilderung
 von unsern Zeiten liefern lasse? — Auch in
 Deutschland hat nunmehr das Laster seine Varden,
 und Redlichkeit, Unschuld und Tugend trauern
 im Staube — Wie froh wollt' ich seyn, wenn
 auch

auch ich, aber in einem andern Verstande, als Rhing-olph, hinzufügen könnte:

Ich selber aber sah sie nicht! —

* * *

Mein Verleger hat im vom 1ten März datirtes Schreiben von einem auswärtigen Geistlichen erhalten, welches zum Theil mich und meine Schrift betrifft. Der Herr Verfasser desselben, der mir nicht ganz unbekannt ist, verdienet es, daß ich ihm selbst, und, zum Zeichen meiner Hochachtung, öffentlich antworte, in so fern dessen Brief mich angehet.

Mein Herr,

Der Verfasser des Deutschen ist ein Mann, der sich von rechtschaffenen, gesitteten und bescheidenen Leuten — und von dieser lebenswürdigen Seite würde Sie mir Ihr Schreiben an den Herrn Commerzienrath Hechtel ankündigen, wenn Sie mir auch völlig unbekannt wären — alles sagen läßt. Mit Ungeduld erwartet er Ihre Zuschrift, die er sich zur Ehre anrechnen wird. Ich gehe noch weiter, und versichre Sie, so gar Ihr Tadel wird mir schätzbar seyn, um so mehr, da ich Sie als einen Mann kenne, bey dem richtiger Geschmack mit einem guten Herzen verbunden ist. Ich selbst, mein Herr, leiste ihnen die Bürgschaft, daß Ihre Briefe von mir schlechterdings keine andere, als eine deutsche, das ist:

Gute

gute Ausnahm.. (um mich Ihres eignen Ausdrucks zu bedienen) zu erwarten haben. Unter der Aufschrift: **An den Verfasser des Deutschen, zu Magdeburg, in der Gechtel'schen Buchhandlung abzugeben**, werd' ich dieselben richtig erhalten. Sie scheinen zu besorgen, daß ich vor der Zeit aufhören mögte? Wenn Sie dieser Besorgniß eine Stelle auf der funfzehnten Seite meines ersten Stückes zum Grunde legen, so kann ich Ihnen sagen, daß ich mit diesem Vierteljahre noch nicht aufhören werde. Mein weitestest Ziel bleibt aber noch immer das Ende dieses Jahres. Freylich finden vaterländische Schriften in Deutschland nicht eben viele Leser; aber von dieser Seite hab' ich Aufmunterung genug, denn die Zahl meiner Leser steigt bis jetzt noch mit jeder Woche. Und ist denn ein Leser, wie Sie, nicht so viel werth, als — Doch einen bescheidenen Mann muß man bescheiden loben. Ich bin mit deutscher Redlichkeit

Ihr

aufrichtiger Freund
der Deutsche.

Ich mögte das lose Mädchen kennen, von der ich folgenden Brief erhalten habe:

Mein Herr Deutscher!

Männer mit Schnurrbärten und Keulen, die sollen gut gewesen seyn? Hm! das wäre mir recht!

recht! Sind Sie auch so ein Mann? dann wollte ich Ihnen noch einmal so böse seyn, als jetzt. Mein Vater hält Ihre Blätter, und zuweilen lueke ich auch ein bißchen hinein, aber ich mag Sie nicht leiden, wissen Sie das? Sie brummen mir zu viel; und dann haben Ihre häßlichen Blätter unser ganzes Haus umackebret. Es dürfen keine Karten mehr an das Licht kommen, ich soll keine Kopfsenger mehr tragen, und wenn es noch lange dauret, so nimmt mir mein Vater die Kleider dazu weg, weil Sie einernwärts sagen, daß die Deutschen ihre Kinder bis ins zwanzigste Jahr ohne Kleider ließen. Neulich wollte er einen altdutschen Gerstenbren essen. Welch ein abscheuliches Gericht! Sie hätten nur die Gesichter sehen sollen! Mein Vater selbst wollte bey jedem Bißsen ersticken; aber da half nichts, wir mußten essen, so lange nur noch das geringste in der Schüssel war. Ich wünsche Ihnen zur Strafe, daß Sie alle Tage in Ihrem Leben einen großen Teller voll von Ihrem herrlichen Frey essen müßten! Aber was mich am meisten ärgert, ist, daß mein Vater bekauptete, der Frey schmecke köstlich. Auch hat er bey dem Tischler für jeden im Hause schon einen eigenen kleinen Tisch bestellt. Er hat schon oft versucht, auf Ihre altdutsche Art Salz zu machen; es will ihm aber noch nicht recht damit glücken, ob er gleich das Salzwasser von Halle herbringen läßt. Gott verhüte es nur, daß er nicht auch, wie er es willens ist, die Bedienten
 fort

fortschaffet, und ich müßte dann aufwarten. Sehen Sie, unartiger Mann, was Ihre bösen Blätter für Unheil anrichten! Aber das ist noch nicht alles; er will durchaus nicht haben, daß ich vor dem vier und zwanzigsten Jahre heyrathen soll, weil die Deutschen ihre Töchter nicht jung verheyratheten. Sagen Sie doch in einem von Ihren nächsten Blättern, aber je eher, je lieber, daß Sie das nicht so gemeinet hätten, und daß dergleichen wohl sonst gut gewesen wäre, aber nun nicht mehr anatanze, oder wie sie es etwan geben wollen. Nur hübsch nachdrücklich müssen Sie es ihm sagen, denn er glaubt Ihnen sonst vielleicht nicht, weil er sich platterdings in den Kopf gesetzt hat, ein alter Deutscher zu werden. Ich bin doch nun bald funfzehn Jahr alt, denken Sie nur, ob das nicht alt genug ist? Wenn Sie meinem Vater die Grille ausreden, so will ich Ihnen auch ein klein wenig wieder gut werden.

Sophia.

Der
D e u t s c h e .
Dreizehntes Stück.

Magdeburg, am 30ten März, 1771.

Bisher hab' ich meine Leser fast immer in die schauervollen, aber ehrwürdigen Wälder unserer Vorfahren geführt. Wir solten ihnen aus ihren glückseligen Hütten in die geweihten Haine, und aus diesen, zum Freudenmale. Wir warfen einen Blick auf ihre Staatsverfassung. Allemal fanden wir ein edles, gutes, tugendhaftes, und, nach seiner Art, fremmes Volk, voll liebenerwürdiger Einsicht in seinen Sitten, selbst in der meisten seiner Fehler unschuldig, von der Natur an der Hand geleitet; und da, wo es irrte, verstand es die Natur nur unrecht, aber es verließ dieselbe nie. Unser Vaterland erwählte keine Uda: thore, denn in jeder Hütte wohnten Patrioten: wohnten Bürger, die aus einer edlen Selbstschätzung ihre

Erster Theil. **N** **guten**

guten Sitten den fremden vorzogen; die das Vaterländische mehr liebten, als das Ausländische, ohne den Ausländer selbst an diesem Widerwillen Theil nehmen zu lassen, den sie, wie ich in meinem letzten Stücke gesagt habe, leutselig, und mit Freuden ansahen, wenn er in ihre Wälder kam.

Woher kommt es, da wir von einem so liebenswürdigen Volke abstammen, und, ob wir gleich tief unter unsern Vätern sind, dennoch, wie ich gerade zu behaupte, uns mit den vorzüglichsten Nationen in eine Reihe stellen können, daß wir dem ungeachtet uns selbst nicht schätzen? Woher kommt uns diese unnatürliche Verachtung gegen alles Einheimische, die uns so offenbar zur Schande gereicht, und die in der That das einzige ist, wesswegen wir sogar dem Eingebornen des Vorgebirges der guten Hoffnung (oder giebt es eine noch elendere Nation?) lächerlich scheinen müssen?

Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten. Die ganze Schuld fällt auf die lächerliche Art von Erziehung, die wir von unsern Eltern erhielten, und die wir bey unsern Kindern getreulich beybehalten. Kaum sängt das Kind an zu laufen, so wird

wird es gemeiniglich einer Französin anvertrauet. Auf ihrem Schooße wächst es auf; sie plaudert ihm nach ihrer Art vor; das Kind plaudert auf seine Art nach; den Aeltern gellen die Ohren; das hindert nichts, das Kind lernt Französisch. Ist die Mamsell wirklich aus Frankreich gebärtig, so ist es ganz natürlich daß sie mit dem, ihrer Nation eigenthümlichen Hochmuth ausgerüstet ist. Ist sie eine Deutsche so wird sie wenigstens für ihre Pflicht halten, diesen Hochmuth zu affectiren. In beyden Fällen ist das Kind in schlimmen Händen. Es hört stündlich von seiner Lehrerin, daß alles, was aus Frankreich kommt, vortreflich sey, und weit über alles, was die dummen Deutschen hervorzubringen vermögend sind. Die biegsame Seele des Kindes nimmt jeden Eindruck an, und es ist gar nicht wunderbar, daß es nach und nach sich seines Vaterlandes zu schämen beginnet, und es als ein Unglück betrachtet, nicht an dem Ufer der Seine geboren zu seyn. Etliche weiß ich, die sich durch den Vorwurf: Pfui! wie Deutsch! geschwinde zur Zerknirschtheit bewegen lassen, als durch ernstliche Ermahnungen. Aber diese Verachtung des Vaterlandes und Vaterländischen ist

auch alles, was die Kinder von diesen Französin-
nen lernen. Denn sollte wohl jemand so thöricht
seyn zu glauben, daß ein Mädchen, die ihre
Muttersprache nicht studiret, nicht nach Regeln
inne hat, im Stande sey, dieselbe einem Kinde
beizubringen? Und wie kann man verlangen, daß
eine solche Person ihre Sprache studiret habe?
Die allermeiste Zeit sind die gebornen Franzö-
sinnen die sich in Deutschland mit Erziehung der
Jugend beschäftigen, entweder aus dem Pöbel-
stande, oder armen sehr nahe an denselben. Und
der große Haufe in Frankreich spricht so gewiß seine
Muttersprache schlecht, als es ausgemacht ist,
daß der große Haufe in Deutschland elendes
Deutsch spricht. Zudem weiß man, daß in den mei-
sten Provinzen Frankreichs die Sprache noch we-
nig ausgebildet ist. Hat man nun gerade eine
Mamsell, die in einer solchen Provinz zu Hause
gehört, so lernen die Kinder oftmals eine Sprache,
die der feinere Franzos zuweilen selbst nicht ver-
steht; und unsere Hausfranzösinnen sind gleichwol
nicht selten von dieser Art. Denn in Frankreich
ist, eben wie in Deutschland, die Gegend nur
sehr klein, wo jedermann die Landessprache gut
spricht.

spricht. Der Frankfurter ist so gut ein Deutscher, als der Leipziger. Aber wie würde man über den Franzosen lachen, der seine Kinder nach Frankfurt am Mayn senden wollte, um sie in Sachsenhausen Deutsch lernen zu lassen? Können diese jungen Franzosen in der Folge einmal nach Magdeburg, und sprächen von Hermschick, Blokraut, Zinkeln, uzen, u. s. w. würde man sie eben so wenig verstehen, als wenn Tlanelaquacapatli, des Mixquitlipicotschitl's Sohn auf dem neuen Markte das Volk um sich her versammelte und eine wohlgefezte Rede in seiner Muttersprache hielte.

Aber gesetzt, das Kind begreift von der französischen Sprache so viel als es nothdürftig braucht, um den Sinn eines Period's zu errathen; gut, nun giebt man ihm auf Gerathewohl französische Bücher in die Hände, ohne Prüfung, ohne Auswahl. Der Knabe liest, und wird unter diesen Büchern ein Jüngling. Was ist natürlicher als daß er die französische Ländelei mit der Sprache lernet und sich den stüchtigen Leichtsin, die Fertigkeit auf der Oberfläche der Dinge herzustreichen, ohne in das Wesen derselben zu dringen, und tausend

andere Sachen von der Art, eigen macht? Er glaubt dem entscheidenden Tone des Galliers, und gewöhnt sich an seine Pralerey; er klettert ihm auf seine eingebilddete Höhe nach, und, ohne zu bemerken, daß er, wie Aeolus, auf einem Throne von aufgeblasenen Schläuchen sitzt, schiebt er durch die übermüthige Brille des Franzosen herab, und erblickt alle andern Völker tief unter dieser Höhe in den dichtesten Nebel eingehüllt; vorzüglich gaffet er mit verachtungvollem Mitleid auf sein dummes Vaterland. Aber das einzige, was wirklich in demselben verächtlich ist, die schändenden Ketten schiebt sein schielendes Auge nicht, mit welchem sich Deutschland an den Triumphwagen des aufgeblähten Galliers gesesselt hat.

Der junge Herr lernt auch Englisch. Nicht selten findet er Geschmack an den Schriftstellern dieser Nation, und dieses um so viel eher, da der Charakter der Deutschen weit näher an den Engländer grenzet, als an den Franzosen. Oft genug giebt er sogar dem Dritten den Vorzug, und es scheint, so wie alles in der Welt seine Abwechselungen hat, daß wir jetzt die französische Flatterhaftigkeit durch den Epleen des Engländer verjagen wollen.

Zum

Zum wenigsten weinst jetzt alles, seitdem Young so laut klagte, daß ihn auch Deutschland hörte. Aber dieß beyseite gesetzt, siehet der Jüngling doch, das andre jetztblühende Völker eben so gut, und oft richtiger und besser denken können, als seine Franzosen; eine Sache, woran er von Kindheit an nicht einmal gedacht hatte. Daß aber die guten Deutschen gleichfalls denken können, das fällt ihm auch sogar im Traume nicht ein. Und wie könn' es ihm einfallen, da die Person, welcher seine erste Bildung anvertrauet war, ihm die Abneigung gegen alles was Deutsch heisset, einflößete, und ihm aus allen Kräften den Grundsatz predigte: Was nicht aus Frankreich kommt, das taugt schlechterdings nichts? Da er diesen Grundsatz in so vielen französischen Büchern findet, und aus dem Munde unzähliger Deutschen bestätigten höret? Seine Lehrer im Englischen werden ihm gleichfalls nicht mit Lobreden auf die Deutschen beschwerlich fallen, nur mit dem Unterschiede, daß sie den Franzosen zugleich herunter setzen.

Ist der Sohn zum Gelehrten bestimmt, so ist es nothwendig, daß er Latein und ein wenig Griechisch lernet. Bey dieser Gelegenheit lernet

er die Meisterstücke Latiums und Griechenlands, diese in der That unschätzbaren Ueberbleibsel des Alterthums kennen. Aber auch hier gehen seine Lehrer zu weit. Die meisten unter den deutschen Schulmännern treiben ihre Dankbarkeit gegen die Römer, die ihnen ihr tägliches Brodt verschaffen, auf einen so hohen Grad, daß sie die Schriften derselben als das einzige Vollkommene anpreisen. Nur wenige kenn' ich, die billig genug gegen ihr Vaterland sind, ihren Untergebnen zu sagen: Theokrit und Virgil sind vortreflich; aber Gesner läßt beyde im Idyll hinter sich. Horaz ist der grösste Odendichter; aber unmittelbar ihm zur Seite sieht Ramlar. Phädrus macht Rom die grösste Ehre durch seine Fabeln; aber Deutschland hat einen Gellert. Und Rabener und Schröckh kommen uns so lesenswürdig vor, als Juvenal und Plutarch.

Wie ehrwürdig ist mir ein solcher Lehrer, der seinen Unterricht dadurch dem ganzen Vaterlande zur Wohlthat macht, daß er dessen künftigen Bürgern zeitig dem Geschmack am Vaterländischen, und eine gegründete Achtung gegen ihre Nation

Nation einflößet! Aber Schade ist's, daß noch zur Zeit ihrer so wenig in Deutschland sind.

Wie kann also ein junger Deutscher auf die Muthmaßung kommen, daß in seinem Vaterlande etwas Besseres hervorgebracht werden könne, wenn ihm von seiner Kindheit an nichts als ausländische Muster vorgezeigt und anempfohlen werden? Wie kann Deutschland einen eigen thümlichen Nationalgeist haben, da seine Eingebornen nach dem Geschmack so weit von einander abstehender und unter sich selbst so verschiedner Nationen gebildet werden? Wie kann der deutsche Jüngling, da ohnehin die ersten Eindrücke die dauerhaftesten sind, Vorurtheile ablegen, die bis in sein achtzehntes oder zwanzigstes Jahr mit so vieler Erosfalt in seiner Seele genähret werden? Wie kann er — Doch ich konnte diese Fragen bis ins Unendliche häufen, und würde doch vielleicht in Vieles stehen (wöfern ich anders nicht bald sterbe) es noch zu erleben, daß wir auch die Armen für unsre Kinder aus Frankreich kommen lassen, damit dieselben auch nicht einmal mit deutscher Milch getränkt werden.

„Aber sollen denn unsere Kinder gar keine fremden Sprachen lernen? Sollen sie niemals die Schriftsteller anderer Nationen lesen?“

Freilich sollen sie lernen und lesen. Aber erst sollen sie Deutsch lernen. Erst sollen sie zu deutschen Sitten gewöhnet werden. Erst muß der Keim der Vaterlandsliebe in ihren Herzen Wurzeln ge-

schlagen haben, und ihrer Seele die gehörige Richtung gegeben werden. Weg mit den Franzosen, die ohnehin gemeiniglich zu weiter nichts taugen, als das Herz und die Sitten der Kinder zu verderben, und es dahin zu bringen, daß sie in ihrem zehnten oder zwölften Jahre weder Deutsch noch Französisch können. Weg mit diesen, und wenn man sich selbst nicht geschickt fühlet, seinen Kindern die gehörige Erziehung zu geben, so vertraue man sie der Aufsicht eines vernünftigen Mannes, der im Stande sey, sie zu Deutschen zu bilden; der ihnen gute Nationalschriftsteller erkläre, und ihnen den gehörigen Geschmack an unserer Litteratur bringe; der sie nach und nach lehre, anderen Nationen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne die übrige herunterzusehen; alsdann werden sie vom funfzehnten Jahre bis ins zwanzigste, wenn sie anders keine Dummköpfe sind, noch immer Zeit genug haben, Französisch und Englisch, und wenn man will, noch Italienisch dazu, zu lernen. Wenn wir auf diese Art keine Patrioten erziehen, wenn unser Vaterland dann noch mit Leuten angefüllet ist, die sich tief unter dem Gallier und Britten setzen, so will ich es zugeben, daß das deutsche Herz gar nicht zum Patriotismus geschaffen sey; alsdann, aber nicht eher, will ich zugeben, daß es unruhig sey, in einem Lande gebohren zu seyn, deß u Eingeborne diejenigen, denen die sich nachsehen, so oft übermunden haben.

Inhalt.

Erstes Stück. Es fehlt den heutigen Bewohnern Deutschlands an Nationalstolz und an Neigung zum Vaterlande und Vaterländischen; sie sind in das Ausländische verliebt, und die Nachahmungssucht ist der herrschende Fehler der Nation. Doch scheint der Patrieismus unter uns wieder aufzukommen, der unsern Vorfahren eigenthümlich war; überhaupt haben diese, verwichen mit uns, den Vorzug. Vaterländische Gegenstände werden den Inhalt dieser Schrift ausmachen.

Zweytes Stück. Die verschiedenen Fabeln vieler Völker von ihrem göttlichen Ursprunge, haben alle die Geschichte der Schöpfung zum Grunde. Auch die alten Deutschen, welche eigentlich vom Asenab abstammen, schreiben ihre Herkunft einem Gotte zu, von dem noch jetzt die ganze Nation ihren Namen hat. Die Gestalt der alten Deutschen, ihre Wohnplätze, Häuser und unterirdischen Wohnungen werden beschrieben. Sie pflegten ihre Wohnplätze jährlich zu verändern, um sich bey ihren Sitten zu erhalten.

Drittes Stück. Die Kleidung der Nachkommen des Mannus war ungekünstelt, und entsprach ihren übrigen Sitten. Es ist ein Wodspruch für sie, und ein Beweß ihres unverdorbenen Herzens, daß ihnen ihre Biöße nicht zum Anlosse gereichte. Auf ihre Haare wendeten sie viele Sorgfalt. Ihre Speisen waren sehr einfach. Es ist falsch, daß sie Menschenfresser gewesen, und sich von rohem Fiesch

Fleisch genähret haben. Einige Damen werden in eine altsächsische Küche geführt.

Viertes Stük. Die alten Deutschen hatten keine Tempel, sondern verrichteten ihren Gottsdienst in Hainen. Voraüglich war ihnen der Eichenbaum heilig. Beschreibung der Haine. Die Deutschen pflegten Menschen zu opfern, aus deren Blute die Priesterinnen weisigten. Von den Verrichtungen und Ansehen der Druiden und Druidinnen, und etlichen Göttheiten, dem Hesus, Rodan, Lohr, Hercha, Linsana u. a. m. Von den vorzüglichsten Lehrsagen der Druiden; den Ordallen; der Rinde probe; dem Aufenthalt der Verstorbenen in Balhalla. Sterbegesang Lodbrog's.

Fünftes Stük. Fortsetzung des Dritten. Von dem Göttranke unserer Väter. Sie sind die Erfinder der Kunzt, das Salz vermittelst des Feuers zu bereiten. Ihr Art, Butter zu machen. Von ihren Gastmahlen, ihrer Gastfreundschaft, ihren Beschäftigungen und Neigung zum Spiel.

Sechstes Stük. Die Deutschen pflegten sich spät zu verheirathen, und hielten die Ehe heilig. Der Ehebruch war unter ihnen außerordentlich selten, und wurde hart bestraft. Bey vielen deutschen Völkern durfte das Frauenzimmer nur einmal heirathen. Ueberhaupt ehrten die Deutschen das schöne Geschlecht; insonderheit liebten sie ihre Götinnen über alles. Unsre Vorfahren wurden Barbaren gehalten, und übertrafen uns an Unschuld der Sitten.

Siebentes Stük. Der Gebrauch des Geldes ist die Quelle vieler von unsern Kältern heres Mä-
min

men unsere Väter nicht einmal kannten, und des meisten Theils. Die Römer haben den Gebrauch desselben in Deutschland eingeführt. Geschichte eines Mannes, der in den Wäldern unserer Väter zuverlässig nicht unglücklich würde gewesen seyn.

Achtes Stück. Fortsetzung des vorigen.

Neuntes Stück. Bey den Deutschen brachte nicht die Braut dem Bräutigam, sondern dieser der Braut eine Morangabe. — Eine lange Auschwelung, die unerwartet ist, ob sie gleich lange vorher angekündigt war. — Worinne die Morangabe bestanden, und was dadurch angedeutet wurde.

Zehntes Stück. Von den verschiedenen Ständen unter der alten Deutschen. Die Gelehrten standen an der Spitze, und theilten sich in Druiden, Wahrsager und Varden. Ueberhaupt war der Adel in großem Ansehen; die Gewalt der Regenten und obrigkeitlichen Personen war eingeschränkt. Jeder Wohnsitz hatte seinen Richter oder Fürsten, und dieser seine Kriegsaefahrten oder Begleiter. Von den Feudherrschaften oder Herzogen; den Herren vom Bürger- und Bauernstande, und den Versammlungen der Nation. Von den Feudalgesetzen und Freyheitsgesetzen. Antwort des Verfassers an die deutsche Nation.

Elftes Stück. Beschluß des achten Stückes.

Zwölftes Stück. Die alten Deutschen waren gegen Freunde und Feinde gütlich; sie waren gütlich, treu, und redlich. Hermanns Schlacht gereicht ihnen nicht zum Vorwurf der Feindschaft.

felt. Die Römer wurden von den Griechen verderbet, und Deutschlands Sitten anfänglich von den Römern, und zulezt von den Franzosen. Schreiben des Deutschen an einen verdienten Heilichen. Ein Brief von einem jungen Frauenzimmer an den Verfasser.

Dreyzehntes Stück. Die Verachtung, die wir gegen unser Vaterland äußern, hat ihren Grund in unserer Erziehung, vermöge welcher unsre ersten Jahre Ausländern überlassen, und wir noch lauter ausländischen Mustern gebildet werden.





Der
Deutsche.

Zweyter Theil.

Magdeburg,
verlegt bey dem Commerciën-Rath
Hechtel. 1771.



Der
D e u t s c h e.

Zweiter Theil.



Der
D e u t s c h e.
Vierzehntes Stück.

Magdeburg, am 6ten April, 1771.

♣ ————— ♣
D huc mich im geringsten darum zu bekümmern,
ob ich mir durch den ersten Theil dieser Schrift
den Unwillen einiger Leute zugezogen habe, denen
ich mit einem unserer ehrwürdigsten Dichter zurief:

Was thar die, Thor! dein Vaterland?

Dein spott' ich, gläube dein Herz dir nicht

Wey sein's Namens Schall;

werd' ich auf dem Wege, den ich mir ausgezeich-
net habe, ganz aernhig fortgehen.

Ich bettele nicht um Beyfall. — Leichter,
denk' ich, würd' es mir werden, mein Brodt zu
betteln, wenn mich nicht der Himmel von dieser
Seite gesichert hätte. Meine Leser werden mir
dennoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und
besseren Besinnungen den Dank zuschreiben, den
ich ihnen hiermit für ihren bisherigen Beyfall ab-

statte, ~~my~~ fern ich anders als ein Zeichen desselben den beträchtlichen Abgang dieser Schrift ansehen darf, der um ein großes Theil stärker ist, als ich jemals gewaget hätte für ein Buch zu hoffen, das sich mit lauter deutschen Gegenständen beschäftigt.

So eitel bin ich übrigens nicht, daß ich daraus einen Lobspruch für mich ziehen sollte. — Ich weiß, daß auch ein mittelmäßiges Buch, sogar von ganzen Nationen gelesen werden kann. — Aber ein Lobspruch ist es immer für meine Mitbürger, daß die vaterländische Aufschrift dieser Blätter sie nicht abgeschreckt hat; und eine süße Freude für mich, daß ich einen neuen Grund zu der Hoffnung habe, von der ich auf der vierten Seite meines ersten Stückes sprach.

Aus dieser Betrachtung würd' ich unrecht gehandelt haben, wenn ich den zweyten Theil angefangen hätte, ohne meinen Lesern diese Dankbarkeit zu bezeigen, die aus den wärmsten Empfindungen der Vaterlandsliebe fließet.

Das dreizehnte Stück dieser Schrift widmet ich der Anmerkung, daß die in Deutschland so allgemein gewordene Schätzung des ausländischen, und Abneigung gegen alles was einheimisch ist,

schon

schon in der seltsamen Erziehung die bey uns herrschet, ihren Grund habe. Der Raum verbot mir, weiter zu gehen, sonst würd' ich meine Leser noch mit der Erziehungsart, die bey unsern Vorfahren üblich war, unterhalten haben. Ich thue es heute, und überlasse es ihnen zu beurtheilen in welchem Zeitraume die deutsche Nation vernünftiger handelte, und bessere Bürger erzog, damals, als man sie wild und sittenlos schalt, oder jezt, da sie sich gebildet glaubt.

Man würde es für widernatürlich, und für ein entsetzliches Verbrechen gehalten haben, wenn eine Mutter ihr Kind, anstatt es mit ihrer Milch zu ernähren, einem ausschweifenden Weibebilde überlassen hätte. Und nicht nur die Ernährung hielt die Mutter für ihre Pflicht, sondern die ganze erste Lebenszeit des Kindes hindurch widmete sie allein demselben ihre Sorgfalt, und vertraute es keiner Magd.

Daß man die Kinder unbekleidet ließ, hab' ich schon vormals angeführet. Ueberdem badete man sie oft in kaltem Wasser, um ihre Leiber frühzeitig dauerhaft zu machen und sie zum Ertragen des künftigen Ungemachs zu gewöhnen. Die

Kinder der Vornehmen wurden im geringsten nicht zärtlicher erzogen, noch weichtlicher gewöhnet, als die Kinder des allerärmsten Leibeigenen. Fende wuchsen wie Tacitus sagt, bey derselbigen Heerde zu der fürchterlichen Größe auf, welche die Römer nicht ohne Ersiaunen ansehen konnten, bis die zunehmenden Jahre den Freygebohrnen vom Knechte absonderten, und Denkart und Muth den Erstern auszeichneten.

Beynahe von der Geburt an, lehrten die Deutschen ihre Kinder, nichts heiliger zu halten, als das Vaterland. Man gewöhnte sie, den Tod für dasselbe als eine Glückseligkeit zu betrachten; und den zu bedauern, den eine Krankheit wegnahm; man erzählte ihnen die tapfern Thaten ihrer Ahnen, lehrte sie zeitla, Blut und Wunden nicht zu scheuen, und im Treffen, wo die Mütter allemal hinter dem Heere waren, hatten diese ihre Kinder bey sich.

Man würde unter den Söhnen Theut's denjenigen ganz gewiß als einen Verräther seines Vaterlandes behandelt haben, der die frühe Jugend seiner Kinder etwa einem gefangenen Römer zur Bildung anvertrauet hätte. Unsere Väter waren überzeugt, daß man, um den Namen eines Deutschen

zu verdienen, mit deutschen Empfindungen erfüllt seyn müsse; und diese in dem Herzen des Knaben erwecken zu können, war eine Sache, welche sie nur Deutschen zuvertrauten. Sie ließen demnach ihre Söhne des weisen Unterrichts der Druiden genießen, von denen sie zu frommen, gerechten, genügsamen, redlichen, mit einem Worte: zu rechtschaffenen und tugendhaften Männern gebildet wurden, indeß ihnen ihre Väter Beispiele der Tapferkeit und des Patriotismus gaben; indeß sie von den Müttern die Sittsamkeit lernten. Hier, wo Beispiele und Lehren einander nicht entgegen gesetzt waren, konnte man gewiß seyn, in jedem ausblühenden Jüngling dereinst den zärtlichen Ehegatten, den liebevollen Vater des Hauses, den ungesärbten Freund, und den unerschrocknen Vertheidiger der vaterländischen Freiheit zu sehen.

Die Erziehung der Töchter war von der, welche man den Söhnen gab, nicht sonderlich verschieden. Es ist die grössste Wahrscheinlichkeit, daß auch diejenigen, welche nicht, bis zu ihren mannbaren Jahren, dem Dienste der Göttinnen gewidmet waren, von den Priesterinnen unterwiesen wurden. Im Uebrigen wurden sie sowol als die

Knaben, in den Waffen unterrichtet, so bald ihr Arm Kräfte genug hatte, dieselben zu heben. Bende lehrte man den Wurfspieß mit schneller Fertigkeit werfen, die Lanze führen, und den Bogen gebrauchen. Mit diesem lehtern wußten die Deutschen gut umzugehen, insonderheit aber brachten sie die Kunst Wurfspieße zu werfen, durch die anhaltende Übung zur größten Vollkommenheit, und konnten mit denselben daß in eine unglaubliche Entfernung gestellte Ziel erreichen.

Aber wird man es mir wol glauben, daß die ernsthaften Deutschen die Jugend im Tanzen unterrichteten? — Gleichwol ist nichts gewisser als dieses. Wer den Tacitus gelesen hat, wird leicht sehen, daß ich von dem Waffentanze rede. „Nackende Jünglinge, sagt er, springen zwischen bloße Schwerdter und geworfne Lanzen. Dieß ist die einzige Art ihrer Schauspiele. Durch die Übung haben sie dieses Spiel bis zur Kunst erhöht, und durch die Kunst haben sie es dahin gebracht, daß es schon ins Auge fällt. Gleichwol tanzen sie nicht aus Gewinnsucht oder um Lohn; denn bloß das Vergnügen der Zuschauer ist der Preis ihrer tühnen Ergöjlichkeit.“

Wey

Bei den Schauspielen erinnere ich mich einer Geschichte, die ein starker Beweis des edlen Nationalstolzes unserer Vorfahren ist. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, sie meinen Lesern mitzutheilen.

Verrinus und Malorix herrschten über die Griechen, in sofern ein deutsches Volk sich beherrschen ließ. Sie reiseten einmal als Gesandte ihrer Nation nach Rom. Nero, der damals Kaiser war, konnte ihnen, wegen wichtiger Angelegenheiten nicht gleich Gehör ertheilen; indessen zeigte man ihnen das Ehenwürdige in Rom, und unter andern den Schauplatz des Pompejus, um ihnen einen Begriff zu geben, wie Volkreich die Stadt sey. Hier ward ihnen die Zeit lang; denn am Schauspiele fanden sie keinen Geschmack, als an einer Sache, die ihnen ganz fremd war. Sie erkundigten sich deswegen zum Zeitvertreib nach den Sitten des Volks, nach dem Unterschied der Stände, fragten welches die Ritter wären? wo der Senat säße? Als man ihre Neugier befriedigte, bemerkten sie unter den Rathsherren einige, deren Kleidung nicht römisch war. „Wer sind diese?“ Man erzeigt, war die Antwort, den Gesandten

solcher Völker, die sich durch Tapferkeit und Freundschaft gegen die Römer auszeichnen, die Ehre, ihnen ihren Sitz unter den Senatoren anzuweisen. **Ja!** riefen die deutschen Prinzen, **kein Volk unter der Sonne steht an Tapferkeit und Treue über Deutschland!** Schnell verliessen sie ihre Plätze, und setzten sich zu den Rathsherren.

Ich kehre zu meiner deutschen Jugend zurück, von welcher ich noch einige Umstände zu erzählen habe. Ungefähr im zwanzigsten Jahre wurden ihr Kleider gegeben; aber Waffen durfte der Jüngling nicht eher tragen, bis ihn die Völkerschaft für tüchtig erkannte. Alsdann ward er in der öffentlichen Versammlung des Volkes wehrhaft gemacht, wo ihm sein Vater, oder ein naher Verwandter, oder einer von den Fürsten Schild und Lanze gab. Dieß war die erste Ehre, die dem Jünglinge widerfuhr. Aus einem bloßen Genossen seines väterlichen Hauses, ward er nunmehr ein Mitglied der Republik. Er wurde unter die Kriegsgefährten eines Fürsten aufgenommen, oder er zog, wenn seine Völkerschaft des Friedens genoss, zu einer andern Nation, die in einen Krieg verwickelt war, um seine ersten Waffen

fen

sen zu versuchen. Es war auch nicht ungewöhnlich, daß die jungen Deutschen Rom kennen lernten.

Bei verschiedenen deutschen Völkern, vorzüglich aber bey den **Batten**, war es Sitte, daß der wehrhaft gemachte Jüngling sich nicht eher den Bart abnehmen, oder die Haare verschneiden durfte, bis er einen Feind erlegt hatte. Auch mußte er bis dahin einen eisernen Ring tragen. Sie eilten daher, diese Zeichen, die bey ihnen unrühmlich waren, so bald es möglich war, abzulegen.

* * *

Folgendes Gedicht nehm' ich nun so viel bereitwilliger in diese Blätter auf, da es einige Beziehung auf meinen Gegenstand hat. Ich wünsche dem Verfasser desselben, (von dem ich sehr überzeugt bin, daß er im strengsten Verstande ein Patriot ist, daß er sich's abgewöhnen möge, seine Leser in jeden seiner Gedichte mitten in das Pantheon zu führen. Aus diesem Grunde bitt' ich meine deutschen Leser, daß sie eine Stelle dieses Gedichtes, wo die Einbildungskraft des Dichters ganz in Latium ist, mit Nachsicht lesen mögen.

Amynne

Amynt an Lucinden.

Magt meinen Busen keine Neue;
 Liebe mich ein ächter Freund mit alter deutscher Treue;
 Raube mir dein Herz, Lucinde, kein Geschick;
 Und giebst du mir nach hundert Küssen,
 Nach ungezählten, heißen, liebevollen Küssen,
 Die ich dir gab, nur Einen treu zurück;
 Und quäle mich kein Pedant mit Schlüssen,
 Und nie ein Heuchler mit Moral;
 Und folge ihr, sanfte Musen,
 Mir überall;
 Bewohnt Unschuld meinen Busen,
 Erfülle ihn sanfteres Gefühl:
 Dann hab' ich, was ich haben will,
 Und wohne mit zufriedner Seele
 Welt ruhiger in einer Hölle,
 Als Strephon in Pallästen wohnt.

Baut, Choren, baut dem Glück Altäre,
 Das eure kühnen Laster lohnt!
 Wenn euer ganz Verdienst, und eure ganze Ehre,
 Der blinde Plutus bey euch wohnt,
 So lehrt die freundliche Euthere
 Mit ihrem Amor bey mir ein,
 Und Bronsus mit seinem goldnen Wein,
 Und Deltus mit Aethenäen.
 Durch sie wird mir der wildste Halm
 Ein Amethunt. Da gaukeln die Nymphen,
 Da tändeln sie vertraulich um mich her;

Da

Da küßte den schmutzen Tag ein buhlerisches Herr
 Von Zephyren; da lauschen die Nymphen
 Im schlanken Schilf an ihrem Bach;
 Da sing' ich den Hamadryaden
 Ein ungekünstelt Lied, und Echo singt es nach.
 Und oft schlägt in mein Lied mit zauberlicher Kehle
 Die liebe, liebe Philomele,
 Und eine sanfte Thräne steigt,
 Vom zärtlichsten Gefühl erzeugt,
 Mir in das Auge.
 Reizende Lucinde
 Du, die mir jeder Tag bewundernswürdiger zeigt,
 In der ich mehr als Glück — den ganzen Himmel finde!
 Verlaß der stolzen Städte Pracht;
 Für sie ward nicht dein Herz, dein himmlisch Herz
 gemacht!

Die reinen, unverderbten Sitten,
 Die Tugend die du liebst sind längst der Stadt entflohn.
 O folge mir zu ihrem Thron,
 Zu jenen unschuldvollen Hütten;
 Da kannst du sie noch unverstellt und schön
 In ihrer edlen Einsamkeit sehn.
 Da wohnt noch ein Theil der Tugend, so die Zelten
 Des grauen Segimer so liebenswürdig macht!
 Worf einen Blick auf jene heiligen alten Zelten,
 Wo kein Wesen die Unschuld je bewacht,
 Und dennoch gleng ihr stets die Sicherheit zur Selten;
 Wo die Natur in's Herz den Bräuten
 Die großen Pflichten schrieb; ihr Herz nahm sie in Acht,
 Wo

Wo die Unsträflichkeit den Krieger
 (Und jeder Bürger war ein Krieger
 Für's Vaterland) ehrwürdig macht;
 Wo an der eignen Mutter Brust
 Der künftige Patriot im zarten Säugling lacht.
 Er kann nur kaum der Worte Sinn errathen,
 Und horcht doch schon mit Lust
 Auf die Erzählung von der Väter Thaten,
 Mit der die Mutter ihn zum künftigen Helden weiht.
 Er kann nur kaum der Worte Sinn errathen,
 Und horcht schon mit Aufmerksamkeit
 Auf die Erzählung von der Väter Tugend,
 Mit der die Mutter seine Tugend
 Schon früh zu gleicher Tugend weiht.
 Der Knabe reist zum Mann von strenger Redlichkeit;
 Das Mädchen wächst, und Sucht und Unschuld in
 den Sitten

Sind ihr Natur.

Nicht in der Stadt, nein, in den armen Hütten
 Des Landmanns findest du noch der alten Tugend Spur.
 Da siehst du nicht die Tugend im Gedränge
 Beglückter Laster unterdrückt.
 Da wird die Redlichkeit nicht im Gepränge
 Geschminkter Höflichkeit erstickt.
 Der Schmeichler, diese Peil der Erden;
 Die Falschheit, die dich, gegenwärtig, ehrt,
 Um dir gefährlicher zu werden,
 So bald sie dir den Rücken kehrt;
 Stolz; Rangsucht; Gollburch; Hepplichkeiten;

Ver-

Verführer, die der Sicherheit
 Der Unschuld, die das Reich nicht scheut
 Weil es verborgen liegt, den Unterraum bereiten;
 Der Reiz im Schlangenhaar, der tödtliche Betrug,
 Verstellung, Arglist, Herd zu andrer Unglück Flug,
 Und alle Kaster, so die Stadt
 In ungezählter Menge hat,
 Sind in den heldenwerthen Hütten
 Noch unbekannt, noch nicht gelitten.

Hergoß grüßet dich dort ohne Heuchelei
 Die fromme Keuschheit, der Vater alte Treu.
 Dort findest du noch in den Sitten,
 Die edle Einsicht der Natur.
 Lucinde! dort verbirgt sich unter Küssen
 Nicht die Verrätheren; es stoßen
 Die Worte aus dem Herzen nur;
 Vom Wortpränge keine Spur!
 Dort wohnt Zufriedenheit, Genügsamkeit und Ruh,
 Und alles ist dort schön und ohne Kunst, wie du.
 Da mischt der Landmann in die Lieder
 Der Vögel seinen Koba-sing;
 Der Himmel hört den frommen Dank,
 Und gießt neues Glück aus seinem Hüßern nieder.
 Da lachest du im rosenfarb'nen Glanz
 Der Morgen schöner zu. Am Abend lockt ein Tanz
 Des frohen Landvolks dich auf blumenreiche Weiden;
 Beglückte siehst du da in unschuldvollen Freuden,
 Und bist beglückt, wie sie. Dort singt
 Ein Mädchen zu den regellosen Tanz; hier schlingt
 Ein munter Jüngling seinen Arm
 Um seines Mädchens Hals; des Mädchens Wange
 alübet
 Non schöner Sittsamkeit, und seinem Arm
 Entwindet sie sich schnell, lachtschallhaft, und entschließet.
 Er eilt ihr nach, strecket sie; doppelt glühet
 Ihr freundliches Gesicht.
 Ihr Herz ist von unschuldger Liebe warm,
 Empfandet sie, und kannt sie nicht.

Nun

Nun gehen beyde Hand in Hand,
 Ein glücklich Paar, dem Vater unbekant,
 Ihr Herz so heiter wie ihr Blut,
 Zu der Gespielen Schaar zurück,
 Die tanzt schon im letzten Tanz, der Ruh
 Und den zufriednen Hütten zu.
 Kein Schreckenbild der Phantasie,
 Erfülle ihr Herz mit ahnungsvollem Kummer;
 Schön ist ihr Traum, erquickend, wie ihr Schlummer.
 Die Morgensonne wecket sie
 Zu einer bessern, edlern Muth,
 Als die, zu der nach einer sorgenvollen Nacht
 Der Künstler in der Stadt erwacht. —
 Der Landmann geht auf's Feld; ihm geben das Geleite
 Geduld und arbeitsamer Fleiß.
 Ihm trocknet von der braunen Seiten den Schweiß
 Die Unverdorrenheit, und bleibet ihm zur Seite.
 Wer komme? Die Gattin hi's. Wie froh umarmt
 er sie!

Sie läßt sich bey dem Gatten nieder,
 Und labet ihn nach seiner Muth,
 Mit kühlem Trank und mit gesunden Speisen wieder.
 Die Pflugschaar wird ihr Tisch; er ihr aus ihrer Hand.
 Sie drückt ihn noch einmal an den Busen.
 Nun hat sie sich der Hütte zugewandt
 Und gebet. Weit begleitet sie sein Blick. —

Lucinde, doch was soll ich dir in süßen Bildern
 Des sichern Gerohdachs neidenewerthes Glück,
 Die Ruhe so dort wohnt, und se ne Tugend schildern?
 Nein, sieh' es selbst! Komm mit mir auf das Feld!
 Da seh' ich ganz für dich; du bist mir eine Welt.

Der
D e u t s c h e.
Fünfzehntes Stück.

Magdeburg, am 13ten April, 1771.



Das Gedicht, welches ich im vorhergehenden Blatte meinen Lesern mittheilte, und der freundschaftliche Rath, den ich dem Verfasser desselben gab, bringen mich von neuen auf gewisse Betrachtungen, derer ich mich nicht enthalten kann, so oft ich einen unserer Dichter in die Hand nehme.

Unstreitig machen wol die Dichter diejenige Klasse von Schriftstellern aus, welche von dem feineren Theile einer Nation am meisten gelesen werden; wenigstens sind sie die einzigen, denen man die Ehre erzeigt, sie auswendig zu wissen. Mit etwas mehr als Zufriedenheit, mit Stolz sehe ichs, daß man in diesem Stücke auch meinem Vaterlande nicht viel vorzuwerfen hat. Wir haben Dichter, in der strengsten und ehrwürdigsten
Zweyter Theil. W Be

Bedeutung des Wortes, und sie werden gelesen. Zwar giebt es noch, wie ich mit Unwillen bemerkt habe, ganze Städte, wo die vortreflichen Gefänge eines Kretschmann so unbekannt sind als sein Name; der Name eines Patrioten, dem Deutschland so viel, und vielleicht noch mehrere Dankbarkeit schuldig ist, als dem Vater-Hagedorn — Zwar sind die poetischen Werke des lobenswürdigen Dusch noch nicht so allgemein, als sie es zu seyn verdienen; aber doch sind Klopstock und Kronegg, Ramler und U. Kleist und Gellert, Gleim und Wieland nebst Hagedorn und verschiedenen andern eben so vortreflichen Dichtern in jedermanns Händen, und billig rechnet man es dem zur Schande an, der sie nicht gelesen hat.

Es scheint mir lobenswürdig, daß man auch bey uns der Dichtkunst diese Gerechtigkeit widerfahren läßt. Lieder sind nicht allein unsere ältesten Früchte des Genie's, sondern zugleich haben unsre Väter Tugend, Sitten und Wissenschaften ihren Dichtern, und sehr oft den Sieg und die Aufrechthaltung der Freyheit den glühenden Gefängen

zu verdanken, jede mit welcher Empfindung in die Herzen der Hörenden strömte. Denn auch unser altes Vaterland widerspricht jener Stelle in der Poetik des Herzens nicht:

Die Dichtkunst gab der Welt zuerst Gesetze;
 Ehrwürdig war, wenn ihre Schätze
 Sich öffneten. Bewundernd sahn auf ihn
 Die andern Sterblichen mit heiligem Entzücken,
 Auf ihn, den Mann, der ihren Blicken
 Von edlern Stoff gebildet schien.

Daß die Geschichte, die Lehrsätze der Religion, und alles was unsre Väter von den Wissenschaften wußten, in Lieder abgefaßt war, muß meinen Lesern bekannt seyn; und die Gewalt, welche ihre Dichter über die Herzen ihrer Zuhörer hatten, will ich dem der sie in Zweifel zieht, mit einer Stelle aus dem Diodor beweisen. „Die Celten, sagt er, haben auch Liederdichter, welche sie Barden nennen. Diese vereinigen Schande und Ruhm durch ihre Gesänge, welche sie mit dem Ton eines Instruments, das einer Harfe nicht unähnlich ist, begleiten. Nicht nur in Sachen die der Friede mit sich bringet, höret man diese Liederdichter, sondern sogar im Kriege sind sowohl Freunde als Feinde aufmerksam auf ihren Gesang.

Oft siehet man, daß sie, wenn zwey erbitterte Heere in Schlachtordnung, mit dem Schwerdt in der Hand, und gesenkter Lanze auf einander anrücken, mitten zwischen dieselben treten, und durch ihre Lieder das Treffen verhindern.“

Es scheint mir, sag' ich, billig und lobenswerth, daß unsere Nation die dankbare Achtung gegen ihre ersten Wohlthäter beybehalten hat. Aber im Gegentheil halt' ich auch die Forderung für rechtmäßig, daß unsere Dichter sich mehr Mühe geben mögten, diese Achtung von Seiten der deutschen Patrioten in einem stärkeren Grad zu verdienen. So zufrieden diese mit Klopstock und Breuschmann sind; so sehr sich ihr Herz erweitert, wenn sie Hermanns Schlacht und den Gesang des Bardens Rhingulph lesen: so mißvergnügt müssen sie nothwendig über die meisten unserer übrigen Poeten seyn; so widrig müssen ihre Empfindungen seyn, wenn sie sehen, daß sie bey dem Lesen derselben fast keinen Schritt auf dem vaterländischen Boden thun, sondern aus einem römischen Tempel in einen ariechischen, von Naphos nach Amathunt geführt werden; von da — Gott weiß, wohin; bis man endlich nach einer beschwer-

beschwerlichen Reise über den Vermessus und Helikon, ehe man es vermuthet auf Cytherens Gestade in einem Myrtenuhne spaziret.

Nun glaubt ihr wohl, in Cypris Myrtenwäldern
 Euch zu erfreun? —
 So? schönen Dank! gleich sollt ihr in den Feldern
 Elysium's mit Leib und Seele sehn.
 Von da führt euch, mit schnellem Fuß,
 Der Dichter hin zum Erabus,
 Und zeigt euch den Cerberus,
 Den Rhadamanthus, Aeacus,
 Den Eliphus, und Ixus,
 Aeacus, und manch Ding in us;
 Da könnt ihr mitten in dem Fluß
 Den armen Sünder Tantalus
 Vor heißem Durst verschmachten sehn,
 Und mit Irion Räder drehen.
 Da setzt er euch noch dieß und das,
 Die Danaiden bey dem Faß;
 Und dort seht ihr mit ernsten Mienen
 Den Pluto bey Persephone
 Auf ihres schwarzen Thrones Hüh,
 Und hier erscheint, euch zu bedienen,
 Die reizende Erisphone
 Mit ihrer holden Schwestern Paar,
 Schön anzusehn im Schlangenhaar.

Nun steigt er schnell hinauf mit Einem kühnen
Schritt,

Und nimmt vom Tartarus euch zum Olympus mit.
Seyd gutes Muths! der Dichter labt euch da
Mit Nektar und Ambrosia.
Dort sitzt, seht nur kühnlich her,
Frau Juno bey dem Donnerer;
Die, mit den blauen Augen da,
Ist die Namsell Tritonia;
Dieß ist Apollo mit den Musen;
Dieß Ceres mit dem vollen Busen;
Die schlante Jungfer, die jetzt spricht,
Ist, traun! das liebe Mondenlicht;
Der Jüngling mit der Schlangentruthe,
Und mit den Flügeln an dem Hute,
Ist Gott Merkur; der alte da,
Saturn, Minervens Großpapa.
Dieß ist Vulkan, et cetera.

So stehet, müd' im Vaterland zu fassen,
Ein Savoyard bey'm Karitatenkasten,
In welchem ihr, wie seine Hand sich dreht,
Bald Don Quixott, bald Alexandern seht;
Und daß eu'r Aug' was seltenes erblickt,
Siehet Adam da in der Darreeparücke,
Und Eva hält den Fächer in der Hand,
Der Cherub trakt im römischen Gewand.
„Er ist nicht mehr für euch, der schöne Garten,
„Fort, packet euch!“ ruft Cherub Savoyarde.
Das arme Paar gehorchet, weil es soll,
Und Eva packt die Kisseffers voll; Drauf

Drauf setzt sich Herr Adam in den Wagen,
 Und in der Sänfte wird Eva fortgetragen.
 Prinz Kain kommt, mit Spornen an dem Fuß,
 Und Abel fällt von einem Flintenschuß.

Wer wird nicht lachen, wenn er im Schatten-
 spiele die Eitten des Zeitraums in welchen die
 vorgestellten Geschehnisse fallen, so artig beybe-
 halten erblicket? Eine Kutsche und Sänfte! Adam
 in der großen Parücke! Eva die ihre Saloppe
 fordert! Reisekoffers! und das alles im Paradiese!
 — Still, meine Herren! es ist ja nur ein Schat-
 tenspiel; ein Karikaturenkasten; eine Belusti-
 gung für den großen Haufen, woben der arme Sa-
 voyard sein Glück gewiß sehr schlecht machen würde,
 wenn das Lächerliche weniger in die Augen fallend,
 weniger abgeschmackt wäre. Und bey allen dem ist
 dieser arme Schelm, nach unserer heutigen Eitt-
 samkeit allemal eher zu entschuldigen, daß er die
 ersten Menschen nicht nackt erscheinen läßt, (so
 wenig lokal auch übrigens eine Pelzsaloppe in
 Rücksicht auf das Paradies seyn mag) als unsre
 Dichter, die jeden ihrer Gedanken, der uns mit
 seinem ehrlichen, kunstlosen deutschen Ansehen besser
 gefallen würde, in ein römisches Gewand einhüllen.
 Eva packt dort Sachen in den Koffer, und sich

in eine Eänste, ungeachtet weder Eänste noch Koffer dem Paradiße angemessen sind. Unsere Dichter lehren es um. Sie packen aus ihrem beyden vorzüglichsten Schatzkammern, dem Olympus und dem Avernus, ihre Säckelchen aus, plündern Elysium und alle römischen Götzentempel und psropsen in ihre Gedichte alle die Dinge welche sie dort hernehmen, und die Schatzkammern dazu; lauter Sachen, die in Deutschland nie zu Hause gehörten, die unsern Zeiten nicht im geringsten angemessen sind, so wenig sie es jemals unserer Nation waren. Wer ist bedauernswürdiger; der Maritatenmann, der sich um sein elendes bißchen Brodt zu erwerben, dem Gelächter des Pöbels Preis giebt? oder ist es der Dichter der nur die Bewundrung seiner Nation erwirbt, da es ihm doch leicht fallen würde, mit dieser zugleich die aufrichtigste Hochachtung eines jeden Patrioten zu verdienen? —

Man blättere einmal die meisten unserer Dichter ein wenig durch; allenthalben wird man römische Sitten, römische Namen, römische Gottheiten finden. Die Thäler wimmeln von Nymphen, die Wälder von Dryaden und Hamadryaden, das Meer

Meer von Nereiden, die Flüsse von Njaden: der Potamiden, Dreaden, Lemontaden und anderer, welche etwas seltner vorkommen, nicht zu gedenken. Hinter jedem Busche lauschet ein Faun oder eine Nymphe. Allenthalben sind ich Rom, mein Vaterland nirgends. Nichts ist lokal, nichts ist deutsch, als etwa die Wörter, womit diese Brocken aus der römischen Gotterlehre an einander gekettet sind, und die sich freylich über diese Nachbarschaft wundern mögen. Wollen uns unsre Dichter überführen, daß sie ihren *Bamer* und *Pomey* gelesen haben?

Ich will nicht untersuchen, ob es die Gemüther der Römer mit Ehrfurcht erfüllen konnte, daß sie sich in jedem Haine mit Gottheiten umgeben glaubten, und in jedem Baume, in jedem Brunnem, in jeder Kleinigkeit eine Gottheit annahmen, oder ob im Gegentheile diese ungeheure Menge von göttlichen Wesen ihnen nicht vielmehr eine Geringschätzung gegen dieselben beybringen mußte. Ich will immer das Erste zugeben. Bey uns fällt diese Ehrfurcht weg, da es uns natürlich seyn muß, bey diesen Gottheiten, und sogar bey ihrem Obergotte zu denken:

Wer ist ihr Deus? ein Gott der ich nicht werden möchte.

Ich räume auch ein, was in der That nicht zu leugnen ist, daß es unter gewissen Umständen manchem Gedanken eine Art von Würde giebt, wenn man den Gegenstand desselben in eine Gottheit verwandelt. So gefällt z. B. die Weisheit oftmals besser in der Person der Minerva; und die Liebe, dieser an sich so schöne und ehrwürdige Trieb kann unter dem Namen Urania Venus noch ehrwürdiger werden. Aber weil uns diese Namen von allen Seiten entgegen schallen, weil jeder der nur reimen kann, sie im Munde führet, so haben sie dadurch viel von ihrer Würde verlohren. Sie kleiden den Gedanken nicht mehr in jene Pracht; sie hören auf den Vers zu heben, und ihm jene Majestät zu verleihen, weil unsere Ohren zu sehr daran gewöhnet sind. Ausserdem ist das Glänzende, was hierdurch über ein Gedicht verbreitet wird, von Gegenständen entlehnet, die uns hey weitem nicht mehr das sind, was sie zu setner Zeit dem Römer waren; die uns fremd sind; die weder unserer Denkart entsprechen, noch unsern Sitten, man mag Deutschland betrachten in welchem Alter man will.

Ich

Ich bin weit davon entfernt, daß ich die Mythologie und alle Anspielungen auf ausländische Sitten ganz aus unserer Dichtkunst verbannt wissen mögte. Ich bewundre Kamillern allemal, wenn er einen Umstand aus der Götterlehre oder aus der alten Geschichte ergreift, sich denselben ganz eigen macht, und ihn auf eine neue Begebenheit anwendet. Und ich schätze ihn jedesmal höher, so oft ich das Gedicht lese:

Schäme dich, Kamill!

Daß du mit vier Sonnensperden

In dein errettetes Rom zogst zc.

Und ich würde jeden tadelnswürdig finden, der Wielands Musarion zu gefallen, sich nicht gern in die Zeiten hinein denkt, in welche der Dichter seine Erzählung verlegt. Ich finde Werstenberg's Ländeleien unverbesserlich, und freue mich, so oft ich auch in kleineren Gedichten eine alte ausländische Sitte auf eine so glückliche Art angebracht sehe, als in dem, womit Herr Blum das Andenken des in der Schlacht bey Prag gebliebenen Feldmarschalls von Schwerin ehret:

Kein Todtenopfer werde

Dem Geist des Declus gebracht!

Die hundert Hecatomben bedecken Czechus Erde,

Die

Die sich sein elaner Donner
In Eines Tages Schlacht
Von Friedrichs stolzen Feinden zum Opfer darges
bracht.

Aber was in der Vollkommenheit, worin Herr
Kamler die Mythologie zu nutzen weiß, vortref-
lich ist, das wird unaussprechlich, so bald es
unrecht oder bey Kleinigkeiten angewendet wird.
Und selbst da, wo es vortreflich ist, erwirbt es
dem Dichter nichts als Bewundrung, und nur in
denen wenigen Fällen, wo die Fabel mit Patrio-
tismus angewendet ist, giebt es ihm gegründete
Ansprüche auf die Hochachtung des Patrioten.

Unsere Buchladen sind mit Liederchen angefüllt,
die fast alle nach einem Maasstabe zugeschnitten
sind. Ein Jupiter, ein Apollo, ein paar Göttin-
nen, die Venus ungerchnet, ein Amor, drey
Grazien, neun Mufen, ein guter Vorrath von
Anstän und Unverschämtheit, etwas Liebe, und
ein wenig mehr Wein, als nöthig ist, das ist alles,
was ein Mävin unsere Zeit braucht, um sich
einen Dichter, und was er im Paroxysmus von
Zieberhitz schreibt, Gedichte zu nennen. Und
wie bald ist nicht alles dieses zusammengestoppelt?

Run

Nun tritt er kühn unter die Nachahmer Klein's und Jacobi's. Diese deutsche Män- sind es nicht, mit welchen ich rede. Meinen freundschaftlichen Gruß an alle diese Herren, und meinem egen mögen sie fragen was und wie sie wollen; mir gilt es gleich, so lange ich ihre Träume nicht lesen darf. Wie unsern Dichtern, nicht mit unsern Schmierern, will ich noch ein paar Worte reden; und vorzüglich mit denen unter ihnen, welche es als eine Nothwendigkeit zu betrachten scheinen, daß ein deutsches Gedicht, wenn es schön seyn soll, schlechterdings mit römischen Zierathen verbrämt seyn müsse; die sich, so oft sie dichten, allemal erst Eine Welt voll römischer Gefilde schaffen. Dage sind es, deren Gedanken ich wol wissen möchte, wenn ein britischer Dichter aufstände, und jedes seiner Lieder mit Zabeln aus der Götterschere der alten Deutschen ausschufete? Hätte, dann ich ein Beispiel gebe, der Britte eine Geliebte? — und welcher Dichter hat keine Geliebte? und diese Schöne wäre nun so ein wenig grausam; dann müßte er ungefähr also fragen:

„Plan ist dein entzückendes Auge, du schönes
Mädchen, wie das Auge der Jeda; schön-
lockigter

lockiger ist nicht ihr goldnes Haar, wie das
 deinige. Dein Athem duftet balsamischer
 als die Rosen im Wassereimer des Krodo.
 Um einen deiner Küsse — und süßter muß
 dein Kuß seyn, als Meth — um einen ein-
 zigen deiner Küsse wollt' ich dir tausend Jahr
 spinnen, wie Krusmana der Lydierin spann.
 Aber du gleichst der Hērtha, welche gegen
 jedermann gut ist, und nur diejenigen,
 welche ihr vorzüglich dienen, indem sie ihre
 Bildniß baden, und ihren Wagen waschen,
 in dem See ersäufet. Erkenn dich in diesem
 Bilde, holdeste Elfe; gegen jedermann hast
 du Schwanenflügel, nur gegen mich hast du
 Rabensittige, gegen mich dessen Herz heißer
 für dich brennet, als alles Feuer, das Tan-
 sana beherrscht. Wenn ich mich dir nahe
 — ach! wenn nur von fern mein Blick dir
 sagt, daß ich dich liebe, so blitzt dein Auge
 schröcklicher, als die Flammen aus dem
 Munde des dicken Vüstrich, und aus einer
 liebevollen Dase, wirfst du zur unerbitterlichen
 Dorne. u. s. w.“

Wenn

Wenn nun der Dichter noch den Elvengast,
den Madegast, die Iriglast herbeyschleppte
und voll Verzweiflung mit den Worten schlesse:

„Du, die so weise ist, wie die Altraunen,
aber grausam wie sie! ich weihe mich dir zum
Elfenblut; und wohl bekomme dir der Muth
aus meinem Hirnschädel!“

was würde man sagen? Und doch ist die Fabel-
lehre der alten Deutschen bey weitem nicht so abge-
schmact, als die römische und griechische.

Wir haben nun Beweise genug, daß unsere
deutschen Dichter sowohl mit der Mythologie als
mit der ausländischen Geschichte des Alterthums
bekannt sind. Ich wünschte, und gewiß mit mir
jeder Patriot, daß sie nunmehr auch zeigen könnten,
daß sie ihr Vaterland kennen. Deutschland ist
reich an Gegenden, die Stoff genug zu Liedern
geben können, und Lieder verdienen. Hagedorn
hat mit seinem *Sarostebude* einen schönen Anfang
gemacht. Unsere Geschichte ist ebenfalls reich
genug. Und auch hier können wir auf *Hermanns
Schlacht* und *Rhingulphs Wadengefang*
stolz seyn; zwey Stücke, die den überzeugendsten
Beweis geben, daß ein deutsches Gedicht von
Anfang

Anfang bis zu Ende schön, und dennoch in jeder Schönheit lokal seyn können.

Auch Herr Blum hat uns wieder mit zwey Gedichten beschenkt die ich mit dem günstigen Vorurtheil in die Hände nahm, das mir sowohl die lyrischen als vermischten Gedichte dieses Mannes, der vollkommen zum Dichter geschaffen ist, beygebracht haben. Und wie freute ich mich, als ich die Aufschrift des ersten Gedichts: Die Hügel bey X* * * erblickte. Dem Himmel sey Dank! rief ich; ein vaterländisches Gedicht! und von Blum! — Meine Freude ward ein wenig vermindert als ich sah, daß die Hügel an der Havel gleich im zweyten Verse der allgütigen — Hertha? nein, Ceres, und dem frohlichen Bacchus geweiht waren. Aber ich getraue mir, zu hoffen, dieser lebenswürdige Dichter werde in einer neuen Ausgabe sein Gedicht, das im Uebrigen viel Schönes und Lokales hat, von diesem Fehler sowohl, als von der Vermischung der christlichen Religion mit der Mythologie reinigen, und sich dadurch unsern wenigen patriotischen Dichtern an die Seite stellen.

Der
D e u t s c h e.
Sechszehntes Stück.

Magdeburg, am 20ten April, 1771.

Nur wenig hab ich meinen Lesern von den Sitten unserer Vorfahren noch mitzutheilen. Dahin gehören vorzüglich ihre Gebräuche bey den Begräbnissen. Die Deutschen unterschieden sich darinn sehr von den Galliern, welche bey dergleichen Vorfällen die Pracht liebten. Bey unsern Vätern, die den Verstorbenen besser, als durch Aufwand und glänzende Thorheiten zu ehren wußten, war alle Pracht von der Beerdigung des Todten entfernt. Sie errichteten einen Holzhausen, legten die Leiche darauf, gaben ihr die Waffen, welche der Verstorbene in seinem Leben geführt hatte, in die Hand, und zündeten den Holzsloß an.

Zweyter Theil.

Q.

So

So wurden Vornehmere und Geringere verbrannt, ohne Speerey, ohne mit schönen Kleidern geschmückt zu seyn. Der ganze Unterschied bestand darin, daß man zu dem Holzhaufen solcher Männer, die sich um das Vaterland vorzüglich verdient gemacht, oder sonst großen Ruhm erworben hatten, gewisse Arten von Holz nahm.

Einige pflegten auch das Pferd des Verstorbenen auf den brennenden Scheiterhaufen zu werfen, nachdem sie es vorher getödtet hatten. So bald das Feuer erloschen war, sammelten sie die Asche und übrig gebliebenen Gebeine in einen Todtentopf, begruben sie, und errichteten einen Haufen über das Grab. Hieran begnügten sie sich, weil sie glaubten, prächtige Grabmäler wären den Todten beschwerlich. In den weiter nach Norden liegenden Gegenden pflegte man auch in etwas neueren Zeiten einen Grabstein aufzurichten, mit einer kurzen Inschrift, die gemeinlich nichts als einen guten Wunsch enthielt, z. B. **Wodan bewahre seinen Knecht.**

So lange der Holzstoß brannte, und während der Beerdigung sangen die Varden die tapferen Thaten

Thaten des Verstorbenen. Auch erzählt Bartholin, daß es bey den nordischen Völkern Sitte gewesen sey, bey den Gräbern der Könige und anderer berühmten Männer, die im Treffen gefallen waren, nachdem man den Todtentopf in die Gruft gesetzt hatte, dem Verstorbenen zu Ehren eine Lob- und Trauerrede zu halten. Aufser dem Ruhme des Begrabenen war der vorzüglichste Inhalt solcher Leichenreden dieser, daß sie dem Erblichen einen glücklichen Uebergang nach Walhalla erwünschten, und Wodan, den Beschützer Walhalla's anflehten, ihm gnädig zu seyn. Am Ende dieser Rede riefen alle Anwesende: Gehe glücklich zu Wodan!

Diodor ist der Meinung, man habe auch Briefe an längst verstorbene Verwandte zu dem Todten ins Feuer geworfen. Ich verzeihe dem Sicilier diesen Traum; aber ich muß lachen, wenn Neuere, die aus dem Tacitus (*) wissen mußten, daß der Gebrauch der Buchstaben den alten Deutschen völlig unbekant war, diese Sage nach:

Q 2

(*) Tacit. Germ. c. 19. Litterarum secreta vii pariter ac feminae ignorant.

nachschreiben. Eben so lächerlich ist mir's, wenn einige in der Einbildung stehen, die Frau habe bey den Nachkommen Chusikon's ihren entseelten Gemahl nicht überleben dürfen, sondern sie sey genöthiget gewesen sich bey seinem Leichenbegängniß, ich weiß nicht, ob zu erhenken, oder zu verbrennen. Ist wohl die allergeringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Tacitus von einer so abscheulichen Gewohnheit sollte geschwiegen haben, gesetzt auch, sie wäre nur unter einer einzigen deutschen Völkerschaft üblich gewesen? — So barbarisch waren unsere Ahnen nicht.

Man berufe sich hier nicht auf ihre Menschenopfer. Diese hatten keine Grausamkeit zum Grunde, sondern eine unrechtverstandene Ehrfurcht gegen die Götter, vermöge welcher sie wäneten, ein solches Opfer müßte das angenehmste seyn, das unter allen sterblichen Wesen zunächst an die Gottheit grenzete.

Die Art unserer Väter, ihre Todten zu betrauern, ist ungemein vernünftig. Sie hörten sehr früh auf zu wehklagen und zu weinen, aber
der

Der Schmerz und die Betrübniß über den erlittenen Verlust haftete lange in ihrer Seele. Sie erlaubten es allenfalls dem Frauzimmer ihre Traurigkeit durch Thränen an den Tag zu legen, und glaubten, daß dieses dem schonen "schlechte nicht unanständig sey. Hergegen waren sie überzeugt, daß der Entschlafene von Männern besser durch die Erinnerung seiner vorzüglichen Eigenschaften, durch das Andenken seiner Tapferkeit, seiner Heldenthaten, seiner Verdienste um das Vaterland, und durch Nachahmung geehret würde, als durch Klagen. Sie sangen sein Lob wenn sie ins Treffen rückten, und erzählten es zu Hause ihren Kindern. Das Verdienst war bey unsern Vätern der Unvergesslichkeit gewiß. Große Männer wurden auf diese Art nicht nur von ihren Freunden und Verwandten, sondern von der ganzen Nation geehret. Noch zu seiner Zeit, sagt Tacitus, wäre Hermann (*) von den Deutschen besungen worden. Und gewiß, er wird

Q 3

län

(*) Hermann kam im sechshundert zwey und siebenzigsten Jahre Roms um das Leben; also fast hundert Jahr vor dem Aufenthalt des Tacitus in Deutschland.

länger als Ein Jahrhundert, der Gegenstand ihrer Lieder gewesen seyn.

* * *

Mein Herr,

Sie haben einigemal der Wahrsager und Wahrsagerinnen in Ihren Blättern erwähnt, aber Sie sagen immer nur im Vorbeygehen ein paar Worte von diesen Leuten. In diesem Punkt bin ich mit Ihrer Kürze so unzufrieden als ich es in einigen andern Stücken mit Ihrer Weitläufigkeit bin. Was bekümmert es mich, ob die alten Deutschen den Ehebruch mit so vieler Schärfe bestrafte, oder nicht? ob sie Patrioten waren? und hundert andere Kleinigkeiten von gleichem Schlage. Und wenn Sie von solchen Völkern reden, sind Sie allemal unleidlich weitläufig. Hergegen, so bald Sie auf nützliche und angenehme Materien kommen, z. E. auf das Spiel, oder auf die Wahrsagerinnen, so hat es vollkommen das Ansehen, als wenn Sie für jedes Wort, daß Sie hinschreiben, eine Abgabe geben müßten. Hätten Sie uns doch hübsch die Arten von Spielen beschrieben, die unter Ihren Deutschen üblich waren;

waren; hätten Sie uns nur wenigstens gesagt, ob sie auch Karten spielten, das wäre doch noch Etwas. Eben das gilt von Ihren Wahrsagerinnen. Kaum geben Sie es flüchtig zu verstehen, daß sie aus dem Blute und Eingeweide der geopfertten Menschen gewahrsaget haben. Könnten sie denn nichts mehr? Verstanden sie sich nicht auf das Kartenlegen, und auf hundert andere eben so nützliche Wissenschaften? Sie sehen, mein Herr, daß ich lehrbegierig bin, und daß ich die Gelehrsamkeit hochhalte; um so viel weniger werden Sie hoffentlich meiner Neugier entstehen. Ich bin

Ihre

fleißige Leserin

S. III.

27. S. Hielten die Alten auch auf Träume? Ich halte sehr viel davon. Könnten Sie mir nicht ein recht vollständiges Traumbuch vorschlagen? Ich habe eine ganze Menge, aber manchmal sieht doch nicht alles darinn, u. s. w.

Nicht, weil mich dieß Frauenzimmer auffordert, sondern weil ich glaube, daß es vielleicht

vieleu meiner Leser nicht ganz unangenehm seyn möchte, einige nähere Nachrichten von den verschiedenen Arten der Wahrsagungen. Unter unsern Vorfahren, zu lesen, will ich die vorzüglichsten derselben, erzählen.

Die alten Deutschen nahmen nicht leicht etwas Erhebliches vor, ohne erst die Götter um Rath zu fragen. Die allergewöhnlichste Art die Zukunft zu erforschen, war das Loos. Gemeinlich gieng dieses nicht nur vor den übrigen Arten her, sondern es scheint mir, als ob sie auch erst vermittelst desselben bestimmt hätten ob es erlaubt sey, für diesesmal in dem Gegenwärtigen Vorfalle zu einer andern Gattung von Auspicien zu schreiten. Man schnitt eine Ruthe oder Rerte von einem Weidenbaum in kleine Stäbchen, bezeichnete sie mit gewissen Merkmaalen und warf sie, aufs Ungefähr, auf ein ausgebreitetes Gewand; war es nun eine Frage, die den ganzen Staat betraf, so nahm der Priester, nachdem er vorher zu den Göttern gebetet hatte, zu drey verschiednenmalen eins von diesen Stäbchen auf, wobey er die Augen gen Himmel richtete, und entschied die Frage,
nach

nach den auf den Hölzchen befindlichen Zeichen. Wenn die Frage nur eine Privatperson, oder eine Familie an, so that dieses der Hausvater. Waren die Zeichen unglücklich, so wurde die Sache, von welcher die Rede war, auf diesen Tag nicht vorgenommen; waren sie günstig, so mußte das Loos doch erst durch Auspicien bestätigt werden. Denn auch die Deutschen waren eben so accurate Beobachter des Fluges und der Stimme der Vögel, als die Römer. Sie schrieben den Vögeln keine Kenntniß der Zukunft zu, sondern sie glaubten, daß die Götter aus einer besondern Function gegen das menschliche Geschlecht, so gnädig wären, der Kurzsichtigkeit der Sterblichen zu Hülfe zu kommen, und, um ihnen die Zukunft zu entdecken, den Flug der Vögel auf diese oder auf eine andere Weise lenkten.

So viel ist wenigstens gewiß, daß ihnen die Vorbedeutungen, die sie aus dem Flug und Gesänge der Vögel nahmen, in einiger Betrachtung heiliger und zuverlässiger schienen, als das Loos, bey welchem, sonderlich, wenn es in Staatsangelegenheiten, vor der versammelten Nation,

von den Priestern geworfen wurde, viel Menschliches mit unterlaufen konnte. Denn die Priester bestimmten das jedesmalige Verhältniß der glücklichen Loose, gegen die Unglücklichen, da sie es denn leicht so einrichten konnten, daß die Antwort nach ihren besondern Absichten ausfallen mußte, obgleich sie, zur Vermeidung des Verdachts die Augen gen Himmel erhoben, indem sie die Loose ergriffen. Daher mußten auch die Loose durch anderweitige Auspicien bekräftiget werden.

Nicht allein aus dem Eingeweide der Menschenopfer, aus dem Blute und dessen Flusse weissagten sie, sondern auch, wenn Thiere geopfert wurden, beobachtete der Opferpriester erslich den Fall des Thieres, indem es erwürgt wurde; und ausser dem Blute untersuchte er die Gestalt, GröÙe und Lage der Eingeweide auf das sorgfältigste, worin der Aberglaube sichere und betrügliche Werkmaale des göttlichen Willens zu finden glaubte.

Den künftigen Ausgang eines schweren Krieges suchten sie unter andern auf diese Art zu erforschen: Sie nahmen einen freitbaren Gefangenen von

von der Nation, mit welcher sie Krieg führten, und verahen ihn mit solchen Waffen, die in seinem Vaterlande üblich waren. Dann wählten sie einen aus ihrem Mittel; dieser ließ sich gerüstet mit deutschen Waffen, in einen Zweykampf mit dem Gefangenen ein. Sicute der Deutsche, so hielten sie für gewiß, daß ihre Nation in diesem Kriege die Oberhand behalten würde. Ziel der Sieg dem Ausländer zu, so nahmen sie es als eine Vorbedeutung an, daß die Deutschen verlieren würden.

Die Runen, und Druidinnen weissagten auch aus den Flüssen und aus dem Getränke, wie Plutarch in dem Leben des Julius Cäsar, bey Gelegenheit des obengedachten Treffens mit Ariovist dem Könige der Markomannen berichtet. Auch pflegten sie aus dem Giestirn, aus einem Becken mit Wasser, und tausend andern Dingen die Zukunft zu verkündigen.

Die allerheiligste Art von Auspicien und gegen welche unsere Vorfahren die grössste Ehrfurcht bezugten, war den Deutschen, nach dem Tacitus,

allein

allein eigenthümlich. Es wurden in den heiligen Wäldern und Hainen schneeweisse geweihte Pferde auf Kosten des Staats unterhalten. Diese durften in ihrem Leben nicht, zum Dienst irgend eines Menschen gebraucht seyn. Wenn man durch dieselben die Zukunft erforschen wollte (denn bloß zu dem Ende hielt man sie) so wurden sie an den heiligen Wagen gespannt, und der Priester, der König oder der Regent begleitete sie. Alsdann beobachtete man ihr Wiehern und Brausen. Nicht nur von dem Volke wurden diese Auspicien für die zuverlässigsten gehalten, sondern auch von den Vornehmen, und selbst von den Priestern. Denn diese hielten sich nur für Diener der Götter, von den Pferden aber glaubten sie, daß dieselben um die göttlichen Geheimnisse wüßten.

Die einzige Art der Verkündigung künftiger Dinge, von der ich noch zu reden habe, und woran noch bis auf den heutigen Tag alle deutsche und undeutsche Matronen glauben, sind die Träume.

Unsere Väter hielten viel auf Träume, vorzüglich glaubten die nordischen Völker, es könne dem

dem Menschen nicht leicht etwas merkwürdiges begehen, das ihm nicht vorher im Traume verkündigt würde. Ihr Aberglaube gieng in diesem Stücke sehr weit. Insbesondere traucten sie etlichen Leuten Vorzugsweise die Gabe zu, prophetische Träume zu haben. Daher kam es, daß einmahl ein Sohn seine Mutter nicht wecken wollte, weil sie, nach seiner Sage, im Traume von den wichtigsten Dingen belehret würde. Und andern lassen sie die Wissenschaft bey, Träume auszulegen. Von beeden Gattungen erzählen uns die alten Schriftsteller Wunderdinge. Sonderlich wird eine gewisse Thyra, die Tochter Harald's, der, wo mich mein Gedächtniß nicht täuschet, ein hollsteinischer Fürst war, als eine große Traumprophetin gepriesen.

Um weissagende Träume zu haben, glaubten sie, daß dieses zum Theil auf dem Orte beruhete, wo man schlief. So gab ebengedachte Thyra dem damaligen dänischen Könige, dessen Name mir entfallen ist, den Rath, in einem neuerbauten Zimmer, an einem Orte wo vordem niemals ein Gebäude gestanden, drey Nächte ganz allein,
in

in neuen Betten und neuen Kleidern zu schlafen. Vermuthlich rühret dieses daher, weil sie glauben mochten, daß die göttlichen Wesen, welche nach ihren Lehrsätzen mit der Seele des Schlafenden in einer Art von Gemeinschaft standen, einen Ort vor dem andern liebten; und diesen schrieben sie die prophetischen Träume zu. Sie glaubten sogar, daß bey sehr wichtigen Vorfällen, wo es auf das Wohl ganzer Länder, oder solcher Personen ankam, die wegen ihrer Tugenden den Göttern vorzüglich lieb waren, die vornehmsten Götter selbst, dem Schlafenden erschienen. Ich erinnere mich z. B. gelesen zu haben, daß **Wodan** dem König **Erich** im Schlafe den Sieg in einem bevorstehenden Treffen soll verkündigt haben, und ich könnte solcher Beispiele von den übrigen Gottheiten, vorzüglich der **Hertha** und dem **Thor** noch eine Menge anführen.

Weil ich gesagt habe, daß nur bey erheblichen Vorfällen die Obergötter sich die Mühe gaben, von **Walhalla** herunter zu steigen, so muß ich meinen Lesern auch wohl erzählen, von wem die übrigen bedeutenden Träume herrührten.

Die

Die Obergöttheiten beschäftigten sich überhaupt damit, die Welt im Ganzen zu regieren. Sie erstreckten aber ihre Versorgung auch über einzelne Menschen. Weil sie aber der gleichen Kleinigkeiten entweder nicht alle besorgen konnten, oder vielmehr, weil sie zu groß dazu waren, so hatten sie eine Menge Untergöttheiten, und eine Art von Engeln. Diese beehreten sie mit ihren Befehlen. Einige derselben wurden *Landvättir* genannt, und hatten die Aufsicht über einen Wohnsitz; alle diese *Landvättir* einer Nation standen unter einem Haupte, auf dem die Beschützung des ganzen Volkes beruhete. Dieses Haupt war einer von den Obergöttern, und hieß mit einem besondern Namen *Landäs*, wie Bartholin berichtet. Soviellen wir z. B. daß Thor der *Landäs* von Norwegen war ic.

Außer den *Landvättir* nahmen sie verschiedene Gattungen von Enachn und Geistern an, die Elfen, Däsen, Dwerger, Valkyrn, Törnen u. a. m. Diesen nun trugen die grösseren Götter und *Landäs* ihre Befehle auf, und bedienten sich ihrer, den Menschen ihren Willen im Schlafe zu eröffnen,

eröffnen, und ihnen ihre bevorstehenden Schicksale anzukündigen. —

Gut ist es für mich und meine Leser, daß mich der Traum erinnert aufzuhören, sonst dürften sie vielleicht Gefahr laufen, eine ganze Abhandlung von Träumen zu lesen. Wenn ich aber finde, daß das heutige Blatt ihnen nicht ganz mißfällt, so widme ich vielleicht eines meiner künftigen Blätter einem Theile der Geisterlehre unserer Vorfahren.

Der
D e u t s c h e.
Siebzehntes Stück.

Magdeburg, am 27ten April, 1771.

Mein Herr,

Sie haben Ihre Leser bisher mit dem Zustande unserer alten Vorfahren bekannt gemacht, und ein Theil derselben, die wenig oder nichts davon gekrußt haben, mag Ihnen dafür verbunden seyn. Mir hat die Bemühung gefallen, unsre Landesleute auf ihre eigne Nation ein wenig aufmerksam zu machen, und bis zu Ihrem dreyzehnten Stück bin ich recht wohl mit Ihnen zufrieden gewesen. Aber in dem Anfange des benannten Blattes scheinen Sie mir die Glückseligkeit der ersten Bewohner unsres Vaterlandes viel zu hoch anzusehen. Sie wiederholen was sie bis dahin gesagt: „Wir folgten, heist es, unsern Vorfahren, aus ihren glückseligen Hütten in die ge-

Zweyter Theil.

N

weih-

weithen Haine, und aus diesen, zum Freuden-
mahle. — Allemal fanden wir ein edles, gutes,
tugendhaftes, und nach seiner Art frommes Volk,
voll liebenswürdiger Einsalt in seinen Sitten, selbst
in den meisten seiner Fehler unschuldig, von der
Natur geleitet und da, wo es irrte, verstand es
die Natur nur unrecht, aber es verließ dieselbe
nie — in jeder Hütte wohnten Patrioten, woh-
ten Bürger, die aus einer edeln Selbstschätzung
ihre guten Sitten, den Fremden vorzogen, u. s. w.“

In dieser Stelle sehen Sie mir die Glückse-
ligkeit der alten Deutschen viel zu hoch, und ge-
ben ihnen Vorzüge, die sie nach meiner Meinung
nicht hatten. Ueberall scheinen Sie einen Wink
zu geben, als ob wir jetzt in einem schlechtern und
verderbteren Zustande wären, und Ursache hätten,
unsre bequemen Wohnungen niederzureißen, weil
endlich die Deutschen von fremden Völkern bauen
lernten, und wieder in Hütten zu kriechen, wo sie
neben ihrem Viehe lagen: Unsre Kleider, unsre
Hüte wegzumwerfen, und eine Hirschhaut umzu-
hängen, deren Geweih uns besser zieren würde:
Unsren Ackerbau, unsre Bücher liegen zu lassen,
und auf die Jagd zu gehen, und auf einen guten
Jäger

Jäger stolzet zu seyn, als auf einen Leibnitz. Mein, das wollen wir nicht thun, wir wollen in unsern Häusern wohnen, mögen sie doch Ausländer gebaut, oder bauen gelehrt haben. Ein Mensch, und Eine Nation kann nicht alles wissen. Wir sind untereinander alle Brüder, und das Gute mögen wir immer von andern annehmen. Wir wollen unsre just au Corps behalten, mögen uns doch die Franzosen gekleidet haben, wir befinden uns besser drinnen, wie in einer Hirschhaut. Wir wollen uns lieber von französischen Verführers das Haar frisiren lassen, als ein Hirschgeweih tragen. Pfluy, des garstigen Geweihs! Ich mag in aller Absicht meinen Kopf nicht damit zieren. Unsre Bauern mögen lieber pflügen. Von einigen Morgen Ackers, die sie fleißig bauen, werden sie mehr Nutzen haben, als wenn sie auf tausend Morgen jagten. Und Ein Leibnitz ist mehr werth, als eine Million guter Jäger.

Eher; bey Seite, mein lieber Freund, Ihre gerühmten alten Deutschen, in ihren Hütten, und Thierhäuten, waren nicht viel besser, als wahre Wilde, und der Stand, in welchem Sie uns dieselben bisher beschrieben haben, war der Stand der

Wildheit, aus welchem alle Nationen, sich nach und nach herausgearbeitet haben, und so auch unsre guten Väter. Wenn der Dichter der die Wissenschaften bejungen hat, von den Menschen redet, wie sie ein besseres Leben führten, als das erste, im Stande der Wildheit, so sagt er: der Mensch zog von den Hölen aus, und überließ sie Thieren.

Zum bessern Aufschalt, als wo die Värin lag
Gab die Natur ihm Ritze, die Baukunst schuf sie
nach,

Die Elch im grauen Wald, der Felsen Eingewelde
Sank hin, zersprung in Stein, und wurde zum
Gebäude,

Gebaut von tausend Händen, nahm jetzt den weltten
Halm,

Wo sonst das Thier geworfen, die Stadt für Men-
schen ein.

Villig und mit dem größten Rechte, giebt der Dichter dem Zustande, wo die Kunst die Menschen unterrichtete, und sie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit brachte, den Vorzug. Wo ich nicht irre, so hat Voltaire in einem Briefe an den sonderbaren Johann Jacob Rousseau gesagt: Wenn man ihr Buch liest, so bekommt man Lust auf allen Vieren zu kriechen. Das war ein französisches Compliment. Ich bin ein
Dent.

Deutscher, ich will dem Verfasser des Deutschen kein solches Compliment machen. Gerade heraus will ichs sagen: ich bekomme bey seiner Schilderung der alten Deutschen nimmermehr Lust, in ihre Hütten, und in ihre Höle zu kriechen, und mit ihnen, aus einer Gegend weg zu ziehen, wenn wir sie wüßte gefressen haben, um eine andere zu suchen, die wir in kurzer Zeit eben so zu verheeren gedenken.

So ohngefähr machten es unsre Väter. Sie haben sie uns in dem Stande beschrieben, in welchem sie etwa um einen Grad weiter waren, als der natürliche Mensch des Rousseau, dessen Begierden alle nach seiner Meinung auf drey Stücke eingeschränkt sind, auf die Nahrung, auf die Ruhe, und auf ein Weibchen. Das ist der Stand des Thiers, der Stand der wahren Wildheit. Unsre Väter sag ich, waren in dem Stande, in welchem Sie uns dieselben beschrieben haben, einen Grad weiter. Aber es war noch immer Wildheit. Was sie Gutes hatten, kam selten aus Grundsätzen, sondern aus Mangel der Erkenntniß, aus Unempfindlichkeit, aus Trägheit und Schwachheit des Gemüths.

Was ich oben gesagt habe, daß alle Völker sich aus einem Stande der Wildheit herausgearbeitet haben, das bestätigt die Geschichte aller Nationen. Ich weiß es nicht recht zu erklären, wie die Nachkommen der Menschen aus der goldnen Zeit — denn vom Schöpfer müssen sie anfänglich in einen bessern Zustand gesetzt worden seyn, welches die Ueberlieferungen von einem goldnen Alter bestätigen — ich weiß nicht, sag ich, wie die Nachkommen der Menschen aus der goldnen Zeit in Wildheit haben ausarten können, aber gewiß ist es geschehen. Die Geschichte zeigt uns alle Nationen in ihrem Anfange, als Wilde. Ich sage mit dem Dichter:

Die Zeit, wo all ihr Glück in ihrer Tugend fanden
Die wahre goldne Zeit war längst nicht mehr vor-
handen.

Wir würden uns sehr irren, wenn wir die Verachtung, unsrer Väter gegen römisches Gold, und römische Sitten, aus tugendhaften Grundsätzen herleiten wollten. Alle wilde Völker verachten das was sie nicht zu brauchen wissen. Es ist nicht Tugend, es ist Dummheit, und Unwissenheit. Die wilden amerikanischen Nationen,
die

Die trotz unsern alten Deutschen, nackend gingen, oder sich so gut wie sie in eine Bärenhaut hüllten, machten aus dem Gelde der Europäer nichts. Aber wer wollte sagen daß in solchen Nationen jeder ein Soerates gewesen! Sie verachteten es, weil ihnen der Gebrauch davon unbekannt war. Aber alles was sie zu brauchen dachten, suchten sie mit solcher unmäßigen Begierde, wie die Europäer, die Reichthümer, oder das Gold und Silber. Alles glänzende und bunte, rührte ihre für höhere Schönheiten unempfindliche Sinne. Daher bezahlten sie bunte Gläser, Scheren, Silbken, Ringe, Arm- und Halsbänder, mit großen Haufen Goldes, oder mit ganzen Ländern. Was würden die alten Deutschen nicht für einen Schmaus gethan haben? Bey den nordischen Völkern, die ein Stamm von den Deutschen waren, war hier das, was uns jetzt nicht die größten Kostbarkeiten des gegenwärtigen Luxus sind. Die Verachtung des Ausländischen war wahrlich, bey unsern Vätern, kein Grundsatz. Es war vielmehr ein Beweis, daß sie nicht gesittet und polizirt waren.

Lassen Sie uns einmal eine kurze Vergleichung zwischen andern Nationen, und unsern guten Väter-

tern anstellen. Die Geschichte aller unpolizirten, oder wilden Völker, belehret uns, daß ihre Körper zwar stark, aber ihre Gäfte dick, und ihre Nerven grob sind, welches zum Theil von den Speisen herrührt die sie genießen, und die gewöhnliche Nahrung solcher Völker, bestehet in Wurzeln, Früchten, Fischen, und Wild. Die Kalmücken fressen alle Thiere, sie mögen getödtet worden, oder an den häßlichsten Krankheiten gestorben seyn, und jemehr eine Nation von der Jagd lebt, desto wilder und gewaltthätiger ist sie. Solche Menschen haben wenig Anlaß Begriffe zu sammeln, sie bleiben unwissend, und nur das Gegenwärtige rührt sie. Von den Californiern sagt der W. Venegas: Ihr Verstand faßt wenig mehr, als was sie vor sich sehen, und zukünftige Vortheile stellt man ihnen umsonst vor. Der Gersienbrey unsrer Deutschen, und ihre Jagd, und ihre ganze Art sich zu nähren, zeigt sie uns in dem Zustande, in welchem wir allewilde Völker finden: grobe Körper, rohe Seelen, und fähig zu allen Greueln.

Es mag wohl in der Wildheit Grade geben, und die Deutschen mögen in einigen Stücken weniger

weniger wild gewesen seyn, als andre wilde Völker, aber das werde ich mich von niemanden, auch selbst von einem Tacitus nicht überreden lassen, daß die Wirkungen einer grausamen Eifersucht, und einer schrecklichen Rachgier, Beispiele einer reinen und erhabnen Tugend wären. Was er uns von der Bestrafung der Untreu der Weiber erzählt, ist mir weiter nichts als ein Exempel der Wildheit. Nicht einmal Härte sollen unsre Weiber bekommen, wie ein gesitteter deutscher Kunstrichter sagt, wenn sie uns untreu werden, geschweige denn, daß sie sollten so grausam behandelt werden. Nein, allensals trennen wollen wir uns von ihnen, aber sie nicht durch die ganze Gau peitschen. Je wilder ein Volk war, desto mehr unterwarf sich der Mann, das schwächre Weib, behandelte solches als sein Eigenthum, kannte keine Pflichten und keine Achtung gegen dasselbe, und foderte dagegen mit einer tyrannischen Härte, Gehorsam und Treue. Seine Kinder waren wie die Frau, nichts als seine Sklaven, und Untreu, oder Uagehorsam bestrafte er nach seiner rohen Willkühr. Ich fürchte sie können weder den Tacitus vertheiligen, noch die Deut-

schen in dieser Absicht von dem Vorwurfe der Wildheit retten.

Nebst der Jagd, sind Raub und ungerechter Krieg das Handwerk wilder Völker. Cäsar sagt von den Deutschen, sie halten den Raub, den sie ausser den Grenzen ihres Landes verüben, für nichts schändliches, sondern für eine nützliche Uebung der Jugend, und eine gleiche Denkungsart haben unsre neuen Reisenden bey allen Wilden in den verschiednen Welttheilen angetroffen. Fast die ganze Küste von Africa macht bis aus unsre Tage ein Handwerk aus der Seeräuberey, und wir sind einig, die Bewohner dieser Küsten für Barbaren zu halten. Und wie gingen die Deutschen mit ihren Gefangnen um! Sie opferten sie ihren Göttern. Wenn wir die Negern auf der Küste von Guinea, die ihre Gefangne erwürgen, und ihre Köpfe zur Schau ausstellen, für Barbaren halten, wofür sollen wir die Deutschen erklären?

Die Tapferkeit ist die einzige Tugend wilder Völker, aber diese Tugend ist beynähe ein wahres Paster. Nichts als der Gedanke des Sieges, bald über Thiere, bald über Menschen beherrscht

schet solche Gemüther. Daher kommt bey ihnen
 Standhaftigkeit und Grausamkeit. Sie setzen
 ihre gegenwärtige Glückseligkeit darein, bauen
 darauf alle ihre Vorzüge, und hoffen davon ihre
 künftige Seligkeit. Die Tugend der Tapferkeit,
 wenn man sie so nennen will, besaßen unsre Väter;
 also eine Tugend der Wilden. Sie waren
 nichts besser, als die Carmanier, von denen
 Strabo berichtet, daß sich keiner von ihnen hätte
 verheyrathen dürfen, wenn er nicht zuvor dem
 Könige, einen Kopf von einem ermordeten Feinde
 gebracht, nichts besser als die Scythen, von denen
 Herodot erzählt, daß jedes Oberhaupt eines Bezirks,
 jährlich einen großen Becher mit Wein
 gefüllt, aus welchen alle trinken mußten, welche
 Feinde erlegt hatten; die aber dergleichen nicht
 gethan, durften diesen Wein nicht kosten, und
 saßen schimpflich abgesondert. Wer viel Feinde
 erlegt hatte, hatte zweyen Becher. Aus dieser
 Denkungsart entstand ein hartnäckiger Muth,
 auch unter den grausamsten Qualen unempfindlich
 zu scheinen. Die wilden Völker am Orinoque,
 sind so gut wie unsre Deutschen.

Es ist ein Kennzeichen der wilden Völker, daß sie bald ihre Nachbarn angreifen, bald Friede mit ihnen machen. Das thaten unsre lieben Väter auch, welche jeden Anlaß ergriffen, ihr den Römern gegebenes Wort, wieder zu brechen. Strabo sagt, man habe sich mit den germanischen Völkern niemals besser befunden, als wenn man ihnen nicht getrauet habe. Aber wie wird es alsdenn mit der so sehr gerühmten alten deutschen Treue und Ehrlichkeit stehen? Ich weiß es nicht, aber ich kann nichts dafür, daß Velloutier in seiner Geschichte der Celten beweiset, daß ihre Treue bey einer genauen Prüfung kaum den Namen einer Tugend verdiene. Man kann es auch nicht wohl begreifen, wie in Seeley, darin alles dunkel war, die wahren Begriffe von Treue und Ehrlichkeit sich hätten entwickeln, oder einen wirksamen Einfluß auf solcher Gemüther haben können, die allein durch Triebe und Einfälle beherrscht wurden. Wenigstens ist die Geschichte der mittlern Zeiten von Deutschland, wo unsre Vorfahren so barbarisch waren, als in keinem Weltalter, nichts als eine ununterbrochne Erzählung von verletzter Treue, der Völker gegen Völker, der Vasallen gegen

gegen die Herren, und der Herren gegen die Vasallen.

Das vierte Stück Ihrer Wochenschrift mag von Ihnen oder von einem andern seyn, so muß ichs doch frey sagen, daß der Verfasser sich sehr irrt, wenn er die Unbesinnlichkeit und den Mangel der Tugenden der alten Deutschen setzt. Sie hatten den größten Hang zur Trägheit, wie andre wilde Völker. Es scheint zwar einander zu widersprechen, daß Krieger und Jäger träge seyn sollen; aber historisch wahr ist. Von den wilden amerikanischen Völkern wird es auch verichert, und die Ursach einer solchen Trägheit, scheint hauptsächlich in dem Manack des Gusses zu liegen, wenigstens bey den nordischen Völkern, dergleichen die Deutschen waren. Je weniger die Menschen denken, desto schwerer wird es ihnen, eine gewohnte Bahn zu verlassen, oder ihren Leib zu neuen Arbeiten zu gewöhnen. Daher war der Ackerbau bey den Deutschen fast ganz vernachlässigt, und es ist gewiß ein Zeichen der Wildheit, wo dieser vernachlässigt, oder als eine beschwerliche und verdrüßliche Arbeit angesehen wird. Tacitus selber sagt von den Deutschen, daß auch die Jagd,
 sie

sie nicht einmal sonderlich belustigt habe, sondern der Krieg oder die Ruhe. Die Canadier überlassen die mühsame Jagd, ihren Sklaven, und Strabo erzählt von den Vettonen, daß, als sie einige römische Centurionen spazieren sahen, glaubten sie wären Narren geworden, denn sie meinten es sey nichts anders möglich, als in den Zelten stille zu sitzen, oder zu kämpfen. Daher sind auch bey allen wilden Völkern die häuslichen Sorgen der Antheil der Weiber. Der P. Venegas erzählt von den Californiern, daß, wenn die Weiber niederkommen, die Männer sich ins Pette legen, und von den Weibern bedienen lassen. Bey den Deutschen bestellten die Weiber das Haus und das Feld. Der Hottentot liegt in einer tiefen Ruhe, wenn seine Ehegattin sich alle Mühe giebt, Wurzeln anzuschaffen, das Vieh zu besorgen, und die Kinder zu warten. Wenn unter allen wilden Völkern, die Männer sich bedienen lassen, und die Weiber zur Dienbarkeit verurtheilt sind, so ist der Zustand, in welchem sie uns die Deutschen vorstellen, der wahre Stand der Wildheit.

Die Neigung zum Trinken, die Eigenschaft aller wilden Völker, ist auch ein Vorwurf unsrer Väter.

Väter. Die Deutschen konnten zu keinem Entschlusse gebracht werden, wenn nicht hitzige Getränke zuvor ihre Einbildungskraft erlöhnten. Auf der Küste von Guinea sind die Wilden dem Trunke so sehr ergeben, daß sie nur die Missionarien predigen hören, wenn sie ihnen nach der Predigt einen Trunk Brantwein versprechen; und als ein dänischer Prediger dieses Mittel der Aufmerksamkeit wegelassen hatte, so sah er alle seine Zuhörer verschwinden. Sie sagten dem Dolmetscher: Wenn uns der Priester keinen Brantwein zu geben hat, so lasse er uns vorher wissen, damit wir nicht die Zeit verlieren im Zuhören durstig zu werden. Das Spiel ist bey mehreren wilden Völkern eine Leidenschaft, und Sie haben selbst angemerkt, daß es bey den Deutschen eine Wuth war, indem sie sich selbst verspielten.

Ich muß hier abbrechen: wenn aber mein Brief ihren Beyfall hat, so schreibe ich vielleicht noch einmal über diese Wildheit unsrer Väter an Sie. Indessen danke ich Ihnen im Namen vieler Leser, daß Sie uns die Sitten, der Völker lehren, die vor uns diese Gegenden bewohnen. Wir wollen es bloß erzählen, wie sie beschaffen waren,
aber

aber glücklich wollen wir diesen Zustand nicht preisen. Vielleicht aber haben Sie die Absicht, die ein sinnreicher Schriftsteller dem Tacitus beylegt. Er sagt: Tacitus hat vielleicht darum so viel gute Eigenschaften an den Deutschen gefunden, und sie so sehr erheben, um seinen Zeitgenossen desto bequemer gewisse Wahrheiten zu sagen. Sie scheinen dieselbe Absicht gehabt zu haben, und deswegen lob ich Ihren Patriotismus. Ich bin mit wahrer Ergebenheit

Einer Ihrer aufmerksamen Leser.

J. S.

Der
D e u t s c h e .
Achtzehntes Stück.

Magdeburg, am 4ten May, 1771.

Thusnelda

Am Morgen nach Varus Niederlage.

Laf früher, Sonne! deinen Morgenstral
Den Bergwald röthen und das Leichenthal,
Daß ich von diesen nun bestreuten Hügeln
Den Sieg der Söhne Mana seh!
Die liegenden erdürgten Unterdrücker seh!
Du zögerst, Sonne? Eile, dich zu spiegeln,
Nicht mehr im Wassenglanz der Rümer, nein,
Im Rümerblut, im Blute der erschlagenen
Kohorten, der vertilgten Legionen,

Zweyter Theil.

S

Der

Vertilgt durch meines Hermanns Hand!
 Ich dürst', ich dürste sie zu sehn! den Sand
 Gefärbt mit Purpur zu sehn!
 Legaten, und Tribunen, und Centurionen,
 Und ihren Herzog Varus,
 Ein großes Opfer der Freiheit, zu sehn!

Thuisfon's Volk war gestern noch in
 Sorgen;

Ihm drohte noch die Tyranney
 Des übermüthigen Capitol's! Und frey
 Kann es dich heut' in Siegesliedern
 Begrüssen, erwachender Morgen!
 Gerettet ist das Vaterland,
 Und sieht, gedüngt mit der Tyrannen Blute,
 Nun keine Toga mehr, sieht weder Weil noch
 Ruthe
 In eines frechen Viktor's Hand. (*)

Ha! es dämmert! sie kömmt!
 Empfängt sie mit Gesang,

Fromme

(*) Hermann sagt bey'm Tacitus: Homines
 Germanos nunquam satis excusaturos,
 quod inter Albim et Rhenum virgas et
 secures et togam viderint. *Annal.* I. 59.

Fromme Barden! Die Mutter des Tags
 Schwingt sich empor; ihr Stral
 Färbet, seht ihr's? den heiligen Wipfel
 Der Eiche Thuislon's mit Gold.

„Seh uns, seh uns gegrüßt,
 Wohlthätge Sonn', im frohen Morgen-
 liede!

Seh uns, seh uns gegrüßt!
 Noch waren wir gestern des Siegens nicht
 müde,
 Noch würgten wir aus den Gebüschen
 Die letzten Manipeln hervor;
 Da wandrest du schon den Stralentwagen,
 Da schloßest du schon dein Thor.“

„Laß sie schneller sich drehn,
 Die flammenden Räder am Wagen!
 Eile das Schlachtfeld zu sehn!
 Da liegen sie alle erschlagen!
 Frey ist Eberstadtswald;
 Freyer Gesang erschallt
 Entgegen dir aus Hermanns Heer.
 Hier lebt kein Unterdrücker mehr.“

Ha! welch ein Anblick! Wodan! Tyr!
 Ihr alle, gute Götter! ihr,
 Die ihr für Deutschlands Freyheit wacht,
 Wo saht ihr eine schöne Schlacht?
 Wo saht ihr je ein Feld so weit
 Mit Römerleichen überstreut?
 Wo gab ein Feld der Sonne Blick
 Im schönern Wiederglanz zurück? —
 Ihr guten Götter! reichte doch
 Thufeldens Auge weiter noch,
 Von hier, wo Hermanns Lanze
 Ins Herz des vordersten Römers drang,
 Bis dahin, wo der letzte
 Der Fliehenden sank!

Und du, der Römern Donnerer,
 Blickst du nicht herüber
 Zu uns, von deinem Olympus her?
 Nein! lege den Blik aus der Hand,
 Steige hinab an den Strand
 Der gebändigten Tyber;
 Steige hinab, und tröste
 Deinen Wittgott August,
 Daß Hermann der Tyrannenwürger

Nicht

Nicht schlummert' an Ihusneldens Brust,
Daß er die Söhne Teuth's erlöse!

Dort standen sie gestern, die Römer,
Ein tapfres siegenwohn'tes Heer;
Dort schwebten die goldenen Adler
Stolz vor den Trokenden her.

Ha, troget nicht! verberget euch,
Denn Hermanns Schwert erwartet euch!
Hört ihr es nicht, wie schon mit schwarzen
Flügeln

Die bösen Elfen euch umflattern? — Hört! —
Ihr wähnt, es sey der Nord, der von den Hügeln
Herabwärts brausend durch den Thälwald fährt;
Die Elfen (*) sind's die um euch schweben,
Und die Valkyrien; (**).

Das Rauschen ihres Fittigs weist uns euren
Leben

Ein blutig Ende. Eure Tapferknechte

S 3

Be

(*) Die bösen Geister hatten, nach der Meinung der Alten, ihr Vergnügen an dem Unglück der Menschen. Vorzüglich sollen sie über die Wunden derselben sich gefreuet, und genau Acht gegeben haben, wie sie verwundet wurden.

(**) Valkyrien sind eine Art Kriegsgötter.

Bezeichnen sie dem Tod;
Nur weniaen von euch gewähren sie das Leben,
Um unsern Heerden Hüter zu geben.

Hier stand ein edleres Heer
In dichtgedrängten Gliedern,
Der Freund bey seinem Freund, die Brüder bey
den Brüdern, (*)

Gerechte Sache um sich her.
Aus dem Heer' erklang
Brausender Schlachtgesang,
Furchterlich, wie der Gewittersturm
Durch die Klüfte der Felsen brüllte,
Wenn hinter ihm der Donner
Aus schwarzen Wolken schilt.

Vor diesem Heldenheere stand
Des granen Siegmars Sohn.

So hebet sich von seinem Thron
Der große Loht, und sieht

Den

(*) Quodque praecipuum fortitudinis incitamentum est, non casus nec fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiae et propinquitates. Tacit. Germ. c. 7.

Den Donner in der Hand
In ernst'ger Majestät.

Mein Hermann winkt, und der Gesang
Des Heeres tönet lauter;
Er winket, und der Waffenklang
Des Heeres tönet lauter,
Tönt, Rönner, euren Untergang.
Es schallt von Felsen zu Felsen wieder.
Hin, bis zu Wodan's ewigen Thron (*)
Drängen die donnernden Vieder.
Die Weisen in der Fardenburg
Horchten auf der Gesänge Ton.
Begeisterung sank auf sie nieder,
Die Nebel, so die Zukunft hüllen,
Waren vor ihrem Blick' entflahn,
Und von den Saiten stürmten schon
Siegweisende Lieder.

Schnell, wie der Jüngling im Tanze,
Schminkt Hermann die blinkende Lanze;
E 4 Nun

(*) An einem erhabenen Orte in der himmlischen
Burg (die nordischen Völker nannten ihn „Hlids-
skialf“) stand Wodans Thron, von dem er die
ganze Welt übersehen konnte.

Nun reißt sich in Strömen das Heer
 Hin zum blutigen Streite,
 Hermann vor ihm her,
 Dem gleng Tod und Verderben zur Seite,
 Und Schrecken brausie vor ihm her.

Ha! nun flogen die Pfeile
 In der Römer Kohorten!
 Sie rasselten auf den Panzern,
 So rassel der Hagel
 Vom Sturmwind geschleudert,
 Gegen den Fels.

Nicht lange! Denn schon taumelt die
 Schlacht;
 Schon kämpfet Mann mit Mann; es kracht
 Der Römerharnisch unter dem Hiebe;
 Vom Blute sind die Bäche schon trübe.
 Hermanns rächendes Schwerte
 Fliehet um Römerschädel, und sähet
 Weit um ihn her, und mähet, gleich Hal-
 men,
 Die Tapfersten zur Erde;
 Die bebet unter dem Fußtritt der Pferde

Bis hin zur Wagenburg, und zittert,
 Alt würde sie von Loß erschüttert. (*)

Hugin (**) schwebte schon empor,
 Muninn naht sich Wodan's Ohr,
 Und noch brüllte die Schlacht,
 Wie des wilden Meeres Wogen,
 Wenn in sturmesfüllter Nacht
 Wetter sich zusammenzogen.
 Schwerdter trafen, Lanzen flogen; (***)
 Kleiner war der Römer Macht,
 Doch auch von Thuiskon's Volke

E 5

Eidhr.

(*) Loß war eine böse Gottheit, welcher die Alten das Erdbeben zuschrieben.

(**) Hugin und Muninn. Wodan soll zween Raben gehabt haben, welche diese Namen geführt. Er sandte sie täglich in der Morgendämmerung aus, und des Mittags kamen sie, nachdem sie die ganze Welt durchflogen waren, zurück, setzten sich auf Wodan's Schultern, und erzählten ihm, was sie gesehen hatten; daher Wodan auch der Rabengott genennet wird.

(***) Die Lanzen der Deutschen waren so bequem eingerichtet, daß man sie statt der Wurfspeße brauchen konnte. Tacit. Ge. 14. c. 6.

Stürzte mancher edle Held
 Unter Römerleichen nieder —
 Da blickte Loth von einer Donnerwolke
 Herunter auf das Waffensfeld,
 Und behebendes Entsetzen
 Durchzitterte der Tybersohne Glieder;
 Denn in dem Blick war Römervord
 Verderben über euch, Tyrannen!
 Verderben über euch! Es lehrte
 (Denn Skulda (*) sah des Donnergottes Blick)
 Der Weichling Varus schon sein Schwert
 Auf seine Brust, und färbt's mit eignen Blute
 roth.

Er sank — Triumph! nun flohen sie!
 Die Unterdrücker flohn!

So flieht
 Ein schüchtern Taubenvolk, wenn es von ferne
 Den Adler sieht:
 Umsonst! er schwebt hinauf bis an die Bahn
 der Sterne,

Der

(*) Skulda war bey den Celten ungefähr das,
 was Atropos bey den Römern und Griechen
 war.

Der Sonne Nachbar blicket er
Mit einem Flammenblide
Von seiner Höhe weit unher,
Entdeckt die Flüchtigen, und ohne Müh
Ergraste und würgt er sie.

So flohen sie,
So floh der Nest der Legionen;
Doch Hermanns Grimm ereilet sie,
Und strast sie ohne Schoncn,
Und würgt sie ohne Müh.

Ehen lagerte sich an dem Himmel
Kings umher die Nacht;
Noch währte das Getämmel
Der Freyheitbringenden Schlacht. —
Der Mond erscheint umringt von der Pracht
Der Stern'; er taucht den Erstling
Der silbernen Stralen in Blut,
Und leuchtet den Römersceen
Zum Orkus hinunter: nun ruht
Das Nachschwerdt unsrer Helden.

Ha! Rommels Stadt, nur das Gerücht
Soll meines Hermanns Sieg dir melden;
Zum

Zum Voten lebt von deinem Heer
Nicht einer mehr.

August! dein Schmeichler nennt dich einen
Gott; Altäre
Erbaut das sklavische Rom und opfert dir zur
Ehre,
Ich nenne dich, Tyrann. Rom, wenn dein
Gott erfährt,
Daß Bodan's Wink durch meines Hermanns
Schwerdt,
Wie durch ein Donnerwetter
Den Varus und sein Heer
Zerblihet, wähnet er
Sich dann noch in der Zahl der Götter?
Wie? oder sinkt, den dir zum Gott sein
Schmeichler gab,
Zum Sklaven Livius herab?
Du Räuberneß auf deinen sieben Hügeln,
Wird noch dein Stolz bestehn,
Wenn bis zu dir der Ruf auf seinen Flügeln
Die Botschaft trägt von dem, was hier geschehn,
Die Botschaft von dem wunderbaren Siege,
Den mit Bewundrung selbst die Götter
Von

Von ihrem Throne angesehen?

Auf! rüste dich zu einem neuen Kriege!

Wehr Legionen her!

Ein Jüngling (*) führt der Deutschen Heer,

Vermögend, deinen narbenvollen Greisen

Die Kriegesweisheit zu weisen.

Wehr Legionen her!

Hier hängen an den geweihten Eichen

Im Hain Thuisfon's Siegeszeichen

Der letzten Schlacht; doch mancher heilige Baum

Ist noch von goldnen Ädlern,

Noch von Kohortenbildern,

Und noch von Römerwaffen leer;

Wir haben Platz zu neuen Siegeszeichen!

O sendet tapfre Krieger,

(Die tapfersten verwesen hier)

Und einen bessern Herzog her! —

— Wer wandelt dort, Kühn wie ein Sieger,

Ernst, wie ein Gott, durch's Todtenfeld? —

Er naht sich mir —

Täuscht

(*) Hermann war noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, als er den Varus schlug.

Täuscht mich mein Blick? — Er ist's! er ist's,
der Held!

Mein Hermann ist's!

Willkommen meinem Arm,
Cherussakfürst! Geliebter, sey willkommen!
Noch war die Sonne nicht erwacht,
Da fühlte sich mein Busen schon warm
Von Bardenglut;
Da sang ich schon von Hermanns Muth;
Da sang ich schon den horchenden Wäldern,
Von zwanzigtausend Römerleichen
Umlagert, die herrliche Schlacht,
Die Siegmarn unter die Götter setzte
Und seinen Sohn unsterblich macht.

Willkommen meinem Arm,
Du Freyheitretter im Siegeskranze!
So schön warst du Ihnsuelden nicht
Als du der Treue Unterpfand,
Den Blumenschild, die siegende Lanze,
Von ihrer Hand,
Ihr Bräutigam, empfiengst; als Bräa
Mit ihrem unauflöselichen Band'
Dich fest an meine Seele,

Mich

Mich ewig an die deine hand.
 Und doch — vor allen unsern Helden
 Warst du der Schönste, du!
 Wie floß dein Herz aus deinem Blick Ihusnelden,
 Wie strömte ihr deine Seele zu!
 Schöner bist du heute,
 Tapfrer Jüngling, mir!
 Theurer bist du heute,
 Römernwürger, mir!
 Heiliger ist mir das Band,
 Das mich dir verbindet,
 Da das süße Vaterland,
 Held! in dir
 Seinen Retter findet.

Und dank' ich nicht selbst
 Meine Freyheit dir?
 Dankt nicht dieser Arm,
 Der dich fest umschließet,
 Seine Freyheit dir?
 Theurer Hermann! ewig bringet
 Dir Ihusnelda dank!
 Kühner Herzog! ewig singet
 Dich ihr Lobgesang.

Und

Und ist dereinst schon längst mit meinem Leben
Mein Saitenspiel verstummet, dann
Wird noch den heldenmüthigen Mann
Das Vaterland erheben.

Hier glühet mir am Herzen
Der Etolz! Denn tapftrer ruhte nie,
Und grösser nie
Ein Held an seiner Gattin Brust,
Als dieser, seines Volkes Lust!
Die Wonne aller guten Götter!
Als Hermann, der Erretter.

Der
D e u t s c h e.
Neunzehntes Stück.

Magdeburg, am 11ten May, 1771.

Vor einiger Zeit kam ein Buch unter dem Titel heraus: Was ist gut kaiserlich? Lieber wollt ich daß der Verfasser die Frage aufgeworfen hätte: was ist gut deutsch? Er würde uns immer etwas darüber haben sagen können, was einen großen Theil ruhiger Leser, die sich wenig um den politischen Zustand unsres Vaterlands bekümmern, sehr interessirt haben würde. Man wird leicht begreifen daß die Frage: was ist gut deutsch? in andern Worten heißt: was ist der Nationalcharacter der Deutschen? Was unterscheidet diese Nation von andern? Was ist das Eigene im Geist, in den Sitten, des deutschen Volks? Worin besteht die Eigenheit ihrer Denkungsart und ihrer Sprache? Die Antwort auf diese Frage

Zweyter Theil. ver-

verdiente von den besten Köpfen unter uns gegeben zu werden, und so viel ich weiß hat sie noch keiner von unsern besten Köpfen, so ganz, so ausführlich gegeben, als es zu wünschen wäre.

Ich werde mich wohl hüten zu saen, daß ich sie aeben will: Das ist schwerer als man meint sag ich mit dem Dichter. Aber es sey mir erlaubt, einen Vogen über diese Frage als ein Fragment hinzuwurfen.

Einer von unsern besten Köpfen hat gesagt: wir haben schon einmal eine deutsche Sprache gehabt, mehr eine deutsche, als die gegenwärtige Modesprache, nemlich zu den Zeiten der Minnesinger, oder der schwäbischen Dichter. Und ich sage unsre Nation hat einmal einen eigenthümlichen Character gehabt, dadurch sie sich von allen andern Völkerschaften unterschieden hat, und das war in den ältesten Zeiten Deutschlands; an den Deutschen, welche diese Blätter bisher beschrieben haben, sahe man das Eigne unsrer Nation. Tacitus sagt: die Deutschen die sich durch keine Vermischung mit andern entadelt, sind eine eiane, unverfälschte originale Nation, die von sich selbst das Urbild ist. Selbst die Bildung ihres Körpers ist
in

in einer so großen Menge Volks, noch bey allen gleich. Das können wir nun leider in einem Abstände von siebenzehnhundert Jahren nicht mehr saen. Jetzt sind die Deutschen durch eine klägliche Vermischung mit andern entadelt, nicht mehr unverfälscht; nicht mehr Original, sondern lauter Copien von andern Nationen, und sich selbst am ungleichsten vielleicht unter allen Völkern von Europa.

Wo sollen wir jetzt einen originalen Deutschen suchen? Unter den Großen ist alles auf französischen Ton gestimmt. Denkungsart, Sprache, Sitten, und alles ist von dem beliebtesten Volke unter allen neuern Völkern nachgeahmt worden. Die Geringern ahmen wieder den Großen nach, und bis zum Bürger herunter hat sich der alte deutsche Geist verlohren, und eine Nation aus uns sich gebildet, davon der größte Theil weder in Vielesamkeit, noch Sitten, noch Bildung des Körpers, mehr Urbild, sondern lauter Nachahmung ist. Artigkeit, Höflichkeit, Scherz und Freyheit im Umgange, und Leichtsinigkeit haben wir von den Franzosen, von den Engländern Kälte, Gleichgültigkeit gegen Freunde, und be

I 2

son

souderß in den lehtern Zeiten eine scheinbare tief-
 fianige Art zu denken und zu schreiben, von den
 Italiänern Wallüste, von den alten Römern,
 von den feurigen Morgenländern, den gegenwär-
 tigen Gang unsres Geistes, und unsrer Gelehr-
 samkeit: nach der französischen Sprache, ist un-
 sre neuere Sprache größtentheils gebildet worden,
 und unser kräftiges alideutsch ist verlohren. Aus
 den starken Körpern unsrer Vorfahren, ist durch
 die Vermischung mit Fremden, und durch die
 ausländische weichliche Erziehung, ein Gebäude
 geworden, zwar artig, manierlich, niedlich, aber
 nicht mehr so stark, so nervicht, so groß, als die
 Körper unsrer Väter, so wie unsre Tempel und
 Wallüste niedlicher, artiger, aber nicht so ansehu-
 lich, so dauerhaft sind, als die altgothischen Ge-
 bäude unsrer Vorfahren. Ich kann mich nicht
 enthalten eine Stelle aus einem Schriftsteller ab-
 zuschreiben, der von dem Verlust der Eigenheit
 unsres Geistes, und unsrer Sprache Fragmente
 geschrieben. Mit den Wäldern der Deutschen
 ist ihre Freyheit ausgehauen; den Winden und
 fremden Sitten ein Durchzug verschaffet; für
 Sonnenstralen und fremde Gewächse Raum ge-
 macht;

macht; der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub; die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltete Krümmung; die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeschöpft? Das zähle ein Weiser nach, der den Aberglauben, mit der alten rauhen Jugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehrriecht der Wundschag lehrsamkeit mit der alten bairischen Armut, die sogenannte bairische römische Sprache mit der altdeutschen zusammen wägen könnte. Wäre Deutschland bloß von der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Kultur fortgeleitet, unstreitig wäre unsre Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen.

Ich mag nicht entscheiden, ob es für uns besser gewesen wäre, wenn wir die rauhe Jugend unsrer Verfahren, und ihre arme einfältige Sprache behalten hätten, nicht, ob es möglich gewesen, daß unsre Nation in ihrem ersten Zustande habe bleiben können, nicht, ob wir jemals ohne fremde Hülfe bis zu dem Grade der Vollkommenheit gelangt wären, auf dem wir jetzt

stehen, oder zu stehen scheinen. Genug daß es uns schwer wird zu sagen: was ist deutsch? was ist deutscher Geist, was sind deutsche Sitten, was ist deutsche Sprache? Leset die schwäbischen Dichter, oder Luthers Uebersetzung der Bibel, und unsre neuen Modeschriststeller, und ihr müßet sagen, das letzte ist ganz anders deutsch, als das erste. Welches ist das Eigene, oder die unsrer Sprache eigenthümliche Laune? Was würde der Geist ~~den~~ Deutschen für einen Gang genommen haben, wenn er sich nicht nach der Form der Römer gebildet, oder vielmehr sich nicht ganz in ihre Form gehüllt hätte? Was würden unsre Sitten seyn, wenn wir nicht alles Ausländische angenommen hätten?

Wir müssen sonder Zweifel unter den großen Haufen des deutschen Volks uns mischen, der am wenigsten nach römischen Mustern gebildet worden, und am wenigsten von fremden Sitten angesteckt ist. Da werden wir vielleicht einige Züge von unserm Originalcharacter entdecken, die uns von andern Nationen unterscheiden, und die Eigenheit unsres Volks bezeichnen.

So wie der Franzose mehr Gefühl für das Schöne hat, so neiget sich der Geist des Deutschen mehr auf die Seite des Gründlichen. Er hat mehr Stätigkeit zu untersuchen, und Fleiß und Geduld im Nachdenken anzuhalten, und durch keine rauhen Wege im Forschen sich aufhalten zu lassen. Weniger kühn und schimmernd als der Engländer hebt er sich vielleicht nicht so hoch, trifft aber sicherer die Spur der Wahrheit, von der ihn erhöhte Einbildungskraft nicht so leicht abführt. Bey allen Erfindungen seines Verstandes, und bey seinen Thaten macht er weniger Geräusch, als der eitle Franzose, und prahlet weniger als der stolze Engländer. Nach der Schlacht bey Rossbach saßen die preussischen Soldaten ruhig vor ihren Zelten, und rauchten ihre Pfeifen. Die Franzosen konnten diese gleichgültige Ruhe ihrer Sieger nicht begreifen, und erklärten es für Dummheit, oder so etwas was der Dummheit gleich kommt, daß sie von dem Wehrt ihres Sieges nicht mehr erfüllt waren. Die ruhigen Ueberwinder mit ihren Pfeifen sind mir ein Originalzug im Character unsrer Nation. Was würden die Franzosen für Chan-

sons angestimmt haben, wenn sie Sieger gewesen wären!

Der deutsche Geist liebt das Schauervolle und Prachtige. Die geweihten Haine unsrer Vorfahren, die Stille der Wälder, die sie zu ihrem Gottesdienste und ihren Berathschlagungen erwählten, die mit vielen Ceremonien veranstalteten Opfer ihrer Gefangnen, zeigten zwar Wildheit, aber dabey doch ein Gefühl für eine gewisse simple Pracht, die einen Schauer erregt. Da, wo unser Character unverfälscht ist, glaub ich noch etwas Vergleichen an uns zu bemerken: Unser Volk, was von ausländischer Delicatesse nicht angesteckt ist, mag gern das schreckliche und schauervolle leiden. Es eilt nach einer Bühne, wo blutige Mordthaten vorgestellt werden. Die Franzosen konnten in der Vorstellung der *Semiramis* des Voltaire die Erscheinung des Geistes nicht aushalten, und die nicht französischen Deutschen, sehen im Doctor Faust, den aufgesperrten Höllemlund, und die Erscheinungen der Teufel mit dem größten Vergnügen.

Ein ernsthafter Zustand begleitet den Deutschen zu seinen Vergnügungen. Es mag seyn, daß

daß man unsern Vorfahren die Trunkenheit zum
 Laster anrechnen kann, so verbanden sie doch mit
 ihren Schmauseren zugleich ernsthafte Berath-
 schlagungen. Es mag seyn, daß wir Deutsche
 lieber trinken, als andre Völker, aber wir thun
 es ernsthafter, und sind selbst in unserm Vergnü-
 gen gesetzter. Mir hat ein deutscher Reisender
 erzählt, daß er in Paris in einen Weinkeller ge-
 kommen sey, wo der Wirth ihn freundlich bewill-
 kommet, und zu ihm gesagt: ich sehe gern Fremde
 von eurer Nation zu mir kommen. Jetzt haben
 mich eben neun Franzosen verlassen, die bey einer
 halben Flasche Wein, den ganzen Nachmittag
 gesungen, und mir den Kopf wüste gemacht. Aber
 ein Deutscher trinkt zwey Flaschen ruhig aus, ohne
 zu singen, und geht stille nach Hause. Was der
 französische Wirth von seinen Landesleuten sagte,
 ist ganz der Character seiner Nation, so wie ihn
 selbst Montesquieu und d'Alambert entwerfen.
 Der Nationalgeist des Franzosen ist das Leichtsin-
 nige. Wichtige Dinge werden als Spasse behan-
 delt, und Kleinigkeiten dienen zu ernsthaften Be-
 schäftigungen. Im Alter singt der Franzose noch
 lustige Lieder, und ist, so viel er kann, auch noch

galant gegen das Frauenzimmer. Ein deutscher Dichter hat seinen Landesleuten zugerufen:

Folgt dem muntern Franzosen
Der sein Leid vertanzen
Und versingen kann.

Und ich wollte ihnen zurufen: folget ihm nicht! Das verhöte der Schutzgeist unsres Volks, das eine solche Leichtsinnsart nicht herrschend werde. Wir ist's ein Originalzug, das der Deutsche zwey Bou-
teillen ernsthaft und stille trinken kann. Ein Hause
unsrer Bürger, der unter seinen Gläsern die Zei-
tungen liest, Krieg führt, Frieden schließt, jetzt
den Türken aus Europa verjagt, und die eroberten
Länder theilt, ist mir lieber, als ein Hause
sinaender Franzosen. Ich sehe hier eine Richtung
unsres Nationalgeistes. Wären diese Bürger
denk ich, Ratten, oder Ehemänner, zu den Zeiten
der Freiheit unsers Vaterlandes gewesen, so würden
sie in der allgemeinen Versammlung des Volks
ihre Stimme mitgegeben haben, und nicht un-
wichtig gewesen seyn. Ich mag dieß Ueberbleibsel
unsres Nationalgeistes noch gerne sehen, so lächer-
lich es auch immer bey unsrer gegenwärtigen poli-
tischen Verfassung seyn mag. Es ist für unsre
Fürsten

Fürsten unschädlich, und unendlich mehr werth als Leichtsin.

Im Umgange hat der Deutsche Verstand und Bescheidenheit. Er ist gefälliger als ein Engländer und nicht so lebhaft als ein Franzose, aber eben dieses giebt ihm nach meiner Meinung den Vorzug vor beyden. Noch vorzüglich ist sein häusliches Leben, und sein Geschmaack in der Liebe. Von dem herausgegebenen Briefwechsel zwischen Klopstock und seiner Ehegattin, der ins französische übersezt wurde, urtheilte man, daß sich die Franzosen schwerlich eine Vorstellung von einer solchen ehelichen Liebe machen könnten. Und wie sehr klagen ihre besten Schriftsteller über die Verdorbenheit der Sitten ihres Volks in diesem Stücke. Ich mag kein Bild von diesen verdorbnen Sitten entwerfen, ich will nur anmerken: je weniger unser Volk von Fremden anseht, desto mehr ist es darin die originale Nation, die unsre Vorfahren waren, welche die Wälder des alten Deutschland bewohnten, wo man von reizendem Anstande, schönen Augen, und angenehmen Gesichtszügen wenig angefochten wurde, wo man den Kopf nicht von bezaubernden Mienen, schmachtenden Augen, edeln

edeln Anständen voll hatte, sondern wo man nur darauf dachte, die große Ordnung der Natur zu befolgen, Familie zu haben, und glücklich im häuslichen Stande zu seyn. Der Deutsche hat, wie ein philosophischer Schriftsteller es nennt, in der Liebe einen **derben Geschmack**, der Franzose ist **vernascht**. Des Deutschen Geschmack ist zwar nicht fein, sagt er, aber deswegen doch nicht zu verachten. Die leere Ländelei, die man Artigkeit, **Galanterie**, u. s. w. nennet, taugt nicht viel; sie dient nur Begierden zu erregen, die zum Nachtheil der Familien und des Staats gestillt werden. Der Deutsche der von dieser Galanterie nicht angesteckt ist, folgt dem Triebe zum Geschlechte, tritt in die Ehe, sieht auf das, was ihm die Braut zubringt, auf häuslicherische Tugend, auf Sparsamkeit, und macht nicht selten die Person mit der er sich verbindet, glücklich. Er säumt nicht lange, sondern ohne Aufschub vollzieht er seine Verbindung, und je treuer er seinem Nationalcharacter ist, desto treuer ist er in der Ehe. Wo die wenigsten Fremden hingekommen sind, da werden auch noch unter den Deutschen die Ehen am heiligsten gehalten.

Etwas

Etwas methodisch ist der Deutsche fast in allen Arten des Geschmacks, besonders derjenige Theil unsres Volks, der auf einigen Vorzug Anspruch macht. Geburt, Rang, Titel, sind in seinen Augen vielbedeutende Dinge. So gar in der Liebe kommen sie bey ihm in große Betrachtung. Er sieht sehr auf das Urtheil anderer Leute. Niemand soll sagen, daß er wider den Wohlstand geschle, oder daß es nicht prächtig genug bey ihm zugegangen. Daher wird der Deutsche seine Gastmahl nach der herrschenden Gewohnheit derer, die ihm gleich sind, einrichten. Er würde es für ein Unglück halten, wenn man an seiner Tafel nicht lange genug säße, weil das ein Aussehen macht, wenn man lange bey Tische sitzt. Daher kommt, daß er gerne nachahmt, und daß es ihm schwer wird, über herrschende Gewohnheiten sich wegzusetzen. Er erkühnt sich nicht Original zu seyn, weil er sich mit den Meinungen anderer zu sehr einläßt. Daß der Deutsche gern schmauset, ist ein Originalzug seines Characters. Unsrö ältesten Vorfahren thaten es. Aber, ob sie es mit Ausstand und Aufsehen thaten, weiß ich nicht. So viel weiß ich, daß es jetzt ein Zug und Character der gegenwärtigen Nation ist. Unsrö Reichstädte, wo die Titlen weniger mit Fremden vermischt waren, mögen die Beispiele dazu hergeben.

Hoffärtig ist der Deutsche, und hoch seinen Beyfall in Ehrenbezeichnungen. Daher liebt er Gepränge, Titel, und hohen Stand. Keine
Spra-

Sprache in der Welt, hat so sonderbare Titulaturen: Hochgebohren, Gnädig, Wohlgebohren, Hochedelgebohren, dürfen aus den Briefen der Deutschen nicht weglassen. Ein Mensch, der es waate sie weglassen, würde sich um sein ganzes zeitliches Glück brüuen, oder für sehr grob gehalten werden. Das macht alle unsre Briefe steif, und unsre Schreibart in Briefen gekünstelt. Daher kommt auch so viel Cerimonie, so viel Compliment im Umgange mit den Deutschen. Daher unser Gesundheitstrinken an den meisten Tischen nach Stand und Würden. Daher die unermüdbaren Bücklinge, wenn man in eine Gesellschaft kommt, oder mit jemand aus derselben spricht.

Was ich von den Fehlern unsres Volks, und andrer Nationen angeführt habe, kann und soll niemand beleidigen. Denn diese Nationalfehler, die aus dem großen Haufen eines Volks hervorstechen, schließen die Wahrheit nicht aus, daß es keiner Nation an vortreflichen Eigenschaften fehle.

Mein Herr,

Wollen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte von einem deutschen Gelehrten erzähle, an die mich Ihr zwölftes Stück erinnert hat, und vor deren Wahrheit ich stehe?

Der

Der redliche Gilbert handelte in seinen moralischen Vorkünften einmal von der Pflicht, dem Bedrängten in seinen Bedürfnissen zu Hülfe zu eilen. Ich darf Ihnen wohl nicht sagen, daß jeder Zuhörer bis zu Thränen gerührt war. Denn wenn war es leichter, das Herz zu rühren, als einem Gilbert, der so unmittelbar mit dem Herzen zu reden wußte? Einer von seinen Zuhörern gerieth auf den Einfall, Gilberten auf die Probe zu stellen, ob wirklich sein Herz mit sein in Vorträge übereinstimmte. Er gieng in einem elenden und zerrißenen Kleide zu ihm. „Was verlangen Sie, lieber Freund?“ Mein Kleid sagte der Aufnahme, entdeckt Ihnen schon, daß ich arm bin; und beynähe müß ich sagen, daß dieser armselige Aug noch für meine Lage zu gut ist. Dem ungeachtet bin ich niemals einem Menschen zur Last gefallen. Einige wenige Zusätze, nebst dem, was ich mit Abschreiben verdiente, ernähren mich kümmerlich. Aber jetzt ... Herr Professor! Sie sehen mich in der dringendsten Noth. Ich bin gezwungen heute noch eine Summe zu bezahlen, die ich, so mäßig sie ist, dennoch nicht zusammenbringen kann. Ich habe keinen Freund! keinen Menschen, dessen Hülfe ich ansehn kann ... Ich wage es mich an Sie zu wenden, und — „Wie viel brauchen Sie denn, mein lieber Freund?“ — Zehn Thaler, Herr Professor! und in 4 Wochen bin ich gewiß im Stande, sie wieder zu bezahlen. — Zehn Thaler, Gott weiß es, sind ungefähr mein gan-

jes Vermögen, erwiderte Sellert, aber ich will Ihnen helfen.“ Er suchte wirklich das Geld zusammen, und gab es dem Jünglinge. Leben Sie wohl, lieber Freund, sagte er, in vier Wochen erwarte ich Sie.

Der Monat war kaum verflossen, als der junge Mensch Sellerten das Geld wieder brachte. So sind Sie doch der redliche Mann, den Ihr Gesicht ankündigt! Behalten Sie das Geld! Gott mache Sie so glücklich, als Sie es verdienen! Seyn Sie mein Freund, und wenden Sie sich bey jedem Bedürfnisse zuerst an mich.

Der Jüngling mochte sich sträuben wie er wollte, er mußte das Geld behalten. Er gieng beschämt weg, daß er eine solche Tugend in Zweifel gezogen hatte.

Was sagen Sie, mein Herr? Das war doch wohl deutsche Großmuth ohne Eigennuz? Ich bin

Ihr

ergebenster

M.

* * *

Was ich sage? das, was einer von meinen Freunden zu sagen pflegt: War Sellert nicht tugendhaft, so ist niemals Tugend in der Welt gewesen.

Der
D e u t s c h e.
Zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 18ten May, 1771.

Wenn sogar deutsche Gelehrte es zu behaupten suchen, daß unsere ehrwürdigen Väter ein wildes, rohes, barbarisches Volk gewesen: kann man es alsdann wohl dem Theile unserer Nation, der mit den Wissenschaften, sonderlich mit unsern Alterthümern, und denen Schriftstellern die sich damit beschäftigen, weniger bekannt ist, verdenken, wenn er diesem Irrthume huldiget? — Um meinem Freunde eine bessere Meinung von dem Volke Johnson's bezubringen, und den Zweifeln meiner übrigen Leser vorzubeugen, will ich heute den Brief, der das siebzehnte Stück anfüllet, beantworten.

Mein Herr,

Sie haben gewünscht, Ihr Schreiben gedruckt zu sehen, und meine Gedanken über dasselbe zu lesen. Ich will Ihnen dieselben so patriotisch mittheilen, als ich sie denke.

Mit meinem dreyzehnten Stücke sind Sie nicht zufrieden? Und warum nicht? Weil Sie glauben, daß mein Patriotismus in demselben zu weit geht, und ich die Glückseligkeit meiner Väter zu hoch ansehe. Ich bin so weit davon entfernt, auch nur eine Sylbe von der Stelle die Sie anführen, und die ich mit Ueberzeugung niederschrieb, zu widerrufen, daß ich vielmehr wünschte, Sie mögten zu dem, was Sie gegen dieselbe einwenden, stärkere Gründe hinzugesetzt haben. Denn es ist mir nicht unbekannt, daß es weit stärkere Einwendungen giebt, als die Ihrigen, die sich aber alle hinreichend widerlegen lassen. Doch vielleicht haben Sie zum Anfange nur einen Versuch machen wollen, wie weit meine Kräfte gehen: und in so fern erkenn' ich mich Ihnen verbunden.

Ich will in meiner Beantwortung Ihrem Briefe Seite vor Seite folgen. Es ist kein Wink,
den

den ich nur zu geben scheine; mich dünkt, ich sage es mit allem erforderlichen Freymuthe gerade zu, daß wir, so sehr wir allen mit uns lebenden Völkern die Waage halten, dennoch unsern guten Vätern in Rücksicht auf Tugend, Güte des Herzens und Unschuld der Sitten den Vorzug zugestehen müssen, und daß sie, verglichen mit uns, in ihren neidenswerthen Hütten alücklich waren. Dieses kann ich sagen, ohne meinen Landesleuten den wunderlichen Rath zu geben, ihre festgebauten Häuser niederzureißen, ihre Städte zu zerstören, und wieder in Hütten zu kriechen. Nicht die prachtlöse Hütte, nicht die Einsalt in der Lebensart und Kleidung ist als die Ursach anzusehen, daß unsere Väter gut waren; sondern umgekehrt: eben deswegen, weil sie gut waren, hielten sie sich an diese edle Einsalt, und erst dann, als sie aufhörten gut zu seyn, zogen sie die schändende Weichlichkeit der Römer ihrer ungekünstelten Lebensart vor. Immer behalten Sie Ihr bequemes Haus, wenn Sie keine Gelegenheit haben, es mit einem noch bequemern zu vertauschen; behalten Sie Ihren Just au corps und Nidingevat und Taluppe. Ihr Körper ist, wie der meinige, einmal zu sehr

vermöht, um einen zottigen Rheno oder ein Sa-
 gum bequem zu finden. Nur lachen Sie nicht
 über den ehrlichen Mann, der genug zu thun
 glaubt, wenn er reichlich gekleidet ist, ohne sich
 zu bekümmern, ob sein Kleid in Form einer Ve-
 fecz oder eines Just zu corps gemacht ist; und
 ganz treuhertzig in der Meinung steht, ein Haar-
 beutel passe recht gut zu einem englischen Frack;
 und der bey unsaubern Strassen ein paar gute
 Stiefel wenigstens für eine eben so anständige
 Tracht hält, als Korduan Schuhe und besprügte
 seidene Strümpfe, und sollt' er auch in Frauen-
 zimmergesellschaft gehen. — Ich selbst, mein
 Herr, lasse mich lieber von einem französischen
 Perukier frisiren, als von einem deutschen, und
 habe meine guten Gründe dazu, die sich aber
 wahrlich nicht auf das Vorurtheil stützen, daß
 der um mich herum hüpfende Franzos besser fris-
 ren könne. Und sobald es mir einfällt, Müßig-
 gänger in Liberey zu halten, gewis, dann sollen
 es Franzosen seyn. Unserm Nationalstolze kann
 und muß Leibniz mehr werth seyn, als eine Mil-
 lion Jäger. Das behaupt' ich mit Ihnen. Ob
 er aber dem Lande so vortheilhaft ist, als eine
 Million

Million Unterthanen, das ist eine andere Frage.

Der Stand, aus dem sich, wie Sie schreiben, unsere Väter herausgearbeitet haben, ist nicht der Stand der Wildheit; es war, verglichen mit unsern Zeiten, ein Stand der Unschuld und der Glückseligkeit. Vielleicht werden Sie meiner Meinung, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, meine Vertheidigung gegen Ihre Gründe zu haben mit denen Sie die Sitten unserer Vorfahren angreifen.

„Der Zustand, sagen Sie, wo die Kunst die Menschen unterrichtete, und sie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit brachte, verdient billig und mit dem größten Rechte, den Vorzug.“

Sie würden Recht haben, wenn von unentbehrlichen Künsten die Rede wäre. Aber die Baukunst, von der Ihr Dichter redet? — Ist sie uns in ihrem ganzen Umfange, und mit allen ihren überflüssigen Zierrathen unentbehrlich? Können gute Sitten, Tugend, und Frömmigkeit nicht eben sowohl in Hütten wohnen, als in Palästen? und wo wohnen sie am liebsten? — Sind alle Menschen die in Hütten lebten, von Adam

an, die ganze Reihe hindurch, bis auf den Zeitpunkt, da die Baukunst empor stieg, Wilde und Numenschen gewesen? das sey ferne! Gleichwohl würde dieses eine natürliche Folge Ihres Sages seyn. — Noch eine Frage: In wiefern kann die Baukunst den Menschen zur Vollkommenheit bringen? Dem Leibe nach? Dann müßte ein reicher Bollüstling in seinem Pallaste einer dauerhaftern Gesundheit genießen, als der Bauer unter seinem Strohdache; das kann also Ihre Meinung nicht seyn. Demnach müßte sie die Seele zur Vollkommenheit bringen. Kann aber eine Kunst, die, wie viele andere, aus den Laster der Menschen entsprungen ist, durch Laster unterstützt wird, und Laster erzeugt, die Vollkommenheit der Seele befördern? — Ihrem Dichter will ich den Barben Rhingulph entgegen stellen, und dann sagen Sie mir, was von beyden Sie vorziehen, unsere schönen Häuser, in welchen Stolz, Verstellung, Betrug, Eigennuz, Arglist, Verräthercy und Heuchelfreunde wohnen? oder jene vom Ruhm ehrwürdig gemachten Strohbefleckten Hütten,

In welchen alte Redlichkeit,
Alt, aber ewig wie ein Gott,

Und

Und Gnüge, die sich selbst belohnet,
So arm, so lange wohnt?

Und wär' ich selbst ein Baumeister, so würd' ich
dennoch unsere Zeiten den alten nicht verziehen,
bloß weil uns die Weichlichkeit bequemere, die
Neppigkeit schönere, und Eitelkeit oder Geiz dauers-
haftere Häuser bauen lehre.

Mit einzigem Unrecht, mein Herr, sagen Sie
von mir, daß ich die Söhne des Mannes in einem
solchen Stande beschrieben habe, in welchem sie
etwa um einen Grad weiter waren, als der na-
türliche Mensch des Rousseau. Dieses Vlatt, in
welchem ich nur ein Theil von dem, was ich in
den vorhergehenden zerstreuet gesagt habe, wie-
derholen, oder weiter ausdehnen werde, mag Sie
vom Gegentheil überführen. Mit mehreren
Rechte sag' ich von Ihnen, daß Sie, indem Sie
sich bestreben, unsere Väter zu Wilden zu machen,
von den jetztlebenden Deutschen wenig Dank ver-
dienen werden, weil die meisten Verfassmale der
Wildheit die Sie angegeben haben, noch jetzt
vollkommen auf uns passen.

Sie schreiben: „Es war Dummheit und
Unwissenheit, daß die Deutschen das Gold und

die Sitten der Römer verachteten. " Dieß zu beweisen, geben Sie vor, „sie hätten das Gold nicht zu brauchen gewußt, und es sey allen wilden Völkern eigen, das zu verachten, was ihnen unbrauchbar ist,“ — oder dasselbe mit andern Worten, was sie nicht kennen. Wenn dieser Beweis seine Richtigkeit hat, was für Barbaren bewohnen dann das jezige Deutschland! Blicken Sie um sich her, lieber Freund! Sie werden stündlich, und in jeder Klasse von Menschen, Leute genug finden, die mit vieler Dummheit und Baurenstolz das verachten, was sie nicht zu brauchen wissen, oder was der Himmel nur für bessere Seelen geschaffen hat. Nehmen Sie, damit ich ein Beispiel gebe, die Dichtkunst. Wie sehr wird sie von einer Menge von Elenden denen sie unbrauchbar ist, verachtet, theils, weil das Göttliche derselben, durch ein Midasohr nicht in eine grobe Seele dringet; theils, weil sie nicht so viel einbringt, als die Ehikane &c.

Aber, dieses bey Seite gesetzt, rührte die Verachtung gegen das Gold, gegen ausländische Sitten, gegen prächtige Gebäude, gegen bequemere Kleider, u. s. w. rührte die bey unsern Deutschen
von

von Unwissenheit her? Dieses hätten Sie beweisen müssen. Ich zweifle, daß es sich, auch nur mit Schergründen, unterstützen läßt. Sie selbst scheinen dies zu empfinden, weil Sie statt des Beweis, bloß das Beispiel der Americaner anführen, welches in keiner Abicht hierher gehört. Ich will mit leichter Mühe das Gegentheil darthun.

Schon lange vor Hermanns Zeiten dienten die Deutschen bey römischen Armeen. Der große Hermann selbst hat für die Römer gekochet. Unzählige Deutsche kamen nach Rom, theils als Gesandte, und im Gefolge der Gesandten, theils in Kriegesdiensten. Dieses braucht keines Beweises, weil es jedem der nur in den römischen Schriftstellern geblättert hat, bekannt seyn muß. Die Deutschen mußten demnach allerdings eine Kenntniß von den Sitten der Römer erlangen; sie hätten blind seyn, oder wahrnehmen müssen, daß die Römer bequemere und schönere Häuser hatten; und ohne ein Wunderwerk hat ihnen der Gebrauch den man vom Geld und Silber machen kann, und sonderlich die mit dem Gelde verbundenen Bequemlichkeiten nicht verborgen bleiben können. Diese und andere Sachen, die wir den Römern zur Filduna anrechnen, kannten unsere Väter also; folglich können wir nicht sagen, daß ihre Verachtung auf Unwissenheit gegründet war. Zum Theil werden Sie in meinem zweyten Stücke, auf der sieben und zwanzigsten und folgenden Seite,

die Ursachen fast von Wort zu Wort aus dem Tacitus und Cäsar übersetzt finden, die sie abhielten, bessere Häuser zu bauen. Um den Gebrauch des Geldes in ihrem Vaterlande einzuführen, hätten ihnen die schlimmen Zolaen, die aus dem Gebrauche desselben stießen, verborgen bleiben müssen; und auch hierzu wäre vorsätzliche Blindheit, oder ein Wunderwerk erforderlich gewesen. Nothwendig mußten sie bemerken, daß unter den Römern, die sich doch mit ihren Sitten so viel sie wußten, alles dem Golde feil war; daß man nur Geld haben durfte, um ungestraft ein Bösewicht zu seyn; daß in einem Lande, wo das Geld unentbehrlich ist, derjenige schlechterdings elend seyn muß, dem es in geringem Maasse — und der noch elender, dem es im Uebersusse zugetheilt ist. Sie sahen, daß die Weisesten unter den Römern es verachteten, und daß diejenigen die es sehr liebten und in Menge besaßen, größtentheils verachtungswürdig waren. Habsucht, Eigennutz, Geiz waren in den deutschen Wäldern nicht einmal dem Namen nach bekannt. Bey den Römern waren es, so wie bey uns, die herrschenden Laster. Unsere Väter hätten noch wilder seyn müssen, als Sie dieselben machen, wenn die Quelle dieser Laster, das Geld, ihrer Aufmerksamkeit hätte entgehen sollen. Sie mußten täglich unter den Römern genug Beispiele erleben, daß dem Eigennütigen jede Niederträchtigkeit feil, und dem Gelddürftigen kein Verbrechen zu schwarz sey,

bey

bei dem sich Gewinn hoffen läßt, u. s. w. Wie verlangen Sie also, liebster E..., daß unsere Väter den Gebrauch des Geldes, und mit ihm die schändlichsten Laster in ihren Wäldern hätten einführen sollen? Und wie können Sie das als einen Beweis der Wildheit ansehen, was in der That ein unleugbarer Beweis ist, daß sie Sitten hatten?

Das Geld war ihnen demnach nicht aus Unwissenheit unbrauchbar, sondern sie wollten es, bei hinlänglicher Kenntniß, aus guten Gründen nicht brauchen. Sie betrachteten es als etwas Schädliches und Ueberflüssiges. Ihr Land brachte, was sie zum Unterhalt gebrauchten, reichlich hervor; alles Ausländische hielten sie, mit Recht wie mir dünkt, für entbehrlich, ihre Bedürfnisse waren eingeschränkt; Ist das auch Wildheit, wenige Bedürfnisse haben? sie waren genügsam, und trieben keine Kaufmannschaft. Ich habe oben (*) die Gründe angeführt, die Cäsar von verschiedenen deutschen Völkern anzieht, vermöge welcher sie den Kaufleuten allen Zugang verweigerten; und diese Gründe scheinen mir nicht im geringsten nach Wildheit zu schmeißen; im Gegentheil sind es solche, die man nur von einem weisen Volke erwarten kann. Als Tacitus lebte, das heißt: als die Deutschen schon längst angefangen hatten, sich durch die Römer und Gallier verderben zu lassen, trieben die zunächst am Rheine gelegten

(*) Im fünften Stücke, S. 70.

gelagerten Völker einige Handlung, und brauchten Geld; aber denen, die tiefer im Lande wohnten, giebt dieser Schriftsteller das Zeugniß, daß sie sich desselben nicht bedienet, sondern der Natur, und den alten Sitten gemäßer, bloß eine Sache gegen die andere vertauschet haben. (*) Dieselbigen Ursachen, vermöge welcher sie Wein und andere zur Ueppigkeit, Schwelgerei und Weichlichkeit gehörigen Sachen nicht über ihre Grenzen ließen, mögen Ihnen, mein Herr, zu Beweisen dienen, daß ihre Abneigung gegen das Ausländische auf guten und weisen Grundsätzen beruhete, und daß sie nicht nur gesittet und polizirt waren, sondern auch bey ihren guten Sitten sich zu erhalten gedachten. Wenn man übrigens entweder ein Sokrates oder ein Barbar seyn muß, und es zwischen diesen beyden äußersten Linien keine Stufen giebt, auf denen ein rechtschaffener, gesitteter und mit Vaterlandsliebe erfüllter Mann mit Ruhme stehen kann: so würd' ich mir nicht mehr getrauen, aus meinem Hause zu gehen; denn ich würde die Sokraten in Deutschland vielleicht mit eben so schlechtem Erfolge suchen, als jener bekannte Philosoph in des Sokrates Vaterlande Menschen suchte.

Über die Schmäuse der alten Deutschen? — Die Neigung zum Schmausen, wenn sie ein Beweis der Wildheit ist, macht uns wenigstens zu eben solchen Wilden als unsere Väter waren. Ich denke, Sie wissen es, daß ihre Schmäuse gemeinlich

(*) Germ. c. 9.

näglich eine Art von Feierlichkeit waren; sie zogen vor den Rathversammlungen her, und folgten auf den Sieg. Sie hatten ihre Ursachen, warum sie schmauseten, ehe sie ratschlageten, welche Sie in der unterstehenden Stelle des Tacitus finden werden. (*) Was was für Ursachen aber schmausen wir? Was bedeuten unsere Pachtanale, ohne welche in den meisten Gegenden Deutschlands, oder vielmehr in allen unsern großen und kleinen Städten, Flecken und Dörfern kein Kind getauft, kein Verlobniß gehalten, keine Ehe vollzogen, kein Namenstag, kein Geburtstag gefeiert, kein Todter beerdigt werden kann? — Entsetze den Sie selbst, wer nach Ihren Grundsätzen wider sey, unsre ehrwürdigen Väter, oder wir?

Ich

(*) *De reconciliandis inimicis inimicis, et iungendis affinitatibus, et adflictoribus principibus, de pace denique ac bello plerumque in communis consuetudine, tanquam nulla magis tempore aut ad simplices cogitationes patet animas, aut ad magnas intellectualitas. Ubi non illorum nec collida aperit adhuc secreta potioris licentia loci. Ergo detecta et nuda errorum mens postera die retrahatur et salua utriusque temporis ratio est. Deliberant, dum fugere nesciunt; consistunt, dum errare non possunt. Tacit. Germ. c. 23.*

Ich komme auf Ihre Veraleichung, mein lieber Freund, mit der Sie am Ende — nichts beweisen. Mit viel geringerer Mühe hätten Sie rühmliche, un widersprechliche und unpartheyische Zeugnisse zum Vortheil unserer Väter zusammen bringen können. Ueberhaupt muß ich — Verzeihen Sie mir's, wenn Ihnen mein Freymuth zu groß scheint — Ueberhaupt muß ich bey dieser Veraleichung anmerken, daß fast alle die Beispiele, welche Sie von wilden Völkern anführen die Sache um so viel weniger erläutern, da sie theils nicht zu derselben gehören, theils den Sitten der Deutschen gerade entgegen gesetzt sind. So sagen Sie z. B. von den Kalmücken, daß sie das Fleisch aller Thiere, selbst derer, die an den häßlichsten Krankheiten gestorben sind, fressen. Dies kann seyn; aber thaten unsere Vorfahren das? Aus dem Tacitus erhellet, dächte mir, das Gegentheil. RECENS feta kann unmöglich Fleisch von Thieren bedeuten, die an häßlichen Krankheiten gestorben sind. Auch hier sind, im Vorbeygehen gesagt, die heutigen Deutschen, wilder als ihre Vorfahren, weil sie das Wildpret nicht eher schmackhaft finden, bis es halb verfaulet ist. Der theure Vater Benegas, traun! ein glaubwürdiger Mann! sagt von den Kalifornier: „Ihr Verstand faßt wenig mehr als was sie vor sich sehen, und zukünftige Vortheile stellet man ihnen umsonst vor.“ Doch in Absicht der Kalifornier mag der ehrwürdige Vater dieses
mal

mal Rechte haben; aber ich bitte Sie, mein Freund, wie läßt es sich auf die Deutschen anwenden, die von allem, was Deutsch war, so gute Ursachen anzugeben wußten, und von der Zukunft, und dem Leben im Walhalla nach ihrer Art so schmeichelhafte Begriffe hatten? — Was eben dieser Ehrenmann von dem Betragen der Kalifornier bey der Niederkunft ihrer Weiber erzählt, sieht einer Klosterlügen so ähnlich, als ein Ey dem andern, und wird schwerlich irgend einem Menschen, auch nur im Traume wahrscheinlich vorkommen. Allein, wenn ich nicht irre, so haben Sie diese Stelle des Venegas im Eifer abgeschrieben; deswegen enthalte ich mich der ferneren Anmerkungen, verlasse die Vergleichung, und bleibe bey der Hauptsache.

Sie wollen die Wildheit der Mannesföhne aus ihren Speisen darthun, und sagen: „Wurzeln, Früchte, Fische, und Wild waren ihre gewöhnliche Nahrung; dieß macht den Körper zwar stark, aber die Säfte dick, die Nerven grob, und vereint mit dem Gerstenbrey und der Fard u. s. w. grobe Körper, rohe Seelen, und fähig zu allen Greueln.“ Sie hätten nicht vergessen müssen, daß der Reichthum unserer Väter in ihren Heerden bestand, und daß sie folglich auch das Fleisch zahmer Thiere, und vorzüglich, viele Wild genossen. Herr Rousseau, dem mich dünkt, von diesem haben Sie die Hypothese entlehnt, daß die Speisen einer Nation einen Einfluß auf ihrem Cha-

Charakter haben. Den Sie, wie viele andere, sonderbar nennen, obgleich der Mann vielleicht so sonderbar nicht ist, als er scheint, ist aber auch der Meinung, daß viele Milchspeisen die Seele sanfter machen. — Ohne mich darum zu bekümmern, ob Rousseau Recht oder Unrecht hat, will ich für heute nur noch eine Anmerkung hinzufügen. Wenn Fleisch, Wurzeln, Früchte und Fische nicht nur die Säfte verdicken, und grobe Nerven machen, sondern auch rohe Seelen in groben Körpern hervorbringen; und, was noch schlimmer ist: diese rohen Seelen und groben Körper zu allen Greueln fähig machen: so sey der Himmel meinen armen Mitbürgern und allen übrigen Bewohnern Deutschlands gnädig! Hätt' ich doch nimmermehr geglaubt, unter einer so wilden, so barbarischen Nation zu leben, als Sie mir mein Vaterland zeigen! Und, gütiger Gott! welch ein Bildet bin ich! und — Sie dazu, mein Freund, wenn Sie Recht haben! —

Im nächsten Blatte hab' ich das Vergnügen weiter mit Ihnen zu reden. Gern setz' ich hinzu, daß ich Sie mit deutscher Redlichkeit liebe — aber die deutsche Redlichkeit ist Ihnen verdächtig. Ich versichre Sie also, daß ich ohne französische Komplimente sey

Ihr

ungeheuchelter Freund
der Deutsche.

Der
D e u t s c h e.
Ein und zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 25ten May, 1771.

Meine übrigen Leser werden es mir verzeihen, daß ich fortfahre mit einem aus ihrem Mittel besonders zu reden. Ich ermahne sie zu Dichtern. Sie mögen die Gründe meines Freundes prüfen, und die meinigen dagegen halten, und dann entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit stehe.

Mein Herr,

Ich blieb vor acht Tagen bey Ihrem Besuche der Wildheit sitzen, den Sie von den gewöhnlichen Speisen unsrer Väter nehmen. Ohne Echerz, mein Freund, haben Sie, als Sie den ganzen Absatz niederschrieben, wohl daran gedacht, daß Wurzeln, Früchte, Fische und Fleisch bis auf den heutigen Tag die gewöhnlichen Speisen aller acsit-

Zweyter Theil.

X

100

teten und ungesitteten Völker ausmachen, und, wofern es nicht Mode wird, Heu zu essen, wahrscheintlicher Weise, bis ans Ende der Welt bleiben werden? Freylich bereiten wir jetzt unsere Speisen nicht so einfach, und der Natur und unsrer Leibesbeschaffenheit gemäß, als unsre Väter. Aber wer wird sich getrauen zu behaupten, daß Pfeffer und andere hitzige Gewürze, die seltsamsten und widernatürlichsten Mischungen, woraus unsere Gerichte zum Theil bestehen, die mehrsten Arten vom Gebäckenen, u. s. w. gute Säfte, seine Nerven und schöne Seelen in zarten Körpern geben, und vor Greueln bewahren? Die ungeheuere Menge von Wein und Brantwein (rechnen Sie immer die sogenannten Liqueurs hinzu) welche jährlich in Deutschland getrunken wird, ohngeachtet wir das Bier trotz unsern Vorsahren lieben, wird es doch wohl nicht seyn, die unsre Seelen und Leiber verbessert, und nebst Frosch- und Mäusepasteten, uns Bildung und Sitten giebt? —

Sie sehen demnach, daß man aus den gewöhnlichen Speisen unserer Väter eher zu ihrem Vortheil, als wider sie, Schlüsse machen kann. Auch die Faad, welche unsre Väter liebten, beweiset keine Wildheit. Machen Sie mit dem Hofe unsers menschenfreundlichen Josephs den Anfang, und betrachten Sie nach der Regenten in Deutschland, und den hohen und niedriern Adel, wenn Sie wollen, dazu. Sie werden finden,

den, daß die allermeisten die Jagd lieben, sie als das edelste Vergnügen ansehen, und für eine der anständigsten Uebungen halten. Bleiben Sie nicht bey Deutschland stehen; nehmen Sie auch andre Länder, z. B. Frankreich: auch da werden Sie das erhabenste und feinste Theil der Nation, und selbst das vornehmste Frauenthume zu Pferde, und auf der Kähre des Wägen finden. Wehe dem Bürger oder Bauer, der sich erlaubt ein Rebhühnchen oder einen Hasen zu tödten! Ich will auch hier nichts entscheiden, sondern es Ihrem eigenen Urtheil überlassen, wen Sie für gebildeter halten, die Regenten und den Adel, für welche, nach den heutigen Sitten, die Jagd allein gehört; oder die Bauern, denen es eigentlich nicht einmal erlaubt ist, die Sperlmäuse mit Schießgewehr zu tödten, deren Köpfe sie jährlich liefern müssen?

„Solche Menschen, sagen Sie, haben wenig Anlaß Begriffe zu sammeln; sie bleiben unwissend, und nur das Gegenwärtige rührt sie.“ Vermuthlich reden Sie hier von Menschen die als fleißige Jäger den Forst durchstreifen. Und dagegen hab' ich im Ganzen nichts; in sofern aber der Jagd meine guten Väter zu Barbaren machen soll, muß ich wohl einem kleinen Kommentar darüber schreiben. Zum Theil widerlegen Sie sich selbst, indem Sie weiter unten, wo Sie von der Trägheit reden, den alten Deutschen die Neigung zur Jagd mit Recht in keinem übermäßigen Grade zugesiehen. Sie jagten, um für ihre Küche zu
 X 2 for

foraen; nicht, wie wir, zum Vergnügen. Natürlicher Weise giengen sie also mit der ersten Beute nach Hause, nach welcher sie in ihren dicken Wäldern nicht lange gehen durften. Es würde Wildheit gewesen seyn, mehr Wildprät zu fällen, als zu ihrer Nothdurft hinreichend war. Aber ich wende mich wieder zu der angeblichen Unwissenheit. Das feinere Theil der Nation hatte, wie ich oben bey Gelegenheit des Geldes gesagt habe, auffir dem zwanzigjährigen Unterricht der Druiden, (*) auf Reisen, in fremden Kriegesdiensten u. s. f. eben sowohl Anlaß, Begriffe zu sammeln, als wir. Von den Druiden erlangten sie jene Begriffe der Weltweisheit, die sie zu gesetzten Leuten machten, und ihren Rath erhöheten. (**) Diese gelehrten Priester brachten der deutschen Jugend ein Theil der Naturlehre, die Sternkunde, nebst allem was von ihrer Theologie bekannt werden durfte, bey; und die Varden unterrichteten dieselbe in der Tonkunst, und führten sie zur Dichtkunst

(*) Pomponius Mela sagt von den Druiden: *Docent multa nobilissimos gentis clam et diu vicenis annis.* Und Cäsar giebt der Jugend das rühmliche Zeugniß: *ad hos (Druidas) magnus adolescentum numerus disciplinæ causâ concurrît, magnoque ii sunt apud eos honore.*

(**) *Vul. Maxim.* *Alacris et fortis est Philosophia Cimbrorum et Celtiberorum etc.*

kunst und Beredsamkeit an. Sie hatten also Begriffe gesammelt ehe sie auf die Taad giengen, oder man müßte ein Mittel erfinden, die übereinstimmenden Zeugnisse so vieler Schriftsteller unzustößl. u. Wir wollen nur bloß die Dichtkunst nehmen, welche unsern Vätern am allerwenigsten freitig gemacht werden kann. Wenn wir auch alle Gelehrsamkeit bey Seite stellen, die nothwendig zu einem Dichter erfordert wird; wenn wir auch auf einen Augenblick aus den Augen lassen, daß er sich fast in allen Kächern der Wissenschaften muß umgesehen haben: so können wir doch unmöglich vergessen, daß dem Dichter eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens schlechterdings unentbehrlich ist. Ohne diese wird es ihm unmöglich seyn, das Herz nach seinem Gutbefinden stark zu erschüttern, oder in ein sanftes Wallen zu setzen. Und Kenntniß des Herzens werden Sie vergeblich bey rohen, wilden, unwissenden Leuten suchen. Selbst unter uns ist sie eine seltene Gabe, die nur den Weisesten zu Theil wird, und bey weitem kein allgemeines Gut. Können Sie demnach ein Volk roh und unwissend scheitern, welches so viele Dichter hatte, die mit den Leidenschaften der Menschen spielten, und dieselben nach ihrem Belieben aufbrausen oder schweigen hießen? Und, wenn es wahr ist, daß man, um die Stärke und das Schöne eines Gedichts zu empfinden, ein Theil des Feuers in seinem Busen fühlen muß, das den Dichter belebte: kann

man dann wohl ein Volk wild nennen, das Empfindung genug hatte, die Gewalt der Dichtkunst zu fühlen? — Ich könnte Vergleichen anstellen; aber es ist mir schmerzlich, meine Nation auf Kosten meiner Nation zu vertheidigen. Im funfzehnten Stücke hab' ich mit einer Stelle aus dem Diodor bemerkt, daß es den Varden leicht war, ganze erbitterte Heere zu besänftigen. Setzen Sie das *Accendunt animos* des Tacitus hinzu, und Sie werden einen Beweis haben, daß die Varden auch Heere in Wuth setzen konnten.

Auch die lobenswürdige Strenge, mit welcher die Unzucht von den Teutonen bestraft wurde, wird von Ihnen unter die Kennzeichen der Wildheit gerechnet. Aber fürchten Sie nichts! Der ehrliche Tacitus bedarf keiner Vertheidigung, und bey reifer Ueberlegung fällt auf meine Deutschen in diesem Stücke kein Vorwurf der Wildheit. Sie hürden den Mannusföhnen, gerade wider das Zeugniß dieses Schriftstellers (*) eine unverföhliche Rachgier auf, und nennen ihre Schärfe in Bestrafung der Unkeuschheit die Wirkung einer grausamen Eifersucht. — Sagen Sie mir, mein Herr, ob unter allen Arten des Versprechens, seiner Natur nach, irgend eins heiliger und ehrwürdiger seyn kann, und folglich unverleglicher seyn mußte, als das Gelübde der ehelichen Treue? Gott selbst hat den in mosaischen Gesetz des Todes würdig erklärt, der es entweihet.

Waren

(*) Germ. c. 21.

Waren die Israeliten Wilde, und Barbaren, voll schrecklicher Rachgier, und Eifersucht weil sie diesem Befehle folgten? Gewiß nicht! Nun, um so weniger waren es die Deutschen, die dieses Verbrechen nicht einmal mit dem Leben, sondern nur mit einem guten Prügel bestrafen. In Absicht der Bärte bin ich mit Ihnen und den *Litteratur*briefen vollkommen einig, so lustig übrigens vielleicht der Aublick seyn möchte. Die Menge der weiblichen Bärte würde diesem Kennzeichen der Untreue bald das Schimpfliche benehmen; zudem würd' es nicht sowohl eine Strafe der Weiber, als vielmehr eine immerwährende Geldbusse für den gekränkten Ehemann seyn, der sich am Ende doch wohl dahin würde versetzen müssen, seiner treulosen Bärtigen den Barbier zu bezahlen. Vielleicht hatte der berliner Kunstrichter eben den Gedanken, als er die Bärte tadelte. Aber Scherz bey Seite, mein lieber Freund, die entheiligte Ehe kann nicht strenge genug gerädet werden, und die Tugend unserer Töchter muß in Sicherheit seyn. Allein, dieß gesteh ich offenherzig: wär' ich Gesetzgeber, ich würde nur den Verführer mit der äuffersten Schärfe strafen, und die Verführte bloß zu bessern suchen. In Absicht des Uebrigen, was Sie in diesem Abzuge sagen, verweise ich Sie auf den Tacitus (*), und auf das, was ich in meinen vorhergehenden Blättern von der Ehrfurcht der Deutschen gegen das schöne Geschlecht,

(*) Germ. c. 7. 8.

schlecht; und sonderlich von der Achtung der Männer gegen ihre Gattinnen gesaat habe.

Wenn ungerechter Krieg eine Nation schlechterdings zu Wilden macht: so ist die ganze Welt mit Wilden bevölkert. Nennen Sie mir Eine Nation, die beständig lauter gerechte Kriege geführt hat, oder die keine andere, als gerechte Kriege führen kann? Hiermit geb' ich aber noch lange nicht zu, daß unsere Väter aus ungerechten Kriegen ein Handwerk gemacht haben sollten. Viele deutschen Völker mußten aus Noth, und um ihrer Sicherheit willen beständig die Waffen in der Hand haben. Geben Sie sich die Mühe, das als ein Beispiel nachzulesen, was Tacitus von den Longobarden schreibt. (*) Und wie oft ist nicht der beste Fürst, die beste Nation gezwungen, eine ungerechte Sache zu vertheidigen? Die alte und neuere Geschichte wird Ihnen unzählige Beispiele an die Hand geben.

Die afrikanische Küsten treiben Seeräuberey. Aber, mein werther S... wie viele redliche, tugendhafte und rechtschaffene Männer leben unter den Bewohnern dieser Küsten? Die Welt stimmt nicht mehr überein, sie durchgehends für sittenlos zu halten; zum Theil ist sie von diesem Vorurtheile zurückgekommen. Wir nennen sie Barbaren, und verbinden keinen Begriff mit dem Worte. Nehmen Sie diese Barbaren, die bei ihrem Versprechen, mit der Hand über den Bart fahren, und

(*) Grimm. c. 40.

und sehen Sie ob bey uns der heiligste Eid so unverleiglich gehalten wird, als das Versprechen des Majestats nach dieser so unbedeutenden Ceremonie. Erwirgt der Regent seine Gefangen, stellt er ihre Köpfe zur Schau: so ist es ein Zeichen der Grausamkeit; und ein Merkmaal der Wildheit ist es, wenn er sie schlachtet und frist. Die alten Deutschen opferten ihre Gefangenen. Thaten sie dieß aus Grausamkeit? Nein, nein Herr! es war Äbelverständene Ehrfurcht gegen die Götter, welchen sie, wie ich schon irgendwo gesagt habe, kein würdiger Opfer bringen zu können glaubten, als ein solches, daß zunächst an die Gottheit grenzte. Diese zu weit getriebene Ehrfurcht ist mir noch nicht hinreichend, mich für einen Nachkommen eines unmenschlichen Volkes zu halten.

Richten Sie einmal Ihre Blicke auf jene fürchterliche und verabscheuungswürdige Tribunale in Portugall und Spanien, auf welchen Blutdurst und unmenschliche Grausamkeit thronet. Überdenken sie die Menge von Unzulücklichen, welche dort geopfert werden, und überdenken Sie zugleich die unerhörten Martern, welche ein Theil von denen, so in diesen barbarischen Kerkern seufzen, erdulden muß, und gegen die der ewigliche Tod, lebendig gebraten zu werden, dem sie am Ende doch nicht entgehen, eine wahre Wohlthat ist. Und wer sind diese Opfer? sind es gefangene Feinde, durch deren Tod man der Gottheit, für einen verlienen Sieg, seine Dankbarkeit bezeugen will?

will? Nein; es sind Brüder, Mitbürger ihrer
 Heuler — Wollten Sie wohl von sich mutma-
 sen lassen, mein Herr, daß Sie diese ganzen
 Länder, welche so vortreffliche Männer hervor-
 gebracht haben, für wild, roh, und ungesittet hal-
 ten, weil solche Grausamkeiten (gegen welche die
 Menschenopfer der alten Deutschen Kinderspiele
 sind) in denselben geduldet werden? Können Sie
 die Wuth einiger blutdürstigen Priester dem ganzen
 Volke zur Last legen, das gezwungen ist, vor dem
 Schatten, vor dem bloßen Namen eines wüth-
 lichen Vater Inquisitor's zu erzittern? Wenn Sie
 das können, so will ich Ihnen gern die unbeneidete
 Ehre lassen, von barbarischen Völkern abzustam-
 men. Wenn Sie mir aber zugeben, — und es
 läßt sich nicht leugnen — daß ungeachtet jener ab-
 scheulichen Glaubensgerichte, die an Grausamkeit
 alles weit zurück lassen, was man auch nur mit
 einem Schein von Gerechtigkeit meinen lieben
 Vätern vorwerfen kann, die Spanier dennoch
 Sitten und Bildung haben. Dann müssen Sie
 nothwendig zugleich zugestehen, daß Sie sich an
 der ehrwürdigen Asche unserer guten Vorfahren
 versündigt haben. Jene sogenannten heiligen
 Officia sind mit solchen Männern besetzt, und
 haben denn Thron ihrer Tyranney in solchen Län-
 dern aufgerichtet, die durch das Licht der christli-
 chen Religion erhellet sind. Unsere Väter wan-
 delten in der düstern Nacht des Heidenthums.
 Diese opferten ihren Göttern aus guter Meinung,
 Men-

Menschen. Jene bringen dem wahren Gott weit abscheulichere Opfer, und in größerer Menge; nicht, wie unsere guten Väter, in der Einfalt ihres arglosen Herzens: sondern die Religion ist nur die Larve, unter welche sie die entsetzlichsten Bosheiten verbergen. Was meinen Sie, was muß, selbst vor den Augen Gottes die meiste Entschuldigung finden, das Auto da Fe der Christen, oder das Elfenopfer (Alfa: blot) der alten Deutschen? Gewiß, lieber Freund, gewiß, unsere Väter waren ein gutes, tugendhaftes, unschuldigcs Volk! Glauben Sie es nicht mir; glauben Sie es den vereinten Zeugnissen der redlichsten unter den Schriftstellern, die von ihnen geschrieben, und sie, auch als Feinde, bewundert haben; glauben Sie es Ihrer eigenen Ueberzeugung!

Die Tapferkeit unserer Deutschen, auch die soll Wildheit seyn? Die Tapferkeit eines Volks, das so fein, so zärtlich dachte, daß der Held die Gefangenenschaft seiner Gattinn, seiner Geliebten, weit heftiger fürchtete, als seine eigene? (*) Keine Beredsamkeit unter der Sonne wird hinreichend seyn, mich davon zu überzeugen. Die wilden Völker am Oronoko, die sich als Gefangene geduldig rösten lassen, und Spottlieder wider die Röche singen, von denen sie gebraten werden, gehören nicht hierher. Ihre Denkart ist, wie Sie selbst zugeben müssen, von der Denkart der alten Deutschen zu sehr verschieden; wiewohl ich mich nicht

(*) Im zwölften Stücke

nicht entbrechen kann, auch den Indianer, der sich standhaft zu Tode martern läßt, bewundernswürdig zu finden. Aber ein anders ist es, die Qualen verlachen; ein anders mit Muth, und wachsender, wirksamer Tapferkeit für das Vaterland, für seinen Feldherrn, für seine Gattin, für seine Kinder streiten. Ihr wäret also Wilde, und weiter nichts, meine tapferen Brennen? Ihr wäret Barbaren, ihr unerschrocknen Cherusker und kühnen Ratten, ihr, vor denen in unsern Tagen der Gallier floh, als euch der Cherusker Ferdinand ins Treffen führte? ihr streitbare Völker, deren Name ein Lob ist, die ihr sowohl als unsere Väter, Kriege athmet; die ihr, wie sie, den Tod auf dem Kampfselde für rühmlich haltet, ihr solltet Wilde und Unmenschen seyn? Nein, gute Völker! das seyd ihr nicht, so wenig als eure tapferen Väter, die, gleich euch, für das Vaterland bluteten, als Friedrichs Vorkämpfer, der unsterbliche Hermann zum erstenmale Deutschland errettete! Wir sollen die Felder bey Paderborn immer ehrwürdig seyn, wo deutsche Tapferkeit das schändliche Joch des Römers zerbrach, und die vaterländische Freyheit auf ewig herstellte.

Die Treue und Redlichkeit der Deutschen muß wohl zu ihrer Zeit eine ausgemachte, und weltkundige Sache gewesen seyn. Ich habe im
vier-

vierzehnten Stücke das Edelmüthige dem Tacitus (*) erzählt. Hätte ein einziger Römer wider die Treue der Deutschen etwas eingewendet, oder ihre Tapferkeit für Wildheit gehalten, würde Tacitus es wohl verschwiegen haben? im Gegentheile setzt er hinzu: alle, die es gesehen, hätten ihre Zufriedenheit darüber bezeugt. Strabo stüzet in der Stelle, die Sie anführen, sein Vorgehen auf Hermanns Schlacht. Und hierauf hab' ich schon vormals geantwortet. (**) In Absicht des mittlern Zeitalters widerspreche ich Ihnen nicht im Geringsten; die Zeit in welcher die Deutschen auf waren, endigt sich ungefähr mit Hermanns Leben. Und Tacitus, zu dessen Zeiten die Deutschen noch nicht ganz verderbt waren, glaub' ich immer mehr als dem Pelloutier; es müßte denn seyn, daß Sie auch auf seine Jahrbücher das anwenden wollten, was Ihr sinnreicher Thomastius mit Unrecht (wie mir dünkt) von seiner Beschreibung Deutschlands sagt. Zu der Zeit, als Tacitus den Verfall mit den beyden friesischen Prinzen erzählte müssen noch viele Augenzeugen desselben gelebet haben. Er hätte demnach für seine Ehre sehr wenig besorgt seyn müssen, wenn er Unwahrheiten hätte erzählen wollen, der ihn ein jeder hätte überführen können. Eben

(*) Tac. Germ. c. 8.

(**) Annal. I. XIII. c. 54.

Eben das gilt von seiner Beschreibung Deutschlands. Tacitus war gar nicht der einzige Römer, der in diese Gegenden gekommen war; wie hätte er es wagen dürfen, den Erbfeinden Roms Tugenden anzudichten, um seinen Mitbürgern nützliche Wahrheiten zu sagen? Und überhaupt, mein Herr, scheint mir dieser Schriftsteller zu einem solchen Verfahren zu redlich; und ich will lieber dem Thomastus widersprechen, als, indem ich seinen Einfall annehme, dem guten Namen eines redlichen Mannes (obgleich derselbe schon beynähe seit siebzehnhundert Jahren todt ist) ohne Grund nachtheilig seyn, und ihm seine Glaubwürdigkeit, das einzige Gut eines Geschichtschreibers, absprechen. Sie sehen also, daß ich dieser Denkart zufolge, auf das Kompliment, welches Sie bey dieser Gelegenheit meinem Patriotismus machen, im geringsten nicht Ursache habe, stolz zu seyn; um so mehr, da es mir, so wenig als dem Didmer, an erforderlicher Freymuth schiet, der auch durch diesen Umstand nicht geschwächt wird, daß ich von der Welt wenig hoffen, und nichts zu fürchten habe, es müßte denn dieses seyn, daß meine Leser mir mit dem Abschiedskomplimente zuvor kämen. Und in diesem Fall würd' ich mit der ardissesten Gelassenheit die Feder niederlegen, da ich, wie jeder der mich kennet, überzeugt seyn muß, weder aus Eigennuz, noch aus Ehrgeiz schreibe, sondern bloß in der Absicht, meine wenigen ruhigen Augenblicke, auf eine für mich nicht

unan-

unangenehme und für mein Vaterland nicht ganz unnütze Art auszufüllen.

Der Verfasser des vierten Stücks gründet sich unter andern auf zwey Stellen des Tacitus, auf den Thomasius auf den Cäsar, Pomponius Mela, u. a. m. wenn er den Deutschen Arbeitsamkeit und Fleiß zuschreibt. Tacitus sagt von den Ratten: Man findet bey ihnen, wie überhaupt unter den Deutschen, viel gesunde Vernunft und Arbeitsamkeit. (*) An einem andern Orte (**), wo er von denen in Deutschland üblichen Strafen redet, sagt er: die Säulen werden in einen Morast versenket, und man deckt eine geflochtene Hürde über sie. Mela (***) versichert, daß sie ihre Leiber zur Arbeit gewöhnt. Cäsar sagt: Ihr ganzes Leben ist Raub und Krieg; von Kindheit an befeßigen sie sich der Arbeit, und gewöhnen sich an eine harte Lebensart. (****) Die Stelle des Thomasius ist zu weitläuftig; ich begnüge mich demnach, Sie auf seine Diss. de homin. prop. zu verweisen, wo Sie dieselbe im achten Paragraph finden werden. Aber mit allen diesen Zeugnissen bin ich doch Ihrer Meinung, und habe keine Lust, die Arbeitsamkeit der Deutschen zu vertheidigen. Wohl ihnen vielmehr, daß sie nicht nöthig hatten arbeitsam zu seyn. Der Ackerbau

(*) Germ. c. 32.

(**) ibid. c. 12.

(***) De sit. orb. L. III. c. 3.

(****) Comment. VI. c. 21.

ban den wir treiben, ist eine Folge unseres Elends, und unser Fleiß in so vielen entbehrlichen Künsten ist eine noch deutlichere Folge unserer Dürftigkeit und der vermehrten Bedürfnisse.

Wenn Ihnen, mein Herr, diese Vertheidigung unserer Väter nicht hinreichend scheint; so erfüllen Sie Ihr Versprechen und theilen Sie mir in einer zweyten Zuschrift Ihre Zweifel mit. Ich bin immer bereit, dieselbe in dieser Schrift einen Platz finden zu lassen; und ich habe Ursache zu vermuthen, daß sehr vielen meiner Leser, die, so wie Sie, mit unsern Vätern unzufrieden waren, unser Briefwechsel nicht unangenehm wird gewesen seyn. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr

ergebenster Freund
Der Deutsche.

Der
D e u t s c h e.
Zwey und zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 1sten Junius, 1771.

Es ist keine einzige Nation ihrem Nationalcharakter so wenig getreu geblieben, als wir Deutschen. Wir haben von verschiedenen Völkern, und auf so verschiedene Art so vieles angenommen, daß wir schwerlich mehr sagen können, was wir sind, so leicht es auch fällt zu sagen, was wir ehemals waren, und was wir seyn müßten, um Deutsche zu seyn.

Deutschland war vormals gut; aber es sank von Stufe zu Stufe in Wildheit und Barbaren herunter, und war lange Zeit mit dem dicksten Schleyer der Unwissenheit bedeckt. Es erwachte endlich aus seinem Schlasse, und sah andere Nationen um sich her, die sich schon sehr hoch empor geschwungen hatten. Anstatt seine eige-

Zweyter Theil.

P

ne

ne Höhe, nach dem Beispiele dieser Nationen zu ersteigen, und sich zu diesem Zwecke des Lichtes zu bedienen, das ihm seine Nachbarn aufgesteckt hatten, verblendete ihn der Schimmer die Augen, und es wollte das werden, was diese Nachbarn waren. Es verfiel in die Nachahmung, und dieser Hang ist, bis auf ist, ein allgemeiner Zug im Charakter, oder besser zu sagen, die Nationalkrankheit der Deutschen.

Wenn ich diese Nachahmungssucht oft getadelt habe, so ist meine Meinung nicht, alles dasjenige zu verwerfen, was nicht ursprünglich Deutsch ist. Im Gegentheil bin ich überzeugt, es könne keinem Volk' auf irgend eine Weise verarget werden, wenn es das von andern Völkern annimmt, und sich zu Nuzen, oder eigen macht, wodurch es in der That verbessert wird, oder zu seiner Vervollkommenung etwas beygetragen werden kann. Man nähert sich nur durch sehr langsame Stufen der Vollkommenheit; und so, wie es der unerträglichste Stolz, oder unleidlicher Uebermuth ist, alle andere Völker neben sich verachten, die Augen bey ihren wirklichen Vorzügen verschließen, und nichts Besseres von ihnen annehmen zu wollen: eben so wird

würd' es halbsarriger Eigensinn seyn, wenn eine Nation sich ganz allein nach ihren eigenen Grundsätzen bilden, und dabey bleiben wollte, so bald sie bey andern bessere findet.

Unsere Väter waren ein vortrefliches Volk, welchen die Schriftsteller anderer Nationen, die zugleich mit ihnen lebten, solche gute Eigenschaften belegen, die sich zur Wildheit, die man ihnen heute bemessen will, gar nicht passen. (*) Man sehe demnach ihre Abweichung gegen fremde Sitten nicht auf Rechnung der Barbaren. Vielmehr ist es glaublich, daß dieser Wider-

N 2

ville

(*) Es sey mir erlaubt, zu den vielen rühmlichen Zeugnissen, die ich schon zur Ehre unserer Vorfahren angeführet habe, noch einige hinzuzusetzen. Tacitus sagt: die Cherusker wären vormals mit dem Namen der Guten und Gerechten beieget worden. Die Chauzer nennet er ein überaus edles Volk, die ihre Größe bloß durch Gerechtigkeit behaupteten. Meine Leser mögen selbst das ganze fünf und drehzigste Capitel seiner Beschreibung Deutschlands nachlesen, welches eine vortrefliche Lobschrift auf dieses Volk enthält. Cäsar sagt von einem andern deutschen Volke, daß es den größesten Ruhm, beides der Gerechtigkeit und Kriegsführung vor sich hätte.

wille aus dem Besorgniß entstand, es mögte mit dem, was sie von den Römern Besseres annehmen konnten, zugleich das Fehlerhafte dieser Nation, ihre Weichlichkeit und ihre Laster, worin die Freyheit nicht lange aufrecht bleiben konnte, sich mit einschleichen. Hierzu kam noch das uralte Herkommen. Denn bey ihren ältesten Vorfahren war, nach dem Zeugnisse des Herodot, ein Gesetz eingeführet, nach welchem derjenige am Leben gestrafet wurde, der sich gelüsten ließ, neue Gebräuche und neue Satzungen einführen, oder Religion und Sitten mit ausländischen Zusätzen bereichern zu wollen. Dieses Gesetz war freylich, so viel ich weiß, unter den Deutschen zu Hermanns Zeiten nicht mehr gültig, wenigstens in seiner ganzen Stärke nicht; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie durch die mündliche Ueberlieferung noch von demselben wußten, und es mit einiger Milderung befolgten. Doch dem sey, wie ihm wolle, so geb' ich gern zu, daß unsere Väter in ihrem Abscheu gegen fremde Sitten, im ganzen genommen, etwas zu weit giengen. Im Gegentheil gehen wir, auf der entgegengesetzten Seite, zu weit. Bey uns ist jede Thorheit willkommen:

willkommen, so bald man nur darthun kann, daß es eine brittische oder gallische Thorheit ist; wir schmiegen uns gern in fremde Gewohnheiten, ohne alle Rücksicht auf die Verschiedenheit der Länder. Die Begierde nachzuahmen, ist bey uns zum allgemeinen Hang geworden. Wir finden — ich rede von dem Theile unserer Nation, der sich die meiste Bildung zuschreibt — wir finden am Einheimischen nicht den mindesten Geschmack, ob wir gleich sehr oft gestehen müssen, daß es das Ausländische, dem unser Vorurtheil den Vorzug giebt, weit übertreffe. Wir haben, wie es scheint, nicht so wohl die Absicht, uns nach den Ausländern, als vielmehr zu Ausländern zu bilden; wir sind unzufrieden, daß uns der Himmel nicht in jenen Ländern gebühren werden ließ, wo die Schneider und Puhmacherinnen so erfinderisch sind, und viele unter uns schämen sich ihres Vaterlandes, das sich mit größerem Recht ihrer schämen müßte.

Uns hat also die Nachahmungssucht offenbar weit mehr geschadet, als genützt. Wir sind durch dieselbe verstellt, entadelt, und ins Unnatürliche verfallen. „Ihr müßt der Natur

die Thür vor der Nase zuschlagen; es thut nichts; sie wird zum Fenster wieder herein steigen," sagt ein französischer Dichter. Wir mögen französisiren wie wir wollen, wir werden doch den tändelnden, flatterhaften Leichtsinne der Franzosen, ihre Flüchtigkeit, ihre geläufige Zunge, ihre Lebhaftigkeit, und hundert andere Züge, welche diese Nation unterscheiden, niemals erreichen. Der angebohrne Ernst der Deutschen steht uns, dem Himmel sey Dank! im Wege; und, obgleich er uns nicht zu zwingen vermag, Deutsche zu bleiben, so verhindert er doch, das wir nicht ganz Franzosen werden.

Viele unter uns treiben die Geringschätzung des Vaterländischen bis zu einem verachtungswürdigen Grad. Sie sind nicht zufrieden, daß sie selbst, in allen ihren Sitten, in ihrem ganzen Betragen ihr Vaterland verleugnen; daß unsere Künstler die Ausländer als ihre Lehrer betrachten, und sich's mit aller Sorgfalt aneignen lassen, im ausländischen Geschmacke zu arbeiten. Sie wollen, daß alles, was sie brauchen, nicht nur ursprünglich französisch, oder englisch, sondern selbst in Frankreich und England gearbeitet sey. Ich kenne in einer von
unsern

unfern angesehensten Städten, einen Kaufmann, der sich grössere Thorheiten erlaubt, weil er glaubt, daß ihn ein ziemliches Vermögen, welches er von seinem Vater geerbt hat, dazu berechtigt. Dieser hat seit sechs Jahren, schon die dritte Kutsche geradeß wegß aus Paris kommen lassen. Er hat seinen Schneider und seinen Schuster in Paris, und man hat mir als eine ausgemachte Wahrheit erzählt, daß er sogar seine Wäschertun in Paris hat. Höher läßt sich doch wohl der Unsum nicht treiben.

Man muß gestehen, daß die Franzosen gerechter gegen Deutschland sind, als wir selbst. Sie geben wenigstens zu, daß bey uns recht gutes und nahrhaftes Brodt gebacken werde, wos bey sich ein frantzösischer Magen recht wohl befinden könne, und ergreifen von ganzem Herzen jede Gelegenheit, ihr kluges Vaterland mit dem dummen Deutschland zu vertauschen, und sich auf dem deutschen Boden bis zu einer ansehnlichen Peripherie zu mästen. Auch hierinn beschämen sie uns, daß sie nach dem längsten Aufenthalt in Deutschland, immer noch Franzosen bleiben. Sie geben sich nicht die schändende Mühe ihr Vaterland zu verleugnen, und verdienen,

nen, in dieser Absicht, gelobt zu werden. Wir aber, die wir uns mitten in unserm Vaterlande, und oft, ohne jemals über die Grenzen desselben gekommen zu seyn, quälen, unser Vaterland so viel an uns ist, zu verleugnen, was verdienen wir? —

Wißt ihr, ihr Herren Deutschfranzosen, ihr deutsche Britten, und ihr alle mit einander, ihr Herren Nachahmer, wie ihr mir vorkommet? Gerade, wie ein Holsteinisches Pferd, das nach englischer Manier gestugt ist. Deutsch von Knochen, vom Leibe, und Eigenschaften: englisch, nach der verschnittenen Mähne und dem gestugten Schweife zu urtheilen.

Bei vielen Leuten werd' ich mit dieser Vergleichung schlechten Dank verdienen. Sie kann aber denen, die sich durch dieselbe getroffen finden, unmöglich in dem Grad empfindlich seyn, als es mir schmerzlich ist, — nicht, sie gemacht zu haben — sondern daß sie sich mit aller Wichtigkeit von meinem Vaterlande machen lässet.

Ehrwürdiges Volk! lerne deine Vortheile, besser kennen, und brauche sie! Lerne deine Vorzüge kennen! Der Deutsche giebt an gesunden natürlichen Verstand, und aufgeklärten
Wiß

Wiß keinem von allen denen Völkern etwas nach, die deswegen auf sich selbst stolz sind, und sich noch mehr blähen, weil wir sie, aus vorgefaßter Meinung, zu hoch über uns hinauf setzen. Der Deutsche hat gesetzte Seelenkräfte, die ihn zum richtigen und gründlichen Denken, und zu allem, was die wahre Menschheit ehret, hinlänglich unterstützen. Von gelehrtscheinenden Dorfschulmeistern nicht verwirret, bleibe er der Vernunft gern getreu, und gehet ihr, für sich, auf richtigem Wege, gerade nach. Er ist redlich, ohne Wortgepränge; tapfer, ohne Prahlerey; gewissenhaft; treu; standhaft in Widerwärtigkeiten, die er nicht, wie der Franzos, versinget und verändelt, noch wie der Engländer, in der ersten Anwendung von Witz, sucht, mit einem Stricke, oder einer Pistolenkugel endiget; standhaft in der Lieb und in der Freundschaft. So ist der Deutsche, der sich von dem eigentlichen Charakter seines Volkes nicht entfernt hat, und noch viele gute Eigenschaften gesellen sich zu denen, die ich angeführt habe. So würde das größste Theil unserer Nation seyn, wenn wir dem Gallier sein Glitzergeld, und dem Britten seinen Spleen ließen.

Lasset uns andern Völkern nachahmen, aber so, daß wir nicht aufhören, Original zu seyn! Nur ihren wesentlichen Vorzügen, nur ihren schönen Seiten wollen wir nachahmen. Ihre Kenntnisse, ihre besseren Sitten wollen wir zu nutzen suchen; ihre Fehler, ihr Lächerliches wollen wir ihnen lassen. In wichtigen Sachen sowohl, als im bürgerlichen Leben kann manches für andere Länder vortreflich, und vom größten Nutzen seyn, was für uns, bey unserer Staatsverfassung, bey unserm Klima, bey unserer Leibesbeschaffenheit, schädlich, thöricht, oder lächerlich ist. Wir wollen unsere Genie's, unsere Geschichtschreiber, unsere Dichter, nach dem Beispiele der Franzosen aufmuntern, anstatt, daß wir bisher, wie Herr Zimmermann, leider! mit allem Rechte saget, die ersten sind, die unserer Gelehrten spotten. Wir wollen unsere Künstler belohnen, anstatt sie zu verachten; wir wollen ihre Arbeiten so theuer bezahlen, als ausländische, und wir können sicher seyn, daß sie in kurzer Zeit den fremden den Vorzug streitig machen werden. Die Geringschätzung, die wir gegen unsere Nationaldichtsteller äußern, hält sie zurück, und unterdrückt manches Genie,

das,

daß, bey Talenten, furchtsam ist. Viele unserer besten Köpfe, deren Name und Verdienst bey der Nachwelt, wofern wir anders eine Nachwelt haben werden, unssterblich seyn wird, und die wir, lebend, ihrem Elende, und ihrer Dürftigkeit überliessen, sind abschreckende Beispiele für manchen, der Deutschlands Ehre und Stolz seyn würde. — Eben so benimmt die Verachtung gegen das, was in unserm Vaterlande verfertigt wird, dem Künstler den Muth, anstatt daß billiger Beyfall ihn anspornen würde, sich in seiner Kunst vollkommener zu machen. Diese Fehler, diese Flecken der Nation lasset uns, nach dem Beispiele andrer Völker, unter die Füße treten, und Deutschland wird sein Haupt bald über andere Nationen erheben dürfen. Ein Volk ist verlohren, so bald es den edlen Nationalstolz verlieret. O meine lieben Deutschen! lasset uns suchen, diese bey uns fast erstorbene Selbstschätzung wieder zu erwecken! Dann werden wir vernünftige Nachahmer seyn, und unsere Nachahmung wird uns zur unvergeßlichen Ehre gereichen!

Unsere Sitten: haben wir Deutschen nicht alle Vortheile in Händen, unsere Gemüther, die frucht-

fruchtbare Quelle der Sitten, immer mehr zu verfeinern, und die, uns mögliche Stufe der Vollkommenheit zu erreichen? Welcher unselige Irrthum hat uns so verblendet und so tief erniedriget, das von andern Völkern zu entlehnen, was unsere Ehre und Anstand seyn soll? — Hab' ich, als Deutscher, nicht eben das Recht, den meinen ernsthaften, einfachen, und kunstlosen Sitten, zu glauben: Dieß ist für mich Ehre und Anstand, weil es Deutsch ist, welches ein Ausländer hat, von dem feinigern zu glauben: Dieß ist Ehre, weil es Französisch oder Englisch ist? —

Ich dehne diesen Grundsatz ziemlich weit, und bis zu Kleinigkeiten aus. In Frankreich hält man es z. B. für eine Sünde wider den Wohlstand, wenn jemand in einem Pelze Besuche abgibt. Für Frankreich mag diese Gewohnheit ganz gut seyn. Dort ist die Luft gemäßigter, und der Winter nicht so kalt. Aber daß wir diesem Beispiele folgen, wenn unsere Elbe so stark mit Eise belegt ist, daß sie den schwersten Frachtwagen trägt, — nehmen sie mich nicht übel, meine lieben Landesleute, das ist eine lächerliche, slavische Nachahmung einer Sitte, die wahrhaftig für uns Eherusker nicht erdacht ist, (*) und noch weniger für die weiter nach

(*) Das Land der Eherusker erstreckte sich bis an die Elbe. Wir Magdeburger können also des Stolzes genießen, Landesleute des großen Hermanns zu seyn.

nach Norden wohnende Deutschen. Ich für mein Theil, würde, wenn mich auch ein Fürst an einem frostigen Decembertage sprechen wollte, ganz gelassen in meinem schützenden Pelze zu ihm gehen; und Se. Durchlaucht würden sehr unrecht thun, wenn Sie es als einen Mangel an Ehrfurcht betrachten wollten, daß ich mich schäme, auf Kosten meiner Gesundheit, eine undeutsche Sitte nachzuäffen, und einen französischen süßen Herrn im deutschen Schnee vorzustellen. —

Unsere Rechtsgelehrsamkeit: wie einfach war sie bey unsern gerechten Vätern, und welch ein kleines System machte sie aus, da Deutschland entweder für sich ruhig lebte, oder die Römer überwand. Wie ungleich wurden ihnen die nachfolgenden Zeiten! Die Deutschen waren ein freyes Volk, und haben doch nachher die Rechtsgelehrsamkeit derer angenommen, die von ihnen überwunden waren; und welches über alles zu verwundern ist, Deutschland behält eben diese Rechtsgelehrsamkeit noch in unsern erleuchteten Zeiten bey, und duldet täglich unzählige Ungerechtigkeiten, weil dieselben von römischen Gesetzen vorgeschrieben, oder gebilliget werden. In diesem Stücke sollte Deutschland nachahmen, und gleich andern Nationen, die entweder dieses Joch niemals angenommen, oder muthig abgeschüttelt haben, nach seinen eigenen, und billigen Gesetzen die Gerechtigkeit handhaben! Welch ein Segen würd' es für unser liebes Vaterland

terland seyn, wenn zwischen gerecht und gesetzmäßig gar kein Unterschied mehr wäre! wenn in jedem deutschen Staate ein Friedrich oder eine Katharina erwachte! wenn die verderbliche Weitläufigkeit oder Prozesse allenthalben abgekürzt würden, wodurch so manche blühende Familie zu Grunde gerichtet wird! Selbst jeder redliche und gewissenhafte Rechtsgelehrte wird meinem Wunsche beystimmen; nur die Eöhne der Ehrlane, der Rabulisi und der Handwerksmäßige Jurist würde sich wider die Erfüllung desselben empören.

In so fern kann man doch wenigstens meinen guten Deutschen die Glückseligkeit nicht streitig machen, daß sie keine Prozesse hatten, folglich auch von dem ganzen Anhang derselben, als da sind: Sporteln, verdrehte Gesetze, und dergleichen nichts wußten. Ein paar billige und nur arthenische Schiedsmänner legten bey einem fröhlichen Schmause die grössten Streitigkeiten, nach Raafgebung der gesunden Vernunft und natürlichen Billigkeit, glücklich bey. Reichte ihr Ausspruch nicht zu, so wendete man sich an den Fürsten des Wohnsitzes, oder in sehr erheblichen Fällen an die Versammlung des Volkes.

An den Herrn Verfasser der Recension im
65ten Stücke der Braunschw. Zeitung.

Mein Herr,

Hätten Sie diese Blätter für schlecht erklärt, so wärd' ich — vielleicht beichämt — stille geschwiegen haben. Ist aber, da Sie dieselben mit Beyfall gedenken, und sie als lehrwürdig rühmen, ist der Wunsch natürlich, daß ich Ihren Beyfall ganz verdienen mögte. Vielleicht gelingt mir dieses, wenn ich die Stellen, mit welchen Sie unzufrieden sind, entschuldige.

Olaus Magnus sagt in seiner Hist. gent. septentr. (ed. Rom. 1555. Fol.) auf der 100sten Seite: der Freytag hiesse nach Frigge, welches der Name der Fræa bey den nordischen Völkern war, Friggdag, so wie zwey andere Wochentage von Wodan und Tohe den Namen führen. Diese Ableitung, welche andere Schriftsteller bestätigen, dünket mir wahrscheinlicher als von Frey, denn die alten Deutschen hatten keine Geschäfte. Auch die Feyer der wöchentlichen Feste scheint mir weit jünger zu seyn, als der Name des Freytags. In den ersten Zeiten hatten unsre Väter nur drey grosse Feste, und kleinere zur Zeit des Mondwechsels, und erst später vervielfältigten sich dieselben.

Wegen der Büffelsbörner beruf ich mich auf den sechsten Commentar des Cäsars, wenn von den alten Deutschen die Rede ist.

Livius

Livius (*) erzählt auch von den Bojen, daß sie den Hirschkäbel des Postumius in Gold gefasset. Wo sie die Kämpfer herhatten, weiß ich nicht, genug daß diese Zeugnisse unfeugbar sind. Von den etwas neuern Zeiten, wird Ihnen, ausser der Edda, und andern alten Ueberbleibseln, Bartholin, Særo Grammaticus, Camerarius u. d. m. unzählige Beyspiele hergeben, daß sie ihre Trinkgeschirre mit Gold und Silber gezieret. So gar von den Scythen berichtet es schon Herodot.

Die Stelle des Tacitus darfte' ich nicht weiter ausdehnen, als dieser Schriftsteller selbst gethan hat, der sie ausdrücklich auf die Heyrath einschränkt.

Der zu häufigen Citationen hab' ich mich mit Fleiß enthalten, und nur solche Bücher angeführt, die auch der Ungelehrte kennen und haben kann. Dem Gelehrten glaube ich nichts Neues gesagt zu haben, weil ich von diesem, wenn er ein Deutscher ist, mit Rechte fordern kann, daß er in seinem Vaterlande kein Fremdling sey.

Nehmen Sie, mein Herr, diese kleine Vertheidigung als ein Merkmaal auf, daß mit Ihr Befall schickbar sey. Ich bin mit aller Achtung

Ihre

ergebener Diener

der Verfasser des Deutschen.

(*) L. XXIII. c. 24.

Der
D e u t s c h e.
Drey und zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 8ten Junius, 1771.

Wir finden, wenn wir unsere Nation betrachten, so wie sie gegenwärtig ist, eine Classe von Deutschen, die bey eben dem allgemeines gewordenen Hange, dem Ausländer nachzuahmen, auch zugleich eine gewisse Neigung besitzen, ihren Landesleuten nachzuahmen. Ein Theil unserer Schriftsteller nimmt in derselben einen beträchtlichen Platz ein. Erwacht unter uns ein Genie, und eröffnet es sich ein neues Feld, oder giebt es einen neuen Ton an: so darf es das Publicum nur ein wenig aufmerksam machen, und eine Menge von Schriftstellern dünket sich gewiß für dasselbige Feld gemacht, und stimmt in seinen Ton.

Zweyter Theil.

2

Die

Die tägliche Erfahrung mag uns einige Beispiele hergeben. Klopstock bildete den Hexameter aus, und gab uns überzeugende Beweise, daß der Reim kein wesentliches und unentbehrliches Stück eines deutschen Gedichts sey; im Gegentheil, daß es, auch ohne denselben vortreflich und wohlklingend seyn könne. Gleim lehrte uns praktisch, daß die Art des dichterischen Feuers, die zu den Zeiten unserer Väter den Barden zu kriegerischen Tönen begeisterte, auch in unsern Tagen einen deutschen Tyrtäus bilden könne. Auf der andern Seite zeigte er, daß unsere Sprache, so gut als irgend eine andere, des leichten, natürlichen und feinen Ausdrucks fähig, und vom Wohllaute nicht entblößet sey, den der anakreonische Scherz erfordert. Und der einstimmige Beyfall, mit welchem unser Vaterland die reizenden Liederchen seines Anakreon's aufnahm, ist vielleicht ein Beweis, daß diese Scherze, auch bey dem nationalen Ernste des Deutschen, für das deutsche Herz gemacht sind.

Ramler nutzte die Fabellehre der Griechen und Römer, verbreitete Majestät über seine Lieder, und sang sich zum Horaz. Alle diese Dichter

ter haben Heere von Nachahmern gefunden. Eine Gesellschaft von Gelehrten in Hamburg überzeugete sich von dem allgemeinen Nutzen, den der Zuschauer bey der brittischen Nation gesiſtet hatte, und ſchrieb gemeinſchaftlich den Patrioten. Seit der Zeit bringen wir alles in Wochenſchriften, ſo wie der Franzos alles in Wörterbücher bringt.

Einem für gut erklärten Nationalschriftſteller ſeiner Zeit, in Abſicht auf dasjenige worinnen er original iſt, und wodurch er den Beyfall ſeines Volkes verdienet hat, nachzunehmen, iſt, nach meinem Urtheile, eben ſo wenig unrecht, als ſich nach griechiſchen und römischen Muſtern zu bilden, und ganz gewiß weit beſſer, als dem Franzosen nachzuplappern. Einige Leutchen, die ſich, um das Maas ihrer Sünden vollzumachen, zu Kunſtrichtern aufgeworfen haben, trähren zwar bis zum Heiſerwerden, und ereiſern ſich, daß Gleim und Jacobi Nachahmer gefunden haben. Ihre Stimme iſt aber um ſo weniger entſcheidend, da ſie von der Nachahmung nicht einmal Begriffe zu haben ſcheinen, indem es ihnen zum öſtern begegnet, daß ſie Schriftſteller unter die Nachahmer ſetzen, die eben ſo

viel originales haben, als die, für deren Kopien sie angegeben werden, und oft mit denselben nichts gemein haben, als das Fach, in welchem sie arbeiten. Man ist aber als Geschichtschreiber, noch kein Nachahmer des Livius oder Tacitus. Man kann nach Anakreon's Manier dichten, ohne dem Herrn Gleim nachzuahmen. Herr Schirach schreibt eine Biographie; wollte man wohl sagen, er sey ein Nachahmer Schröckh's, mit dem er nur ein gemeinschaftliches Vehikulum hat?

Aber ich trete zu weit von meinem Fußsteige, und, was das Schlimmste bey der Sache ist, bey Gelegenheit gewisser Kunststrichterlein trat ich auf eine nicht gar reinliche Stelle.

Ich halt' es demnach für sehr erlaubt, sich gute Nationalistschriftsteller zum Muster vorzusetzen. Man verdient allemal Lob, wenn man sie erreicht, oder wenigstens in keiner sehr erheblichen Entfernung hinter ihnen bleibt. Aber auch dann, wenn der Zwischenraum beträchtlich bleiben sollte, mögt' ich mich doch nicht entschliessen, den Zurückgebliebenen wegen seiner guten Absicht zu schelten. Ein solcher Nachahmer verrieth wenigstens den untadelhaften Wunsch, sei-

ner

ner Nation zu gefallen, und sich nach ihrem Geschmack zu richten, und mir gefällt dieses bescheidene Verlangen, den guten deutschen Ton zu treffen, besser, als wenn er sich französische Muster wählet, und den Vorwurf verdienet, sie nicht übertreffen zu haben; oder, als wenn

(*)

Auch den guten deutschen Schriftstellern gereicht es zu keiner kleinen Ehre, wenn unter vielen, die sich bemühen, sie zu erreichen, nur wenige ihnen nahe kommen. Das Publicum lernt hieraus ihren Werth desto besser einsehen, und macht, ganz natürlich, die Bemerkung, es müsse schwerer seyn, schön zu schreiben, als es bey dem ersten Anblicke scheint. Es verdoppelt seinen Beyfall, und betrachtet seine großen Schriftsteller mit stärkerer Ehrfurcht.

Mich führet bey jedem Schritte die Vaterlandsliebe, seitdem ich den Werth meiner Nation eingesehen habe. (Denn ich gesteh's, ich habe

§ 3

zufolge

(*) Ich bitte einen jeden Schriftsteller, dem sein Gewissen eine originale Matorfände vorwirft, diesen leeren Platz mit derselben, wenigstens in Gedanken, anzufüllen.

zufolge meiner Erziehung nicht immer vorthailhaft von derselben gedacht. Man hatte mich nach der gewöhnlichen undeutschen Art erzogen, ich sprach französisch, ehe ich einen deutschen Buchstaben kannte, und ich glaube, ich war schon über zwanzig Jahr alt, ohne ein anderes deutsches Buch gelesen zu haben, als den Catechismus und die Bibel. Ich bekenne dergleichen, daß es mir nicht leicht geworden ist, mich durch die Vorurtheile zu arbeiten die ich eingesogen hatte; und — aber diese Parenthese ist lang genug. Es ist Zeit sie zu schließen.) Von dieser Liebe geleitet, bin ich auf jeden Vortheil, der meinem Vaterlande zuwachsen kann, und zuwachsen ist, aufmerksam. Daher leugne ich nicht, daß es mich freuet, daß unsere Genies unter uns Racheiferer finden, wenn gleich dieselben nicht allemal glücklich sind, und öfters ihren Kräften zuviel zu trauen scheinen. Ich finde wenigstens darinnen einen Beweis, daß unsere Nation auf sich selbst aufmerkamer wird; und die Hoffnung, von der ich in meinem ersten Stücke redete, erhält dadurch keine geringen Zusätze, daß die deutschen Schriftsteller sich, in ihrem eigenen Lande, Urbilder wählen. Ich hab' es
öfter

öftrer gesagt, und ich wiederhol' es: wir müssen uns schämen, daß wir unsere Gelehrte bisher so wenig achteten. Besser machten es die Griechen. Diese begriffen, „daß sie Trost in Unglück, Errettung in Gefahren, die Ausbreitung ihres Ruhmes, und die Verherrlichung ihrer Thaten ganz allein ihren Gelehrten schuldig waren.“

Männer, sagt der vortreffliche Verfasser, von dem ich die letzten Worte entlehnt habe, Männer, die ihr Vaterland durch ihre Talente unterrichtet, durch ihre Philosophie gestärket, durch ihr Genie verherrlicht, tragen gleichsam auf ihren Schultern den Namen ihrer Nation zu den entferntesten Völkern, und in die kommende Welt. Ihr edelsies Theil lebt und wirkt, wenn sie nicht mehr sind, durch ihre Schriften der Vergänglichkeit entrissen, und zum Erbtheil aller Völker geworden. Man bewundert das Gepräge ihrer grossen Seelen in diesen Denkmaalen, die sie uns zur Erstaunung und zum Unterricht hinterlassen. Da athmet noch ihr Genie; da brennet ihr dem Vaterlande geheiligtes Feuer; von da drang es in die Brust der grossen Männer, die nach ihnen gekommen

sind. Von da fliehet heute noch ein Funke weg, der vielleicht der ganzen seellosen Nachkommenschaft eine Denkungsart giebt, vielleicht sie nach dem verscherzten Erbtheil lüstern macht, und, durch die Bewunderung jener Grösse, zu ihrem Erwerbe entzündet.

Eben dieser Gelehrte, oder zu dem Werthe, den grosse Männer bey ihrer Nation haben müssen, so richtige und gegründete Ursachen angiebt, weist uns an einer andern Stelle, den Uhdank gegen unsere Nationalschriftsteller lebhaft vor. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese undankbare Geringschätzung, die wir gegen dieselben äussern, vorzüglich daher rühre, daß wir andere Nationen in unserer Einbildung zu hoch hinauf setzen. Wir sind es einmal gewohnt, die Aussprüche der brittischen und französischen Völkerschreiber als Orakel anzunehmen. Nach ihrem Geschwätz beurtheilen wir uns. Sie setzen uns herunter, weil sie uns nicht kennen; wir glauben ihnen aus eben dem Grunde, der uns aber mehr Schande macht als ihnen.

Um meinen Lesern ein Beispiel zu geben, wie ungerecht die Ausländer noch vor sehr kurzer Zeit von uns urtheilten, will ich den ebengedachten

dachten billigern Schweizer noch einmal anführen. „Die Deutschen, schreibt er, werden von den meisten Nationen als Sammler und Lastesel zum Gebäude der Wahrheit ausgescholten. Ich las vor wenig Jahren in dem besten Englischen Journal, daß die deutschen Schriftsteller, gleich den Theologen, seit undenklichen Zeiten das Recht besitzen, viele Bücher zu schreiben, und nur wenig darinn zu sagen; daß sie mit grosser Mühe ungeheure Foliauten zusammentragen, ihre Werke in eine entsetzliche Länge ausspinnen, und die Geduld des Lesers ermüden, ohne seinen Verstand zu unterrichten; und daß jeder deutsche Kopf ein Gerümpelgemach von Büchern sey, immer lese, und niemals gelesen werde. Eben so unbillig als dieser Engländer würd ich seyn, wenn ich ebenfalls die ganze Engländische Nation für Barbaren halten wollte, weil noch in diesen Tagen der Vernunft, bey den öffentlichen Disputationen auf den Aschemittwoch in Oxford ein junger Britische Pedant, gleich einem Fastnachtshahn, hinter dem Pult auftritt, und mit dem undurchdringbaren Schilde von Aristotelischer Spitzfindigkeit die bleiernen Pfeile auspariret, welche die Söhne des Scotus, des

Bürgers Dicus und des Smiglesius auf ihn abdrücken.“

Auf der vorhergehenden Seite führt er an, daß ein Italiänischer Schriftsteller von den Deutschen sage: sie hätten nicht, wie andere Menschen, die Seele im Kopfe, sondern auf dem Rücken; und ihre Universitäten seyen Ställe, wo Minerva ihre Maulthiere füttere.

So urtheilen die Nationen von uns, die wir so sehr bewundern; oder so urtheilten sie wenigstens noch vor kurzem. Jetzt fangen sie an ihr ungünstiges Vorurtheil von unserer Nation abzulegen, weil sie anfangen, uns kennen zu lernen. Die Engländer übersetzen unsere Schriften; die Franzosen begnügen sich daran nicht; sie gehen noch weiter, große Dichter von dieser Nation fangen an, den unsrigen nachzuahmen.

Man tadle demnach den Deutschen nicht, wenn er, so bald er sich nicht stark genug findet, selbst einen neuen Ton anzugeben, unseren Schriftstellern lieber, als fremden nachahmet. Er wird auch als Nachahmer original seyn können. (Denn es ist, wie Wieland schon vor mir gesagt hat, ein grosser Unterschied, zwischen original seyn, und ein Original seyn.) Vielleicht

leicht glückt es uns, auf diese Art wiederum einen nationalen Ton zu erlangen, den wir nicht hoffen dürfen, so lange wir bald im griechischen Geschmack schreiben, bald im englischen, bald im französischen, bald im — was weiß ich's!

Siehet man, daß ein Schriftsteller Anlage hat, aber nicht auf dem rechten Wege ist: so wär' es zu wünschen, daß unsere guten Kunst-richter, an denen es uns, dem Himmel sey Dank! nicht fehlet, ihn ohne Bitterkeit zu rechte weisen müßten. Der Verfasser müßte seinem eigenen Ruhme feind seyn, der seine Heberde verstellen wollte, wenn man ihn mit Sittsamkeit sagt, wo er gefehlet habe. Und mir dünkt, das Recht, ihm dieses zu sagen, hat ungezweifelt ein jeder, der sein Buch kauft. Nur muß man es weder mit der Mine eines Orbil's, der, mit der Ruthe in der Hand, ein Exercitium corrigiret, noch in einen häßlichen Tone thun. Der Kunstrichter macht sich eben so verächtlich, wenn seine Beurtheilung ungezogen ist, als ein Mensch, der in seinen Gesellschaften allen Umwesenden Grobheiten sagen wollte, die sich nicht nach seinem Geschmack gekleidet haben; denn der Schriftsteller kann von seiner Seite gleichfalls mit Recht fordern, daß die Sprache des Kritikers sich nicht von der gesellschaftlichen entferne. Auch selbst, wenn das Buch, das der Kunstrichter beurtheilt, noch elender wäre als die Uebersetzungen die Herr Schmid unter dem Namen des Englischen Theaters herausgegeben hat, oder noch

abge-

abgeschmackter, als die Anthologie der Deutschen, von eben diesem Compiler: warum sollte man einem solchen Manne, der mir doch nicht von aller Fähigkeit ganz entblößt scheint, nicht ganz gelassen, ohne Galle sagen können, daß sein Buch elend sey? Denn das will ich keinem Menschen zumuthen, daß er sich über ein Buch von dem man schlechterdings nichts gutes sagen kann, zweydeutig erkläre; wohl aber fördre ich, daß man beydes, sein Lob so wohl, als den Tadel durch Beweise rechtfertige, und daß man es in dem letzten Falle thae, ohne den Verfasser, dem vielleicht keine häuslichen Umstände, vielleicht auch wirklich gute Absichten (und dieses letzte ist wahrscheinlich der Fall bey Schmidts Anthologie) die Feder in die Hand gaben, lächerlich zu machen.

Haben wir nicht überdem traurige Beispiele genug, daß häßliche Beurtheilungen manchem sonst verdienten Manne an seinem Glücke hinderlich gewesen sind? und andere Beispiele, daß ein zu scharf gezeigelter Schriftsteller zu verzweifelten Entschliessungen schritt? Würde z. E. mehrgedachter Herr Professor Sann in Erfurt, sich wohl so sehr über alle Empfindungen von Ehre weggesetzt, und sich zu einem Verfasser eines so sonderbaren und zugleich verächtlichen Phänomens, als der Leipziger Atlas nach der deutschen Muse ist, aufgeworfen haben, wenn man ihm mit mehrerer Sanftmuth gesagt hätte, daß er, allem Anscheine nach, zum Schriftsteller verwahrloset sey? —

Ich

Ich bezeuge übrigens daß ich den Herrn Schmid bedauern würde, wenn das ganze Publicum diesen gebeugten Mann mit Unrecht für den Verfasser dieses Hyperkritischen Werkleins halten sollte, von dem ich mich nicht entbrechen kann, zu sagen, daß es seinem Verfasser, er sey wer er wolle, in mehr als einer Betrachtung Schande macht. Der Herr Kalendermacher rechne mir aber diese Anmerkung nicht als eine Undankbarkeit an, weil er, wie ich bemerke, verschiednes von mir gesagt hat, das in mehr als einer Betrachtung zu meiner Ehre gereicht.

In diesem Augenblicke wird mir ein Brief gebracht, den ich, wegen der sonderbaren Hypothese, die er enthält, meinen Lesern mittheilen will.

Mein Herr,

Der im siebzehnten Stücke Ihrer Wochenschrift eingerückte Brief belebt meine Phantasie, und ich schreibe Ihnen meine Gedanken, Sie mögen es nun der Mühe werth halten, mich zu belehren, oder nicht. Gesezt auch, sie sind zufällig, sie sind unzureichend für das grösste Theil Ihrer Leser, so sind doch vielleicht Betrachtungen dieser Art für einige ergötzend.

Ich stelle mir im Geiste, unsere Verfasser nach Ihrer Schilderung vor; ich sehe ihre ein-

fältige Lebensart, ihre wenigen Geräthschaften, ihre wenigen Kenntnisse, die an Menge der unsrigen nicht gleich kommen. Mit ihnen vergleiche ich das ieszige Zeitalter, unsre Möbeln, u. s. w. Wie unterschieden fallen diese aus! Nehm' ich nunmehr noch, mit dem ernsthaften Swendsborg, im Scherz' an, daß die Seelen verstorbener Planetenbewohner auf dem von ihnen bewohntgewesenen Erdball bleiben, und sich neben ihren Nachkommen befinden, so hab' ich eine ergötzende Vorstellung. Wenn Geister sich ärgern, wenn sie lachen und ähnliche Leidenschaften empfinden, wie es nach dem erwähnten Geisterseher wirklich so seyn soll: wie müssen nicht die Seelen unserer guten alten Deutschen lachen, wenn sie uns z. B. über die regelmäßige Besetzung unserer Wohnzimmern besorrt sehen; wie wir schöne Stühle, Spiegel, Tische, und dergleichen, einkaufen? Was mögen sie von unsern Kleidern, Perücken, Haarputzeln, von unsern Höflichkeitsbezeugungen denken? Wie wird ihnen ein süßer erobernder Herr gefallen? — Die Seele einer Thamselba erschauet bey dem Anzuge unsers Frauenzimmers, bey ihrer Toilette, über ein Schönheitspflasterchen, über ein Schminktischächelchen und Puderbüchsgen. Alles bis zur geringsten Kleinigkeit, ist ihr neu. Und wenn sie dann noch von der modennmäßigen galanten Lebensart der Eheleute, von der Kälte ihrer beyderseitigen Neigungen überführt wird, o, wie muß sie da nicht entrüstet werden! Sie versucht,

versucht, ihren Zorn zu zeigen; sie verderbet die Schminkebachtel, und durch sie, die Schönheit vieler heutigen Schönen, auf einige Zeit; sie läßt den geliebten Joli in Krankheit verfallen; sie füllt das Gehirn mit Unmuth, Vapours, und dergleichen Nebeln an.

Sehen Sie, mein Herr, nach diesen Lehrsätzen erhielten wir eine neue Theorie der Frauenzimmer Zufälle, die sich nachgerade verlieren, da doch die alte deutsche Seele ermüden, und zu quälen aufhören muß.

Sollten aber die Seelen unserer alten nicht zu fein erzogenen, und weniger süßen männlichen Vorfahren, mit uns Männern in ihrer Rache nicht härter verfahren? Sollten sie bloß zufrieden seyn, Kleinigkeiten für sie, für uns aber Sachen von Wichtigkeit, unumuthvoll hinzuzwerfen, im Eifer zu beschmutzen, und unbrauchbar zu machen? Ich zweifle; und wenn ich einen Menschen erblicke, der gelehrt zu seyn sich dünket, es aber für die Welt nicht ist, der klug denkt, und thöricht handelt: so ist wahrlich die Seele eines ernsthaften alten Barden mit ihm unzufrieden. Ihr geistiger Einfluß leitet seine Schritte, und er fehlet. Auf solche Weise erklärte ich so viele Geburten schaalet Köpfe; den Dunst unserer Weisen; die possirliche Eigenliebe meiner eigenen Person, und meiner gleichgestalteten lieben Nachbarn; die vielen Bemühungen um Nichts, u. s. w.

Sie

Sie sehen, welch ein weites Feld ich vor mir habe. Ich kann alles erklären; ich bin nicht genöthiget, die Begebenheiten aus dem verderbten Zustande der Natur herzuleiten, und ein fleischer Mann wird bey mir mit andern vernünftigen Männern in Gleichheit stehen, die doch ihre besten Zeiten haben, weil er nur in einem einzigen Augenblicke einer um ihn schwebenden alten Seele anfallen kann. Ein Regen von Eau de Lavande oder de milles Fleurs kann die alte Seele zu stark betreffen, und zu dergleichen Mißhandlungen vermocht haben.

Unsere Vorfahren waren ernsthaft, deswegen begeben wir, im vollen Ernste, Thorheiten. So erkennt sich der Britte, der Franzose tändelt, der Italiäner schweift in Wollüsten aus.

Gefällt Ihnen diese Theorie: so nehmen Sie dieselbe als den Schlüssel zu menschlichen Handlungen an. Sie ist der wahre Stein der Weisen, und ihre Erfindung kann dem sonst als groß gepriesenen Erfindungen eines Leibniz und anderer berühmten Männer, und selbst dem Einfall eines Deutschen zu schreiben, immer die Waage halten. Weil ich aber ein Deutscher bin: so rühme ich mich derselben nicht mit der einem Erfinder sonst zuständigen Dreustigkeit. Ich bin, u. s. w.

A.

Der
D e u t s c h e.
Vier und zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 15^{ten} Junius, 1771.

„**W**as ist Patriotismus? Wer ist ein Patriot?“

Je öfter ich meinen Lesern zurief: Liebet euer Vaterland! desto mehr berechtigte ich sie, mit diese Fragen vorzulegen, und desto mehr bin ich verbunden, sie einigermaßen zu beantworten. Denn das laß' ich mir nicht in den Sinn kommen, eine Materie erschöpfen zu wollen, wovon schon vor mir, in dicken Büchern, bey weitem noch nicht alles gesagt ist, was sich davon sagen läßt. Ich werde aber, so unvollkommen auch meine Vorstellung bleiben mögte, immer zufrieden seyn, wenn sie andern Gelegenheit giebt, dem grossen Werthe des deutschen Patriotismus, mit dem Ernst, mit der

Zweyter Theil. Na Wärme,

Wärme, mit der Nührung nachzudenken, die derselbe bey jedem Rechtschaffnen verdienet, und ihre Seele, wenn sie dieses Blatt aus der Hand legen, mit dem unbeweglichen und edelmüthigen Vorsatz beschäftigen: „Auch wir wollen unser süßes Vaterland lieben!„ — Und wie würdig ist dieser Vorsatz, eines Deutschen Herzens!

Der Name eines Deutschen Patrioten ist so heilig, als der Charakter selbst einnehmend ist, welcher dadurch angezeigt wird. Ein Liebhaber des Vaterlandes; des Landes, darinn er geboren und erzogen, oder in welches er aufgenommen ist, und mit den Eingebornen desselben gleiche Vortheile, gleiche Vorrechte hat; ein Mann, dem das allgemeine Wohl aller seiner Mitbürger am Herzen lieget; der um sich her Glückseligkeit blühend, und die Menschen, die mit ihm in einem Lande leben, in dem ungestörten Genuße derselben, vergnügt zu sehen begehret; der in seinem Stande jede Gelegenheit begierig ergreift, nach seinem Vermögen, und mit dem besten Herzen dieses Wohl anderer zu befördern; der zu dem Ende zu leben glaubet, daß er seinem Mitbürger mit willigem Vergnügen diene; der, wenn Noth sein Vaterland betrifft,

betrifft, sich nicht daran begnügt, daß er unthätig und unter stillen Seufzern weinet, sondern durchdrungen von regem Mitleid, sie auf jede ihm mögliche Art zu mildern sucht; der Beschwerden gern erträgt, wenn sein Vaterland dadurch erleichtert wird; der mit Rath und That seinen Mitbürgern an die Hand gehet; der seinen besondern Nutzen dem allgemeinen Besten gern aufopfert; der, mit einem Worte, die Pflichten des besten Unterthanen hurtig und mit Freude erfüllt, der ist ein Patriot. Er setzt sich über Schläfrigkeit, Unthätigkeit, über die, für sein Vaterland unnützen oder schädlichen Absichten hinweg, und gebraucht mit Freudigkeit und heiterer Seele, Leben, Stand, Ehre, Glück, Talente, und alles was ihm verliehen ist, auf solche Art, daß andere Freunde des Vaterlandes ihn mit ungebetelter, mit freyer Hochachtung bewähret finden, und den redlichen Mann in ihm erkennen.

Würden wir aber wohl von irgend einem Einwohner unseres oder eines andern Landes erwarten dürfen, daß er ein warmer Freund, ein aufrichtiger Beförderer des allgemeinen Besten sey, wenn nicht ein unwidersprechliches, ein

so hohes Gesetz in uns allen vorhanden wäre, das unserm Sinne eine bestimmte Richtung giebt, und uns die Denkart einprägt: Liebe dein Vaterland! Laß dir das Wohl deiner Mitbürger angelegener seyn, als Auswärtiger? Hier reden also die, von der Natur uns aufgelegten Pflichten; hier erheben sie ihre Stimme in unserer Brust. Wenn bin ich mit den Kräften des Geistes und des Leibes, wenn bin ich mit allem, was mir meine Lage und mein Glück möglich macht, mehr zu dienen verbunden, als meinem Vaterlande? Es macht den ersten Anspruch, die heiligste Forderung auf mich, auf mein Leben, auf alles, womit ich, als Bürger desselben andern nützlich und brauchbar werden kann. Der Patriot kennet seine Verbindlichkeit; er denkt sie mit Vergnügen. Sein Stand, sein Amt, die besondern Verbindungen mit seinen Mitbürgern und dem ganzen Vaterlande, so wohl die Veränderungen, welche sich über das Ganze ausbreiten, als die einzelnen Vorfälle bestimmen ihm die Gelegenheiten, in welchen sich sein Herz offenbaren kann. Der Friede macht ihn geschäftig; der Krieg macht ihn standhaft. Von seinem Ueberfluß macht er einen edlen Gebrauch,

und

und im Mangel bleibt er gelassen. Mit Zufriedenheit ziehet sein wohlwollendes Herz auf das Glück seines Mitbürgers, und mit wahrer Kränkung empfindet er dessen Weh. Der Patriot ist vom rechtschaffenen Manne unzertrennlich. Er denkt sich in jedem Falle in die Stelle seines Nebenbürgers, und folgt der Stimme seines Herzens. Dieser Denkart bleibt er treu. Kein Hinderniß, keine Beschwerlichkeit schreckt ihn ab; im Gegentheil wird er dadurch erweckt, der Ausübung seiner Pflichten stets treuer zu seyn.

Der Patriot bemühet sich, sein Vaterland zu kennen, und die ganze Erde hat keine angenehmere Gegend für ihn. Er liebt es mit wahrer Hochachtung. Die Natur selbst hat seinem Gemüthe eine Freundschaft gegen dasselbe, ein mächtiges Wohlwollen eingeprägt, wodurch alles um ihn her verschönert wird. Wer kann diesen zärtlichen Hang auslöschen? Das Reizende, das Anziehende, das Glänzende, so er in andern Gegenden bemerkt, macht für ihn kein Vaterland. — Ich denke hierbey an die Empfindung unseres Herzens, wenn wir nach einer Entfernung von mehreren oder wenigern Jahren

den Ort wieder sehen, wo uns die Sonne zum ersten mal aufging, oder wo wir die Vortheile der Erziehung genossen, die auf unser ganzes Leben, Wohlthaten sind; was beweiset diese Empfindung? Daß selbst die Natur uns jene liebreiche, sanfte, milde Denkart ins Herz gieße und erhalte, welche die erste Grundlage alles wahren Patriotismus ist.

Dies ist in der That ein Beweis der unendlichen Weisheit des erhabenen Wesens, durch welches wir sind, daß jeder, der den vielbedeutenden Namen eines Menschen mit Recht führt, für sein Vaterland eingenommen ist. Die hierauf gegründeten Triebe des allgemeinen Wohlwollens gegen andere sind natürlich, und wo sie entweder nicht stark genug, oder gar erstorben sind, da hat man bey der Erziehung diese Triebfeder des Gemeinnützigen ungenutzt gelassen; kein Wunder, daß sie daher unbrauchbar geworden ist.

Eben diese Pflichten, eben die anziehende Gesinnung gegen das Land welches ihn aufnahm, ist ein stets unverwegerlicher Zoll, den auch der Fremdling ihm abtragen muß. Gleiche Vorrechte mit den Eingebornen, machen die

die

die Pflichten der Eingebornen denen aufgenommenen Fremdlingen zur Schuldigkeit. War doch das die erste und unwiderrufliche Bedingung, die bey ihrer Aufnahme festgesetzt wurde, daß sie den Pflichten treuer Bürger nachkommen wollten. Heißt das nicht eben so viel, daß sie andern Eingebornen in der willigen Ausübung ihrer Pflichten eben so gleichen wollten, als sie ihnen in ihren Rechten gleich zu seyn begehren? — Und die erste Pflicht des Bürgers ist Patriotismus.

Der wahre Patriot bemühet sich also, sein ganzes Vaterland, dessen Vortheile, dessen Bedürfnisse, und ganze Verfassung zu kennen; er bedenkt die Mittel den Bedürfnissen abzuhelfen, und was Er insonderheit, nach einem höhern oder geringern Maasse, doch aufrichtig, dazu beitragen könne. Immer geschäftig, wie er sein Erkenntniß vermehre, die Vortheile des Vaterlandes erweitere, die Bedürfnisse verringere oder ersetze, durchforschet er mit stillem Geiste nicht allein heilsame Anschläge, sondern er prüfet, läutert und bewähret sie auch. Nicht jeder neue Einfall, nicht jede Neuerung, so anscheinend sie auch seyn mag, ist ihm so-

gleich gemeinnützig. Das Ganze und seine Theile sind ihm vor Augen. Voll redlicher Treue gegen seinen Landesherren, sucht er dessen Ehre, Vorthail und Sicherheit. Aber die allgemeine Menschenliebe welche ihn leitet, schreibt ihm auch vor, den wahren Vorthail seiner Mitbürger ämsig zu suchen, und sie, so wie sich selbst in der Ueberzeugung zu bestärken, daß die besten Unterthanen die glücklichsten sind. In sich selbst findet er den stärksten Antrieb, so zu denken und zu handeln. Die Ehre, die so viel bedeutende Ehre, ein Werkzeug der Wohlfahrt anderer zu seyn, ist ihm die geringste Belohnung. Denn diese Ehre, so groß sie auch immer ist, leidet noch manche Veränderung, und ist durch Neid und andere Ursachen dem Wechsel unterworfen. Aber die grosse Beruhigung der Seele, seine Pflicht treu und redlich erfüllet zu haben, und nach seinem besten Wissen und Gewissen jedem nach dem Verhältnisse, darinn er mit ihm stand, nützlich und brauchbar gewesen zu seyn, mit der Ehrfurcht gegen die Religion, die Ehrfurcht gegen den Regenten und die herzlichste Zuneigung gegen seine Mitbürger verbunden

den

den zu haben, welche Kennzeichen selbst die Schrift vom wahren Patrioten angiebt, dieser trostvolle, alles geltende Gedanke bleibt sein preiswürdigster Lohn, den ihm weder Neid noch Haß entreißen kann. Ein solcher würdiger Sinn leitet ihn beständig, und führet ihn bei jedem Ansatze, in jedem Vornehmen, in jeder Beschäftigung an der Hand. Wo die Seele nicht ganz auf diesen Ton gestimmt ist, da wird aller vorgegebener Patriotismus, trotz aller Verkleisterung, so wie er ist, als ein blosses Blendwerk erscheinen, und aller Ruhm ist eitle Prahlerei.

Das auch von Menschen ungelesene Wohlthun; Anschläge, die sich in ihrer Fortdauer immer mehr anpreisen, und bei deren Früchten jeder, der sie genießt, den Urheber segnet und den Beförderer preiset; die stille Guthätigkeit, die sich, gleich dem Morgenthau, erquickend ausbreitet, Seufzer zu stillen, die nur leise, die nur entfernt gehört werden; Klagen der Bedrängten, die ihm nicht gesagt wurden, die sein forschender Blick tief in dem Herzen des Klagenden aufspührete, in Freude und Stolz

locken, und die Thränen in Segenswünsche zu verwandeln; denen Recht zu schaffen, die in seine Arme fliehen; mit jedem Morgen den Entschluß bey sich zu bestärken, daß dieser Tag neue Beweise des guten Herzens geben solle; des Tages jeden zu erfreuen, der sich ihm nahet; des Abends sich selbst zu erfreuen, wenn er keinen am verfloßnen Tage Hülflos, und ohne Trost von sich gelassen; und, wo sein Vermögen ja zu schwach gewesen, seinem redlichen Willen ein Gnüge zu thun, alsdann mit zärtlicher Unzufriedenheit über sich selbst klagen: das ist's, was den wahren Patrioten über den grossen Haufen anderer Menschen empor setzt.

Und wie lebenswürdig ist diese Denkart! Gleichgültigkeit gegen den Zustand seines Mitbürgers; Reid gegen sein Wohlergehen; Habsucht; Eigennuz; Nebenabsichten, und was die wahre Menschenliebe verzieht, bleiben ihm verhaßt. Allen diesen Merkmaalen eines unpatriotischen Herzens bleibt der Eingang in seine Seele verschlossen. Und welche Nation müßte dergleichen nicht als einen unauslöschlichen Schandfleck verabscheuen? Selbst die empfindlichsten Beleidigungen schwächen die Standhaftigkeit

haftigkeit des Patrioten nicht. Unser Vaterland kann ungerecht gegen uns seyn; die Verläumdung, welche sich zu oft dem Ohre der Fürsten nahet, kann das Herz des Fürsten von uns entfernen: der Patriot wird unerschüttert bleiben. Und würden ihm die Waffen in die Hand gegeben, so wird ihm dennoch die liebste Rache seyn, dem Vaterlande wohlzuthun.

Ein Bonneval kann sich unter Mahomed's Fahnen stellen; ein Kamill wird immer bereit seyn, sein bedrängtes Rom zu retten.

Mühseligkeiten achtet er nicht; er schonet nicht des Schweisses, um dem Vaterlande nützlich zu seyn. Man bemerkt dieses nicht so leicht in glücklichen Zeiten, wenn alles unserm Wunsche schmeichelt; wenn Friede und selige Ruhe auf unsern Feldern wohnet und mit wohlthätigen Händen den Ueberfluß weit um sich her verbreiten. Aber in Unglücksfällen die dem Lande drohen, in öffentlichen Drangsalen, darunter seine Mitbürger sich ängstigen, bricht seine Menschenliebe hervor, wie die wärmende Sonne nach dem Hagelsturme.

Ich habe einen Mann in Gedanken, dessen Charakter niemand so leicht verkennen, und den
jeder

jeder erkenntliche Bürger in Berlin segnen wird. Wie hat ihn nicht der letzte Krieg in mehreren Fällen als einen ächten Patrioten bewähret! Und jener redliche B . . . in A . . , wie opfert er sich selbst auf, um andern zu dienen. Sein Werk geht fort, und er ist ohne Menschenfurcht. Er leidet mehr, als vielleicht mancher weiß; es schreckt ihn nicht, und seines Sieges gewiß, duldet seine großmüthige Seele, was ihm widerfähret; aber er verläßt die Bahn nicht, die er sich rühmlichst auszeichnet hat. Nie murret er über sein Verhängniß; er kennet die Welt; er duldet ihre Widerwärtigkeiten; nimmt und erträgt die Menschen, wie sie sind, und bestrebt sich, sie zu bessern. Zufrieden mit seinem Stande, widmet er sich den Geschäften, die ihm derselbe vorschreibt, auf die gewissenhafteste Weise. Groß genug in sich selbst, würde dieser Patriot seinen Berufsgeschäften nachtheilen, wenn er auch keinen Eid geleistet, oder keine Rechenschaft zu geben hätte. Ich habe nie bemerkt, daß er in ein fremdes Amt gegriffen, oder sich in solche Geschäfte verwickelt hätte, denen er nicht gewachsen

wachsen ist; und bey denen die er abwartet, vergnügt ihn der gegründete Gedanke, daß er das seine so thue, wie er's thun muß. Ich betrachte diesen Mann, den die Welt zum Theil verkennet, nach seinem Herzen, und entdecke darinnen die reinsten Quellen, daraus sein ganzer Patriotismus Leben und Nahrung erhält. Er übet eine wahre Religion, die erleuchtet, die vernünftig, und in der Wahrheit gegründet ist. — Doch ich rede zu lange von einem Manne, dessen Bescheidenheit mir's vielleicht schlechten Dank wissen wird.

Die Grundlage der wahren christlichen Religion haben auch darum den größten Vorzug, daß sie am geschicktesten sind, die Vernünftler zu allen dem zu lenken, was von wahren Patrioten erwartet werden kann. Was würde man von dem angeblichen Patrioten halten können, der die Grundlage der Gewissenhaftigkeit entweder nicht fest, oder gar nicht glaubet? Werden Menschen, die sich nicht scheuen, Verräther gegen Gott und gegen die Wahrheit zu seyn, werden die sich wohl darüber Bedenklichkeiten machen, die schwärzesten Verrätherheuten gegen ihr Vaterland zu begehen? —

Weise

Weise und vernünftig sowohl, als religiös handelten unsere Väter in den älteren heidnischen Zeiten, daß sie ein oberstes göttliches Wesen glaubten, das, weil es überall zugegen, und also in keinen Ort eingeschlossen, schlechterdings durch kein Bild abgebildet werden könne. 1c. — Ferner die Unsterblichkeit der Seele; eine Belohnung und Bestrafung nach diesem Leben. 1c. War das nicht Beweises genug, daß sie von der Nothwendigkeit recht gesunder Lehrsätze in der Religion fürs ganze gegenwärtige Leben mehr als zu wohl überzeugt gewesen? Und was würden diese Deutschen, als Heiden, aus einem Menschen gemacht haben, der gleich den rasenden Titanen in der Fabel, sich erdreistet hätte, den Himmel zu bestürmen, und der Gottheit Hohn zu sprechen? — Mit Rechte, mit noch mehrerem Rechte, müßten wir Deutschen Christen den Menschen für eine Pest unsres süßen Vaterlandes halten, der, geblendet von Unvernunft, die allergemeinnützigsten Grundsätze der Religion bestreitet, den fruchtbaren Glauben derselben aus den Gemüthern anderer austrottet, und durch die That selbst zeigt, daß er durch keine Religion wolle gebun-

den

den sehn? und doch ist er so mächtig unter uns geworden, dieser Feind des Patriotismus,

Des Spottes Trevel, — des Ungehauer,
 Das neue härte Ketten droht.
 Italien gebahr's, und Gallien
 Hat's aufgefängt, und ach! Brittanien,
 Es waren Britten, die ihm Waffen gaben. (*)

Das Vaterland hat freylich nicht die Macht, die Gewissen zu beherrschen: allein, wer die ewig heiligen Grundwahrheiten der Religion, welche doch vor der strengsten Vernunft bestehen, antaet, kann der wohl ein solch Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft seyn, von dem man sich wahre Liebe, Treue, Gewissenhaftigkeit, Tugenden, die unmittelbar aus der Religion fließen, und ohne welche sich kein Patriotismus denken lässet, versprechen könne? Welche Bande der Gesellschaft wird ein solcher noch wohl heilig achten, oder als unverleßlich verehren? Was wird das Vaterland von der Gewissenhaftigkeit solcher Menschen erwarten können, die das in sich selbst vernichten, was alle so mächtig reizen soll, dem Vaterlande treu, nützlich und brauchbar zu seyn? —

Wahre

(*) Cramer's Ode an Luthern.

Wahre Menschenliebe ist der stets merkbare Schmuck des rechtschaffenen Patrioten. Als Oberkeit herrscht er in den Herzen seiner Unterthanen, durch ein Gesetz, das allen seinen Befehlen Leben giebt: sie wissen's, er liebt sie. — Als Unterthan ist er bereit den Befehlen der Oberkeit zu gehorchen, ihren Verordnungen willig zu folgen, und ein Theil des Vermögens, das er unter dem Schutze derselben erwirbt, dem Vaterlande zum besten freudig und ohne Murren beizutragen. Er freut sich, wenn nützliche Anstalten aufblühen, noch mehr, wenn er selbst auf irgend eine Art etwas dazu beigetragen hat. Auch im geringsten Vorfall ist's ihm Wollust, dazu sich geschäftig zu zeigen, andern, oder für andere wohlzuthun.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Ein paar erheblichere Druckfehler im 21sten Stück kann ich nicht unangezeigt lassen. S. 331. Z. 1. lese man: das edelmüthige Betragen des Verritus und Malorich nach dem Tacitus erzählt.

Eben daselbst Z. 7. Strabo statt Scabo.

Auch sind auf dieser und der 329sten Seite, die unten angeführten Stellen verwechselt.

Der
D e u t s c h e.
Fünf und zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 22^{ten} Junius, 1771.

Nach dem ersten Entwurfe, den ich mir von dieser Schrift dachte, war es nicht meine Absicht, mich so weit in unsere Alterthümer einzulassen. Ich war entschlossen mich auf wenige Blätter einzuschränken; allein der vorzüglichere Verfall, womit die meisten meiner Leser die Nachrichten von unsern älteren Vorfahren ausnahmen, bewog mich, meinen Vorsatz zu ändern; und jetzt bereue ich's fast, daß ich nicht noch vollständiger gewesen bin. Vielleicht aber entschließ' ich mich künftig, eine eigene Abhandlung von unsern Alterthümern herauszugeben, wenn ich erst so glücklich bin, mich durch unzählige Hindernisse und Zerstreuungen hindurch zu drängen, welche mir jetzt das

Zweyter Theil, Bb Schreib

Schreiben theils verleiden, theils zur Beschwerde machen. Heute will ich dem Verlangen, welches verschiedene meiner Leser in ihren Zuschriften an den Tag legen, einiger massen Genüge leisten, und ihnen ein Theil der Geisterlehre unserer Väter vorlegen, so wie es mir mein Gedächtniß an die Hand giebt, ohne mich an eine zu regelmäßige Ordnung zu binden.

Die alten Teutonen nahmen nicht nur eine grosse Menge von Geistern an, sondern auch verschiedene Gattungen derselben. Ich habe meinen Lesern schon vormals ausser den Landvättir, die Elfen, Dysen, Dvergar oder Herdvergar, Normir, und Valkyrien genannt. Hierzu setze man noch die Trolen, Nisen, Alfrisen, u. a. m. und lese nach, was allen diesen Geistern für Wunderdinge zugeschrieben werden, und man wird es unglaublich finden, daß Thuidkou's tapferes und männliches Volk dem Aberglauben so sehr unterworfen war.

Der Ursprung der Elfen ist in solche Fabeln eingehüllet, daß es mir eine unangenehme Arbeit seyn würde, sie zu erzählen. Wir wollen bey der Wahrheit stehen bleiben, oder zum wenigsten

wenigsten, bey dem Wahrscheinlichsten. Odin, oder Wodan, soll einen Bruder gehabt haben, mit Namen Alfur. Von den Nachkommen dieses Mannes glaubte man, daß sie alle riesenmäßig groß gewesen wären, und nannte sie Alfyndr. Ich will, in der Uebersetzung, eine Stelle aus dem Hervarar-Saga anführen: „Die Anführer dieser Völker, (die sich aus den Koraenländern in die Winternächtlichen Gegenden begeben hatten,) „waren zweyen Brüder, von welchen der eine Wodan, der andere Alfur hieß. Durch ihren Fleiß ist in der Folge das beträchtlichste Theil der Winternächtlichen Länder angebauet worden. Alfur ließ sich in dem gegen Aufgang liegenden Theile nieder, und nannte ihn nach seinen Namen Alfheim.“ (*)

Hiermit vergleiche man, was die Edda bey Gelegenheit der Eintheilung der Elfen in gute und böse sagt. Es heisset daselbst, nach der Göhranssonischen Ausgabe: „Eine andere Stadt (im Himmel) wird Alfheim genannt; daselbst

Bb 2

wohnen

(*) Jo. Cochlaeus in vit. Theodorici, reg. Ostrogoth.

wohnen die, welche Ljosalfar (d. i. die weissen Lichtellen Elfen) genennet werden. Aber die Daukalfar (d. i. die schwarzen Elfen) wohnen in dem innersten Theile der Erde. „

Mich dünkt, der Ursprung der Elfen lässet sich auf diese Art recht gut erklären. Es waren die Nachkommen des Alf, von deren Aussehen man anfänglich, um ihres Absehens willen, eine gewisse Ehrfurcht hegte, und sie nachgehends gar für göttliche Wesen hielt. Eben so verhält es sich ja mit Wodan, dem ersten Wohltäter der Nation. Man ehrte ihn anfänglich als einen Helden und grossen Mann, und nach und nach betrachtete man ihn als die oberste Gottheit.

Sie theilten demnach die Elfen in zwei Klassen, in gute, und böse. Ihre Wohnung haben wir in der angeführten Stelle der Snorronischen Edda gesehen. Von ihrer Gestalt fabeln die alten Dichter mancherley. Sie kommen aber alle darinn überein, daß sie dieselben überhaupt als Jungfern beschreiben, aber mit dem Unterschiede, daß sie den guten eine vortrefliche Gestalt, entzückende Schönheit und blendenden Glanz belegen, die bösen aber, als abscheulich häßlich

häßlich beschreiben. Die Edda setzt zu der angeführten Stelle hinzu, nachdem sie gesagt hat, daß die bösen Elfen in dem Eingeweide der Erde wohnen: „sie sind aber von den Liosalfar ungemein verschieden, so wohl in Betracht des Charakters, als auch dem Anblicke nach. Die Liosalfar sind heller als die Sonne, und die Daufalfar sind schwärzer als Pech.“ (*) Außerdem aber weichen sie sehr in ihren Beschreibungen von einander ab. Einige, z. B. geben den guten Elfen Schwanensflügel, andere versehen sie mit Pferden, beides in der Absicht, die unaussprechliche Schnelligkeit anzuzeigen, mit welcher sie sich von einem Orte zum andern bewegen. In Olaf Tryggveson Saga beim Bartholin (**) werden ihnen auch weiße Kleider beigelegt.

Ihrer Bestimmung nach, waren sie Untergeordnete der obern Götter, deren Befehle sie vollzogen, daher werden sie in der Edda so wohl als in der Voluspa Dienerinnen Wodan's genannt. Sie freueten sich über das Glück der Menschen, verkündigten ihnen zuweilen die Zu-

Bb 3

kunft,

(*) Edd. Myth. 15.

(**) Antiqu. Dan. L. III. c. 1.

kunst, und nahmen vorzüglich Antheil an dem Schicksale grosser Männer. Sie erschienen den Sterbenden. Meine Leser werden sich noch des Sterbeegesanges im vierten Stücke dieser Schrift erinnern, wo der entzückte Hegner Lodbrog Wodan's Jungfern zu sehen glaubt. Eben so erblickte der sterbende Gadding dieselben:

Saikan ez fogðfader hólms meiar
Yder hefir mer Odin sendar
Villad gláður i Vingolf folga.

D. i. „Ich kann sterbend Wodan's Jungfrauen sehen. Wodan hat euch zu mir gesandt, ich will euch freudig nach Walhalla folgen.“

Uebrigens hatten sie im Walhalla besondere Ber-
richtungen, welche uns die Edda (*) mit fol-
genden Worten beschreibt: „Es sind auch noch
andere Jungfern, deren Geschäft es ist, im Wal-
halla aufzuwarten. Sie müssen das Getränk
einschenken, und das Tischgeräth nebst den Bier-
gefässen aufbewahren.“ Auch wird den Elfen
in der Saemundischen Edda gemeinschaftlich
mit den Göttern die Ehre bezeuget, daß sie Er-
finde-

(*) Myth. 31.

finderinnen der Nenen sind. Wenn man nun noch hinzusetzt, daß die guten Elfen, nach dem Zeugnisse des Sago Grammatikus sich in den Schlachten ihrer Lieblinge annahmen, so wird man gesehen müssen, daß diese himmlischen Jungfern recht gutartige Geschöpfe waren.

Die schwarzen Elfen bezogen waren gerade das Gegentheil von ihnen. Sie fanden ihre Wollust darin, daß sie dem menschlichen Geschlecht zu schaden suchten. Die alten Schriftsteller malen sie mit den häßlichsten Farben, in einer abscheulichen Gestalt, schwarzen Kleidern, fürchterlichen Waffen, u. s. w. Sie sollen nicht immer in einer menschlichen, sondern oft in Gestalt garrüger Thiere erschienen seyn. Ihnen schrieb man alles Unglück zu, und wehe dem, der sich ihren Haß zugezogen hatte! Einen solchen verfolgten sie, nach den Lehresagen der Alten, durch sein ganzes Leben, freueten sich über seine widrigen Schicksale, plagten ihn auf alle erfindliche Art, und nicht selten erwürgten sie sogar den Gegenstand ihrer Feindschaft. So soll, nach dem Mäus Magnus, Valander von einem bösen Geiste, Namens Mara, im Schlafe erwürgt seyn. Besonders hatten sie ihre Freude an den

Wunden derer, die sie haßten, und waren sehr aufmerksam, wie dieselben geschlagen wurden. Daher jene Stelle:

Talar Disir standa

Ther a Juaer hlidar

Oc vilja thic farann sia.

D. i. Die trügerischen Dymen stehen dir zu beiden Seiten, und wollen sehen, wie die die Wunden geschlagen werden.

Dabei aber glaubten unsere Väter, daß die guten Elfen sich beständig den bösen widersetzten, und sich bemüheten, ihre Anschläge zu vernichten. Freylich waren sie nicht allemal mächtig genug, wie solches aus dem Beispiele des von bösen Geistern erwürgten Thidrand, welches man in oben angeführter Stelle des Olai Tryggveson Saga beyhm Bartholin nachlesen kann, erhellet.

Aber auch die Obergottheiten widersetzten sich den bösen Elfen, und verfolgten sie. Vorzüglich beschäftigte sich der Donnergott Tohr damit, sie zu züchtigen, und mit seinem Hammer zu zerschmeissen. Daher glaubte man, wenn Felsen, Häuser, Hölen u. dergl. vom Blitze gerührt wurden, Tohr habe daselbst die Geister, welchen

lich die Dwerger, welche ich mit den Worten des Verelius beschreiben will. (*) In den alten Geschichten, sagt er, versteht man unter Dwerger und Herdwerger eine gewisse Art von Halbgeistern, welche in den Bergen wohnen, und von denen man glaubte, daß sie weder durch Gewalt noch durch List verderbt werden können.

Ferner gehören hierher die Nornir. Dieses waren Geister, die mit den Parcen der Römer zum Theil vieles, zum Theil alles gemein haben, wenn wir das Spinnen und Abschneiden der Lebensfaden bey Seite setzen, welches die Römer als ein Bild brauchten, die Verrichtungen ihrer Parcen deutlich zu machen.

Sie theilten sich in verschiedene Arten. „Es sind viele schöne Städte im Himmel, sagt die Edda, (Myth. 15.) aus einer derselben treten drei Jungfern hervor, die heißen Verd, Vefrande, und Skuld. Diese nennen wir weis-sagende Nornen, welche das Alter der Menschen austheilen.“ Diese drei kommen also genau mit der Klotho, Lachesis und Atropos der Römer überein. Sie standen aber zunächst
unter

(*) Verelius ad Heruarrar Sag. p. 40.

unter dem obersten Rathe der Götter, welcher über das Schicksal herrschte, und vorzüglich unter Wodan, dem obersten Regierer des menschlichen Geschickes, und nach seinem Wink, theilten sie dem Menschen zu, was ihm begegnen sollte, besonders aber setzten sie seinem Leben ein bestimmtes Ziel.

„Es giebt auch, fährt die Edda fort, noch viele andere Nornen, welche sich zu einem jeden Menschen, wenn er auf diese Welt gebohren wird, gesellen, und seine Tage regieren. Einige derselben sind göttlichen Geschlechts, andre gehören theils zu den Elfen, theils zu den Dwerge; die guten Nornen beschenken ein glückseliges Leben; wenn aber jemand Unglück leidet, so wirken dies die Bösen.“

Ein andres Geschlecht von Nornen oder Varnen, waren die Valkyrien. Diese waren eine Art Kriegesgeister. Ihr vorzüglichstes Geschäft war, diejenigen, die in einem Treffen sterben sollten, auszuzeichnen, sie zu der Glückseligkeit in Walhalla einzuladen, und daselbst bei der Tafel zu bedienen. Wodan war der Schutzgott derer die auf dem Pette der Ehre starben, daher waren ihm vorzüglich die Valkyrien unterge-

tergeordnet, und wurden von ihm gesandt, das Glück der Schlachten zu regieren. Am Range standen sie übrigens unter den vorgedachten drey Parcen, der *Urd*, *Verande* (*) und *Skuld*, welche letzte, als die unterste und jüngste, nur allein zugleich mit zu den Valkyrien gehöret.

Dieses sind demnach die drey vorzüglich bekannten Gattungen von Nornen. Von der ersten und letzten hab' ich nichts weiter zu sagen, als man von ihnen, wie von allen Geistern, eine gewisse Art von Gemeinschaft mit der menschlichen Seele annahm, vermöge welcher sie dem Schlafenden zuweilen die Zukunft im Traume verkündigten, ihn aufmunterten, warnten, oder plagten. Nur von der zweyten Gattung, von welcher die *Edda* Erwähnung thut, muß ich noch einige Umstände berühren.

Unser Väter, sonderlich die nach Norden gelegenen Völker, glaubten nach dem Beispiele anderer Nationen, daß ein jeder Mensch von seiner Geburt an, einen eigenen Genius oder Schutzgeist

(*) Sie werden auch *Urd*, *Verdandi* und *Skulda* genennet, und hatte die erstere eine Kenntniß des Vergangenen, die zweite des Gegenwärtigen, und die dritte des Zukünftigen.

geist habe. Dieses waren bey unsern Vorfahr-
ren die obengedachte zweyte Art Nornen. Diese
Art Geister war bloß um des Menschen willen
gemacht. Ihre Benennungen sind verschieden.
Die Edda nennt sie Nornir; von den nordis-
schen Geschichtschreibern werden sie Hylgior,
und von den Dichtern mit dem allgemeinen Na-
men, Dyrir, oder Spa-Dyrir genannt. Sie
zeigten sich den Menschen zuweilen in der Ge-
stalt eines Vogels, eines Pferdes, u. s. w. Sie
begleiteten ihn bey jedem Schritte, und giengen
vor ihm her. Man hielt dafür, diese Schutz-
geister wären unter sich so verschieden, wie die
Seelen der Menschen, und es würde einem je-
den ein solcher zugetheilet, der sich am besten zu
seiner Seele schicke. Edlere Seelen, und vor-
nehmere Leute hätten auch edlere und vorneh-
mere Nornen um sich. Eben so sollen sie auch
der Gestalt nach verschieden gewesen seyn, in wel-
cher sie sich zuweilen von sterblichen Augen sehen
ließen. Würdigen Leuten begleiteten sie und
erschiene ihnen in einer edleren Gestalt. So
erkannte Geirer das edle Geschlecht des Thor-
stein und seine grossen Eigenschaften an der Ge-
stalt eines jungen Bären, in welcher sein Genius

vor ihm her gieng. Und Riallak rieth seinem Verwandten, dem Steinult, er mögte ja sich um die Freundschaft des Thorer bewerben; denn, sagte er, thust du das Gegentheil, so mögt es dir übel ergehen, weil seine Schutzgeister den deinigen überlegen sind. Hieraus erhellet der Lehrsatz unserer Vorfahren: daß ein Genius den Vorzug vor dem andern habe, und daß die Schutzgeister unter sich eben das thäten, was die Menschen, denen sie zugeordnet sind, unter einander vornehmen, und daß alsdann der Mensch eben das Schicksal habe, das seinen Genius betrifft.

Vor allen andern Däsen waren es vorzüglich die Schutzgeister, welche nach der angenommenen Meinung die Träume wirken sollten. Sie glaubten, daß die Gestalten von lebenden und leblosen Sachen, die ihnen im Schlafe vorkamen, nichts anders wären, als ihre, oder anderer Schutzgeister, welche diese Gestalten angenommen hätten.

Das vornehmste Geschäft dieser Norner war, den Menschen, dem sie zugegeben waren, vor Gefahren zu schützen und ihm künftige Dinge anzudeuten. So wird von einem gesagt: die Norner

Nornen hätten ihn dergestalt beschützt, daß er von Wunden frey geblieben wäre, ob er gleich im heissesten Gedränge der Schlacht gefochten hätte. Und als Asmund wegen des Ausganges eines bevorstehenden Treffens bekümmert war, erschienen ihm etliche gewaffnete Jungfrauen im Traume, mühten ihn auf, und sagten: Wir sind deine *Spa-Dysir*, (d. i. deine weissagende Schutzgeister) und werden dich gegen die Männer beschützen, mit welchen du zu schaffen haben wirst.

Es ist noch zu merken, daß diese Schutzgeister erblich waren, und bey der Familie blieben. Ein Beispiel hiervon will ich aus *Vigaglums-Saga*, nach *Ericus* Uebersetzung, mit wenig Worten erzählen. Olum hatte einen Traum, in welchem es ihm vorkam, als wenn eine Frau am Ufer heraufstiege, und ihren Weg nach seinem Hause nähme. Sie war so groß, daß die umherliegenden Berge ihr nur an die Schultern reichten. Er gieng ihr aus seinem Hause entgegen, lud sie zu sich, und erwachte. Er legte diesen Traum also aus, daß sein Großvater, Herzog *Vigfus* gestorben sey. Die große Frau wäre dessen guter Genius, oder Glück gewesen, welches größer als Berge sey, weil dieser Mann an Tapferkeit

pferkeit und Adel alle übertroffen hätte. Jetzt aber, da dieser Held todt sey, komme sein Genius hierher, und wolle bey ihm einkehren.

Die Alten fürchteten die Geister sehr, und suchten ihre Freundschaft zu erwerben, und ihren Zorn abzuwenden. Sonderlich waren sie in dem lächerlichen Aberglauben, der auch jetzt noch Anhänger genug in Deutschland findet, daß die bösen Geister vorzüglich die Dunkelheit, und die Nachtzeit liebten. Unsere Matronen räumen den Gespenstern zwar nur die Mitternachtstunde ein; unsere Väter giengen weiter, und glaubten, daß sie sich die ganze Nacht hindurch sehen ließen. Zu einem Verweise mag die Nachricht von dem Elfen- tanze dienen, welche meine Leser, wenn sie Lust haben — denn ich bin es müde, Gespensterhistorien zu erzählen — in Olai Magni hist. gent. septentr. L. III. c. 11. selbst nachlesen können.

Von mir würd' es schändlicher Undank seyn, wenn ich nicht anzeigte, daß ich ein beträchtliches Theil von dem, womit ich meine Leser heute zu unterhalten suchte, aus Jo. Erics Observationibus ad Antiquit. septentr. pertinent. entlehnet habe.

Der
D e u t s c h e.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 29^{ten} Junius, 1771.

Mein Herr,

Im ersten Stücke Ihrer Schrift erboten Sie sich, Beiträge, die Ihrem Zwecke entsprechen, anzunehmen. Nicht als einen Beitrag, sondern nur als eine kleine Nachlese sende ich Ihnen diesen Brief, und überlasse es Ihrem Gutbefinden, ob Sie von demselben Gebrauch machen wollen.

Ich bin ein Mann der
froh bestürzt

Sich einen Dichter grüssen hörte,
obgleich ich selbst mit nichts weiter bewußt war,
als daß ich lange und kurze Sylben an einander
stücte. Dieser Umstand wird es Ihnen deutlich
machen, warum ich vorzugsweise mit Ihrem
vierten Stücke nicht so ganz zufrieden bin. Sie
haben Unrecht gethan, daß Sie in demselben
Zweyter Theil. Cc eine

eine sehr wichtige Person mit Stillschweigen übergehen, die Ihnen doch nicht unbekannt seyn kann, da Sie, wie ich mit Vergnügen bemerke, mit den ersten Quellen bekannt sind, und aus denselben schöpfen. Sie werden leicht errathen, daß ich von dem Gotte rede, der den Skalden vielleicht eben so unentbehrlich seyn mogte, als Gott Apoll unsern heutigen Dichtern ist; von dem Gotte der Beredsamkeit; dem Vater der deutschen Dichtkunst; mit einem Worte, von dem liebenswürdigen Gotte Brage. Wenn Sie sich jener Stelle in der Edda (*) erinnern, in welcher er so gutartig geschildert wird: so müssen Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich ihn liebenswürdig nenne, ob er schon an einem andern Orte dieses ehrwürdigen Restes der nordischen Poesie, Sydskliege As, d. i. der Gott mit dem laugen Barte genannt wird. „Einer aus dem Göttergeschlecht, sagt die angeführte Stelle der Snorronischen Edda, heißt Brage. Er ist sanftmüthig, liebreich, weise, beredt, wirksam, und sehr erfahren in der Dichtkunst. Auch wird die Dichtkunst nach ihm Bragur genennet.“

(*) Mythol. 24.

nennet. „ Im zweenen Theile der Edda, wird ihm der Name Grimsnidur Bragar, d. i. Erfinder der Poesie, benzeleget. Nach seinem Charakter also nenne ich ihn lebenswürdig, und wegen der Erfindung der reizendsten Kunst. An Gestalt mag er immer dem unbärtigen Phöbus weichen, wenn er ihn nur als ein Deutscher in der Art zu denken vorsteht.

Ein Gott von einem so sanften Herzen; ein dichtender Gott, konnte der wohl ohne eine Geliebte seyn? Ich denke nicht. Auch hatten unsere guten Väter, die nicht wollten, daß ihre blauäugigten Mädchen, selbst um des besten Gottes willen, in Lorbeerbäume, oder in noch was schlimmeres sollten verwandelt werden, ihm eine artige Gattinn gegeben; eine Gattinn, die ihre Wohlthaten so gar über die Götter verbreitete, Iduna, so hieß diese Schöne, hatte eine Büchse mit Äpfeln, von denen ich mir nur einen einzigen wünschte, um sicher tausend gegen eins wetten zu können, daß alle Mädchen — und Frauen dazu — sich um die Wette beeifern würden, mein Herz zu erobern, ob ich gleich gestehe, daß ich nicht mehr jung bin, und trotz aller meiner Eigenliebe mich nicht für wohlge-

macht halten kann. Ich stelle mir im Geiste alle die verschiedenen Bemühungen vor, alle die gärtlichen, schwachtenden, aus Liebe sterbenden Gesichtchen, alle die kleinen Kunstgriffchen, die so manche Schöne — oder Häßliche anwenden würde, um meine stählerne Brust zu erweichen, und, ich bekenne meine Schwäche, so gar diese Vorstellung macht mir Vergnügen. Aber gehorsamer Diener, meine lieben Mädchen! geben Sie sich keine Mühe! Denn ich versichre Sie, wenn mir jemals einer von diesen wunderbaren Äpfeln aus der Büchse der schönen Iduna zu Theile werden sollte, daß ich ihn für mich behalten, und bloß mit Dir, liebe Johanna, theilen werde. —

Aber was waren denn dieß für Äpfel? Solche, gegen welche der goldene Apfel des Paris keinen Heller werth ist. Auch waren sie bloß den Göttern vorbehalten. Ich will mit den Worten der Edda (Mythol. 24.) ihre Vortrefflichkeit und wunderbare Eigenschaft darstellen. Iduna, heißt es daselbst, hat in einer Büchse gewisse Äpfel in Verwahrung, von welchen die altwerdenden Götter essen werden, um sich

sich wieder zu verjüngen, und dieses wird bis an das Ragnarockur (*) fort dauern.

Kann wohl ein größterer Schatz in der Welt seyn, als ein solcher verjüngender Apfel? Wahrhaftig, mein Herr, seitdem ich von dieser Wunderfrucht gelesen habe, gebe ich für allen so gepriesenen Serquis keine Bohne. Immer mag er die Nymphen der Sultanninnen vertreiben: er stellt doch die Lebenskräfte nicht wieder her.

Sehen Sie, ehrlicher Deutscher, diese beiden Gottheiten hätten Sie in einem Ihrer Blätter ein Plätzchen müssen finden lassen. Sie hätten zugleich das Aehnliche zwischen den Dwer-gen und Nusen berühren können. Auch würde es mit angenehm gewesen seyn. Ihre Meinung von dem sogenannten Bragebeggere zu lesen, über welchen die Schriftsteller so uneinig sind. Sie werden aus den Schriften, die sich mit uns fern, sonderlich den nordischen Alterthümern beschäftigen, die Gewohnheit der Alten kennen, dreymal den Göttern zu Ehren zu trinken. Nicht Ihnen also, sondern, im Fall Sie diesen

Ec 4

Brief

(*) Mit diesem Namen wird in der Edda das Ende der Welt bezeichnet.

Brief in Ihre Schrift aufnehmen, Ihren Lesern will ich ein paar Worte davon sagen.

Fey den Gastmahlen trank man den ersten Becher zur Ehre Wodan's, und zum Besten des Landesfürsten, um für ihn eine glückliche Regierung und Sieg wider seine Feinde zu erwirken. Den zweiten Becher leerte man der Freia und dem Tiord (den die nordischen Völker für den Gott des Meers, der Wunde und des Reichthums (*) hielten) zu Ehren, um fruchtbare Witterung, Ruhe und Glückseligkeit zu erbitten. Der dritte Becher war der Bragebeggere. Es würde zu weitläufig seyn, wenn ich die verschiedenen Meinungen von desselben Bedeutung erzählen wollte. Für mich ist es genug, zu sagen, daß ich denen verpflichte, die glauben, daß man ihn dem Brage zu Ehren getrunken habe. Aber genug von dieser Göttheit.

Auch bey dem, was Sie von den Barden sagen, muß ich eine Anmerkung machen, die sich aber vielleicht am besten in Ihr größtes Stück geschicket hätte. „Auch in Deutschland, sagen Sie, hat nunmehr das Laster seine Barden.“ Hier hätten Sie die schönste Gelegenheit gehabt, den

(*) So beschreibe ihn die Edda, Mythol. 21.

den Dichtern bey unsern Vätern, und ihrem von aller Menschenfurcht entbleyten Freymuthe die edelste Lehre zu halten. Sie hätten dabey aus dem Sapo Grammaticus das Beispiel des Skalden Starkatherus anführen können, der dem lasterhaften Könige Jagellus eine so scharfe Strafpredigt hält. „Ich suchte, so sinnt der edelmüthige Mann, ich suchte einen frommen König, aber ich fand einen schelmenden Presser, der dem Bauche und allen Lasteren ergeben war, und dessen schändliche Wollust alle bessere Bemühungen in Schwelgereyen ungeschmelzet hat. Die Weissagung Isaldan's trifft ein, dessen Lied uns prophezeiete, es würde uns in kurzem von einem weisen Vater ein niederträchtiger Sohn gezeuget werden.“

Soll ich aufrichtig reden, mein lieber Deutscher, so muß ich Ihnen sagen, daß ich mich wundere, wie ein Mann, der mir den offenkundigen Freymuth unsers Nationalcharakteres so ziemlich geerbt zu haben scheint, ein solches Beispiel habe übergehen können. Sie stellen ja sonst gern Vergleichungen an: hier hätten Sie den Dichtern einige nützliche Meinungen sagen können, wosür ich und jeder Feind der Schmei-

chelen Sie aufrichtig und herzlich wurden un-
armet haben. —

Mein Brief hat sich nun einmal über die gewöhnlichen Schranken gedrängt; er mag also immerhin noch um eine oder ein paar Seiten anwachsen. Ich will demnach eine Stelle aus der Snorronischen Edda (Mythol. 48.) her-
setzen, in welcher von den Strafen der Untreue nach diesem Leben gehandelt wird, und welche Sie zum Schutze unserer Vorfahren, wider die Beschuldigung der Untreue hätten anführen müssen. „Ich weiß, (so lautet es da, nach meiner Uebersetzung) daß ein Saal fern von der Sonne im Vastrand (einen Augenbalt der Todten) steht, dessen Thüren sind gegen Winternacht. In denselben fallen giftige Eitertropfen durch die Fenster, und der ganze Saal ist aus Blatter-
Zungen zusammen gewebet. Daireißt werden die Eidbrüchigen und Mordelinder durch reißende Ströme waten müssen. Und im Hvergelme (dem höllischen Flusse) quälet Nidhoggur (ein böser Geist) die Verstorbeneu. Das ist das Schlimmste.“

Solche einheimische Zeugnisse sind an sich schon gültigere Beweise, als ausländische, welche

che erst durch ihre Uebereinstimmung mit jenen völlig glaubwürdig werden. Es ist nur zu bedauern, daß unsere Vaterländischen Quellen so arm sind, und daß man die Wahrheit fast allemal aus einem Berge von Fabeln hervorgraben muß.

Mit allem Rechte bestreiten Sie den irrigen Wahn, daß die Frau den verstorbenen Mann nicht habe überleben dürfen, in Ihrem sechsgehten Stücke. Aber ich möchte mit Ihnen zanken, daß Sie nicht hinzugesetzt haben: es sey nicht ungewöhnlich gewesen, daß bey den alten Deutschen die Ehemänner freiwillig, und ohne durch irgend eine Vorschrift dazu verbunden zu seyn, dem erblichenen Ehemannne ihr Leben als ein Zeugniß ihrer treuen Liebe zum Opfer dargebracht habe. Sonderlich schätzte man bey der Deutschen Nation die Frauen sehr hoch, die sich bey dem Leichenbegängnisse ihres Gatten eigenhändig entleibten, um mit ihm auf denselben Holzstoß verbrannt zu werden; man nöthigte sie aber nicht dazu, und es beruhete auf den freyen Entschluß der Frau. Durch diese Unterlassungssünde sind Sie der strengen ehelichen Treue und der heißen Liebe unserer Väter gegen ihre Gatten zu nahe getreten.

Sie

Sie hätten zugleich das Andenken der tapfern Hermutrada, deren Sapo Grammatikus gedenkt, erneuern müssen; sie gelobte, ihren Vornamen auch im Dreschen nicht zu verlassen, und sagte: eine Frau, die sich fürchte, mit ihrem Vatern zu sterben, verdiene allgemeinen Abscheu. Solche Beispiele, mein Herr, unterlassen nicht, ihren Nutzen zu haben.

Ein wenig mehr Genauigkeit, die Zeit betreffend, mögte ich auch noch von Ihnen gefordert haben. Durch eine kleine Nachlässigkeit in diesem Stücke geschieht es, daß Sie solchen Lesern, denen die Gegenstände Ihrer Schrift neu sind, oft widersprechend vorkommen; z. B. sagen Sie im vorgedachten sechsgehnten Blatte: Es sey falsch, daß man denen die man zur Erde beflattete, an die längst Verstorbenen Briefe mitgegeben habe. Und im vierten Stücke versichern Sie, man habe sogar die Rechnungsbücher dem Verstorbenen mitgegeben. Dieses wird mancher Leser für einen Widerspruch halten, der nicht darauf Acht giebt, daß Sie in Absicht der Briefe von den alten, und in Absicht der Rechnungsbücher von etwas näheren Zeiten reden.

Noch

Noch etliche Anmerkungen könnte ich Ihnen mittheilen; aber nach dem lebhaften Vortrage in mehr als einem Ihrer Blätter zu schließen, scheinen Sie mir eben nicht der geduldigste Mann zu seyn. Ich will also Ihre Geduld nicht auf einmal erschöpfen, sondern lieber auf ein andermal fortfahren, mich zu Ihrem Aristarch aufzuwerfen. Ich bin u. s. w.

Lucius.

Wäre die Aehnlichkeit der Schreibart ein sicheres Merkmal, so würde ich glauben, daß mein theurer S . . . sich unter dem Namen Lucius verbergen habe. — aber dieser Brief sey von wem er wolle, so erkenne ich mich dem Verfasser desselben verbunden, und bitte ihn, meine Verbindlichkeit durch öftere Zuschriften zu vermehren. Wegen des V. o. g. s. agere, wie er auch genannt wird, oder Brag, weißt hin ich keiner Meinung, und lasse mich dadurch nicht irren, daß nach dem zweyten Theile der Edda, der Name des Dichtergottes auch zugleich eine allgemeine Benennung aller Götter gewesen ist.

Im Uebrigen geb' ich meinem lieben Aristarch zu bedenken, daß ich keine Abhandlung, sondern eine Nothwendigkeit schreibe, wo ich nicht verbunden bin, jeden Umstand zu berühren, und daß nur von andern der Vorwurf gemacht wird, ich sey u. s. w. nicht auf unsere Merkwürdigkeiten bereits zu weitläufig gewesen.

Im

Inhalt.

Vierzehntes Stück. Von der bey unsren Vorfahren
 üblichen Erziehungart. Die Rätter hielten es
 für ihre Pflicht, ihre Mäuler an ihrer eignen
 Brust zu erheben. Söhne und Töchter wurden
 fast auf einerley Art erzogen. Jene genossen des
 Unterrichts der Dialecten, diese wurden von den
 Priesterinnen unterwiesen; beyde lehrte man mit
 den Waffen umgehen, und stoffte ihnen früh die
 Vaterlandsiebe ein. Von dem Waffentanze. Ei-
 ne Anekdote von zweyen Griechischen Prinzen, als ein
 Beweis des edelsten Nationalstolzes. Wenn man
 der Deutschen Jugend die ersten Kleider und Wap-
 fen zeigen habe? Antwort an Studenten, ein Gedicht.
Fünfzehntes Stück. Einfälle über das Volk in der
 Lichthunst.

Sechzehntes Stück. Unsere Väter liebten die Prache
 nicht den den Leichenbezangnissen. Vornehme und
 Geringe wurden mit einerley Gepränge verbrannt;
 auch hielten sie nichts auf prächtige Grabmäler.
 Die Gewohnheit, Leichenreden zu halten, ist sehr
 alt. Es ist falsch, daß man Briefe an längst Ver-
 storbene mit ins Feuer geworfen, im Uebrigen, daß
 die Frau den Mann nicht habe überleben dürfen.
 Ihre Art, den Todten zu betrauern, war so, wie
 man sie von einem edeldenkenden Volke erwarten
 kann. — Schreiben eines Frauenzimmers, wel-
 ches dem Verfasser veranlaßte, die vorzunehmten
 Arten der Wahrsagungen unserer Väter durchzu-
 gehen. Sie prophezeiten aus kleinen Stäbchen;
 aus dem Fluge und Gesange der Vögel; aus dem
 Opfern; aus dem Zwistampfe mit einem Gefan-
 genen; aus den Träumen, u. s. w. Die heiligste
 Art

Mit der Weissagung nahmen sie von den gewählten
Pferden

Siebzehntes Stück. Eine Aufseß auf den Verfall
für den einen seiner Kritiker, in welcher ver-
schiedene Zweifel wider die Eaten unsrer Väter vor-
getragen werden.

Achtzehntes Stück. Thufnelen am Morgen nach
Hanns Hochzeit.

Neunzehntes St. K. Ein Traugewant, als eine Beant-
wortung der Frage: Was ist gut Deutsch? Wir
hatten ehemals einen Hans nachbarlicher, sehr aber
ist es nicht mehr leicht einen ordentlichen Deutschen
zu finden. Unter dem ersten Haufen des deut-
schen Volkes findet man noch die neuen Tage
welche die Gräber unserer Väter beschauen.
Der Deutsche Gern hat sich aus die Erde des
Grundlichen, heisse Tisch und Geduld, lieber das
Ehrentroste, Pächter und den Geist. Der
Deutsche hat einen gewissen Nachdruck in der
Liebe, ist methodisch, und schmerzhaft geist. Er ist
bescheiden, voll orgeln in seiner Leidenschaft in Lie-
ben und voll heftiger Cerimonie in Umarmung. Eine
Hochzeit von Willert in einem Boock.

Zwanzigtes Stück. Beantwortung des Briefes im
gehobenen Sinne, in welcher gezeigt wird, daß
unser Verfabren von Verwirrung der Willkür und
der Nachbarn nicht verschieden.

Ein und zwanzigstes St. K. Forderung und Be-
schneidung der im vorbergehenden Stücke abgebroche-
nen Materie.

Zwey und zwanzigstes Stück. Eine Art von Uebung
zum neuen Sinne. Deutschland das vor-
mals gut war, ist einem Nationalcharakter un-
getreu geworden, und hat sich durch die Nachah-
mung der allgemeinen Tracht der Nation ver-
schönert. Eine auf Tugend gegründete Hoch-
achtung ist nicht zu tadeln, und unsere Väter glen-
gen

gen auf der entgegengesetzten Seite zu weit. Einige Juge aus dem Nationalcharakter des Deutschen, Ermunterungen zu einer bessern Art der Nachahmung, und eine Verteidigung gegen die Braunschweigische Zeitung besprechen dieses Stück.

Drey und zwanzigstes Stück. Unsere Schriftsteller sind dennache die einzigen unter den Deutschen, die sich aus ihrer eigenen Nation Muster zur Nachahmung wählen; dieß ist loblich und verdient eine Nachsicht der Kritik, selbst dann, wenn sie weit unter ihren Mustern bleiben. Der Deutsche, und alle die ihn mit ihren Beiträgen bedanken, geben dem Verfasser des Leipziger Almanachs der Deutschen Mäßen die Erlaubniß, ihre Namen auf den ersten April, neben Hans Sachs, oder wo ihm es ihm gut dünkt, zu setzen, ihre Schrift nach seiner Art zu beurtheilen, und Insubeliden an seinen Pianer zu stellen, ohne weiter die geringste Abmündung zu befürchten. Ein Schreiben, welches eine neue Theorie der Frauenzimmerzufälle, u. a. m. enthält.

Vier und zwanzigstes Stück. Ueber den Patriotismus.

Fünf und zwanzigstes Stück. Auszüge aus verschiedenen Schriften, die Geisteskräfte unserer Vater betreffend. Dieser war ein allgemeiner Name der Göttern und Geister weibl. Geschlechts. Von der Gestalt, dem Unterschiede und Beschäften der Eifen ic. Die Alten glaubten, jeder Mensch habe gewisse Schutzgeister, welche Nornen genant wurden, unter welchem Namen auch die drey Paten, weil si den Vaisorien beargen waren, ic.

Sechs und zwanzigstes Stück. Schreiben des Kaisers an den Deutschen, welches eine Nachricht von dem Herte Brage und der Iduna, nebst einigen Anfügen zu verschiedenen Blättern dieser Schrift enthält.



22

23

Der
D e u t s c h e.

Dritter Theil.

Magdeburg, und Frankfurt an der Oder.
Bey dem Commerzien-Rath Hechtel.

1774.



Der
D e u t s c h e.

Dritter Theil.



Der
D e u t s c h e.
Sieben und zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 6^{ten} Julius, 1771.

(Beschluß des vier und zwanzigsten Stückes.)

Der ächte Patriot ist durch die Menschen-
liebe, welche ihn auszeichnet, für den Zeitraum,
in dem er lebet, ein Zeugen, der sich oft noch
über die späte Nachwelt verbreitet. Diese, wenn
sie dankbar ist, ehret in ihm einen Wohltäter,
der schon für sie gesorget hat, ehe sie war. Mit
gleicher Dankbarkeit ziehet Er auf seine Vorgän-
ger zurück; heilig ist ihm ihre Asche, und ihr
Verdienst um das Vaterland ist sein Lob, mit
welchem er ihr Andenken erhält und verewiget.
Der wahre Patriotismus ist ein reicher Quell
der meisten, wo nicht aller Tugenden.

Da das Vaterland auf jeden seiner Bürger
die heiligsten Ansprüche hat: so muß es schlech-
terdings in dem Vermögen eines jeden stehen,

diese Ansprüche zu befriedigen. Ich erwarte da-
 her von keinem Menschen die — fast müß ich
 sagen, kindische Ausflucht, daß es nur dem, den
 Stand oder Güter angesehen machen, leicht sey
 ein Patriot zu seyn. Freylich hat der Staats-
 mann, der dem wichtige Aemter anvertrauet
 sind, und nicht selten der Reiche den Vorzug,
 daß er sich in einem helleren Lichte von dieser
 wichtigen und liebenswürdigen Seite zeigen kann.
 Er hat bey grösseren Gelegenheiten, stärkere
 Kräfte, dem Vaterlande so wohl im Ganzen, als
 in seinen einzelnen Bürgern zu dienen; daher,
 wenn er gleich nicht öftere Gelegenheiten hat,
 ist er doch öfterer als der Privatmann, oder der
 Unbemittelte, im Stande, Gebrauch von dem-
 selben zu machen. Auch ist es ausgemacht, je
 grösser das Ansehen eines Mannes in einem
 Lande ist, je näher er selbst dem Regenten ist,
 je mehrern Einfluß der, welcher dem Thron
 ne zur Seite steht, in ein ganzes Land hat:
 desto grösser und ausgebreiteter sind auch die
 Wertheile, die sein Patriotismus zur Reisse brin-
 gen kann. Alles das ist ohne Widerspruch wahr.
 Allein, eben so wahr ist, daß das Vaterland
 nur Opfer fordert, die unsern Kräften ange-
 messen

messen sich, und daß ein jeder anderer, er lebe
 im mittlern, niedrigeren oder niedrigsten Stande,
 Gelegenheit, Mittel und Beruf hat, sich zum
 Vortheil des Vaterlandes zu beschäftigen.
 Wenn demnach die Frage so ernsthaft, als sie
 es verdient, beantwortet werden soll: Wel-
 che Landeseinwohner sollen oder können Pa-
 trioten seyn? werden es dann nicht alle seyn
 können? seyn müssen? — Das Vaterland
 wählet nicht unter seinen Bürgern; es leget allen
 Eine Pflicht, Eine Verbindlichkeit auf, vom
 Regenten bis zum untersten Staatsbedienten;
 vom Minister auf den niedrigsten Unterthan;
 vom Feldherrn bis zu dem letzten, der bey ei-
 nem Heere dienet; vom größten Gelehrten bis
 zum Tagelöhner. Den Adel, den Bürger, den
 Bauer, den Reichsten und den Dürftigsten, einen
 jeden in allen Ständen fordert das Vaterland
 zu der heiligen und unverletzlichen Pflicht auf:
 Suche das allgemeine Beste! Das ist das
 erste und würdige Gesetz, dessen Ausübung die
 Person des Bürgers dem ganzen Vaterlande so
 ehrenwürdig macht, und durch eine allgemein er-
 worbene Ehrfurcht, besser als durch Verbote,
 sichert! Das ist die Verpflichtung, die alle Ge-

6

walthabende auf sich nehmen! das ist der Mittelpunkt, in welchem der Zweck aller Stände zusammen kommt.

Wenn es auch hier ernstlich darum zu thun ist, daß er Wahrheit und seine Pflicht durch sich selbst, durch ein patriotisches Herz ehre, der wird bald unterscheiden können, wie er zu diesem wahren Vorzuge sich zu erheben vermöge. Je treuer, je völliger der Zweck unseres Standes erfüllt wird, desto bessere Patrioten sind wir. Und der wird sich gewiß zum Patrioten bilden, und sich als einen solchen beweisen, der, für diesen Grundsatz eingenommen, demselben gemäß denkt und handelt, und ihn nie aus den Augen setzt. Hohe und Niedrige haben in dieser Absicht einen und denselben Weg zu betreten. Die Verschiedenheit der Stände und Lebensarten, macht in der guten Gesinnung, dem Gepräge des Patrioten, keinen Unterschied; wohl aber in den Beschäftigungen, in den engern oder weitern Gränzen, darinn sich eines jeden Arbeiten einschränken. Geziaget ist der Patriot auf dem Thron, der Menschenfreund im Purpur! Von ihm sürmet Leben und Freude auf alle seine Unterthanen. Ehemals drückte man den erhabnen
Begriff

Begriff eines Landesvaters mit einer gewiß starken Wahrheit aus, wenn man den Regenten des Landes Sonne nannte. Man kann die wohlthätigen Einflüsse desselben aufs Ganze unter keinem bessern Bilde vorstellen. Unvergesslicher Ruhm begleitet die ächten Bürger des Vaterlandes, welche dem Haupte am nächsten sind, und flüßte Selbstzufriedenheit lobnet und beruhiget einen jeden, der aufmerksam auf den Zweck seines Standes, und zu anderer Besien ämfig ist! Ehrewürdig ist der Soldat und Patriot in einer Person! Das Vaterland ruft ihm zu, und fordert seinen Schutz: er hört die Stimme, und seine Brust wird des Vaterlandes Bormauer.

— Ich kann mich nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit die Hochachtung an den Tag zu legen, die der Adel in den Preussischen Staaten so vorzüglich verdienet. Sich im trägen Risikogange zu wästen, hält er nicht für seine Bestimmung, und die Jagdflinte ist nicht sein einziges Gewehr. Er weibet sich seinem Könige und dem Vaterlande, verschieden von dem Adel in nicht als einem grossen Strube Deutschlands, wo mancher Edelmann, mit einem etwanigen Titleden von diesem oder jenem Hofe zufrieden,

seine Jagdhunde mästet und seine Bauern aus-
 saugt, seinen Informator unter den Tisch kriecht,
 seinen Pfarrer aufhebt, und sich übrigens für
 ein Wunder von Gelehrsamkeit hält, wenn er
 bey der Geschicklichkeit die Einkünfte eines Eins
 prendre zu berechnen, seinen Namen kriegen,
 und im Kalender buchstabiren kann. In unsern
 Ländern hergegen, wo ich, im Vorhergehenden ge-
 sagt, überhaupt fast mehr wirksame Thätigkeit
 und Geschäftigkeit gefunden habe, als in irgend
 einer andern deutschen Provinz, trifft man der-
 gleichen Beispiele weit seltener an. Durch das
 Exempel des Landesvaters, der bey der Last der
 Regierung, Dichter, Weltweiser und Selbat ist,
 angefeuret, hält unser Adel es für seine Pflicht,
 sich entweder den Geschäften und der Sorge für
 das Vaterland, oder dem Schutze desselben zu
 widmen; und es ist, wenn ich Frankreich aus-
 nehme, kein Land in der Welt, in welchem mehr
 eingeehrene Edelleute Soldaten sind, als das
 Brandenburgische. Diese Denkart erhebet den
 Adel und macht ihn ehrwürdig. — Ich ent-
 schuldige mich wegen dieser Auszeichnung nicht,
 welche Wahrheit und Verdienst von mir fordert,
 und lehre wieder zu meinem Zwecke. —

Wie groß ist nicht der Nutzen, den der pa-
 trienbüchselechte so wohl durch bescheidene Schrif-
 ten überhaupt, als auch durch seine besondere
 Bestimmung stiften kann! Er sey Gottesgelehr-
 ter, Rechtsverständiger, Arzt, Weltweiser, Kech-
 künftler, oder was er wolle, in jedem Fache
 wird

wird er ein Segen für sein Vaterland seyn, wenn er dasselbe liebet. Der Patriotismus verschönert und adelt die Denkart aller Landesbewohner in allen Ständen. Der, welcher in seinem geringsten Besien das wahre patriotische Herz zeigt, erhält einen um so viel größern Werth, je mehr er nicht allein seines gleichen, sondern auch andere, die auf höhern Stufen stehen, übertrifft.

Man erinnere sich jenes Soldaten, der sich im letzten Kriege mit dem Entschlusse zu siegen oder zu sterben, dem Feind entgegen stellte. Er verlor ein Auge. Es thut nichts, sagte er, ohne meinen Stand zu verlassen, ich kann mit dem andern noch sehen. Einem jeden meiner Leser wird gewiß, indem er dieses liest, ein Beispiel aus einer höhern Klasse einfallen, das Beispiel des unvergeßlichen Kleist's, der aus der versammelten rechten, den Degen in die linke Hand nahm. Beide waren deutsche Krieger; und nun beneide ich den Muth jener berühmten Griechen nicht mehr, unter denen bey einem Seetreffen ein Grieche, der beyde Hände verlohren hatte, ein feindliches Schiff noch mit den Zähnen festzuhalten sich bemühet, um dem Vaterlande zu dienen, so lange nur noch ein Schatten von Möglichkeit vorhanden war, ihm nützlich seyn zu können. Unsere deutschen Brüder haben gleichen Muth, und wir können uns eben den, und vielleicht noch einen größern Grad von Stolz auf sie erlauben, als die Griechen auf die andern.

Zeigt sich der Ausländer, als wahrer Patriot in dem Lande, das ihn unter seine Bürger aufnahm, so läßt er die Eingebornen an Ruhme hinter sich, selbst dann, wenn sie ihm an Patriotismus gleich kommen. Diesen wars durch Natur und Bürgerrecht zugleich auferlegt Patrioten zu seyn; ihm, dem Ausländer, allein durchs Bürgerrecht. Erfüllt er die Pflichten eines wahren Patrioten, so legt er den Grad der Erkenntlichkeit an den Tag, zu welchem der Eingeborne einen zweifach heiligen Beruf hatte. Daher wünschte ich, daß die sogenannten Landeslinder durch jedes Beispiel der unter ihnen wohnenden Ausländer, zu einem um so viel größern Eifer sich in der Vaterlandsliebe hervorzu-
 thun, erwecket werden mögten, als ihr Beruf dazu ungleich größser ist. Der Eingeborne müßte sich auf die allerschändlichste Art für überwunden achten, dem es ein Ausländer an Patriotismus zuvor thun könnte. —

Mein heissester Wunsch ist, meine Mitbürger zu der besten Gesinnung gegen ihr Vaterland zu bewegen. Und hier ist die Untersuchung natürlich und nöthig: Wie werden wir solche Patrioten erlangen? Auf welche Weise wird sich unser Vaterland der Glückseligkeit rühmen können, in seinen Kindern wahre Patrioten zu finden? Dieß ist die Wissenschaft, die billig mit dem stärksten Fleiße geübet werden sollte. Ich weiß es wohl, es hat, der Vorsehung sey Dank! noch nie an solchen Männern gefehlet, die ihre Kräfte an

an diese Untersuchung gewendet haben. Hier sind meine Gedanken. Tüchtige und brauchbare Grundsätze machen den Anfang; und die Begierde, sie in das Leben zu verweben, thut das Uebrige. Wer Liebe gegen sein Vaterland hegt; wer dienstbegierde kennt und übet; wer seinen Mitbürgern es zuvoranthun eifrig ist; wer das süsse Vergnügen zu schmecken weiß, so vielen als möglich nützlich zu seyn; wer keine andere Pflicht für seinen Beruf hält, als allen andern das mit Freuden zu werden, was er seyn muß, der wird gewiß ein wahrer Patriot. Soll ein Land solche edelgesinnte Einwohner ernähren, so wird es, weil die ersten Eindrücke die dauerhaftesten sind, die Jugend sehn, der man früh gute und zu diesem Zweck abzielende Grundsätze beibringen muß. Diese fange man an zeitig zu bilden. Man begnüge sich aber daran nicht; denn jedes Alter, jeder Stand, jeder Einwohner braucht die ernstlichste Ermunterung. Woher diese? — Sie kann uns auf keiner Seite fehlen, wenn wir nur selbst wollen. Verehrungswürdige Diener der Religion! sammlet die so fruchtbaren Grundsätze aus dem ältesten Archiv der reinsten Wahrheit, und breitet ihre Wirkungen aus im deutschen Herzen! Wie reich sind die heiligen Bücher an solchen Erweckungen, und was ist mehr Patriotismus, als was sie von uns fordern: dem Kaiser und Gott das seinige zu geben; das Herz mit Bruderliebe, Ehrfurcht gegen Gott, Ehrerbietung gegen den König und Gehorsam

berksam gegen die Oberkeit zu erfüllen! Man gebe sich die Mühe, die vortreffliche Beschreibung eines bewährten Patrioten im 29. Kapitel Hiob's, vom 11. bis zum 17. Verse nachzulesen, und ich sage es gerade zu, ich verachte den Mann, der sie ohne Rührung, und verabscheue den, der sie ohne Racheiferung lesen kann, und ohne den Wunsch, eben das von sich rühmen zu können.

Wo diese Ausmunterungen der Schrift in die Gemüther dringen; wo sie den Trieb der Racheiferung zu erregen stark genug werden, da zeigen sich die würdigen Bürger des Vaterlandes.

Beispiele machen allezeit einen starken Eindruck auf das Herz, und die Geschichte ist die Vorrathskammer derselben. Alle Zeiten und Länder stellen uns Patrioten auf. Es würde kein geringer Vortheil für die Deutschen seyn, wenn dergleichen Beispiele gesammelt und in ihrem rechten Lichte aufgestellt würden; ich denke, mancher würde zur Nachfolge angefeuert werden. Obnehin ist das Biographische Fach von uns Deutschen noch lange nicht erschöpft; mir dünkt, es würde keine undankbare Arbeit seyn, wenn ein mit Vaterlandsliebe erfüllter Gelehrter uns mit einer Biographie patriotischer Deutschen beschenken wollte. Aber sie müßte gemeinnützig, und für jeden deutschen Leser seyn, damit jeder ein Muster in derselben finden könnte. Ich weiß nicht, ob diese Arbeit eben die leichteste seyn würde; dich weiß ich, daß ich den Mann, der sie unternähme, und in dieser Absicht

Abſicht die Geſchichte mit Geſchmack benutzte, lieben und ehren wüßte.

Die Geſchichte ſetzt fort, ſolange das Menschengeschlecht da ſey. Die erſten einen Patrioten, die in derſelben leben, verdienen nicht allein ihre Stelle, ſondern auch die noch Lebenden. Die Athener ſie beehren die übrigen, noch da ſie lebten, mit Ehrenzeichen, mit Goldmünzen und Gemälden in der Pöbel: die Geſchichte der lebenden Patrioten vertritt die Stelle aller dieſer Ehrenzeichen. Wünschenswerth und ſchön wäre es, wenn das Vaterland ſein Recht behaupten, und die Verdienſte eines jeden nach der Wahrheit beſtimmen wollte, durch die er ſich zu einer höhern oder niedrigeren Stelle unter ſeinen würdigen Bürgern, den andern Patrioten, erhebt. Ich ſchweige von der Aufmerkſamkeit, welche hierdurch das lebende Aſiengeſchlecht auf die Verdienſte treuer Patrioten wenden würde, und übergebe es bezogen der Ueberlegung eines jeden, ob ein kräftigeres und wirksames Mittel ſey, den Nachkommen zu geiſt zu erwecken und anzufeuern? Kein und Griechenland hatten in dieſem Stücke vor uns Deutſchen den Vorzug. Ich betrachte euch mit Entſetzung, ihr Griechiſchen Mütter, die ihr euch um ſold ſiehenden Söhne den Schuld mit dieſen Worten gabel: bringe mir deinen Schuld wieder, oder laß dich todt auf den Ackern zurück tragen! — Aber ihr deutſchen Mütter, die ihr den Jüngern und dem Vaterlande ſtuhet, wenn es euer Söhne fordert,

fordert, was soll ich von euch sagen? Ihr vergesst, daß eure Kinder erst dem Vaterlande, und dann **euch** geboren werden. — Das ge-
lindeste was ich sagen kann, ist, daß ich meine
Gattinn weniger lieben würde, wenn sie Ebrä-
nen vergösse, anstatt ihren Sohn, wenn er sich
unter die Helden seines Vaterlandes stellte, mit
Freude dem Vaterlande zu übergeben. Stolz
müßte sie seyn, daß ihr Sohn für dasselbe gefal-
len wäre, wenn sie meine Zärtlichkeit behalten
wollte. Ich hatte einen einzigen Bruder. Durst
nach Ruhm, und Bewunderung des größesten
Königs geben dem Jünglinge die Waffen in die
Hand, als er kaum aufhörte, ein Knabe zu seyn.
Eine Krankheit riß ihn hin, ehe er das zwanzigste
Jahr erreichte; und noch jetzt, da seine Nische
 längst verwehet ist, weine ich um ihn. Ich
würd' ihn nicht beweinen, neiden wollt' ich ihn,
wenn der junge Patriot mit den Waffen in der
Hand, vor den Augen seines Königs gefallen
wäre.

Von dem Geiste, der jene Griechinnen bes-
eelte, fürs Vaterland eingenommen, müßten
deutsche Mütter ihren Kindern solche Triebe ein-
flößen, die sich im Fortgange des Lebens, durch
Hülfe der Geschichte, in ruhmwürdige Thaten
entwickeln. Einen Cäsar reizt ein Alexander;
diesen ein Philippus. Dies sind Ermunterun-
gen für höhere Tüthde. Aber der größere Hau-
se ist, wie mir deucht, noch lange nicht genug
mit Beispielen zur Nachahmung versorgt.

Und

Und man glaube ja nicht, daß diese Beispiele so sehr selten sind; sie werden es nur bey der Unachtsamkeit, mit der man sie übersehen. Der redliche Mann in niedrigen Stände hat keinen Lobredner! -- Aber ein Mann, der Geschick dazu hat, die Menschen gut zu finden, wird die Beispiele der Wahrheits- und Menschenliebe, der Gefälligkeit, des Wohlwollens, der uneigennützigen Dienstfertigkeit, der Großmuth u. d. ihm vorkommen, auch an dem Niedrigsten schätzen, und sie nicht unbewundert lassen, welches sonst das gewöhnliche Loos der im Staube liegenden Rechtchaffenheit zu seyn pflegt. Wenn ein solcher Mann, dem es nicht an Beobachtungsgenüsse fehlte, aus allen Ständen hervorstechende Beispiele der Vaterlandsliebe sammeln wollte, ich glaube, er würde in allen Ständen Patrioten erwecken.

Mit einem aus Stolz und Entzücken zusammengefügten Gefühle denk' ichs, daß Deutschland doch immer wahre Patrioten hat aufweisen können. Den Griechen und Römern waren es die heiligsten Namen: uns Deutschen sollen sie ewig gesegnet seyn, die Namen bey derer Schall das deutsche Herz mit Ehrfurcht und Liebe erfüllt wird. Jetzt wünscht' ich mit Verehrlichkeit, damit ich, um dieses Blatt würdig zu beschließen, mit Würde von einem Manne reden könnte, der in dem Striche Deutschlands, den er beglückte, unvergeßlich seyn wird. Er zeigte durch sein Beispiel, was ein Patriot thun kann, und wie weit sich

sich die Gaben seines Geistes zum allgemeinen Nutzen ausbreiten. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Reihe der besten Gesinnungen gegen Gott, seinen Fürsten und dessen Untertanen. Jeder Rechtshaffene im Lande erinnert sich seiner mit ungeheurer Hochachtung. Adel, Bürger und Landmann segnet den Entschlafenen, und sein König ehrt dessen Asche mit einer Lebräne. Der Reich wagte sich nie an ihn; er glaubte sich dazu gehörr, Gott, dem Vorseher und dem Vaterlande eifrigst zu dienen. Er unterstützte und lenkte die Gelehrten, regierte die Bürger, war ein Bestand der Armen, versorgte die Dürftigen, erheiterte die Traurigen, und war ein Vater und Schutzgott der Leidenden. Ihn ehrte das Vertrauen so vieler Fürsten. Ein Leben von mehr als achtzig Jahren hindurch opferte er seine Kräfte dem gemeinen Besten. An ihm war alles sichtbar, was den großen Mann und den wahren Patrioten ausmacht. — Um diesen edlen Deutschen erheben zu können, wünscht' ich beredt zu seyn! Doch, jede seiner Anstalten zum Besten seines Vaterlandes verewiget ihn; die Nahrung mit der das ganze Land, das er lenkte, seinen Tod hörte, ist Sorge, daß sein Andenken jedem Hannoveraner unvergeßlich seyn wird. Münchhausen braucht keinen Lobredner.

Der
D e u t s c h e.
Acht und zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 13^{ten} Julius, 1771.

Nicht nur unter dem Schattendache jenes ungeheueren Eichbaums, dessen Erinnerung den sanften Jacobi zu einem patriotischen Liedchen begeisterte, nicht dort allein, auch in jedem alten Haine, wo noch izt der Ruhm meiner Väter um die bemoosten Eichen schwebet, freue ich mich, ein Deutscher zu seyn, und denke:

Hier saßen S-Iden einst im Schatten,
Als Deutsche noch ein Volk, und eigne Tugend
hatten.

Auf ihrem Schwerde lag die Hand,
Die nicht für fremden Gold, nicht für des Gle-
des Land,

Für Vorbeern und bekränzte Baaen;
Rein! für die Freyheit nur, und für das Vaterland
Im Felde fiel, und schlug, und würdig war zu
schlagen.

Dritter Theil.

B

Hier

Hier sprach ein Greis: Besorget seid ihr mir,
 Ihr armen Kleinen Hütten ihr!
 Erzähle dem Enkel später Zeit,
 Wie treu, wie muthig wir getritten;
 Send ihm ein Bild von unsern Sitten,
 Und lehre ihn unsre Redlichkeit.
 O rausche, du geliebter Hain!
 Du siehest, was wir sind, o rausch' es ihm entgegen;
 Sag' ihm der Väter letzten Segen,
 Und laß ihn stolz auf seinen Ursprung sehn.

Hier sang ein Mädchen seine Freude
 Wenn es den Liebenden nach einer Schlacht empfing,
 Wenn er zum Scherz, erbeutetes Geschmeide
 Auf ihr Gewand von schlechten Fellen hing.
 Will man der sanfter Liebe Ziehn,
 Empfindungen der Lust geübn,
 O dann ist jede Sprache schön!
 Wie göttlich war für dich, o Mädchen, dein Gesang,
 Der nicht so süß wie unsre Lieder klang!
 Die Ahnung hätte dich betrübt,
 Daß deine Liederchen voll Zärtlichkeit und Würde,
 Daß deine Sprache selbst, in welcher du geliebt,
 Ein deutsches Mädchen hassen würde.

Und doch wäre diese Ahnung richtig gewesen.
 Die Deutschen Schönen hassen ihre Sprache,
 Weil sie die Schönheit derselben nicht kennen,
 und sammeln lieber eine fremde, die, gesam-
 melt,

melt, barbarisch wird. Wir verachten die armen kleinen Hütten unserer Väter, weil wir nicht wissen, was für Helden in denselben, und was für Tugenden in der Brust dieser Helden wohnten. Deutschland ist niemals weniger Deutschland gewesen, als in unserm Jahrhundert.

Ich sprach im letzten dieser Blätter von den Mitteln, den fast erstorbenen Patriotismus wieder zu beleben, und sein Feuer in dem Busen mehrerer Deutschen anzufachen; und man mag mirs Dank wissen, oder nicht, ich kann nicht umhin, zu dem, was ich gesagt habe, noch einige Zusätze zu machen.

Zum Theil sind wir aus diesem Grunde nicht mehr, was wir waren, weil die meisten unter uns nicht mehr wissen, was wir gewesen sind. Der Abriß von den Titten unserer ehrwürdigen Väter, den ich meinem Vaterlande vorgelegt habe, ist — wie er in einer Zeitschrift seyn konnte — kurz und unvollständig, und dennoch für eine periodische Schrift vielleicht zu weitläufig, die sich in die engen Schranken eines Jahres einschließt. Wenn man die Blätter abrechnet, die man einzusparen gezwungen ist, um

durch Abwechslung den Leser in der Laune zu erhalten, den einerley Materie zu leicht ermüdet, wie wenig Raum bleibt übrig? Und wie vieles ist noch von mir nicht berührt, das meine Leser mit dem edlen Charakter unseres Volkes in seinem guten Zeitalter bekannter machen, den unpatriotischen Deutschen bessern, den patriotischen mit noch größserer Achtung gegen seine Nation erfüllen, und jedem Leser, der ein deutsches Herz hat, angenehm seyn könnte!

Ich habe zwar, als ein Deutscher, keinen größsern Wunsch, als daß ich allen meinen Landsleuten das edle deutsche Herz, den freien, ledlichen, ungekünstelten Sinn, die gründliche Denkart, die der Franzos aus Deutschland größsesten Theils fortgetändelt hat, und die warme Vaterlandsliebe wiederzugeben vermögte: ich weiß aber, daß dieses, gesetzt es könnte die Frucht einer einzigen Schrift seyn, einen größseren Schriftsteller erforderte, als ich jemals seyn werde. Also werde ich mich für mehr als glücklich achten, wenn diese Blätter vermögend wären, Männer, so die Stimmen des Vaterlandes schon vor sich haben, zu veranlassen, sich mit

stärkern

stärkern Kräften um die Erreichung dieses Zweckes zu bemühen.

Eine ausführliche Geschichte der deutschen Sitten, mit den Ursachen ihres Verfalls, von einem redlichen, an der Hand der Wahrheit fortschreitenden Schriftsteller, der die Gabe hätte, bey jedem Schritte glückliche Anwendungen auf unsere Zeiten und Bedürfnisse zu machen, wäre, meines Erachtens, ein wichtiges Geschenk für unser Vaterland; wichtiger, als das größtste Theil der ungeheuren Menge von Büchern, mit welcher Deutschland in jeder Messe überschwemmet wird. Unsere Nation würde sehen, wie ehrwürdig sie in denen Zeiten war, in welchen sie noch auf eigene Sitten, auf eigene Tugend stolz war, und mit dem besten Rechte von der Welt stolz seyn konnte; in denen Zeiten, in welchen man tugendhaft, tapfer, patriotisch gesinnet, mit einem Worte: Deutsch seyn mußte, um Etwas zu seyn. Sie würde sich gewiß bemühen, den neidenswürdigen Benennungen der Guten und Gerechten von neuen, durchgängig, und unwidersprechlich zu verdienen.

„Wer unter den Schönen lebt, und nichts von ihnen lernet, der hat kein Herz. Wie könnte sonst jedes Lächeln, jede Thräne für ihn verloren gehen?“

Dies sagt der junge Geistliche des heiligen Bonifacius, der liebenswürdige Dichter, den ich am Anfange des heutigen Blattes genannt habe, der unter allen Deutschen die ich kenne, das sanfteste Herz hat; und er bekräftiget, was er sagt, durch sein eigenes Beispiel.

Eben so mögt' ich sagen: Wer mit edelmüthigen Männern umgethet, (es sey nun, daß er wirklich unter ihnen lebt, oder bloß in der Gesellschaft mit ihnen bekannt ist) und nichts von ihnen lernet, der hat kein Herz. Wie könnte sonst jeder grosse Gedanke, jede grosse Handlung für ihn verlohren gehen?

Diese Betrachtung ist es, welche mich wünschen macht, daß meine deutschen Mitbürger sich mehr mit der Geschichte ihres Vaterlandes beschäftigen mögten. Sie würden lernen, was unsre Väter, die doch nicht, gleich uns, das Licht der Religion und der Wissenschaften zum Besitze hatten, gewesen sind. Ihre Tugenden, ihr Blut, das freiwillig für das Vaterland floss, ihre gewissenhafte Treue, die liebenswürdige und edle Einfachheit ihrer Sitten, ihr wallender Eifer fürs gemeine Wohl würde sie bechämen; und gewiß, entweder müßten sie kein Herz besitzen,

besitzen, oder wünschen, wo nicht mehr, doch wenigstens das wiederum zu werden, was wir vor diesem waren, und was wir seyn müssen.

In dieser Absicht könnte eine Biographie deutscher Patrioten, von der ich im vorstehenden Stücke sprach, von unbefchreiblichen Nutzen seyn. Wer sie aber schrieb, müßte wie ein Plutarch, den Namen eines Geschichtschreibers des menschlichen Herzens verdienen. — Durch sie würde der Deutsche mit der originalen Denkart seiner Nation wieder bekannt gemacht werden; er würde sehen, was für große Männer unter derselben gelebet haben; er würde den Nutzen bewundern, den oft der treue Eifer eines einzigen Mannes gestiftet hat. Der Segen wird' ihn rühren, mit dem noch jetzt das Gedächtniß mancher Patrioten geehret wird, seit dessen Tode schon Jahrhunderte verflossen sind; er würde über den Undank sich betrüben, mit dem mancher andere verkannt und vergessen ward, und würde die Gedie des Genies bewundern, die dazu erfordert wird, trotz des Undanks und des Hasses seiner Nation, ein standhafter und aufrichtiger Wehlthäter derselben zu seyn. Unpartheyisch, und ohne Vorurtheil wird' er den wahren Werth eines jeden Verdienstes einsehen und beurtheilen lernen, und entweder irr' ich mich sehr, oder man würde in jeder Deutschen Provinz den Mann, durch welchen selbst die Gewissen, die ihn verdammen, freyer gemacht sind, und das Licht weniger scheuen,

scheuen, für größer halten, als — — man sehe
wen man will, selbst Leibnizen hierher.

Der Geist der Nachahmung ist dem Deutschen, seinem Charakter nach, gar nicht eigen. Im Gegentheil, man wird mir aus allen den Zeiten, in welchen

Deutsche noch ein Volk, und eigne Tugend hatten, kein einziges Beispiel zeigen können, daß irgend ein Deutscher seinen Ruhm darin gesucht hätte, eine unnatürliche und lächerliche Kopie des Ausländers zu seyn; noch weniger, daß man denjenigen abgeschmackt gefunden, und mit Zin-
gern auf ihn gezeigt hätte, der sich nicht zu frem-
den Sitten, die mit dem wahren Charakter un-
serer Nation den seltsamsten Contrast machen, bequemen wollte. Wohl aber war der Nach-
eiferungsgeist ein wesentlicher Zug, den man
nicht vergessen muß, wenn man das Eigenthüm-
liche, das wir ehemals hatten, schildern will.
Im Ganzen so wohl, als einzeln, haben wir eine
Menge Beispiele die dieses beweisen. Keiner woll-
te übertroffen seyn; jeder wollte hervorleuchten.

In unsern Zeiten ist der Nachahmungsgeist
dem Deutschen eigen geworden. Kleinigkeiten,
die wir durch ihn auf der einen Seite gewon-
nen haben, können nicht gegen dasjenige in An-
schlag kommen, was wir auf der andern Sei-
te durch denselben verlohren. Wir können aber
jetzt wieder durch denselben gewinnen, wenn er
zurecht gelenket, und mit dem edlen Triebe der
Nachahmung verbunden wird. Lasset uns ein-
mal

mal aufstehen, in Sachen, die schlechterdings nicht für uns gemacht sind, nachahmen zu wollen, und laßet uns den eigentlichen Charakter unserer Nation wieder studiren, unsern Vätern in jeder liebenswürdigen Eigenschaft, in jeder Nationaltugend nachahmen, und unsern großen Männern in der Bemühung, sich durch wahre Verdienste auszuzeichnen, nachzueifern. Dann werden wir wiederum ein Vaterland haben — oder besser: unser Vaterland wird wiederum Bürger haben, Bürger, die seiner werth sind; deutsche Herzen werden wieder in uns schlagen; wir werden unsern Nationalcharakter wieder erlangen, und mit ihm einen festgesetzten eigenthümlichen Geschmack; die alte deutsche Niedlichkeit wird uns wieder kenntlich machen; der Name: ein Deutscher, wird der erhabenste Lobspruch seyn; man wird uns den Mangel eines gegründeten Nationalstolzes nicht mehr vorwerfen dürfen, denn wir werden aus gerechter Selbstschätzung so stolz auf unser Vaterland, und mit mehrerem Rechte seyn, als es die Edhne Romulus nur immer auf ihr Rom waren.

Man belohnet das beste Trauerspiel, die beste Lobrede, u. s. w. Man setzt jährliche Preise aus, für die beste Beantwortung dieser oder jener Frage, oder für die gründlichste Bearbeitung dieser oder jener vorgeschriebenen wichtigen Materie. Hin und wieder fragt man auch zuweilen,

Ob Skaramuz, ob Stajin besser tanze?

und setzt Preise auf die Entscheidung. Jenes

ist vortreflich, und dienet sehr, die Wissenschaften unter uns immer höher empor zu heben. Dieses! — ich würde nicht eine Sylbe dagegen sagen, wenn unser Vaterland keine wichtigeren Angelegenheiten hätte, keine grössere Bedürfnisse. Aber, so lange die Liebe zum Vaterlande noch nicht allgemein genug ist; so lange es uns noch an Patriotismus fehlt; so lange wir noch auf einem Wege fortgehen, der uns immer weiter von dem eigentlichen Charakter unserer Nation entfernt ist, so lange wünscht ich, daß man zuweilen auch für solche Tragen Preise aussetzte, deren Entscheidung dahin gielte, uns wieder zu Deutsche zu machen.

Ich habe schon öfter gesagt, und ich wiederhol' es jetzt, daß wir Deutschen nicht Ursache haben, auf unsre Kinderzucht uns sonderlich viel einzubilden. Wäre sie von je her so gewesen, wie sie in unsern Tagen ist: nimmermehr würde Herr **Cramer** sich mit dieser Anrede an unsere Nation gewendet haben:

Thunston's Volk! fromm, redlich, frey, und hoch
Gleich deinen Bergen! einem jeden Joch
Ein Joch, der muthig weis sich loszuringen!

Zweymal rang Deutschland sich los vom Joch
Roms; jetzt senkzet es unter einem andern Joch,
welches es sich freywillig aufgelegt hat. An-
statt es abzuschütteln, haben wir uns in dasselbe
verliebt, und wollen die Last nicht fühlen, mit
der es unsere Schultern drückt. Mit lächerli-
cher Sorafalt gewöhnen wir unsere Kinder von
ihrer Geburt an, den freyen Nacken unter das
selbe

selbe zu beugen. Wir entehren unser Vaterland, entadeln unsere Denkart, und erschöpfen unser Vermögen, indem wir unsern väterlichen Sitten entsagen, allen Fleiß anwenden, das Gegentheil von dem zu seyn, was wir seyn müssen, und unsere Kinder lehren auf der Spur nachzukriechen, die unser Vergang ihnen bezeichnet.

Eltern! Deutsche Eltern! nicht ich, euer Vaterland ruft euch zu: „Bildet euere Kinder zu wahren Bürgern!“, Höret seine heilige Stimme! Fraget euer eigenes Herz; würdet ihr den Sohn, der euch nicht liebet, der euer Bestes nicht suchet, der sogar den Uldank so weit treibet, daß er euch verachtet, saget mir, würdet ihr den euerer würdig halten? — Dann entscheidet, ob der Deutsche, der sein Vaterland nicht liebet, der das Beste desselben nicht eifrig suchet, der es durch Denkart und Sitten verleugnet, ob der seines Vaterlandes und des deutschen Namens würdig sey? Mehr ist das Vaterland als die Eltern. Beyden sind wir Pflichten schuldig, heilige, ehrwürdige Pflichten; aber heiliger sind die Pflichten, die jenes von uns fordert.

Unsre Väter, die ihren Kindern frühe den Patriotismus einzusäen bemühet waren, waren so glücklich, Patrioten zu erziehen; soll' uns nicht eben das möglich seyn, was unsern Vätern und ihren Zeitgenossen, den Griechen und Römern möglich war?

Schriftstelles meiner Nation! send Wohltäter, send Freunde eures Volkes! Höret auf,
euch

euch zum Spott des Ausländers unter einander zu zerreißen, und bestreitet die Vorurtheile, die unserm Vaterlande so nachtheilig sind! Erfüllet euere Herzen mit Liebe zu demselben, und verbreitet sie in die Seelen euerer Leser!

Und du selbst, mein theueres Vaterland, lehre die Würdigsten unter deinen Kindern! Nicht Reichthümer gieb ihnen, nicht Ehrenstellen, nicht glänzende Titel! — Ein Eichenkranz von der Hand des Regenten um die Schläfe des besten Bürgers gewunden, ein Lohn, groß genug zur Unsterblichkeit, wichtig genug dem Reide des Edlen, aber zu klein der Mißgunst des Niedrigdenkenden, wer würde nicht eifrig sehn, den zu verdienen?

Mein Herr Deutscher!

Sie mögten mich kennen? Gott bewahre Sie vor dem Unglücke! Ich sag' es Ihnen, daß ich Sie von Herzen hasse; o wenn ich Sie nur kenne, ich wollte Ihnen das Leben recht sauer machen! Denn, sind Sie nicht ein abscheulicher Mann? Wursten Sie wohl den Brief, den ich in aller Unschuld schrieb, mußten Sie den wohl drucken lassen? Barmherziger Himmel! wie verzog mein Vater das Gesicht, als er ihn las! Es fehlte wenig, daß er nicht mit mir eben so umgesprungen wäre, als Ihre Väter (wie Sie die
alten

alten Bösewichte nennen, die ihre Töchter grau werden ließen, ehe sie heyrathen durften) mit ihren ungetreuen Ehegattinnen thaten. Was gilt's, Sie werden diesen Brief abermals bekannt machen? Doch diesmal mögen Sie es thun, und wenn mein Vater mich todtschlagen sollte, weil es in unsern Hause nicht mehr auszuhalten ist. Denken sie nur, des Morgens, wenn wir aufstehen, müssen wir uns von oben bis unten mit Butter salben, weil die alten Deutschen es thaten. Mein Vater kauft alle lebendige Hasen auf, die er nur aufstreiben kann; wir haben einen grossen Hofraum beim Hause, da wird ein Hase losgelassen, dem wir so lange nachlaufen müssen, bis wir ihn mit spitzen Stäben todtschweren haben. Das nennet er: jagen. Er bat uns allen, bey seinem Tode, befohlen, ihn nicht wie andere Erbsen zu begraben, sondern zu verbrennen, wenn er gestorben seyn wird. Umsonst stellen wir ihm vor, daß sich die Obrigkeit dagegen setzen würde; das hilft nichts, er besichet auf seinem Kopfe. Mit ebenen wird er an Sie schreiben, um sich eine nähere Beschreibung des Waffentanzes, von dem Sie schwätzen, auszubitten, den meine Brüder lernen sollen. Er nimmt nichts mehr vor, ohne vorher erst mit kleinen Stäbchen das Leos zu werfen, und wenn eine Sache schlimm anfällt, von der ihm die Stäbchen einen guten Ausgang prophetet hatten, so hilft er sich mit der Entschuldigung, daß ihm vielleicht noch ein und anderer kleiner Umstand, vorzöglich

zuletzt aber die eigentliche Länge und Dicke der Stäbchen nicht recht bekannt sey. Weil ich mein schwarzes Haar durchaus nicht mit ihrer gewünschten Länge roth heizen will, so muß ichs alle Morgen mit Nennig pudern, dann sehe ich aus wie ein Affe; aber mein Vater schwört Stein und Bein, daß es mir recht deutsch lasse; denn das ist sein Ausdruck, mit dem er alles Gute bezeichnet. Was mich am heftigsten schmerzet, ist dieses, daß er unsere arme Französin kurz und gut abgedanket hat. Weil sie aber die Erlernung der fremden Sprachen nicht mißbilligen, hat er eine deutsche Mamsell ins Haus genommen; diese kann zwar wohl Französisch aezma, aber sie ist lange nicht so lustig als die erste. Mein Vater und sie lesen Ihre Blätter mit einander, und es fehlt nicht viel, so ist die Jungfer (denn das Wort Mamsell darf kein Mensch in den Mund nehmen, wenn er nicht den Zorn meines Vaters auf sich laden will) eben so altdeutsch als mein Papa — Vater wollt ich sagen. Sie gehet schon so weit, daß sie behauptet, die französische Sprache sey nicht so bequem als die deutsche, um unsere Empfindungen auszudrücken. Und doch, wie gesagt, spricht sie schön Französisch, und bringt es uns auf eine leichtere Art bei, als unsere erste Mamsell. Wollte sie sich nur mit Butter schmieren, so würde sie gewiß in unserm Hause alles gelten. Aber ich rede zu lange mit einem Manne, der von allem die besten Unwesen der Stifter ist. Schaffen Sie mir
meine

meine Französin wieder, oder ich wünsche Ihnen, daß Sie in Butter, Mehl und Lauge ersticken mögen.

Sophia.

* * *

Mein Herr,

Ich weiß zwar, daß sich ein Schriftsteller nicht nach dem Sinne eines jeden richten kann, aber jeder wünscht doch, daß er sich nach seinem Sinne richten möge. So gewiß dieses ist, so gewiß macht meine Person keine Ausnahme von der Regel. Ich wünschte von Herzen, daß Sie in Ihrem sechszehnten Blatte ein wenig weiter gegangen wären. Unsere Väter, die in vielen Tücken Namahnung verdienen, müßten billig in der prachtlosen Art ihre Todten zu beerdigen und zu betrauern, nachgeahmet werden. Wie fabelnswürdig ist der ausschweifende Aufwand, der in verschiedenen Gegenden Deutschlands bey Gelegenheit einer Beerdigung gemacht wird. Nehmen Sie einmal den Ort wo ich wohne. Wenn Sie mit den Sitten desselben bekannt sind, so werden Sie wissen, daß man vielleicht nirgends auf der Welt theurer sterben kann. Man kleidet den Leichnam mit vieler Pracht, stellet ihn Wochenlang zur Schau, begrabt ihn endlich mit allem möglichen Pomp und Kosten — dies thut man

man auch in vielen wo nicht allen andern deutschen Städten. Man trinkt und schmauset: auch das haben andere mit uns gemein. Aber daß jeder, der Armeso wohl wie der Reiche, nicht zufrieden ist, sich und seine Familie in Trauer zu kleiden, sondern alle Bedienten weiblichen und männlichen Geschlechts eben so lange mit schwarzen Kleidern versiehet, als er selbst trauert, das ist eine Thorheit, die nur wenige Oerter noch mit diesem hier gemein haben. Lächerlich ist mirs immer, wenn der Bürger seine Kutsche schwarz bemalen läßt; eben so — — Aber ich will es Ihnen überlassen, in einem Ihrer Blätter den unnützen Aufwand zu tadeln, mit dem den Todten nichts gedienet ist, und der die Lebenden oft zu Grunde richtet. Nicht einmal als einen Beweis der Achtung gegen den Verstorbenen, sondern lediglich als ein Zeugniß unserer Eitelkeit, sehe ich jede überflüssige Kosten bey solchen Vorfällen an.

Finden Sie es nicht für gut, sich weitläufig in diese Materie einzulassen, so gönnen Sie zum wenigsten diesem Brief einen Platz. Ich bin

M. H.

Ihr

H — —

den 1. May

1771.

fleißiger Leser.

B.

Der
D e u t s c h e.
Neun und zwanzigstes Stück.

Magdeburg, am 20^{ten} Julius, 1771.

— Und das glauben Sie, Madame? — Ganz gewiß, gab sie mir zur Antwort.

Wunderbar! sagt' ich; Ein Kind muß sterben weil es unter der Taufe weinet! — Nicht doch, versetzte die Dame; es stirbt nicht, weil es weinet, sondern es weinet, weil es sterben wird. Ich bin nichts weniger als abergläubig, mein Herr, aber ich hab' es hundertmal erlebt.

Einige Augenblicke darauf beklagt' ich mich, daß ich, der ordentlichsten Diät ungeachtet, seit sechs Wochen, mich vom Fieber nicht befreien könnte. Nehmen Sie China, rief ein Arzt. — Dazu will ich nicht ratben, versetzte ein anderer; folgen Sie mir, mein Herr, und nehmen Sie weißes Fischbein. — Um Gottes willen nicht, erwiderte der erste; wenn Sie noch den Gros
Dritter Theil. C cuf

cus Martis — — — Lassen Sie das gut seyn, meine Herren, fiel ich dem lebhaften Doktor in die Rede. Ihre China, und Ihr Os Sepia, und Crocus mögen ganz gut seyn. Wir würden sie vielleicht alle schaden, da ihnen kein Urtheil zu Hülfe kommt. Wenn ihr Herren Aerzte mein Vertrauen erwerben wollt, so vereinigt euch erst unter einander.

Die alte Dame zog mich bey Seite. „Morgen sollen Sie ihr Fieber los seyn, sagte sie ganz leise, im Fall Ihnen nur nicht grauet. Gehen Sie heut' Abend, um die Mitternachtsstunde auf den Gottesacker, und raufen Sie rücklings und stillschweigend von neun Gräbern etwas Gras aus. Es hilft gewiß.“ Ich konnte mich nicht enthalten, zu lächeln; die Dame ward böse. Freylich hätt' ich über einen lächerlichen Rath, der mir aus gutem Herzen gegeben wurde, nicht lächeln müssen.

Ein häßliches Ungeheuer, stolz auf sein Alter (denn es ist älter als das Volk Chuisken's selbst) und mächtiger durch dasselbe, hebt noch immer sein scheusliches Haupt unter uns empor. Unsere ältesten Väter ließen sich ohne Widerstand von demselben blenden und schröcken; in
den

den nachfolgenden Zeiten, die sich aufzubellen begannen, ward es bekämpft, aber umsonst. Ihm wuchsen nur desto mehr Köpfe hervor, je mehr ihm abgehauen wurden.

Jetzt ist in Deutschland die Wahrheit nicht mehr in Nebel gehüllet, und seine Einwohner werden von dem Lichte der Vernunft, die keinen Zwang leidet, wieder umstrahlt. Sollte man es glauben, daß, Trotz diesem Vorzuge, dennoch dies Land von einer Mißgeburt des siechen und geschwächten menschlichen Verstandes noch immer geplaget wird, welche ihm am Herzen naget? Weil dieses Ungeheuer seine Gewalt größtentheils im Verborgenen ausübet, und von den mehrentheils unerkant, seinen giftigen Odem um sich hauchet, ist es desto gefährlicher; und um so viel schädlicher, weil es bey allem Verderben so es stiftet, in einer scheuheitigen Gestalt, in dem Gewande der Andacht, mit zum Himmel erhobenen Augen, und mit der einnehmenden Miene der Unschuld umher schleicht. Im Herzen aber ist es mit Heuchelen und Betrug gerüstet, und täuschet die, so mit seiner Zaubers Stimme nicht bekannt sind. In den bloßen Augen derer, die mehr an der Oberfläche der Dinge

C 2

hasten,

haften, als zur freymüthigen Untersuchung der Wahrheit gelübet sind, scheint es die Heiligkeit selbst zu seyn; ist ein Götz derer, die zum Denken zu schwach oder zu träge sind, und macht durch sein Gaukelspiel erst Schatten so gar in helleren Seelen. Wo es seinen Stuhl aufgerichtet hat, da bereitet es Schaden und Unheil. Empörungen, blutige Kriege, verheerte Städte, entvölkerte Länder sind sein Werk. Es herrschet in der Finsterniß, und ganze Völker seufzen unter dem Zwange seines eisernen Stabes. Sein furchtbarer Name ist Uberglaube.

Wäget er doch keinem deutschen Ohre fürchterlich klingen! mögte doch dies Gespenst von jeden meiner Landesleute mit Abscheu und Verachtung geneuet werden! Denn nur denen ist es schädlich die es nicht kennen.

So steht der herumziehende Arzt in Gesellschaft seiner Noerklage, und durch den Witz seines Narren unterstützt, auf der Wunderbühne. Dem unwissenden Pöbel schadet er; dem vernünftigen preiset er sein herrliches Elixier und seine Wurmkuchen vergebens an.

Wer unter meinen Lesern wird es nicht, mit mir, aufrichtig bedauern, daß eine Menge unse-

rer

rer Brüder unter einem Joche gefangen gehalten wird, welches längst zerrissen, und wie die Fesseln des ehemaligen römischen Uebermuthes, zerrieben seyn sollte! unter einem Joche, das sich ihrer Gemüther so unbarmherzig bemächtigt, und sie mit einem Zwange niederhält, den sie um so weniger fühlen, je grösser seine Gewalt über ihre Seelen ist! Das menschliche Herzmuth der redlichen Wahrheit frey gelassnet seyn: aber durch den Wahn des Aberglaubens wird ihr der Eingang verschlossen, und ein Irthum bietet dem andern die Hand. Von Natur, und nach seinem Charakter ist der Deutsche zum freymüthigen Nachdenken gemacht. Durch jenes Eheusal wird das Nachdenken erst gebunden, dann getödtet; der Verstand wird in Ketten geschnietet, und aus Freunden der Wahrheit werden — Thoren. Man verzeihe mir! ich kann bey einem Nationalfehler, der überhaupt der Wahrheit, und insbesondere der Religion so nachtheilig ist, und der Vernunft zur Schande gereicht, nicht kaltblütig schreiben.

Jene düstere, grauenvolle Zeiten des Heidenthums, da unsere Väter in öder Dunkelheit fortstapften, sind, Preis sey der Vorsehung!

gang in diesen Ländern verschwunden. Es wurden die vortheilhaftesten Siege gegen den Aberglauben erfochten; die Rechte der Vernunft sind uns wiedergegeben. Dem ungeachtet wird ein so grosses Theil der ist lebenden Deutschen noch so sehr von Wahn und Irrthümern verführt, als wenn sie die allernächsten Nachkommen der ältesten Söhne Mana wären, deren Aberglaube uns zum Mitleid bewegt. Ich bin unzufrieden, daß ich dieses sagen muß: allein es ist Pflicht, meine deutschen Brüder auf ihre eigenen Vortheile zu weisen. Admt' ich nur so laut davon reden, daß es jeder Deutsche hörte, und zugleich so behutsam, daß es kein einziger Ausländer erführe! wenigstens nicht eher erführe, bis diese ansteckende Seuche völlig aus Deutschland vertrieben wäre.

Kaum ist ein Deutscher geboren: so drängt sich ihm der Aberglaube mit eifriger Audacht und geschäftiger Thorheit auf, gleich als müßte er schlechterdings mit solchem Wusse der Unvernunft bey seinem Eintritt in die Welt bewillkommen werden. Welche Förmelchen! welche Ringe von Taufelchen, noch ehe das Kind die Taufe empfängt! welche Alfanzeregen nach derselben!

Soll

Soll ich einige davon nennen? -- Doch ich mußte fürchten, die Priessterinnen dieser blinden Gotttheit gegen mich aufzubringen, die mich, wo nicht für einen Teufel, doch wenigstens für einen Freygeist ausschreien, und in den bösen Ruf bringen würden, ich sey von Unholden ausgekauft. Zudem, wer ist wohl unter uns, der nicht aus eigener Erfahrung das arößste Theil dieser abgeschmackten Vossen, mit welchen die deutsche Matronenschaft die Kinder zur Thorheit einweihet, kennen sollte?

Das Kind entwächset den Windeln; seine noch schwache Vernunft kann sich selbst nicht lenken; sie bedarf eines Führers, so wie sein zarter Körper des Leitbandes. Kaum fängt die Seele an, einigen Eindruck anzunehmen, so erschallen von ernsthaften Lippen tausend ungerückte Meinungen in seine Ohren, die das Kind mit ehrlicher Folgsamkeit gegen seine unbefonnenen Lehrer und Lehrerinnen willig glaubt, und die nachher dem Jünglinge und Manne zur Schande gereichen. Die Häuser werden mit Geistern, die Luft mit fliegenden Drachen, wüthenden Heeren, ewigen Jägern u. s. w. angefüllt. Die Irrlichter sind nicht Irrlichter, son-

den herumtrauernde Seelen solcher Leute, die in ihrem Leben dem Nachbar das Land abgepflogt haben. In den Kirchen und auf den Gottesäckern werden die Todten beerdigt: natürlicher Weise muß es deselbst von Wespenstern wimmeln, und welches Mitglied der Matronengunst wird nicht schwören, daß sie selbst, mit ihren sichtslichen Augen, deselbst Wespenstier gesehen habe, die neun Todtenbeine statt der Regel, und einen Todtenkopf statt der Kugel gebraucht haben? — Wird ein Kind krank, und die Matrone ist nicht allwissend genug zu errathen, daß es von Würmen geplagt wird, so haben es böse Leute unter, und dann komme Gott dem armen Kinde zu Hülfe! Des Segensprechens und der rasendsten Pessen wird kein Ende seyn. Gut, daß das Kind nichts davon versteht! — Kommt man zu einem Kranken ins Zimmer . . . Ich bitte Sie, meine Herrn Mediciner, die Sie sich oft in ihren Vorherverkündigungen ieren müssen, weil Sie durch den menschlichen Körper nicht, so wie durch eine Laterne, durch und durch schauen können, ich bitte Sie, hier in die Schule zu gehen, und Sie werden der Semiotik entbehren können! Kommt
man

man zu einem Kranken ins Zimmer, so gebe man acht, ob er mit der rechten oder linken Hand die erste Bewegung macht. In jedem Falle wird er genesen; in diesem glaubt er gewiß, wenn gleich weder ein Hund vor dem Hause gewinselt, noch eine Eule geschrien haben sollte. — Nahet sich ein Paar dem Altare, um sich zum Edestande einsegnen zu lassen — — Doch mich eckelt, meiner Nation mehrere Beispiele ihrer Schwachheit vorzulegen, in welche nicht nur der große Haufe, sondern fast alles, vom Adel an, die ganze Reihe durch alle Stände hindurch, gesunken ist. Es sind nur erst wenige Monate verflossen, seit dem ein Betrüger in einer gewissen Residenz auf Lebenslang zum Besungsbau verurtheilt wurde, der durch Amulete, und andre abergläubische Mittel die schrecklichsten Krankheiten heilen zu können vergab. Er hatte eine Menge seiner Patienten unglücklich, und die Todtengräber reich gemacht; dennoch fand er an einem Herrn vom Hofe einen hartnäckigten Verteidiger, der sich durch ihn von einem langwierigen viertägigen Fieber geheilet glaubte. Vor einiger Zeit war ich in B * * in einer zahlreichen Gesellschaft. Man setzte sich zum Spiele. Ein Officier, den

ich seit langer Zeit kenne, winkte mir, ihm in eine Ecke zu folgen, und bat mich, ihm auf einige Augenblicke einen Louisd'or zu leihen. Ich bezeugte ihm Verwunderung, indem ich ihm das Geld in die Hand steckte, weil ich kurz vorher eine ansehnliche Goldbörse bey ihm gesehen hatte. „Wissen Sie nicht, sagte er, daß man mit geliehenem Gelde gewinnt?“. Er wird von mir kein Geld wieder leihen, denn ich habe niemals einen Menschen mit mehrerem Unglück spielen sehen. Auch konnt' ich mich nicht enthalten, nach geendigten Spiele ihm diese Anmerkung mitzutheilen. Umsonst! er blieb seinem Aberglauben getreu, und sagte: „Ohne Ihr Geld hätt' ich noch unglücklicher gespielt.“ — Ich bin in einer der beträchtlichsten und vornehmsten Städte Deutschlands, in verschiedenen der angesehensten Häuser bekannt, in welchen, so aufmerksam die Oberkeit auch ist, dennoch gewisse Kaffeepredicanten das Recht haben, durch ihren Einfluß auf die Dame des Hauses, das ganze Haus zu regieren. Man bestraft dafelbst dergleichen Betrügerinnen mit vieler Schärfe, aber das Handwerk ist zu einträglich, weil der Abergläubigen zu viel sind; daher macht das Exempel wenig Eindruck.

Dies

Dies sind vornehmere Thorheiten, die der größere Haufe, so viel an ihm ist, nitmachet. Ich könnte hier ein hübsches System schreiben, wenn ich die verschiedenen Arten des Aberglaubens in ihre Genera und Species eintheilen, und alles mit feinen Exempeln bestätigen wollte, und viele meiner Leser würden über die ungeheure Menge von ausschweifenden Pöffen erstaunen, die in jeder Klasse von Menschen ihreOWNER und Anhänger finden. Tausend Handlungen und Gebräuche, die sich in ein so großes Ansehen gesetzt haben, und die sich auf Wortschmelz, und gefälschte Einbildung gründen, sind, beim Lichte der Vernunft betrachtet, nichts mehr und nichts weniger, als Thorheiten, die oft bloß ihr Alter geltend macht. Allen diesen würd' ich ihren Platz anweisen müssen. Aber ich hab' es schon gesagt, mich eilet ein Register von Pöffen zu liefern. Es sey mir genug, den Aberglauben in seine beyden vornehmsten Geschlechter, den Aberglauben in der Religion, welcher gefährlicher und schädlicher ist, und den, im bürgerlichen Leben, welcher weils Witwid, theils Spott verdienet, einzutheilen. Sollte aber etlichen unter meinen Lesern mit einem kleinen Verzeichnisse von Segenssprüchen, kräftigen Hausmitteln zur Eiderheit der Wöchnerinnen, und andern sieben Sachen mehr, die alle so zuverlässig sind, als das beste Geipenierwärchen, und so erbaulich zu hören, als die Lehre vom Vorsatz, Verlaß, und Ahnungen: sollte, sag ich, einigen damit gedienet

gedienet seyn, so bin ich erbötig, so bald ich in etlichen Aufschritten darum ersuchet werde, aus dem Munde einiger alten Frauenzimmer von meiner Bekanntschaft, so viel ein Bogen fassen kann, besonders drucken zu lassen.

Möglicher, denk' ich, wird heute die Untersuchung seyn, woher der Aberglaube, (der freylich in einer Gegend Deutschlands immer weiter um sich gegriffen hat, und mächtiger herrscht, als in der andern) woher dieses Joch der Seele in einem Lande komme, das sonst seine Freyheit in der bürgerlichen Verfassung gegen auswärtige Feinde so muthig und siegreich vertheidigte? Warum, Thuisdon's Volk, warum bist du noch nicht von diesem innerlichen Feinde ganz frey, der dir unerträglich seyn sollte, als jene Ausländer deinen Vätern je gewesen sind? Woher diese *Slavayen*, welche den Menschen der Unvernunft unterwirft?

Wir entdecken hiervon Quellen, die so trübe sind, als ihre Ausflüsse. Hätte die menschliche Vernunft ihre Kraft zu denken allezeit, und mit beständig gleicher Treue gegen sich selbst gebrandet: so würde der Aberglaube entweder gar nicht, oder doch sehr schwer unter den Menschen entstanden seyn. So bald sie aber darum zu träg wurde, und in der Untersuchung: was ist dies? warum ist es so wie es ist, und nicht anders? die Augen verschloß: so konnte das Heidenthum und andere Arten des Aberglaubens bey den Menschen leicht Eingang finden. Mögten wir

wir doch hier nicht, meine deutschen Brüder! das so gewisse Jahrbuch von dem Aberglauben unserer Väter, und vieler noch in unsern Zeiten herrschender Irrthümer antreffen! Aber es ist nicht anders; gewöhnte sich dieser, nicht zu denken, so glaubte jener schon übermenschliche Einsichten zu haben. Er machte aus seinen Einfällen, aus seinen Einfindungen, aus seinen Träumen, aus Gesichten, aus Tugenden, aus Lastern, aus guten und bösen Menschen, so gar aus losen Dingen re. lauter Götter. Worin der eine zu wenig that, darin ging der andere zu weit; die sichere Mittelstrasse des richtigen Denkens verfehlten beide. Dieser träumte wachend und schlafend; jener ließ die für sich denken, die er für klüger als sich selbst hielt; er selbst war zu träg oder zu feig zum Denken, nahm Alles blindlings an, was ihm vorgeträumet wurde, schwur hernach auf ihre Worte, und ward — abergläubig. Dort erweicht das, dem Schme nach, durch die Natur selbst geheiligte, nachbildige Ansehen ein Herz für einen albernem Glauben, das für die gesunden und bessern Urtheile zu sehr verhärtet oder zu dickhäutig war. Wenn Vater und Mutter, oder gar die ganze Reihe unsrer Vorfahren also geglaubt hat: wer wagte, an diesem Familienglauben zum Feiger zu werden? Die Tyrannen der Gewohnheit überhaupt, also auch insbesondere der Gewohnheit im glauben, wie furchtbar ist sie nicht? Wer darf sich dagegen auflehnen? und die Vernunft, wo
ist

ist sie unterdessen, daß eine Medemeinung allgemeyn wird? vielleicht schläft sie, und was erblicket sie beym Erwachen? — Aberglauben. Man nehme den Satz. Wer liesse sich dort wohl überführen, daß die sogenannten Klagefrauen mit ihrem Geheul, oder die Erscheinung und der Besuch der Bergmännchen key ihren Geschäften, Thorheiten und Hirnspinnste wären?

Hier find ich bey einem Theile der Menschen eine unbedachtsame Kühnheit, das zu leugnen, welches als wahr anzunehmen ihrer Vernunft die größste Ehre machen würde; dagegen sind eben diese Helden zu schüchtern, sich gegen gewisse herrschende Meinungen zu empören. Zu furchtsam, als daß sie im Reiche der Vorurtheile unglaublich werden sollten, bleiben sie, nach der Weise ihrer Väter, bey ihrem hergebrachten Begglauben. Sie haben eine unumschränkte Günst gegen das Alterthum einer Meinung. Und sollt es auch offenbar ein Nest heidnischer Irrthümer seyn, dies hält sie nicht ab, ihm gewogen zu bleiben. Aus einem solchen Hange zum Herkommen erhielten sich, geliebtes Vaterland, bey deinen ältesten Söhnen jene zum Theil so grausamen Religionsgebräuche, vor welchen du jetzt erzittern würdest. Aus einem solchen Hange zum Aberglauben entstand jene heilige Einfalt, mit welcher in den folgenden Zeiten die Deutschen einen Bahn mit dem andern vertauschten, und sich zu einem neuen Aberglauben bezwingen ließen. Ihr Herz war arglos, und ihre Gesinnung
gut;

gut; aber ihr Verstand hatte ungetreue und schädliche Anführer. Die Stifter dieses Aberglaubens waren voll Arglist, Betrug, Heuchelei, Eigennutz und Gewinnsucht. Mit solchen schrecklichen Waffen wurden die Seelen der Deutschen überwunden.

Ein muthiger Kämpfer für die Wahrheit und für ihre gerechte Sache trat auf. Er besitt den Wahn; er zeigte dem Volke Ihuiskon's das Schändende des Foches, unter welchem die Welt senkzete. Er selbst warf es von seinen Schultern, er erhob seine Stimme, und sie drang vielen Deutschen ins Herz, die mit ihm die Ketten des Aberglaubens zerbrachen. Ihn selbst, so fürchterlich er auch in den damaligen Zeiten war, und so weit er seine unumchränkte Tyranney verbreitete, griff dieser edle Deutsche an, und erschütterte dessen Thron, der auf den Trümmern der Religion aufgerichtet war. Er zeigte ihn der unterjochten Welt in seiner wahren Gestalt; er rief:

Das Völk, hi nicht Gottes Thron! den haben
Betrug und Lottannen erbaut!

Aber der Wöge, vor dem die Welt im Staube lag, der Aberglaube hatte zu tieffe Wurzeln in den Herzen der Menschen geschlagen. Er wurde geschwächt, aber nicht ganz ausgerottet.

Ich habe wenige Menschen gefunden, die nicht, obgleich in verschiedenem Maasse, einer mehr, der andere weniger dem Aberglauben fröhlich seyn sollten. Ein jeder spottet über den Aberglauben

glauben des andern, und hat doch hin und wieder in einem Winkel, in irgend einer verborgenen Falte seines Herzens diese oder jene Meinung, die, genau untersucht, einen ziemlichen Zusatz von Aberglauben hat. Manchmal betrifft es freylich wohl nur Kleinigkeiten; aber ich mag doch lachen, wenn ein geistiger Mann ganz ehrbar in seinen Kalender kucket, um zu sehen, wie wir mit dem Monde stehen, der, nach der alten Sage, mit unserm Sonnenschein und Regenwolken ein ewiges Bündniß geschlossen haben soll. Eben so wenig kann ich mich des Lachens enthalten, wenn eine gewisse sehr ernstbaste Dame, bey der man ausserdem keine Spur von Aberglauben findet, mir zuweilen die Ehre erzeigt, mich mit Erzählung ihrer gehabten Träume zu feldern, und bey jedem den Zusatz macht: „Ich halte nichts auf Träume, aber dieser Traum ist doch so besonders!„

Die Folgen des Aberglaubens — — Doch für ein Blatt ist dies genug. Zu viel auf einmal ermüdet nur, und ich habe noch drey und zwanzig Wochen übrig; in einer derselben, vielleicht gar in der nächstkommenden, wollen wir mehr von der Sache sprechen.

Der
D e u t s c h e.
Dreßzigstes Stück.

Magdeburg, am 27^{ten} Julius, 1771.

(Beschluß des vorhergehenden Stückes.)

Der Mensch sollte Vorzüge vor dem Thiere haben; zu diesem Zwecke rüstete ihn der Himmel mit Vernunft aus. Aber, um dieser Vorzüge zu genießen, muß die Vernunft frey seyn, und ungelunden, sonst wird sie ein unnützes Geschenk, und der Mensch höret auf in der Mitte zwischen Engel und Vieh zu stehen. Wahn und Vorurtheil fesseln die Seele, und rauben ihr die vernünftige Freyheit im Denken. Diese Wahrheit ist unwidersprechlich. Als eine natürliche Folge fließet daher, daß der Aberglaube durch den Zwang, in welchem er den Geist hält, durch die unerträgliche Knechtschaft, zu der er seine

Dritter Theil. D Anhäng

Anhänger zwinget, dem Menschen über alles schädlich sey. Einer der bekanntesten Gelehrten sagt irgendwo: „Der Aberglaube richtet die gesunde Vernunft zu Grunde; er löschet das Licht aus, das uns die Natur aufgesteckt hat, und setzt den Menschen gewisser massen zum Stand des vernunftlosen Thieres herunter.“ Dieser grosse Mann hat in seinem Leben keine ausgemachtere Wahrheit gesagt.

Wo der Aberglaube herrschet, da wird das deutsche Herz erdrückt; und unsre Seele, die sich bey der Stärke, welche ihr die wohlthätige Natur gab, in gesetzten Einsichten ausbreiten, und ihre Kenntnisse erweitern sollte, schwachet in Ketten, scheuet sich zu denken, verschließt die Augen dem Lichte und tappet lieber freiwillig auf einem düstern Pfade fort. Ausserdem sind fruchtlose Hoffnungen, süsse Träume, ein vermeintes Glück, das er fest erwartet, aber nie erlangt, auf der einen; und entbehrliche Furcht, unnütziges Schrecken, schädliche und fortbauende Unruhe, auf der andern Seite, die Folgen des Aberglaubens.

Der deutsche Hende quält und marterte sein Gemüth; schlachtete Elfenopfer, um die erzürn-

ten

ten Geister zu versöhnen, und diese Herzen, die der Anblick eines römischen Heeres nicht bewegte, erzitterten bey dem Klauschen eines Blattes. Das Wiehern eines Pferdes, das sein Aberglaube für heilig hielt, die Träume eines alten Weibes, das Rieseln einer Quelle, und tausend ähnliche Kleinigkeiten waren hinreichend, den Deutschen zu den wichtigsten Unternehmungen zu bewegen, oder ihn davon abzuschrecken. Er sah ein solches Thier, das nach seiner Meinung Unglück bedeutete, vor ihm über den Weg laufen, oder eine befahrte Frau ihm begegnen, so entsetzt er sich, schob die Reise auf, oder nahm einen beschwerlichen Umweg, &c. Wer kann diese guten Deutschen ansehen, ohne entweder sie zu bedauern, oder über sie zu lachen? — Aber, Volk Thurstou's! wie ruhig wollt' ich dieses schreiben; wie gelassen wollt' ich dich an den ausschweifenden Aberglauben deiner Väter erinnern, wenn er nicht bis auf den heutigen Tag unter uns herrschte! wenn er für uns ohne schädliche Folgen wäre! Unsere Vorfahren haben einen Grund zur Entschuldigung vor sich. Das grösste Theil ihrer abergläubigen Irrthümer machte bey ihnen Religionspunkte aus, oder gehörte

D 2

wenige

wenigstens zum Dienst ihrer Götter. Das Uebrige war mit ihrer Religion übereinstimmend, wurde von ihren Priestern gelehrt oder gebilliget, und war ihrer Sittenlehre nicht zuwider. Bey uns wird der Aberglaube durch die Religion verworfen, von den Dienern derselben nicht vertheidiget, und unsrer Sittenlehre ist er nicht angemessen. Womit können wir uns demnach bey uns selbst, bey andern Nationen, und bey unsern Nachkommen entschuldigen, daß der Aberglaube unter uns noch eben so mächtig herrscht, als bey unsern Ahnen? — Zweifelt jemand an seinem Ansehen in Deutschland? Fordert jemand Beweise? Hier sind sie: Woher rühret die lächerliche Furcht vor Wespenstern, von welcher so wenige frey sind? Warum zittern unsere Kinder, warum schreyen sie aus Angst, wenn sie im Finstern allein sind? Warum fürchten sie sich etwas weniger, wenn jemand bey ihnen ist? Warum schandert vielen Leuten die Haut, wenn sie des Nachts einen Hund heulen, oder einen Nachtvogel schreyen hören? Warum, Madame, legen Sie jedesmal die Karte, ehe Sie etwas vornehmen? Und Sie, werthber Herr, warum wollen Sie sich nicht malen lassen?

lassen? (*) Warum wird des Grafen und der Gräfin von Pembroke Punktirbüchlein, nebst einer Menge von Traumbüchern so häufig gekauft? Warum wurde der Laden meines Verkäufers in etlichen Tagen nicht ledig, als er vor etwa drey Wochen bekannt machen ließ, daß die Prophezyhung des nach seinem Tode noch weisagenden Martin Zadeck's bey ihm zu haben sey? — Und, wenn wir auf einen Augenblick die Städte verlassen, und uns unter der entsetzlichen Menge von Jerthümnern, die den Landmann beherrschen, umsehen, woher dort die entzückende Freude, wenn man ein vierblättriges Kleeblatt findet? Warum beten manche lieber unter dem blauen Himmel, als unter ihrem Dache? und warum halten sie eine eidliche Versi-

D 3

cherung

(*) Der Aberglaube, sich bey seinem Leben nicht malen lassen zu wollen, aus Furcht, das Bildniß mögte zu Zaudereyen gemißbrauchet werden, ist ungemein alt. Schon der Spartaniſche König Agesiſlaus war demſelben ergeben; wiewohl einige glauben, er ſey ſich ſeiner häßlichen Geſtalt bewußt geweſen. Thomas Bartholinu gedet und neuere Beſp'ele dieſer Thorheit, die noch jezt im Schwange ſind.

cherung die daselbst geleistet wird, für aufrichtiger und bindender, als im Hause? Woher die grausame Furcht vor Zauberen, und die thörichte Zuversicht auf die lächerlichen Mittel dagegen? — Doch ich enthalte mich, mehrere Beiträge zur gestriegelten Rockenphilosophie zu liefern. (Dies Buch ist seit zwey und sechzig Jahren gedruckt; aber würde man nicht leichtlich die darin enthaltenen, mit vierhundert neuen Irrthümern vermehren können, wenn nur jemand die Quaal ausstehen könnte, sie zu sammeln?) Muß man nicht gestehen, daß die Verehrer solcher Grillen sich selbst entweder mit unnöthiger Furcht quälen, oder mit eitler Hoffnung betrügen? Was man wahr zu seyn wünschet, dazu sind die Wege sehr leicht, und bald gefunden; und was man gern leugnet, dagegen findet sich bald ein Widerspruch. Dieses ist die Hauptsäule, daran sich der Aberglaube hält. Aber was hindert uns mehr auf dem Wege zur Wohlfarth, und was hält uns mehr auf, als dergleichen seltsame Gedanken? So kann die verdienstliche Liebe in Menschenhaß, und Wohlthätigkeit in das häßlichste Laster verwandelt werden. Also verblendet, opfert der abergläubige Vater sein Kind dem

Tode

Tode auf, und Kinder ermorden ihre Eltern. So eilt die Tochter zur Kirche, um den Vorrath ihrer Verdienste durch das Anhören einer Messe zu bereichern, und läßt indessen ihre kranke Mutter zu Hause umkommen. So plündert die Ungerechtigkeit und Raubsucht des Nächsten Eigenthum, giebt etwas von der Beute an die Armen, und damit ist die Sünde versöhnet. Woher kam sonst der Verfolgungsgeist gegen die Zeugen der Wahrheit? Woher die Ströme von Menschenblut, welche in und außer Deutschland so oft unter dem Vorwande der Religion flossen? Woher die Barbarey gegen den Widerspruch derer, die man für Irrgläubige hielt? Woher kommt noch heutiges Tages in einer gewissen Stadt das Geföhren, dadurch der Grimm des höchsten Wesens aufgefordert wird, ein grosses Theil anderer Menschen zu ihrem gänzlichen Verderben zu überströmen? Woher so viele Exulanten, die dem Feuer und Schwerdt entfliehen, und in unsern Gegenden Schutz, Nahrung und Freyheit für ihr Gewissen suchen? Woher so mancher Meuchelmord selbst an gekrönten Häuptern, und sogar an solchen, die im wahren Verstande Väter ihres Volkes waren? Woher so-

gar vergiftete Hostien auf dem Altare der Christen? Einerley Quelle aller dieser Unmenschlichkeiten ist der Aberglaube; denn

Was Böses ist geschehn, das nicht der Irrthum that? Die Wirkungen des Aberglaubens sind immer unselig, er selbst mag nun stärker und allgemeiner, oder eingeschränkter und schwächer seyn.

Wie ist diesem Uebel abzuhelpen? Schweres Geschäft! leicht genug zu denken, aber schwer zu üben, und am schwersten, es auf diesen erwünschten Erfolg hinaus zu führen, daß aller Aberglaube völlig ausgerottet werde! Denn der Abergläubige betrachtet seine Meinungen mit Ehrfurcht, und wird sich schwerlich überführen lassen, daß er abergläubig sey. Er wird seinen Wahn vertheidigen, selbst dann, wenn er auf die erschrocklichste Art von demselben getäuscht ist. Wenn ich dieses durch Beispiele bestätigen wollte, so würd' ich den König Dejotarus anführen. Ich begnüge mich aber, meine Leser auf Baylens Wörterbuch, S. 974. (nach der Kotterdammers Ausgabe, vom Jahr 1720.) oder auf den Cicero selbst, (*de divinat. Lib. I. et II.*) aus welchem Bayle geschöpft hat, zu verweisen. Der Aberglaube weiß jeden Angriff, den man wider ihn

ihn waget, zur Sünde zu machen, und von wie vielen guten Leuten wird man nicht schon als ein Gottesleugner ausgeschrien, wenn man nur zwischen der Möglichkeit und Wirklichkeit der Gespenster einen Unterschied macht, und die letztere nicht, seiner Vernunft und der Wahrheit zum Troge zugeben will? Der Aberglaube weiß so wenig, wie ein Blindgebohrner, Licht und Finsterniß zu unterscheiden. Der Freymuth, ihn in seiner Blässe darzustellen, ist ihm ein unverzeihliches Verbrechen. Wuth, Grausamkeit, Mordbegierde, Verfolgungssucht sind bis auf den heutigen Tag seine schwereren Rüstungen, und bitterer Haß und Schadenfreude seine leichteren Waffen. Was unterziehe ich mich demnach, ein Ungeheuer anzurühren, dessen Augen Tod und Verderben drücken, dessen Mund Gift hauchet, und dessen Hände stets zum Unglück gerüstet sind? Doch es sey gewagt.

Aller Aberglaube ist eine schwache Seite des Menschen. Man bemühe sich, sie zu stärken, und diese ihre Krankheit wird von selbst wegfallen. Meine redlichen Deutschen! so lieb euch euere, und eurer Nachkommen wahre Gemüthsruhe ist, horchet aufmerksam und unpartheyisch

auf diese Stimme! Es ist die Stimme der Wahrheit! Segnen wird uns die Nachwelt, wenn wir Muth genug besitzen auch in diesem Stücke, als wahre Deutsche, für ihre Erleuchtung und Wohlfarth zu sorgen. Die Freiheit des Geistes, derer sie sich erfreuen wird, wird unser Geschenk, unsere Wohlthat seyn. Auf einmal, und plögl:ich diese wünschenswerthe Veränderung, diesen glückseligen Period zu erwarten, daß aller Wahn, alle Thorheit und Unvernunft, die den Aberglauben anemachen, nicht mehr seyn sollten, wäre eine zu schmeichlerische und übertriebene Hoffnung. Vielleicht war' es selbst ein schwärmaerischer Aberglaube, den eine eifertige Begierde, die Menschen gebessert zu sehen, wohl hervorbringen konnte, dabey man aber vergessen hätte; die Menschen zu beurtheilen so wie sie sind; und in welchem Zustande sie sich durchgehends befinden. Man lege demnach erst einen tüchtigen Grund, und dann baue man fort.

Wie lebhaft ist nicht die Freude, mit der wir bey unsern kleinen Kindern das erste Aufsteigen vernünftiger Gedanken wahrnehmen! Dieses ist der Zeitpunkt, in dem man anfangen muß, die Seele zu bearbeiten. Gerechter Unwille nimmt mich ein, so oft ich höre, daß dem Kinde eine falsche Meinung beigebracht wird. Mein Befragen in einem solchen Falle ist dieses: ich werfe die Frage auf: Sollte das wohl wahr seyn? Ich werde ein Führer der zarten Seele, und bringe durch Fragen und Antwort so viel Licht
in

in dieselbe, daß die kleine vernünftige Kreatur die alten vergnügt betrachtet, die ihm dergleichen Possen aufsetzen wollen. Ein allgemeiner Vernunftsatz für alle treue Anführer der Jugend: Man entferne ja, um alles was uns lieb ist, jede Thorheit, jede Gesellschaft, jeden Umgang von den Kindern, dadurch sie aus Irrthümer klünnen geführt werden. Unwissenheit ist der Seele nicht so schädlich, als falsche Urtheile, die man sich als Wahrheiten eingeprägt, und ihnen ewige Treue geschworen hat. Verbannet, ihr deutschen Eltern! verbannet ernstlich und auf ewig von euren Lieblichen alle die zum Theil so lapidischen Weihnachtsfeiern bleiben, die, an sich, wohl unschuldig gemeinet seyn mögen, aber doch die unvermeidliche Folge haben, daß sich die Kinder auf eine oder andere Art zu einem thörichten Glauben gewöhnen. Keine Gespenstermärchen, keine Erscheinungen und Wundergeschichten, keine Herenmärchen, keine Erdichtungen müssen dem Kinde gesagt werden; man suche nicht, es durch Eckschilder zur Folsamkeit zu gewöhnen, und halt' es durch keinen Knecht Ruprecht (und wie alle die Narrenpossen heißen) im Gehorsam, oder vielmehr im Zwange. Hierdurch wird der Wille und das Herz des Kindes nicht gebessert, im Gegentheil wird der Verstand dadurch vorbereitet, jeden Eindruck des Aberglaubens anzunehmen, und wir bilden slavische Seelen. Eine alberne Furcht bringet immer die andere hervor. Man gestatte

den

den Wärtern die Freyheit nicht, den Kindern nach ihrer unvernünftigen Willkür ihre abgeschmackten Träumereien zu erzeihen. Das Nistdröckchen wird vergessen, aber der Eindruck bleibt. Man führe die lieben kleinen Geschöpfe sogleich auf richtige Gedanken, zu einem vernünftigen Freymuthe im Denken, und auf Grundsätze, die jede Prüfung in jedem Alter ertragen können, und allemal wahr befunden werden. Man bringe ihnen gereinigte und gesunde Begriffe bey sowohl von der Religion, als von den Wirkungen der Natur. Kurz, man leite sie zu einer Denkart, welche Wahrheit und Ordnung liebt und sucht, und alles, was diesen entgegen ist, hasset und verabscheuet. Froh wird das Kind in der Folge seinen Führer preisen, wenn es sich richtig geleitet siehet, und wird die irrrenden und finstern Seelen bedauern. — Doch was wage ich mich hier an eine Arbeit, die jener große Vertheidiger der Menschheit zum allgemeinen Verleu, ungeachtet aller Anfälle, die das Gebiech des Aberglaubens bisher auf ihn versuchte, so mühsam und glücklich eingeleitet hat? —

Wenn alle Deutschen eine solche Denkart annehmen, dann würdest du, mein Vaterland, das ich über alles liebe, dann würdest du eine Wohnung der Glückseligkeit werden! Wenn wir uns von den Fesseln des Aberglaubens, und von dem Joch der Nachahmung losreißen, dann werden wir wieder die Freyen, die edlen Deutschen seyn! Und wenn sich jeder redliche Deutsche, jeder

der wahre Menschenfreund, jeder Patriot (und was kann ein ächter Bürger unsers Vaterlandes wohl anders seyn!) mit treuem Eifer wider die Fesseln des Wahnes empor, und sie, so viel ihm möglich ist, abzuschütten strebet, was wird dann leichter seyn, als dem Aberglauben, der uns zu lange drückt, auf ewig sein verdientes Ende zu machen? Das wird die Wahrheit thun ohne gestiefelte Propheten, ohne gewaffnete Missionarien, ohne Gewalt, ohne Mord und Blutvergießen.

— Ehrwürdige Herolde der höchsten, der reinsten Weisheit! euer Amt fordert es unmittelbar von euch, Wahrheit und Tugend auszubreiten; o wenn ihr doch auch das, an allen eueren Orten, als einen wahren Segen euerer wohlgemeinten Beschäftigungen wahrnehmen möget, daß dieses Unheil bey denen euch vertrauten Heerden ausgeilget wäre! Ihr habt die öfterste Gelegenheit den Aberglauben zu bestreiten. Ihr seyd diejenigen, die sehr viel zur Unterdrückung desselben beitragen können. Gebt den Seelen der Deutschen ihre Freiheit wieder, die ihnen der Gott, dessen Boten ihr seyd, nicht nur gönnet, sondern befiehlt! Zwar auch euch fällt es schwer, den Aberglauben sogleich zu entdecken. Wer ihm frohnet, der schmeichelt sich essenberzig in diesem Stücke gegen seinen Prediger zu seyn, weil er suchtet, daß sein Besserglaube demselben nicht gefalle, oder daß die so heilig verwahrte Familienheimnisse, oder besser zu sagen, Hausgötzen, ihm zu keiner sonderlichen Ehre, bekannt gemacht, und zu gerechter Beschä-

Verdämmung der bisherigen Anhänger und Vertheidiger desselben, als Thorheit erwiesen würden. Aber dennoch gelingt es euch oftmals, ihn zu entlarven; und indatet ihr wie eine Spur desselben finden, ohne sie auszuwischen!

Kirchen und Schulen haben Einen gemeinschaftlichen Zweck. Eher aber wird die Wahrheit unter den Deutschen ihren vollen Werth nicht behaupten, bis alle Hindernisse, die ihren Segen erniedern, vernichtet sind; denn, von einem Acker müssen erst die Gesträuche, Steine und Dornen weggeschafft seyn, ehe man demselben die Saaten vertrauen kann, sonst wird man vergebens eine reiche Erndte erwarten. Dies allgemeine Gesetz, ihr guten und vernünftigen Deutschen, legt uns die treue Rationaliebe auf, daß wir bey jeder Gelegenheit, im Umgange mit unsern schwächeren Mitbürgern, dieselben von ihren verkehrten Meinungen, loszumachen suchen müssen, die der Ehre der Nation schaden, indem sie der mit Recht uns zugehenden Gründlichkeit im Denken zuwider sind. Wenn doch dieses Gesetz von jedem Bewohner Deutschlands befolgt werden möchte! Wenn doch dieser treuhertzige Wunsch alle deutschen Herzen mit eben der Gesinnung erfülten möchte, die der empfindet, der ihn laut zu sagen sich nicht enthalten konnte!

Unter allen Menschen mir die geliebtesten, edle, redliche Deutschen! zum glücklichsten Bürger Deutschlands wird mich meine heisse Neigung zu demselben machen, und segnen werd' ich mei-

ne

ne Tage, wenn jeder meiner Mitbürger, jeder meiner deutschen Brüder ernstlich darauf denkt, dieses abscheuliche Ueberbleibsel des ältesten, blindesten Heidenthums, diesen unglücklichen Nachlaß unserer ersten und näheren Vorfahren, den Aberglauben ganz auszulöschen, und von unsern Gemüthern so weit, als von unsern Grenzen zu verweisen! Wie würde denn mein Herz den Vorzug fühlen, zum Volke Englands zu gehören! Wie sehr würde mein Stolz auf meine Nation wachsen! — Aber jetzt! Nicht vom Stolze, nein, von glühendem Unwillen muß das Herz jedes deutschen Patrioten schwellen, wenn er auf die Last der Ketten blicket, unter welchen das allerelbste Theil seiner Mitbürger sich windet. Wir sind ein freyes Volk, und unsere Regenten wachen für unsere Freyheit; wir haben niemals uns zur Dienbarkeit gegen andere Völker bequemet; die freye Hand griff zum Schwerdte, und blieb unbezegt. Wenn wir aber auf die Freyheit der Vernunft leben, sind wir auch dann

Du fromen Deutschen? Wie?

Und schrickt kein Schwertmal, und wir beten an Nicht einen Herrn, nein Götzen, die der Wahn Veräppelt; meinen daß sie's sind, und liegen Vor ihrem Altar Sklaven gleich.

Mit gleich starkem Gefühl von Mitleid und Scham betrachte ich die Dame die ihren vornehmen Aberglauben hat; den deutschen Feldherrn, der sich auf einen geweihten Hut und Degen etwas

was zu gute thut; und den grossen Haufen in manchen Städten und Dörfern, der am letzten April alle Häuser, Thüren, Pforten, Kreuzwege, und Pflastersteine, voll ängstlicher Sorgfalt, mit Kreuzen beinalet, damit die in der Walpurgisnacht nach dem Brocken reitenden Hexen entweder nicht vorüber kommen, oder doch keinen Schaden ausüben können.

Lasset uns einmal dieses Unwesen von uns verbannen. Wer sollte nicht gelehrt seyn, und sich darauf, als auf ein reizendes Glück freuen, wenn ihm bessere, nuzbare, und das Gemüth erhebende Kenntnisse angeboten werden? Die Wahrheit bietet uns dieselben, und sich selbst an. Wir wollen sie mit deutscher Entschlossenheit annehmen. Wir wollen unsere Seelen von jeder Art des Zwanges, worinn sie durch Wahn, Vorurtheile und Aberglauben, zu unserer Schande so lange gehalten sind, muthig befreien. Nur bloß der Wahrheit wollen wir huldigen; nur ihrer Stimme sey der Eingang zu unseren Herzen geöffnet. Freylich ist der Pfad, der zu ihrem Throne führet, oft mühsam; aber ein Deutscher, der seinen Mitbürgern die allererhabenste Freyheit widmet, zeigt uns denselben, wenn er singet:

Die Macht der Vorurtheile kränken,
Vernünftig prüfen, schliessen, denken,
Dies bahnt den Weg der Wahrheit zu.

Der
D e u t s c h e.
Ein und dreyßigstes Stück.

Magdeburg, am 3^{ten} August, 1771.

Es war einmal — — „Ein König, der hatte eine Königin:“ — Um Verzeihung, Madame! ich bin nicht willens Ihnen eine Nouvelle zu erzählen. Mein Händchen, ob es gleich nichts mehr und nichts weniger ist, als ein Händchen, soll der Wahrheit, der Denkart und den eigenthümlichen Sitten unserer alten Nation analogisch seyn.

Im Vorbengehen gesagt, ich halte nicht eben viel von denen Leuten, die, so bald man den Mund aufthut, schon zu wissen glauben, was man sagen wird, und mit ihrer unreifen Weisheit in die Quere kommen, ehe sie noch drey Worte gehört haben. Wie gefällt die Antwort jenes französischen Herzogs, dessen Name mit

Dritter Theil. E entfalt

entfallen ist. Eine Dame bat ihn, ihr die Sitten eines Edelmanns, mit dem der Herzog Umgang hatte, zu schildern. „Madame, sagte er, mein Freund ist ein stattlicher, tapferer und bescheidener Mann, und wenn man mit ihm spricht, so merket er auf das, was man ihm sagt. „Besser, dünkt mir, kommt er den Abwesenden nicht leben. —

Es war einmal eine Zeit, in welcher die Deutschen es für rühmlich hielten, ihrer eigenen Vernunft zu folgen, und nach eigenen Sitten zu leben. Damals waren sie gewohnt, fremde Sitten erst genau zu prüfen, und mit den vaterländischen zu vergleichen, ehe sie ihnen den Vorzug gaben. Und weil ihre Sitten gemeiniglich Probe hielten, so brauchten sie nichts weiter, als den Schatten und die bloße Erinnerung jenes alten Scythischen Gesetzes, dessen ich in einem der vorhergehenden Blätter gedacht habe. Die Vortreflichkeit und Billigkeit solcher Gewohnheiten, nach denen sich die ganze deutsche Nation richtete, und die durch eine lange Ausübung zu dem Ansehen der heiligsten Gesetze gestiegen waren, nebst der Unschuld ihrer Sitten, galten damals bei den vernünftigen und edlen Deutschen so viel, daß

daß das Geschwätz und die Sophistereien, mit welchen die Römer das Mangelhafte, Schädliche und Unausländige der römischen Sitten verkleisterten, sie nicht zu verderben vermogten.

Emmerich, ein Eberuslischer Edelmann, kam im Gefolg einer deutschen Gesandtschaft nach Rom. Verdienste unterscheiden sich leicht; Emmerich war tapfer, offenherzig, redlich, hatte ungemeinen Verstand, und war, nach Art des deutschen Adels, in der Weisheit der Druiden unterwiesen. Diese Eigenschaften und sein gesetztes Wesen erwarben ihm in Rom die Achtung und Freundschaft der Männer. Zwar war er zu gleicher Zeit ein wenig rauh in seinem Betragen, und ziemlich heftig im Widersprechen, zumal wenn er Recht hatte, auch machte er keinen Rückling nach Attischer Manier: allein, selbst die Stutzer in Rom waren damals so vernünftig, daß sie glaubten, an einem Nachbar des Melibolus wären dergleichen Kleinigkeiten nicht unaufländig. Von einer Länge, die unsern größten Hühnermann beschämte hätte, war er sehr vorthailhaft gebildet; seine breiten Schultern und nervigten Arme verkündigten seine Stärke, und die römischen Damen versicherten, daß ihm sein

dichter Anebelbart nicht übel stünde; und die römischen Damen hatten, wie man sagt, in den damaligen Zeiten viel Geschmack, und wurden für Kennerinnen gehalten. Dem sey wie ihm wolle, der Eberusische Jüngling war bey dem römischen Frauenzimmer sehr beliebt; sie drängten sich um die Ehre seiner Gesellschaft, und er war bey jedem Nachtsische willkommen. Aber davon zu seiner Zeit, und im gehörigen Kapitel; jetzt haben wir von andern Dingen zu reden.

Der junge Deutsche sah die Größe Rom's und die prächtigen Gebäude der Stadt nur mit einer sehr kalten Bewunderung. Dies befreudete die Römer, die ihn herumführten. Man kam an den Pallast August's. Emmerich betrachtete alles nur obenhin, und schien weder über die Säulengänge, noch über das Gold, das allenthalben mit Verschwendung angebracht war, noch über die persischen Teppiche, noch über jede andere glänzende Thorheit erstaunt. „Wie gefällt Ihnen dieses Haus?“, Schlecht, versicherte er; es ist nirgends Natur — Doch ihr Römer seyd der goldnen und silbernen und marmorneu Tändeleien gewohnt — aber dies Haus ist für einen

einen römischen Kayſer zu groß, und für einen deutschen Fürſten zu klein.

„Sie ſcherzen, mein Herr! zu groß für den Imperator!..“

Nicht anders, ſagte der Oberſter; Auguſt braucht kein ſo weitläufiges Haus. Für einen deutschen Fürſten iſt es zu eng. Orgetorich (*) kömmt in dieſem Hauſe nicht das vierte Theil ſeines Komitates bewirthen. Wir haben nur Hütten in Deutschland, aber ſie ſind bequem; aber ſie ſind geräumig; auch bauen wir ſie ſelbſt, und ihr werdet in allen unſern Wohnungen kein unnüßes oder überflüßiges Stück finden. Unſere Hütten ſind nach unſerm Bedürfniffe, und nach der Größe unſerer Familien eingerichtet; wir können ſie mit leichter Mühe abbrechen, und wie es uns beliebt, anderwärts umbauen. Sie mögen abtrennen, oder vom Feinde verheeret werden, ſo werden wir dadurch auch nicht um einen Adſe ärmer; denn unſere Hütten koſten uns nichts, als die leichte Mühe, ſie zu bauen, worinn einem jeden ſeine Nachbarn willig zu Hülfe kommen.

E 3

L'e

(*) Man erinnere ſich, was ich im Zehnten Stücke von dieſem Orgetorich, nach dem Caſar erzählt habe.

Die Römer brachten alles vor, was sie zur Vertheidigung ihrer Pracht erdenken konnten; vorzüglich behaupteten sie, in Absicht auf den Kaiserlichen Pallast, er müsse sich durch seine Schönheit und Pracht unter den übrigen Gebäuden auszeichnen, und auch hierdurch dem Ansehen, der Würde und Majestät des Imperators entsprechen.

Mit euerem Imperator! rief der Deutsche. In unsern Wäldern muß sich der Fürst durch Tugenden auszeichnen; nur seine und seiner Kriegesgefährten größere Tapferkeit gibt ihm einen Glanz, nicht aber das Dach, unter welchem er schläft. Dieses Gold und diese entbehrlichen Zierrathen, schützen sie eueren Imperator wider die Sonne, oder wider den Nordwind? — Nehmt mirs nicht übel, ihr Herren, ich sehe, daß euch mein Freymuth nicht behaget; aber wißet, daß in meinem Lande der Schweichler eben so verachtet ist, als der Lügner. Daher muß ichs euch sagen, daß ihr übel handelt, wenn ihr die ganze Welt unterjochet und plündert, um eure Wände mit glänzenden Spielwerken zu besetzen. Glaubet mir, ihr würdet besser thun, wenn ihr, statt aller dieser Dinge, die Kigen in
den

den Mauern mit Wolle verstopft, und die Wände inwendig mit guten zottigten Bärenfellen benagelt, so hättet ihr hübsche warme Häuser. Diese Art Tapeten könntet ihr in eurer Heimath finden. Also hättet ihr nicht nöthig Heere auszusenden, und weitentlegene Völker, die euch nichts gethan haben, zu bekriegen, um euer Land von Einvohnern zu entblößen, und euere Klaffen mit diesem gelben Metalle anzufüllen, das doch wegen seiner Weiche bey weiten nicht so gut ist, als Stahl; indeß euer Imperator ruhig zu Hause sitzt, und seinen Gerstenbrey isset.

Die Römer konnten sich, aller ihrer Urbanität ungeachtet, nicht enthalten bey Erwähnung des Gerstenbreyes zu lächeln. „Gerstenbrey!“ sagte ein junger Ritter, und rümpfte die Nase. „Wie so?“ versetzte der Deutsche, isset man den bey euch nicht? Es ist doch eine gute und nahrhafte Speise. Doch ihr habt Recht; ich dachte nicht an euere Muränen, und wie die Diager alle heißen. Ich habe aber doch von einem unserer Druiden gehört, daß ehemals ein vornehmer Mann unter euch gelebet habe, Namens Nurius, der sich selbst Raben in der Nische geröstet. Damals mögen in Rom wohl gute Zeiten

gewesen seyn! Wenigstens halt' ich diesen Rutilius für einen trefflichen Mann. — „In der That, das war er auch, versetzte ein Senator, und ich bin nicht wenig stolz darauf, daß ich in gerader Linie von diesem Helden abstamme.“ Thun Sie das? sagte Emmerich, und schüttelte dem Rathsherrn treuherrig die Hand; es freut mich, den Nachkommen eines Mannes zu sehen, der, ob er gleich ein Römer war, dennoch eine rechte deutsche Denkart zeigte. Aber lassen Sie uns weiter gehen; dieser Pallast gefällt mir nicht; es ist mir hier alles zu blank, zu weichlich, zu künstlich.

„Dann, mein Herr, wird Ihnen in Rom nicht viel gefallen,“ antwortete der alte Senator.

Desto schlimmer für Rom! erwiderte der Eberusler. Aber etwas hat mir schon gefallen, und das sind Sie. Wer seine Vorfahren nicht um ihres Adels willen, sondern wegen ihrer Tugenden schätzt, von dem haben wir Deutschen eine gute Meinung.

Sie gingen weiter. Ihr Weg führte sie über den Markt. Es wurden eben einige Processe entschieden, und ein Advokat, der mit vieler Hefigkeit redete, reizte die Neugier des jungen
Deuts

Deutschen. Er bat seine Begleiter, sich dem Redner zu nähern, welche hierzu um desto williger waren, weil sie dieses für eine bequeme Gelegenheit hielten, dem Fremden einen hohen Begriff von der Weisheit der Römer beizubringen.

Der Advokat vertheidigte einen jungen Menschen, der des Mordbetrags und der Verrätherrei beschuldigt war, mit so vieler Beredsamkeit, und wußte der Gerechtigkeit so geschickt eine Nase zu drehen, daß die Richter, wider ihre Ueberzeugung, den Beklagten lossprachen.

Wunderbar! sagte Emmerich; hier gestattet man dem offenbaren und erwiesenen Verbrechen, öffentliche Vertheidiger? Nein, in unsern Ländern ist man gerechter gegen das Vaterland. Wer es dort unternähme, seine Beredsamkeit zur Vertheidigung eines überführten Schwerts oder gar Landesverräthers anzuwenden, der würde mit demselben zugleich an einen Baum aufgehängt werden. Er war schon im Begriffe, sich von dem Orte zu begeben, als ihn seine Begleiter ermahnten, die Entscheidung eines andern Rechtsbandels abzuwarten, der die ganze Stadt neugierig gemacht hatte. Die Sache war diese: Ein junges Frauzimmer von großer Schön-

heit hatte sich durch ihre unehrbare Aufführung ein ansehnliches Vermögen, aber zugleich den schlaunsten Ruf erworben. Ein Bürger von Minturn, Namens *Rajus Titinius*, heyrathete sie, ungeachtet er von der Wahrheit eines jeden Umstandes, den man zu ihrem Nachtheil erzählte, hinlänglich unterrichtet und überzeugt war. Eigentlich waren die Ausschweifungen der *Fannia* (so hieß diese Dame) der Hauptgrund, weswegen er sich mit ihr vermählte. Denn, es ist beynahe ohne Exempel, dachte er, daß ein Frauenzimmer, die, wie *Fannia*, ihrer Ehre und dem Anspruch auf die öffentliche Achtung entsaget hat, zur Tugend zurück kehren, und eine Beobachterin der ehelichen Treue werden könne. Wenn ich sie heyrathe, so wird sie ohne Zweifel ihre Lebensart fortsetzen; alodenn wird es mir nicht an Gelegenheit fehlen, sie des Ehebruchs zu überführen. Ich scheide mich dann von ihr, und den Gesetzen zufolge hab' ich nicht nöthig, ihr das Geringste von ihrem Eingebrachten herauszugeben.

Titinius hatte in Absicht auf *Fanniens* Betragen ganz richtig, und als ein Mann der die Welt kennt, geurtheilet. Er war nicht lange mit

mit ihr verhehelicht, als er schon hinreichende Beweise ihrer Untreue in Händen hatte. Und weil er gar nicht der Mann war, der es bey dem blossen Vorfalle hätte sollen bewenden lassen, so trennete er sich kurz und gut von seiner wartigen Gattinn. Fannia war auch ganz wohl damit zufrieden, nur forderte sie ihr Vermögen zurück. Titinius verwies sie auf das römische Gesetz, welches den Ehemann berechtiget, im Fall die Ehescheidung einen von Seiten der Frau begangenen Ehebruch zum Grunde hat, das Eingebachte zu behalten. Fannia fand bey diesem Gesetze ihre Rechnung nicht, und weil sie mit vielem Rechte glaubte, daß selbiges auf sie nicht passe, so machte sie die Sache anhängig, und suchete die Oberkeit um Schutz an.

Dieses war der Rechtsandel, dessen Entscheidung Emmerich mit anhören sollte. Die Richter hatten sich schon gesetzt; der Advokat des Titinius bewies in einer weitläufigen und gelehrten Rede, daß Fannia einer jeden Art der Ehekuckerey schuldig, und daß Titinius in besser Form ein Haberey sey. Diese Wahrheit, an welcher kein Mensch zweifelte, und wogegen Fannia selbst keine Silbe einwendete, ward mit zeu-

gen

gen bestätigt. Hierauf meldete der Sachwalter, daß Kläger sich den römischen Sitten gemäß, von der Ungetreuen geschieden, und gesetzmäßiger Weise, ihr zugebrachtes Verändgen behalten habe. u. s. w. Kaum war der Schwäger fertig, so trat Fannia in Person auf, mit allen ihren Reizen. Sie leugnete nichts, was die Hahnrezeßschaft ihres ehemaligen Mannes betraf. Nur wider die Zurückhaltung ihres Vermögens trug sie einen einzigen, aber so wichtigen Grund vor, daß der oberste Richter von seinem Stuhl aufstand, ihren Mann bey Seite nahm, und ihm ernstlich zuredete, das Urtheil nicht abzuwarten, sondern Fannien freiwillig das Ihrige zu ersetzen. Diese Ermahnung war den Absichten des Mannes gerade zuwider, der sich nicht umsonst die freiwillige Schande der grossen Bruderschaft wollte-zugezogen haben. Der Richter konnte demnach nichts bey ihm ausrichten; deswegen setzte er sich wieder, und sprach folgendes Urtheil:

„Wie finden, daß Fannia des Ehebruchs länglich überwießen sey, und verurtheilen sie demnach zu einer Geldstrafe von zween guten Groschen (sestertio nummo) gangbarer Münze, billigen und bestätigen auch auhen die
Schei-

Scheidung zwischen ihr und ihrem bisherigen Ehemanne. Weil aber Regus Timmo sie geheirathet, ungeachtet ihm ihr gleiches Leben bekannt war, und er also von ihr weder Tugend noch Treue hoffen konnte: so verurtheilen wir ihn, obgedachter Jamnia ungesäumt ihr sammtliches Vermögen auszuhändigen. Alles von Rechts wegen. (*)

„Was sagen Sie zu diesem Urtheile?“ fragte der Senator den Vorkämmerer, nachdem der laute Juch des römischen Volkes etwas nachgelassen hatte. Nichts! versetzte Enmerich. „Daß ist nicht viel; antwortete der junge Ritter. Keiner Meinung nach könnte doch kein Urtheil gerechter seyn.“ Unsere Plagen, sagte der Deutsche, würden doch noch ein gründlicheres gesprochen haben, wenn ein Rechts-handel, wie dieser hier ist, in Deutschland möglich wäre. Dort würde

(*) Damit nicht tragend eine fremde Frau glaube, es sey nicht eine neue Beschuldigung: so sey hiemit kund und zu sein, daß ich dieselbe wirklich zur Zeit des Marins geschrieben, und daß Marius selbst dieses Urtheil gesprochen. Man sehe Plutarch in Marius und Valer. Maxim. Lib. VIII. C. 2.

würde Jannia gleich, auf den allerersten Verweis einer unregelmäßigen Aufführung, nachdrücklich gezeihnet worden seyn. Dieses hätte sie gewiß von ferneren Anschweifungen abgehalten, und ihr den Ehebruch auf ewig unmöglich gemacht, sehen dadurch, daß sie niemals einen Mann würde gefunden haben. Hätte sich aber dennoch einer bewegen lassen, sie zu beirathen, so würde man denselben für ehelos erklärt haben. Ein Ehloser darf in meinem Lande niemals Waffen tragen, und sich weder in der Versammlung des Volkes, noch bey einem Opfer einfinden, und dieses letztere deswegen, weil ein Ehloser den Göttern noch verhaßter seyn muß, als den Menschen, denn Tugend und Ehre ist etwas Göttliches. Ein Weib, das wie euer Titinius, eine Jannia wirklich beirathen, und nachher aus Eigennuz verstoßen wollte, würde zuverlässig in einen Kampf geführt und mit einer Hölle erschlagen werden. Denn so strafen wir die Ehlosen, die ihre Schande mit Schande häufen. Wir wünschen, indem wir sie versenken, und mit der Hölle bedecken, zugleich ihr Andenken zu verlöschen. Den Verräther bewegen lassen wir aufknüpfen. Denn, Schandthaten geben ein Aergerniß,

gerniß,

gerniß, darum muß man sie, auch strafend, verbergen. Verbrechen hingegen, müssen, andern zum Beispiele, öffentlich gezeigt und geahndet werden.

Indem Emmerich dieses sagte, traten sie in das Schauspielhaus. Was ist dies für ein Theater, fragte der Deutsche, indem er die Logen und die Bänke im Parterre, und die Schaubühne ansah. Man erklärte ihm alles aufs Verste, und bemühte sich, ihm den deutlichsten Begriff von einem komischen oder tragischen Schauspiel beizubringen. Der Ebernöcker hatte von Natur einen sehr sähigen Verstand, und faßte geschwind alles, was ihm die Römer sagten. Was wird denn heute vorgestellet werden? sagte er. „Ein Lustspiel des göttlichen Terenz,“ antwortete man ihm. Gut, sagte er, wir wollen es mit ansehen.

Unterdessen drängte sich das römische Volk in das Schauspielhaus. Alle Stellen waren besetzt. Man ließ ihn die unzahlbare Menge bemerken, und sagte ihm zugleich, daß dieses nur ein kleines Theil des römischen Publikums sey, indem man in dieser Stadt über sechs Millionen Seelen zählte. Deste mehr in Rom zu beobachten, sagte der Deutsche, wenn alle diese sechs Millionen so denken, wie euer Sachwalter und Richter, die ich heute gehört habe, und euer Imperator muß sehr herrschsüchtig seyn, daß ihm an einer solche Menge von Unterthanen nicht genügt.

Die

Die Admer stellten sich, als hörten sie dies
so nicht; wenigstens waren sie so urban, es
nicht zu beantworten.

Unmittelst nahm das Lustspiel den Anfang;
und Emmerich hatte die Geduld, es bis zum
Ende anzuhören. Alles was ihm dunkel war,
ließ er sich erklären. Nach geendigter Vorstel-
lung sagte er, mit der angebotenen Offenherzig-
keit der Deutschen, seine Meinung. Mich dünkt,
sienge er an, ihr Herren nanntet vorhin die Schau-
spiele eine Schule der Tugend. Es ist schlimm
für euch, daß ihr unter euch nicht genug tugend-
hafte Leute habet, von denen ihr lernen könnet,
um in Erbschaften euerer Zursicht nehmen zu
müssen. Doch, wenn ihr wißet, was Gut oder
Ubel ist, und den Willen habt, tugendhaft zu
seyn, so ist dieses Haus eine überflüssige Sache
für euch, sobald ihr in der Absicht hierher kommt,
die Tugend hier zu lernen. Und habt ihr, mit
oder ohne jene Wissenschaft und Willen, eine an-
dere Absicht: so ist dies Haus noch überflüssi-
ger, wo nicht gar schädlich. Wir haben nur
eine Art von Schauspielen, wodurch unsre Jün-
ger lüben werden, und die Tugend lernen wir
aus dem Bespieler unserer Väter.

Im 28ten Stück, in der letzten Zeile der 17ten
Seite lese man, Hatt Im Feinde: In Feinde.

Der
D e u t s c h e.

Zwey und dreyßigstes Stück.

Magdeburg, am 10ten August, 1771.

Luther, der das Joch des Aberglaubens unsrer Väter zerbrach, und der größte Wohltäter unsrer Nation wurde, war ein Deutscher, und Kramer, der kühnlich Luthern, so unvergleichlich besungen hat, ist auch ein Deutscher. Jeder Patriot muß sich freuen, wenn Deutsche auf deutsche Verdienste aufmerksam sind, weil unsrer Nation leider! nichts gewöhnlicher ist, als daß wir unser eignes Vaterland,

Dritter Theil.

I

und

und unsre eignen grossen Leute verkennen. Ich will nicht der Grossen erwehnen, die mit fremden Zungen reden, und ausländische Verdienste fast allein schätzen, auch die niedrigen Stände wissen nicht, was Liebe zum Vaterlande, und zum einheimischen Verdienst ist, und beynahe ist's aus der Mode gekommen, dem überhaupt ein Verdienst zuzuschreiben, der vorzüglich in dem Felde der Religion geklänzt hat. Es schien vor einiger Zeit der Modeton zu werden, Luthern unter die kleinen Geister zu rechnen, und alles Verdienst ihm abzusprechen. Doch zum Ruhm unsres Volks, wurde dieser Ton bald gedämpft; und zu noch grösserm Ruhm der ganzen Nation trat ein Dichter, wie Cramer, auf, und besang den edlen, deutschen Mann, dem die Freiheit des menschlichen Verstandes, dem das Licht der Wissenschaften, welches sich mit dieser Freiheit so weit ausgebreitet hat, dem die Gewissen der Menschen, dem Wahrheit und vernünftige Religion so viel zu danken hat. Dieses

vortrefliche Gedicht mögte wenigen Lesern dieser Wochenschrift, wenigstens hier, zu Gesicht gekommen seyn. Dennoch will ich es meinen Lesern mittheilen.

Ode auf Luther.

Du freyes Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht Stolzen, weicher, das du darfst
Hochaufsehn und herab von ihren Thronen
Viel Peiniger der Völker warfst,
Thiiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du Arm der Freiheit, du Erschütterer
Der Weltbezwingerinn, an deren Wagen
Schon Gallien, und Eghia
Iberien und Asia
Zu Sklaven angekettet lagen:

Du Donner, der sie niederwarf, du Ketter
Der Völker, als aus Lust zur Tyranney
Noms Bahn und Lust der Erde neue Götter
Erfaud zur neuen Sklaverey:
Christens Volk, fromm, redlich, frey und hoch
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß, sich loszuringen:
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, der's that, den deutschen Mann
In alten Vardenliedern singen?

Nehmt eure Theil; denn der Lieder Spiele
 Verstand er, schlug die Harfe selbst, und sang
 Ins Herz der Deutschen göttliche Gefühle,
 Daß weit umher ihr Hall erklang!
 Es hätten, wie er spielte, durch sein Lied
 Von einer himmelvollern Gluth gelehrt
 Selbst Hermanns Varden, hätten ihn ge-
 schwiegen,
 Mit Licht umstrahlt in ihrer Nacht
 Vergessen den Gesang der Schlacht
 Und den Gesang von seinen Siegen!

2347

Wer flucht voran? Wer will der hohen Vieder,
 Die Er verdient hat, Führer seyn? Soll ich?
 Soll ich? Ich wills! Flucht Vorden, meine
 Brüder,

Mir nach und überläßt mich!
 Noch glänzt sein Licht nur durch sein eignes
 Licht,

Nicht in des Vieds; auch haben Fürsten nicht
 In Karmor ihn und ewig Ertt gegraben.
 Doch mögen sich Erobrer freuen!
 Sie werden doch vergessen seyn,
 Wie viel sie Ehrenbogen haben!

Wehr ist der Wahrheit Kämpfer, als wer
 Zählöser,

Wer Welten durch sein dursig Schwerdt gewinnt.
 O Luther! Luther! Heber Name! Größer,
 Als aller Helden Namen sind!
 Als Hermanns auch, und der besiegte doch
 Die Völkerplager und zerbrach ihr Joch!
 Denn Er zerbrach des Werraubens Ketten.
 Schon trugen wir sie; stäubend zwar;

Doch trugen wir sie; keiner war
Noch weis' und kühn genug, uns zu retten!

O Finsterniß, wie jene war, o Erde,
Die in dem ersten Chaos dich umfloß,
Es sich noch auf des Weltenschaffers Werke
Ein Lichtquell über dich ergoß,
Daß deine Nächte flohn! O Finsterniß,
O neue gräuelvolle Finsterniß,
Viel schwärzer; (der Gedank an dich erschrecket!)
Verhüllt in deine Dunkel lag
Ein neues Chaos ohne Tag
Mit Mitternachtgraun überdeckt!

Als hatt Abaddon aus des Abgrunds Pfuhe
Sich hergestürzt und seiner Plagen Strom!
Ein Donner scholl von eines Menschen Stuhle
Aus deinen Schatten her, o Rom,
Als wär er Gottes! Wie aus Latium
Die Donner schollen, stürzten Throne um
In Staub zermalmt, und Feuerflammen schossen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann
Nicht

Nicht Letzte die Götzen an
Aus Silber oder Gold gegossen.

Wie alle zittern, durch den Blitz verblendet,
Vom Plut, das raucht, vom Feuerberg der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geschändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo bist du, Gott? Wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern steht der Thron
Des Schreckens! die ihr' Knie nicht beugen,
sterben!

Wer zählt sie, die, o Blutgericht,
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tages mehr sehen und verderben?

Erhebt vom Staub euch! Bringt nicht
Länger Gaben
Dem Götzen, dessen Lügen ihr vertraut!
Das, Völker, ist nicht Gottes Thron! Den haben
Betrug und Tyrannen erbaut!
So schallts aus halberhellten Thälern her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! Aber er

Wird kaum gehört: So flammen neue Gluten
 In Klüft und Felsen flüchten sich,
 Die ihn verstehn, und, Wahrheit, dich
 Geheim nur ehren, oder bluten!

Umsonst ist, daß die Nationen klagen,
 Versammelt klagen, und das freude Joch
 Und seiner Schande Last unwillig tragen!
 Wie fühlen sie's und tragen's doch!
 Muthloser Klagen lacht das stolze Rom,
 Und sendet Räuber aus; des Reichthums
 Strom

Kauscht hin aus Deutschland in den Schlamme
 der Tyber.

Und Rom durch seine Beut entzückt
 Verschwelgt der Einfalt Raub und schickt
 Der frechen Räuber mehr herüber.

Wie bist du, Vatican, vom Raube trunken!
 Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr
 Wie tief, wie tief, send ihr herab gesunken!
 Sind wir die freyen Deutschen? Wir?

Und

Uns schreckt kein Schweröthral, und wir be-
ten an

Nicht einen Jovis; ach! Olben, die der Wahn
Vergöttert, meinen, daß sie's sind, und liegen
Vor ihrem Altar Sklaven gleich!

O du, der sieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? Wagts mit dir zu kriegen?

Da kämpfst er schon, der Mann, der Wahr-
heit Rächer,

Und stralet, ein Polargestirn, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber schwächer,
Durch einen engern Kreis begrenzt.

Stürzt um die Wechsellertische! Stürzt sie um!
Mit uns ist Gottes Evangelium!

Der Himmel ist nicht feil für Gold! Der Sünden
Vergebung ist nicht feil für Gold!

Zu Gott befehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

Gefang, ertöne stärker! Halbt, ihr Lieder,
Die Stimme: Feil ist nicht für Gold

Die Banne der Vergebung, haltst sie wieder:
 Der Himmel ist nicht feil für Gold!
 Sie schallt! Wie weit! der Freiheit Odem kehrt
 Zurück in uns, in jeden, der sie hört
 Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
 Tragt ängstlich: Weß die Stimme sey,
 Und fühlet seine Tyrannen
 In ihrem tiefften Grund erschüttert!

Nicht sorgsam, daß auch ihn sein Bannfluch
 tödte,
 Forcht er, sieht heller, sieht die Wahrheit
 gang:
 So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
 Und ihr des Tages voller Glanz.
 O Evangelium! o Wort des Herrn
 Wie stralst du wieder! Und wer ist so fern,
 Den nicht die stralenvolle Sonn erhelle!
 Es ist dein Glanz; wir irren nicht;
 Es schöpft die Welt ihr himmlisch Licht
 Nun wieder aus der reinsten Quelle!

Nicht

Nicht Zauberworte sind es, die wir hören;
 Mit unsrer Zunge spricht die Lehrerin
 Vom Himmel, und man strömen ihre Lehren
 Von ihren Lippen in den Sinn!
 Germanien, frohlocke! Denn sie spricht
 Die Sprache, welche dein ist, welche nicht
 Sich mit dem Raub undeutscher Zungen brüstet;
 Durch keine Barbaren entweicht,
 Reich durch sich selbst, und stets zum Streit
 Auch mit dem Edelsten gerüstet!

Wie sie, daß er nicht seines Zieles fehle,
 Auch aller ihrer Fesseln Zwang besiegt
 Und frey den hohen Flug mit seiner Seele
 Geflügelten Gedanken fliegt;
 Bald Donner und bald sanfter Meloden,
 Und was er will! Des Wahnes Barbaren
 Bethört nicht mehr mit fremden Zauberstimmen!
 Der Geist ist fessellos und sucht
 Die Wahrheit selbst, zwingt ihn zur Flucht,
 Nicht feig mehr! Mag er doch ergrinnen!

Heil

Heil dem, der Gott will dienen! Desß ver-
ründert

Europa sich und glaubts kaum! Er ist da
Der Tag der Freiheit, den sich manch Jahr-
hundert

Ersenft hätt', aber ihn nicht sah!

Zörn oder traure; denn man wird nicht mehr

Gebiet zu kaufen, als obs heilig wär,

O Rom, zu deinen Catacomben wallen!

Wo ist nun, Völckerkönigin,

Dein Pann und Zucker und Gewinn?

Es ist die Königin gefallen!

Gestürzt! Obgleich in ihren Finsternissen

Gewitter brausen und auch Fürsten sich,

Weil sie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wissen,

Zu Hauf versammeln wider dich!

Da steht der Mann des Herrn, ein Fels im
Meer,

Nagt über seine Bogen um sich her

Und, Volk Thuislons, über deine Fürsten;

Verleugnet nicht, wie Rom auch droht,

(Sein

(Sein Trost ist Gott und sein Gebet;)
Die so nach seinem Blute dürsten!

Er steht, ein Fels, und spricht, die ihn ver-
dammen,

Vom Joche frey; der edle deutsche Mann!
Die Thronen stehn und stürzen nicht zusammen
Vom Interdict aus Rom, vom Bann!
Der Glaub erhebt noch strahlender sein Haupt;
Germanien wird immer heller, glaubt
Und mit ihm glaubt der freye Brüder Norden.
Du bist nicht mehr des Wahnes Hohn,
Bist wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Trost geworden.

Nicht mehr des Aufstuhls Fackel, der Em-
pöer

Panier nicht, nun der Völker Sicherheit
Giebst du den Königen, den Bürgern Lehrer
Der Treue, der Gerechtigkeit.
In deinen Füßen krümmt das Laster sich;
Der Tugenden Gefolg umzingelt dich

Und

Und flengt mit dir herab von deiner Höhe!
 Nun ist nur fromm, was Gott gebet,
 Und Völkern nützt! Auch ist der Eid
 Fest, heilig! Heilig ist die Ehe!

Noch irren in den ersten Finsternissen
 Der Völker viel und sehn die Sonne nicht;
 Doch strenger sind auch da schon die Gewissen
 Und fürchten weniger das Licht!
 Und werden heller! Leichter wird das Joch
 Des Wahns, das sie belastet, das sie noch,
 Als wär es durch sein Alter heilig, ehren!
 Das hast du, edler deutscher Mann,
 Das hat der Herr durch dich gethan
 Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie hast du gehenchelt,
 Mit Glauben deine strenge Brust gestählt,
 Daß keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
 Daß du ein Mensch warst, nie verheelt!
 Warst Vater, Mann und Freund und Unterthan,
 Der Armen Tröster, giengst die hohe Bahn
 Des

Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
 Nichtst arm und deine Lust war Gott,
 Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott.
 Ein keusches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
 Wer stammte mehr fürs Evangelium?
 Wie du voll Selbstgefühl, und doch erhaben
 Hoch über Eitel und Eigenthum!
 Wer war mehr Eifer? Mehr des Irrthums
 Feind?

Mehr sein Verfolger und mehr Menschenfreund?
 Wer kämpfte, so wie du, der Wahrheit Kriege?
 Doch kämpftest du für sie allein,
 Und wolltest gern vergessen sein,
 Vergessen gern in ihrem Siege!

Er würde nicht sein, er sollte, er kanns
 nicht werden!

Sein Name spottet der Vergänglichkeit,
 Wo noch ein Deutscher ist, ein Christ auf Erden
 Der frey und fromm zu seyn sich freut.

Thielous

Christens Volk spricht keinem fremden Hohn
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation
Wenn auch der Reid von seinem Werthe
schweiget;

Doch einen frehern edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

Sein Name sey dir heilig, ewig theuer;
Fluch, Volk, das Sklaverei mehr haßt, als Tod,
Des Spottes Frevel; fluch dieß Ungeheuer,
Das neue härtere Ketten droht!
Italien gebahrs, und Gallien
Hats aufgefängt und, ach! Britanien,
Es waren Britten, die ihm Waffen gaben!
Zermalmt hätt Er sie; würd entbrannt
Vom Himmel dich, mein Vaterland,
Vor seiner Pest beschirmet haben!

Der
D e u t s c h e.
Drey und dreyßigstes Stück.

Magdeburg, am 17^{ten} August, 1771.

(Fortsetzung des ein und dreyßigsten Stückes.)

„Sie mißbilligen also die Schauspiele?“, sagte der alte Rathsherr. Das thue ich nicht, erwiederte Emmerich. Im Gegentheil halt' ich das für, daß ein Volk, wie das römische, nicht übel handle, wenn es jede Gelegenheit ergreift, wenigstens den Schatten der Tugend zu sehen, da die Tugend selbst hier so selten ist.

„In der That, mein Herr, Sie haben eine zu schlechte Meinung von uns Römern.“

Reinen Sie? Es ist nicht meine Schuld. Ich kann von einem Volke keine gute Meinung haben, welches zur Tugend Aufmunterungen braucht. Wären die Römer gut: so würden sie derselben nicht bedürfen. Ich wollte wün-

Dritter Theil.

G

schen,

schen, daß Sie nur Einen Tag in Deutschland seyn würden! Ihr Römer habt keinen Begriff von Güte und Unschuld. Ihr nennet den gut, der weniger böß ist. Kommt in unsere Wälder; aber kommt als Gäste, und nicht als Freyheitsfeinde und Unterdrücker. Da könnt ihr lernen was gut ist. Uns braucht man die Tugend nicht schön zu malen; wir wissen, daß sie schön ist. Eure heutige Komödie enthielt nebst andern Sachen, die ich zum Theil nicht verstehe, weil ich eure Laster nicht kenne, auch sehr lebhaftes Spötereyen über den Weiz. (Was Weiz für ein Ding sey, hab ich am Barus gesehen; daher weiß ichs.) Sagt mir, ihr Römer, ob ihr euch nicht schämet, daß ihr dergleichen Bestrafungen eurer Sitten nöthig habt! Alt und jung würde in meinem Vaterlande eure Schauspieler verlachen, wenn sie daselbst den Weiz lächerlich machen wollten. Dieses Laster ist, wie die meisten andern, bey uns nicht einmal den Namen nach bekannt, es müßte denn seyn, daß wir es an Ausländern bemerkten. Das kommt daher, daß unsere Verfassung gut ist, und unsere Sitten noch besser sind. Die meisten von euren Lastern sind bey unsrer weisen Einrichtung nicht

nicht möglich. Auf eine ähnliche Art solltet ihr Römer eueren Staat einrichten, so würdet ihr gut werden, und nicht nöthig haben, euch und euere Sitten von gedungenen Leuten, die ihr so wenig achtet, öffentlich verspotten zu lassen.

„Aber, mein Herr, versetzte der junge Ritter, der Geiz scheint mir ein so natürlicher Zehler zu seyn, daß es mir schwer fällt, mir ein Volk zu denken, dem er ganz fremd seyn könnte.“

Reisen Sie mit mir nach Deutschland, sagte der Cherusker, so können Sie sich überzeugen, daß es ein solches Volk giebt. Vielleicht haben Sie gehört, daß wir nur unsere Heerden für unsern Reichthum halten. Andere Güter lieben wir nicht. Nun werden Sie doch begreifen können, daß der Geiz bey uns fremd ist! Denn, wie soll' ein Deutscher nach mehrerem Viehe trachten, als er bedarf, um sich und die Seinigen zu ernähren? Er würde in der That weder sein Ansehen (denn wir schätzen nur Tugend und Tapferkeit,) dadurch vergrößern, noch seine Lebensart verbessern; er würde nur bloß mehr Milch, Käse, Butter, und Häute zu Betten und Kleidern haben, als er brauchen könnte. Aber haltet ihr uns Teutonen für solche Narren, daß wir

Lebensmittel aufhäufen sollten, um sie von Fäulniß und Ratten, oder Pelzwerk, um es von Motten fressen zu lassen? So undankbar sind wir nicht gegen die milden Gaben der guten Götter.

„Warum machet man diesen Ueberfluß nicht zu Gelde?“, wendete ein Römer ein.

Die Götter haben uns nicht mit Gelde gestrafet, antwortete Emmerich; und wir selbst sind so klug, daß wir weder Kaufleute noch Kaufmannschaft mit Auswärtigen dulden. Bei uns Deutschen hat ein jeder selbst so viel, als er bedarf. Und hat er es nicht, so theilen seine Nachbarn ihren Vorrath willig mit ihm, und geben ihm alles, dessen er bedürftig seyn kann, umsonst. Zurweilen tauschen wir auch eine Sache gegen die andere, aber nur in dem Falle, wenn das, was wir gerne hätten, so viel werth ist, daß es der Besitzer ohne große Ungelegenheit nicht missen kann.

„Vortreffliches Volk! rief der alte Rathsherr; beynabe brächten Sie mich zu dem Wunsch, daß ich in Deutschland geboren seyn möchte!“

Das wäre, versetzte Emmerich, der edelste Wunsch, der jemals in ein römisches Herz gekommen ist! — Doch nein; der Wunsch, Ihr Vater

Vaterland so gut und unschuldig zu sehen, als Deutschland ist, wäre in Ihrem Munde noch edler. Und ich versichre euch, ihr Römer, ihr thutet es gut werden. Habt ihr doch von den Griechen, die ihr überwandet, Künste und Wissenschaften gelernt durch die ihr verderbt seht: warum solltet ihr euch schämen, von uns, einem freyen Volke, daß ihr nicht überwunden habt, Tugend und gute Sitten zu lernen? Denn so, wie ihr jetzt seht, mit eueren üppigen Künsten, die euch zu Weibern machen, mit eurer Weichlichkeit, Wollust, Habsucht, Verstellung, kurz, mit eurem Stolz und übrigen Lasten, seht ihr das letzte Volk unter der Sonne, indem ihr glaubt, das erste zu seyn. Oder, wenn ihr euch schämet, von uns zu lernen: so lernet von eueren eigenen Verfahren. Das wird euch doch keine Schande seyn! Schaffet nur eure Schwelgerei und Weichlichkeit ab, so werden viele von euren Fehlern von selbst wegfallen. Eure Väter sollen, wenn man eueren Geschichtschreibern glauben darf, so mäßig gewesen seyn, als wir Deutschen noch ist in allen Stücken sind; und sehet, zu welcher Größe wir aufwachsen, dabey gegen eure kleinen, schwachen und siechen Väter

ber ein Beweis sind, daß ihr euch durch Unmäßigkeit und Wollüste entkräftet. Thut mir dies einmal nach, wenn ihr könnet.

Indem er dieses sagte, ergriff er mit jeder Hand einen Sklaven aus dem Gefolge der Admer bey der Brust, hielt ihn, so hoch er reichen konnte, in die Höhe, und trug beyde in jedemmanns Erstaunen über fünfzig Schritte fort.

Ihr wundert euch? fuhr er fort; dazu habt ihr nicht Ursache. Wir haben weit stärkere Leute unter uns; denn, seht ihr, ich bin noch jung, und habe meine völligen Kräfte noch nicht. Ich wundere mich nur, wie so schwache und zwerghafte Leute als ihr seyd, das größte Theil der Welt beherrschen können.

„Glauben Sie mir, mein Herr, sagte der Ritter, daß ich Sie ehre und hochschätze; aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß . . .“

Erlauben Sie mir, fiel ihm der Deutsche in die Rede, daß ich Ihre Phrasis unterbreche. Warum sagen Sie, daß ich Ihnen glauben soll? Sind Sie etwa gewohnt, viele Lügen zu sagen, oder zu schmeicheln, daß Sie selbst ihre Aufrichtigkeit verdächtig machen? Ich habe hier schon verschiedene solcher nichtsbedeutenden Redensar-

ten gehört, mit welchen ihr Herren alles was ihr sagt, verlängert, daß ich nicht umhin kann, euch deswegen zu tadeln. Bedenkt ihr euch vielleicht dieser leeren Weitläufigkeit, weil ihr nicht viel Möglichen zu sagen wisset?

„Die Höflichkeit und guten Sitten, mein Herr . . .“

Wie, Herr Ritter, das nennen Sie gute Sitten? Denn wundert's mich nicht mehr, daß ihr Römer verdocht seid, wenn ihr Wortgespränge für euere Sitten haltet. Wenn ein Mann gut und gerecht, mäßig, redlich, aufsehtig, treu, ein Vertheidiger seines Vaterlandes, ein Verehrer der Gottheit, ein guter Hausvater, ein gütlicher Ehemann, ein warmer Freund, ein tapferer, gewissenhafter, gütlicher, dienstfertiger Mann, mit einem Worte: wenn er tugendhaft ist: dann sagen wir Deutschen von ihm, daß seine Sitten gut sind; nicht aber, wenn er in glatten Worten und slavischen Kragfüßen geübet ist.

„Wir denken eben so, versetzte der Senator; und der Herr Ritter hat das Wort Sitten, nach dem Sprachgebrauche, nur mit dem Worte Lebensart, oder Höflichkeit verwechselt.“

Das kann sehn, antwortete Emmerich. Aber ein so wichtiges Wort müßte nicht zweyerley Bedeutungen haben; das giebt zu manchem häßlichen Mißverstände Anlaß, und dieser Sprachgebrauch taugt — so wenig, als eure Höflichkeit. Wir Deutschen sind auch höflich, aber auf unsere Art; das heißt: so, wie es freyen, edlen und aufrichtigen Leuten anständig ist. Wir nehmen unsern Gast willig und liebevoll auf, er sey fremd oder einheimisch. Wir speisen, tranken, herbergen und beschenken ihn. Wir gehen leutselig mit ihm um; und wäre er unser Todfeind, so ist er als Gast unter unserm Dache sicher, und es wird ihm kein Haar gekrümmt. Das fordert die Höflichkeit. Wie versagen keinen Menschen auf der Welt etwas, das in unserm Kräfte steht. Aber zeigt mir, so groß auch Deutschland ist, ein einziges Beyspiel, daß wir auf Kosten der Wahrheit und Redlichkeit höflich wären? Wir verdecken kein tückisches Herz hinter ein freundliches Gesicht, und keine bösen Absichten hinter gleissende Reden. Unsere Höflichkeit besteht in Handlungen; die euerige in Worten, an welchen das Herz selten, oder niemals Antheil nimmt, und in krummen Rücken. Wir schmei-

cheln

cheln keinem Menschen, und bücken uns nur vor den Göttern. Und, wenn wir etwas sagen wollen, das mit Ehren von einem freyen Manne gesagt werden kann: so bitten wir deswegen keinen Menschen um Erlaubniß. Fahren Sie demnach fort, Herr Ritter, und entschuldigen Sie es mit meiner lebhaftesten Jugend, daß ich Ihnen zweymal in die Rede gefallen bin; denn das war in der That unhöflich.

„Ich wollte nur anmerken, sagte der Ritter, daß ich mich über den Freymuth wundere, mit dem Sie uns mitten in Rom so beleidigende Sachen sagen. „

Beleidigend? antwortete der Eherußer, das weißt' ich nicht. Ihr Herren habt mich ja selbst veranlasset, meine Meinung von eueren Sitten zu sagen, und das hab' ich mit deutscher Redlichkeit gethan. Ich habe sie mit den Sitten meines Vaterlandes verglichen, und ihr könnt nicht leugnen, daß diese letzten besser sind. Hätt' ich geredet, um euerer zu spotten, dann wär' ich beleidigend gewesen. Seht, ich hatte die gute Absicht, euch zu bessern. Wollt ihr das nicht mit Dank annehmen, so ist es euere Schuld. Gewisser massen bin ich euer Gast. Schmeckten

mit euerer Speisen nicht, so würd' ich so bescheiden sehn, hiervon nichts, weder gegen euch, noch gegen andere zu äussern, weil ich voraussetze, daß ihr mich so gut bewirthe't, als es euch möglich ist. Da ich aber euerer Sitten nicht billigen kann, so bin ich so redlich und gewissenhaft, euch dieses zu sagen. Und dies thue ich mit gutem Herzen, weil es mich jammert, daß ein Volk, welches vormals so viel Ruhm verdiente, jetzt so herunter gekommen ist. Hätt' ich zu dem Mangelhaften in eueren Sitten geschwiegen, und eurer Pracht, Verschwendung, und übrigen Fehlern und Lasteru eine Lobrede gehalten: fragt einmal hier diesen ehrwürdigen Greis, dessen Ahnherrn, den gnädigen **Ruricus** ihr noch jetzt hochachtet, fragt ihn einmal auf sein Gewissen, ob er mich nicht entweder für einen Heuchler, oder, wollt' er gelinder urtheilen, für einen jungen Gecken gehalten hätte, dem ein bißgen gelbes Metall die Augen, und ein Scheinverl von Größe, den Verstand bethört?

Der Ritter war im Begriff zu antworten, aber der alte Rathsherr traute weder dessen Unbesonnenheit, noch der Heftigkeit des deutschen Edelmanns, deswegen unterbrach er das Gespräch,

sprach, und bat die Gesellschaft zum Abendessen. Dasselbst gestand der Eberusker zwar, daß der Galerner ein treffliches Getränk sey, er trank aber fast lauter Wasser. Wir Deutschen, sagte er, als man ihn zum Wein nöthigte, sind gewohnt sehr viel zu trinken, deswegen enthalt' ich mich euere's Galerners, der mir stark scheint, und dessen ich nicht gewohnt bin, weil wir Eberusker nebst den Katten und vielen andern deutschen Völkern bey Lebensstrafe verbieten, Wein über unsere Grenzen zu bringen. Es beschiedete ihn, daß er die Römer Eselsfleisch und Haselmänse essen sah, und der Geruch von Lasepitium, Knoblauch, Quendel, und den Vermischungen so vieler Speisen und Gewürze, zog ihm, so stark er war, dennoch beynahe eine Ohnmacht zu.

Es waren verschiedene vornehme Römer mit zum Abendessen eingeladen, welche den Deutschen noch nicht kannten. Sie legten ihm verschiedene Fragen vor, und vergnügten sich an der vernünftigen Art, und an der ungekünstelten Offenherzigkeit, mit welcher er sie beantwortete. Sie erkundigten sich bey ihm nach der Verfassung seines Landes und nach dessen Gesetzen. Wir haben keine Gesetze, sagte er. Gute Sitten sind bes-
ser,

fer, und verbindender als Verordnungen. Ein Volk, das mit dem Laster unbekant ist, braucht nicht durch Gesetze im Zaum gehalten zu werden. Das ist übrigens wahr, daß einige Gewohnheiten sich, weil sie billig und löblich sind, und von den Zeiten Theiskon's an, beobachtet werden, beynahe zu dem Ansehen und der Würde eines unverletzlichen Gesetzes erhoben haben.

„Aber ihr habt doch für gewisse Verbrechen bestimmte Strafen; ihr opfert unter den Gefangenen keinen gebornen Deutschen, u. s. w. Sind das nicht Gesetze?“

Lasterhafte zu strafen ist die Pflicht eines jeden Volkes, erwiderte Emmerich. In der Art der Strafe folgen wir dem Beyspiel unserer Väter, weil es sich auf die gesunde Vernunft gründet. Wir haben nur zweyerley Arten von Todesstrafen, wovon ich diesen Herrn, die mir heut' ein Theil der Stadt gezeigt haben, schon etwas gesagt habe. Durch beyde wird dem Verbrecher das Leben genommen, ohne daß er gemartert wird; denn das halten wir für grausam, einen Menschen auf eine schmerzhafte Art zu tödten, weil der Tod an sich selbst schon die härteste Strafe ist. Unsere Landsleute zu opfern ist uns durch kein Gesetz verboten. Wir thun es aber deswegen nicht, weil wir einen Feind seines Vaterlandes für kein würdiges Opfer halten. Wenn aber eine deutsche Nation in einem rechtmäßigen Kriege mit einer andern deutschen Nation Gefangene macht: so werden diese des-

wegen

wegen nicht geepfert, weil wir nicht glauben, daß die Edmüthiger der Deutschen durch deutsches Blut verblutet werden können. Sehet, so handeln wir nach der gesunden Vernunft und der natürlichen Billigkeit, ohne uns an Gesetze zu binden.

„Also haben Sie schon ein Theil von Rom gesehen? Wie gefällt Ihnen unsere Stadt?“

Ich habe das an euch Lärmern bemerkt, daß ihr nicht aus Verlangen, andrer Leute Meinung zu wissen, noch weniger, aus Begierde zu lernen fraget; sondern blos deswegen, daß man euch schmeicheln, den Glanz eurer Stadt bewundern, und eure Ueberheiten erheben soll. Ich wurde heute auch gefragt; und wie ich meine Meinung treuherrlich sagte, da glaubten die Leute, ich hätte sie beleidigen wollen. Bey Ihnen, mein Herr, nützt es mir nicht anders gehen. Vielleicht wissen Sie nicht, daß wir Deutschen keine Verleumdungen ertragen; und wer das nicht thut, wird niemals die Absicht haben, andre zu beleidigen.

„Hieraus schließ' ich, daß unsere Stadt Ihnen nicht gefällt.“

Das ist wahr. Ich schließ' von den Häusern auf ihre Bewohner, und kann mich nicht überreden, daß in allen diesen prächtigen Stein-Humpen lauter gerechte, mäßige und genügsame Leute wohnen sollten. Und dieses sind doch die nothwendigen Eigenschaften eines Volkes, das gut seyn will.

Die

Die Wange des Römers röthte sich mit Schamröthe; um diese zu verbergen, griff er geschwind nach seinem Becher, und trank.

„Wie gefällt Ihnen, fragte er, indem er den Becher hinsetzte, wie gefällt Ihnen unser Frauenzimmer?“

Das ist eine Frage, antwortete Eummerich, die ich nicht beantworten kann. Ich habe noch mit keiner römischen Dame gesprochen. Im Schwau- spielhause hab' ich viele gesehen, und ich muß wohl sagen, daß, ungeachtet ihrer schwarzen Haare, manch artiges Gesicht darunter war. Uebershaupt aber sind die deutschen Mädchen schöner.

„Diesmal sind Sie vorthenisch, sagte der Römer. Ich will Sie morgen der schönen Julia vorstellen, und wir wollen sehen, ob Sie ihr Urtheil nicht ändern werden.“

Ja, das wollen wir sehen; sagte der Deutsche. Die Gesellschaft ging hierauf aus einander. Lucius Murana, so hieß der Römer, der unsern Eummerich von den Vergügen der römischen Schönen überführen wollte, erbot sich, ihn nach Hause zu begleiten. Es ist noch früh, sagte er; wir können im Gehen noch einige Neugierigkeiten in Augenschein nehmen, wenn es Ihnen beliebt. Der Deutsche war damit zufrieden. Der Senator, der, im Vorbeygehen gesagt, eine große Neigung zu den jungen Ehemännern gefaßt hatte, (aus Gründen, die wir im ein und dreyßigsten Stücke angezeigt haben,) der Vater, und etliche andere Personen aus der Gesellschaft

gesellschaft weihen mitgehen, theils, weil sie nichts zu thun hatten, theils aus Neugier, die Urtheile des Verräthers zu hören.

Sie begaben sich demnach in einen Tempel. Der Fremde betrachtete alles mit Aufmerksamkeit und seinen Zellschwestern. Als sie den Tempel verlassen, und er auch nicht das geringste Merkmal der Tempelverwandten finden ließ, fragte Marana, ob er auch an denen in Gottesdienst geweihten Lebewesen die Braut nicht billige?

Wagt mich ich, rief Emerich mit einigen Unwillen, ob ich die Tempelverwandten billige? Unsere Wesen leben uns, es sey der Majestät und Größe der Wesen ungeachtet, daß man ihr Dämmer bauen, und sie alsdann in dieselben einführen wolle. Glaubt die Gottheit nicht alles? Sie ist nie ihrer eignen Wohnung als ein Jammervogel, und das Herz des Verlorenen? Die ganze Natur ist im Tempel, sie ist überall, und das ewige Leben des Himmels ist ihr zu jedem Orte vertheilt. Wir haben in ganz Dantsch als einen einzigen Tempel. Wir ruhen in allem, oben an, und nur unsere Opfer bringen wir in dem heiligsten Namen, als in Tempeln, die unmittelbar von ihrer Hand geschaffen sind. Und dann, mein Herr, sagen Sie mir, ob aller dieser Lebens, viele herrlichen Pflanz, viele thierischen Geschöpfe, das köstliche Krautwerk, ob an jedem Orte die Gemüther derer, die sich zum Gode hingewandt, von der Natur weichen, und zerstreuen müssen?

Beant-

Beantworten Sie mir das, wenn Sie können! — Wir sehen in unsern Hainen nichts, als einen künftigen Altar und demüthiggelcidete Priester. Keine glänzende Bilder der Götter! denn wir halten es für Unrecht, ein Bildniß der Gottheit machen zu wollen, welche . . . (*)

„Ich bitte Sie, mein Freund, sagte der ehrwürdige Nachkomme des Aurius, brechen Sie diese Unterredung ab. Wie Römer könnten zur Vertheidigung unserer Tempel vieles sagen; aber Streitigkeiten über Religions-sachen, wenn sie auch nur Nebenumstände betreffen, pflegen gemeinlich weit zu führen, und die Gemüther zu erbittern.“

Das weiß ich, antwortete der Deutsche, deswegen ging ich stillschweigend aus dem Tempel.

Weil es anfieng, dämmericht zu werden, begleiteten die Römer ihren Gast nach seiner Wohnung, aus welcher man das Kapitol sehen konnte. Bei Gelegenheit desselben geriet er mit dem Ritter in eine Untersuchung des Nutzens und Schadens der Festungen, die eigentlich nicht hieher gehört, um so weniger, da die beyden Herren die Sache unentschieden ließen.

(*) In den ältesten Zeiten Deutschlands, und vielleicht noch als Tacitus schrieb, hatten die Deutschen weder Tempel noch Bilder der Götter. Daß dieser Schriftsteller von einem deutschen Tempel sagt, widerspricht seinen eigenen Worten.

Der
D e u t s c h e.
Vier und dreyßigstes Stück.

Magdeburg, am 24^{ten} August, 1771.

Alistoteles versichert, daß zur wahren Glückseligkeit dreierley erfordert werde: Gesundheit des Leibes; Gemüthsheit der Seele; und Gesundheit des Vortheils.

Es gehet diesem großen Weltweisen hierinn nicht besser, als es jedem andern christlichen Manne unweilen wehet: er sagt uns mit vieler Beredsamkeit Dinge, die wir schon längst, und ohne ihn, gesucht haben. Hat er noch dafür irgend ein hübsches und zuverlässiges Mittel an die Hand gegeben, wie wir immer gesund am Leibe, heiter vom Gemüthe, und wegen unsers täglichen Brodes auch allen Sorgen fern bleiben: wahrhaftig, nicht Alistoteles, dann wolle ich Ihnen als dem geliebten Zweitsöhne des ganzen menschlichen Geschlechts, für diesen heilsamen Unterricht

Dritter Theil.

2

aus

aus meinen eigenen Mitteln eine Ehrensäule errichten, wenn die Fürsten vergessen sollten, es zu thun. Hat' er uns nur zum wenigsten eine bequeme, und für jedermann eingerichtete Anleitung gegeben, wie wir die Gesundheit unserer Seele beständig und ununterbrochen erhalten könnten: so wär' ich von ganzem Herzen bereit, ihm die übrigen beiden Punkte zu erlassen. Denn, ich müßte mich entweder sehr irren, oder diese Gesundheit setzt von dem Wohlseyn des Körpers und der äußerlichen Umstände so viel voraus, als nöthig ist; weil ein Mensch, dem ein stessendes Geschwür martert, so wenig als der, dem es an jeder zum Leben unentbehrlichen Sache gebricht, freudigen Muthes seyn kann.

Ich kann mich inzwischen des Glückes rühmen, einen Mann zu kennen, der zwar, überhaupt genommen, weder Peripatetiker, noch Stoiker, noch Akademiker, noch Epikurzer, noch sonst ein geschwornener Anhänger irgend einer andern philosophischen Klasse, aber dennoch, ohgleich er weder Konfucius, noch Plato, noch Weis, noch andere Weltweisen verachtet, ein ganz guter Philosoph, und ein redlicher, frommer, gutherziger Mann ist. Er trägt freilich
nur,

nur, ich weiß nicht eigentlich, aus was für Ursachen, einen schlechten Zürlout, und wenn er sich recht feilich zeigt, einen schwarzen Rock: aber gewiß, er hat ein so edl.s Herz, als jemals, selbst in denen Zeiten, die ihre Einfalt liebenswerth machte, in einem schlechten Zürlout und schwarzen Kleide gewohnt haben mag; und ich wollte, ohne Bedenken darauf schwören, daß es dem besten und neusten Sammtrocke Ehre machen würde. Doch alles dieses, mein lieber Leser, sind Nebenumstände, die ich nur im Vorbeigehen sage, um daraus errathen zu lassen, daß mein alter Freund ein besendeter Mann sey. Die Hauptsache, wegen der ich seiner gedenke, ist diese: seine Seele scheint mir die gründteste Seele, die ich in meinem Leben gekannt habe. Wenigstens hab' ich in meinem Leben keine Falte auf seiner Stirn, noch das mindeste Wiltst, en vor seinem Auge bemerkt. Wem dieses unglaublich vorkommt, dem will ich's nicht verargen, denn die Sache trägt sich eben nicht so häufig zu, daß sie jedermann vor bekannt annehmen könnte. — Auch das bezeugt' ich nicht zu leugnen, daß seine Seele vielleicht bloß aus dem Grunde gesund ist, weil sie zuverlässig glaubet,

vollkommen gesund zu seyn. — Helft euch hier heraus, so gut ihr könnt. Es wird euch leicht, oder ungemein schwer fallen, je, nachdem ihr wißet, oder nicht wißet, daß ein Mensch nur in dem Maasse glücklich sey, in welchem er sich glücklich dünket.

Ich komme wieder zu meinem Gegenstande, und verspreche Dir, lieber Leser, daß ich in diesem ganzen Bogen nur noch ein einziges mal, und zwar nur Einen Schritt neben meinen Fußsteg treten will.

Es schien mir bewundernswerth, daß die unermüdbare Heiterkeit und Gemüthsruhe meines Freundes durch nichts unterbrochen werden konnte, und ich ersaunte über seine Gelassenheit bei häufig kommenden Vorfällen, die man insgemein, und der Verfasser des Deutschen so wohl, als andere Erdbürger, Unglück nennet. Ich ersaunte um so viel mehr darüber, da mein Freund an Empfindung und Zärtlichkeit des Herzens keinem Menschen nachsteht. Er verlor z. B. im letzten Kriege sein schönes Haus, ein nicht unerträgliches Zerk seines Vermögens, durch eine Feuerbrunst. An Hülfe war nicht zu denken. Er sah mit unverändertem Gesicht in die Flammen;

me; „Wir wollen ein anderes bauen,“ sagte er. Er baute ein weit schlechteres, so wie es seinem verringertem Vermögen angemessen war, und seine Seele blieb so gesund, als vorher. Er gewann eine ansehnliche Summe in der Lotterie; und er hörte diese Zeitung, die der Gesundheit der Seele mehrertheils so sehr schadet, ohne das geringste Merkmal der Beweinung. Nicht lange nachher ward er um eine weit größere Summe betrogen, als er gewonnen hatte; und auch dieses brachte weder in seinem Gesichte, noch in seiner Seele die allerkleinste Veränderung hervor. Eine, in unsern Tagen, so außerordentliche und seltene Gelassenheit brachte mich zu der Neugier, nach von ihm belehren zu lassen, durch was für Mittel er dieselbe zu unterhalten vermögte? — Diejenigen unter unsen Lesern, welchezüge schätzen, die wegen ihrer Ähnlichkeit, gerade von unsern Vorfahren abzustammen scheinen, und alle für die Freundschaft gemachten Seelen werden mich nicht tadeln, daß ich die Antwort meines Freundes mittheile. Denn, unsere Väter waren große Verehrer der Freundschaft, und strenge Zeckholder der Reder. Sogar waren die Kinder verbunden, die Freundschaften

schaften fortzusetzen, die ihre Väter gestiftet hatten; und mich deucht, dies war das heiligste und ehrwürdigste Stück ihrer Lebenshaft.

„Sie müssen wissen, mein Freund, sagte der ehrwürdige Greis, daß ich die meisten Leidenheiten, die dem Menschen zustossen können, und die man gemeiniglich Glück und Unglück zu nennen pflegt, aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachte. Mein altes Haus war schöner als dieses; es brannte ab; ich baute dieses hier, in welchem sich auch ganz gut schläft. Ich gewann etliche tausend Thaler; aber ich hatte vorher schon Mittel genug zu meinem Unterhalt. Ich verlor mehr, als ich gewonnen hatte; aber ich behielt noch so viel, wovon ein mäßiger Mann noch verschiedene, die wie er denken, erhalten kann. Solche Kleinigkeiten kann ich also weder Glück noch Unglück nennen. Ich finde auf dieser Welt kein anderes Glück, als meine Freunde. Von redlichen Leuten geliebt zu werden, das nenn' ich Glückseligkeit; alles übrige ist mir gleichgültig. Verlier' ich aber die Liebe eines wahren und geprüften Freundes: dann werd' ich unglücklich seyn, und die Gelassenheit verlieren, erstlich: weil ich dieses als
ein

ein Unglück betrachte; wiewohl: weil es eine Folge meiner Fehler, und zwar sehr grober Fehler, seyn würde. „

Ich machte verschiedene Einwürfe, und führte etliche Beispiele von solchen Zufällen an, die ich als wichtige Unglücksfälle betrachten zu müssen glaubte; er wies mich aber allemal mit der Antwort ab: Dergleichen Dinge halt' ich für kein Unglück; folglich sind sie es auch nicht in Absicht auf mich, und ich wäre lächerlich, wenn ich mich dadurch aus meinem Gleichmuthе bringen liesse.

Aber, sagt' ich, wie haben Sie es von jeher angefangen, daß Ihnen die Freundschaft allein ein so unschätzbares Vergnügen macht, daß Sie glauben: nur diese für Glück halten zu können?

„Mein vornehmster, und Hauptgrundsatz, (war seine Antwort, die ich, so gut ich sie nur nur ins Gedächtniß zurück rufen kann, mit seinen eigenen Worten erzählen will) den ich als mein einziges Gesetz gegen meine Freunde, so wohl in meiner wahren und lautersten Gesinnung, als auch in allen meinen Handlungen gegen sie beobachte, ist dieser: Ich bilde mir in

Gedanken den besten, den möglichst moralisch und
 physisch guten Menschen; ich lege ihm die vor-
 trefflichsten, die erhabensten Eigenschaften bey;
 ich gedenke mir in ihm die heiterste Seele; Ge-
 sundheit; Glück; Stand; und munterste Wil-
 ligkeit in seiner Verbindung mit Menschen, nüt-
 lich und geschäftig zu seyn. In ihm seh ich Weis-
 heit ohne Stolz; Einsichten ohne Vorurtheile.
 In ihm verbreitet sich Güte des Herzens, Auf-
 richtigkeit in Wort und That, Treue, Beständig-
 keit im Glück und Unglück, Ruhe der Seele, Ge-
 lindigkeit, Demuth, Sanftmuth, Friedfertigkeit,
 Gefälligkeit, eine lächelnde und rührende Heiter-
 keit des Gewissens, ein offnes Herz ohne Ver-
 stellung, einen edlen Diensteifer, Gesundheit,
 Stärke, Mäßigkeit, Zufriedenheit, Gnügsam-
 keit, Ordnung in seiner Aufführung: kurz, als
 leß, was einen möglichst vollkommenen Menschen
 ausmacht. Mit diesem platonischen Menschen,
 der in der That glücklich ist, mache ich mich so
 bekannt, als möglich. Ich saubere ihn eben so
 sorgfältig von Fehlern, als freigebig ich ihn vor-
 her mit den besten Eigenschaften ausschmückte.
 Ich verschönere ihn; ich ergöße mich an diesem
 Urbilde der Wahrheit, der Güte, Heiterkeit,
 Wohlge-

Behlagenheit u. s. w. Ich liebe ihn aufs zärtlichste; er wird mein Vorbild, und ich bestrebe mich aus allen Kräften, seine Kopie zu werden. Nicht anders halt' ich mich wahrer Freundschaft mit andern tätig und thätig, als in so fern ich selbst der beste, der anständigste Mann zu seyn, mich bestrebe. Ich habe mich gewöhnet, mich immer an die Stelle meiner Freunde zu setzen. Was ich mir von ihnen wünsche, und, in der besten Gesinnung gegen sie, verspreche, das erweise ich ihnen, und das Gegentheil fliehe ich. So werd' ich mit ihnen ein Herz und eine Seele.

Eben Sie, fahr der deutsche Mann fort, so schätz' ich mich für beglückt, ein Herz zu haben, das in solchen Gesinnungen sein Alles findet. Mit diesen heitern, frohen, recht menschlichen Gedanken und Empfindungen, mit diesen jauchzenden Wallungen meines Herzens erfüllt, sehe ich auf meinen Freund, das ist: auf denselben, an welchem ich die Züge meines Originals, wo nicht alle, doch grossen Theils gewahr werde. Mit dem Wunsch sanfte ich meine Freundschaft mit ihm an: wäre doch dieser der vortreffliche Mensch, den ich mir in meinem

Gemüthe so vollkommen gebildet habe! Ich bemühe mich, meinen Freund immer besser kennen zu lernen; welche Fehler, was für Gutes er habe, seh' ich aufmerksam, und die erstern such' ich ihm zu benehmen, das andere zu befördern. Und wenn mir dies nun gelingt; wenn der Freund meines Herzens der beste Mensch wird, er, der mir bey der unpartheylichen Wahl, die ich in ihm traf, die Lösung dazu gab, daß er es werden würde, o welche eine Seligkeit! Wir fühlen die wahren Freuden des Lebens, die Freuden die aus der Tugend und Vereinigung tugendhafter Herzen fließen, die einzigen, welche werth sind, von dem Menschen gesucht und empfunden zu werden; wir theilen unser Herz, unsere Gedanken, unsere Zeit, unsere kleinſten Begebenheiten mit einander.

Nichts mehr, fuhr er fort, würde den Menschen ihre Tage verſüßen, als eine solche geläuterte Freundschaft. Ein kurzer, aber sicherer Weg, der allgemeinen Wohlfarth aufzuheifen, das gegenwärtige Leben leicht zu machen, und gewiß das zukünftige zu verschönern.

Ich muß Ihnen, mein Freund, noch sagen, daß ich diesen meinen Grundsatz bey der Erziehung

hung meiner beyden Söhne zur Grundlage brauche. Hier sehen sie die heitre Quelle aller heiligen und theueren Pflichten, welche Freunde sich unter einander erweisen; hier den Ursprung aller Glückseligkeit in unserm gesellschaftlichen Leben. Je mehr hiernach gedacht und gehandelt wird, desto mehr verjüngt sich die erste Jugend, welche die Menschen beglückte. Je weiter man sich davon entfernt, desto trauriger und finsterner werden unsere Tage. Unser Leben erhält durch die eifrige Beobachtung dieser grossen Lehre seinen wahren Werth für die Menschen. So haben vollkommne Freunde in der heiligen und weltlichen Geschichte ihren Namen, Gedächtniß, und Ehre verewigt. So werde mein Name unter wahren Freunden zum ewigen Segen angezeichnet! So verherrliche sich der kurze Rest meines Lebens! So werde mir die Ewigkeit schenken!

Ich konnte mich nicht enthalten, den alten Herrn zu umarmen! Theurer! rief ich, theurer Greis! nennen Sie mich noch einmal ihren Freund!

„Sie sind es,“ sagte der ehrwürdige Deutsche, und drückte mich fest an sein himmlisches Herz. „Ich liebe Sie,“ setzte er hinzu, mit der

Zärt-

Freundschaft eines Bruders; und wollten Sie nicht immer ganze Jahre verstreichen lassen, ohne in unsere Gegend zu kommen, so würden Sie mein Leben noch heiterer machen. „Ich danke dem lieben Manne mit aller Wärme meines Herzens für dieses Zeugniß seiner Freundschaft, und bat ihn, fortzufahren.

„Es freut mich, sagte er, daß Sie die Schwachhaftigkeit eines alten Mannes ertragen. Aber ich habe nicht viel mehr hinzuzufügen. Ich glaube, ich sprach von meinen Söhnen. Ich zeige ihnen die Grenzen der Bescheidenheit, welche der Freundschaft Dauer und Beständigkeit geben, und, als die stärksten Brustwehren, nichts zulassen, was die Gemüther beschweren oder trennen kann. Ich führe sie zur Geduld an, welche den Freund erträgt, immer das Beste erwartet, und sich allemal durch Redlichkeit belohnet. Kinder, sag' ich, die Freundschaft fordert Sanftmuth und Gelindigkeit; und aus ihr fließt die erquickende Stille, die göttliche Keuschheit der Seele, welche in jeder Art des Umganges so herrliche Früchte trägt. Von ihr kommt die sichte Heiterkeit, die keinem widrigen Gedanken einigen Aufenthalt in unserer Seele gestattet.

tet. Die Stärke wahrer Freundschaft verjagt den Neid, den Zorn, Verdacht, Argwohn, Mißtrauen, Achtsamkeit, Eigennutz, Lasterung, Verläumdung, u. s. w. Diese abscheuliche Zeit wird durch sie fern von uns geschwächt, und auf ewig aus unseren Herzen verbannt.

Wie sehr vereinigt eine solche Gesinnung die Gemüther! Wie fest, wie liebenswerth ist ihr Band! Mit welcher Aufrichtigkeit wünscht und gönnet man einander alles wahre Gute; und wie entzückend ist die Freude über die erfüllten Hoffnungen und Wünsche unserer Freunde! Das beste Andenken an den Freund, die zärtlichsten Erinnerungen seiner Güte, Verlässlichkeit, Dienstgesinntheit, Bestand im widrigen Schicksal, das sind eben so viele Anknüpfungen der gegenseitigen Güte; unmöglich ist, sie nicht zu ähneln, wenn sie die Seele einmal durchdrungen haben. Alles belohnt sich in der Freundschaft selbst; je dauerhafter sie wird, desto mehr Anhe, Freude und Vergnügen giebt sie der Seele.

Hier schloß der fremde Mann einige Augenblicke, und stand ganz in sich selbst gekehrt. Er schien in seiner Entzückung meine Anwesenheit zu vergessen. Ich bemerkte, daß ihm eine langsame

langsame Thräne über die glühende Wange schlich. Er hob Augen und Hände gen Himmel: Vater der Menschen! rief er aus, du bist der ewige Ursprung der Freundschaft! Segne alle deine Menschen mit diesem theuersten Geschenk! Du bist ihr vollkommenster Freund; — Vater, du bist auch der meinige! Siehe, Leutseliger, auf dein Volk! Vereinige die Herzen! Segne jeden Menschenfreund mit treuen Freunden! Welchen Strom von Glückseligkeit hast du dadurch über mich ausgegossen, daß du mein Herz zur Freundschaft gebildet hast! schenke jedem Redlichen dies Glück, und erhalt' es mir! „

Das gesteh' ich meinen Lesern, ich habe den ganzen Werth der Freundschaft, in meinem Leben nie stärker empfunden als in diesem Augenblick! selbst dann nicht, mein Damon, edler, unglücklicher Jüngling, wenn dein liebevolles, redliches, menschenfreundliches Herz an meiner Brust schlug. An welchem Orte du auch jetzt mit dem Unglücke kämpfest, sey versichert, (wenn anders dieses Blatt bis in den Winkel dringt, der dich verbirgt) daß ich mich jetzt durch deine Freundschaft gesegneter glaube, und daß meine Seele, zu deren Gesundheit du immer
viel

viel beigetragen hast, dich jetzt vollkommen als ihren Arzt betrachtet. —

„Wein alt r. deut. cher Freund sprach noch viel von den Bezügen der Freundschaft, von ihrem Einflusse auf die Glückseligkeit des menschlichen Lebens, u. s. w. Er nannte nie einen Ursprung der herrlichsten Tugenden, und konnte nicht müde werden, den Himmel zu rufen, daß ihn derselbe durch dieses göttliche Geschenk über diese Welt voll Plage erhöhet habe.“

„Wollte Gott,“ fügte er hinzu, daß jedermann meinem Grundsatz folgte! welche eine glückliche Welt r. würde die unsrige seyn! Gewiß, mein Freund, alsdann würde man noch weit seltner ein finstres Gesicht finden, als jetzt ein recht heiteres, in dem keine Spur irgend eines gemeinen Kammers anzutreffen wäre. Ich liebe die Menschen; ich wünsche von ganzem Herzen, sie glücklich zu sehen; ich suche, alles mögliche dazu beizutragen, nicht nur, Tugenden abzuwischen, sondern sie zu verhüten, und ihren Ursachen vorzubeugen. Daher suche ich, die Herzen entweder trutzig zu machen, oder sie mit einem Gegengifte zu verwahren, das mächtig genug ist, dem ersten Aufkeimen des Verdrußes so gar, zu widerstehen.“

hen. Daher verbreit' ich meine Grundsätze. Daher werd' ich bey jeder Gelegenheit ein Lobredner der Freundschaft. Mich hat sie glücklich gemacht; was bey meinem Herzen möglich war, muß bey mehreren möglich seyn — muß bey jedem möglich seyn, das redlich und warm und deutlich ist. Lieben die Menschen sich besser unter einander: so würde schon dadurch viel Elend wegfallen, und bey dem, das dem ungeachtet, unvermeidlich wäre, würde man weniger leiden, weil man leichter Hülfe finden würde. — Sehen Sie mich, mein lieber Freund! der Himmel mag mir zuschicken, was er will; ich bin bey allem ruhig und ge'assen, wenn er mir nur die Herzen meiner Freunde läßt, bey denen ich allemal Rath, Schutz, Hülfe, und Erleichterung in Widerwärtigkeit, und aufrichtige Freude über alles Gute was mir begegnet, finde. Wir verschönern gegenseitig unser Leben, und bis auf den heutigen Tag hat sich noch kein Gram in unsere Seelen gewaget. „

Ich überlasse dem deutschen Theile meiner Leser, es zu versuchen, ob sie durch das vortrefliche Hausmittel meines alten edelmüthigen Freundes, die Gesundheit ihrer Seele zu einer solchen Vollkommenheit bringen können, zu welcher er die seinige erhöht hat.

Der
D e u t s c h e.

Fünf und dreyßigstes Stück.

Magdeburg, am 31sten August, 1771.

U n s r e alten Deutschen hatten ihre Dichter, welche den Namen Varden führten. In derjenigen neuern celtischen Sprache, die noch igt in Wallis gesprochen wird, hat sich das Wort Barddas erhalten, und bedeutet, eine Geschichte die in Versen besungen wird, oder die mit der Geschichte verbundene Poesie. Von den Thaten, welche diese Dichter in ihren Liedern sangen, hatten sie den Namen. Tacitus sagt ausdrücklich, daß unsre Vorfahren keine andere Jahrbücher als ihre Gedichte hatten. Was wir von diesen Dichtern wissen, besteht darin, daß sie den Kriegesheeren folgten, und sie selbst in die Schlacht begleiteten, um die Thaten selbst zu

Dritter Theil. 3 sehen,

sehen, die sie besingen wollten, und Augenzeugen von der Tapferkeit ihres Volks zu seyn. Die tapfersten und ältesten Krieger schlossen in der Schlacht einen Kreis um sie, und waren verbunden sie überall hinzubegleiten, wo sie den würdigsten Stoff ihrer Lieder vermutheten. Sie waren, wie der Herausgeber der Kriegeslieder sagt, Dichter und Geschichtschreiber zugleich, wahre Dichter, feurige Geschichtschreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, dessen Name war unsterblich, so unsterblich, als die Schande des Feindes, den sie fliehen sahn.

Sie mußten Gesänge fertig haben, wenn sie das Heer in die Schlacht begleiteten, denn es war ihr Amt, mit dem Anfange der Schlacht Lieder zu singen, die dazu eingerichtet waren, Liebe zur Freiheit, Verachtung des Todes, Muth und Unererschrockenheit einzusäen. Nach den Zeugnissen der Alten verbanden unsre Vorfahren, Schlachtgesang und Kriegesgeschrey mit einander. Tacitus sagt, die kühn herantückenden

den

den Deutschen leherten, sangen fürchterlich, und schlugen auf ihre Schilde. Sie sangen das Lob ihrer Vorfahren mit rauhen Geſtirn, und unter demſelben begann die Schlacht, mit kleinen Angriffen. Der Schlachtgeſang ſing, nach dem Zeugniß des Marcellus, oft, wenn die Schlacht am hitzigſten war, mit leiſen Murmeln an, und nahm nach und nach ſo zu, daß er zuletzt wie Wellen tönte, die an Felsen ſchlagen. Tacitus ſagt, ſie ſingen, wenn ſie zur Schlacht herandrücken. Sie haben auch Lieder, durch deren Abſingung ſie die Streitenden anfeuern. Sie urtheilen von dem Ausgange der Schlacht, ſie ſchrecken, oder zittern, nachdem der Geſang des Heers geſchiet hat, der harmoniſcher durch den vereinten Muth, als die Stimme iſt. Sie wählen rauhe und gebrochne Töne. Sie halten den Schild gegen den Mund, daß die Stimme, durch den Wiederschall ſtärker und kriegeriſcher werde. Sie begleiteten ihre Geſänge, mit muſikaliſchen Inſtrumenten, oder Harfen, welche Diadar mit der griechiſchen Lyra vergleicht.

Zuweilen drückte ihr Schlachtgefang den Sieg, zuweilen drohende Gefahr auf, wenn ihre Hauden nicht tapfer fochten, oder weichen wollten. Ihre Gefänge standen in der größten Achtung, als Stücke, welche das Audeken und Verdienst tapftrer Männer verewigten, und die Geschichte des Volks erhielten.

Warum hat ein ungünstiges Geschick uns nichts von diesen alten Liedern übrig gelassen! Mit welchem Vergnügen würden wir die Freiheitathmenden Gesinnungen unsrer Vorfahren, ihre Denkungsart, ihre alte Sprache sehen, und lernen, wie weit wir von ihnen abstehen! Eins von diesen Liedern, nur eins wünscht ich meinen Lesern mittheilen zu können. Carl der Grosse, der die Wissenschaften schätzte, hatte die Lieder der Barden, so viel es zu seiner Zeit noch möglich war, gesammelt. Sie waren nicht aufgeschrieben gewesen, sondern sie gingen von Mund zu Mund. Er wollte sie nicht länger der mündlichen Ueberlieferung anvertrauen, sondern ließ sie aufschreiben, um sie für die Nachkommen zu erhalten.

erhalten. Sie waren eine unschätzbare Zierde seines Büchersaals. Aber er hatte den unglücklichen Einfall, zu befehlen, daß nach seinem Tode alle Bücher, und auch diese Bardenslieder zum Besten der Armen verkauft werden sollten. O, wären sie noch vorhanden, sagt jemand, wie gern, wie herzlich gern, wüßte ich bis an die äußersten Gränzen des Reichs Carls reisen, um diese alten und barbarischen Gesänge zu lesen.

Doch was helfen alle Klagen. Genug, sie sind verlohren gegangen, diese Bardengesänge. Um uns einigermaaßen einen Begriff davon zu machen, müssen sich meine Leser an die Gedichte Ossians erinnern, eines brittischen Barden, der am Ende des dritten Jahrhunderts lebte. Was von diesem brittischen Barden wahr ist, mag auch von den Deutschen gelten. Die deutschen Bardengesänge, müssen wie die Scenen, Feierlichkeit und Ernst enthalten haben, die Thaten ernsthaft erzählt seyn, und die Barden müssen sich immer bis zum Gressen und pathetischen aufgeschwungen haben. Ich möchte aber doch

meinen Lesern gern eine Probe eines alten deutschen Liedes dieser Art geben, um sich einigermaßen einen Begriff von der Denkungsart und Sprache unsrer alten Vorfahren zu geben. Mir ist kein älteres bekannt, als das Siegeslied auf den fränkischen König Ludwig, welches im neunten Seculo gedichtet worden. Dieses Lied ist nur denen bekannt, die Herrn von Gemmingen Gedichte kennen. Aus denselben, will ich den Lesern eines Wochenblatts es mittheilen.

Siegeslied

an den fränkischen König Ludwig.

Einem Kuning weitz
ich,

Heisset Herr Ludwig,
Der gerne Gott dienet,
Weil er ihm lohnet,

Kind wart er vaterlos,
Dess warth ihm sehr
bos.

Einem Köntz kenn ich,
Ludwig ist sein Name.
Gern dient er Gott, der
es ihm lohnt.

Als Kind ward er vaterlos;
ein Unglück für
ihn.

Gott

Holoda' nan Truhtin,
Magaczogo warth her
sin.

Gab her ihne Dugidi,
Fronisc githigini,
Stuel hier in Vrankon,
So bruche her es lango.

Gott zog ihn hervor,
und ward selbst sein An-
führer, gab ihm tugend-
hafte und edle Diener,
und hier seinen Stuhl
unter den Franken. Er
brauche ihn lange!

Das gedeild er thanne
Sar mit Karlomanne
Bruder sinemo,
Thia ezala wanniano,

O das warth algeendist,
Koron wolda sin God
12,

Ob her arbeida
Solang tholon mahin,
Liefs der heidine mann
Obar sie lidan,
Thiot Vrancono
Mannon sin diono.

Diesen theilte er dann
ohne Verzug mit Kar-
loman seinem Bruder.
Die Theilung geschah
ohne einigen Traur.

Das war alles geen-
diget. Nun wollte ihn
Gott versuchen, ob er
lange Neben zu dul-
den vermöchte. Wie die
heidnischen Männer
über sie setzten: der Fran-
ken Volk ihren Män-
nern dienen.

Sume sar verlorane,
Wurden sam erko-
rane,

Haranscara tholota
Ther er misselebete.

Ther ther thanne
thiob was,

Ind er thanana ginas,
Nam sine vaston
Sidd warth her guot-
man.

Sum was luginari,
Sum was skachari,
Sum fallofes,
Ind er giburtha sih
thes,

Kuning was ehruirrit,
Das richi al girrit.
Was ehrbolg an Krist,

Einige waren gleich
verloren, andere wur-
den verführt. Schwach
musste der leiden, der
ihnen misselebete. *

Wer damals ein Räu-
ber war, seinen Vortheil
darinnen machte, daß er
sich seiner anvertrauten
Festung bemächtigte;
der war seitdem ein
Edelmann.

Ein anderer war ein
Lügner; ein anderer ein
Mörder; ein anderer ein
falscher Verräther; und
geberdete sich darüber.

Der König war sehr
gerührt; das ganze
Reich verwirret. Chris-
tus erzürnt, ließ diese
Gewalt

* Der es nicht mit ihnen hielt.

Leid her thes ingal-	Gewaltthätigkeiten ge-
diz,*	sehen.
Thob erbarmed es	Da erbaumte es Gott,
God,	der alle diese Noth wuß-
Wifs er alla thia nod,	te. Er ließ König Lud-
Hiefs herr Hludwigan	wigen geschwinde hin-
Tharot far ritan.	ziehen.
Hludwig Kuning min	Ludwig, mein König!
Hilph minan liotin,	hilf meinen Leuten, die
Heigun sa Nordman	Nordmänner haben sie
Harto biduungen.	hart bezwungen.
Thanne sprach Hlud-	Da sprach Ludwig:
wig,	Herr! so thu' ich; mir
Herro so duon ih,	soll der Tod nicht weh-
Dor ni rette mir iz,	ren, alles zu thun, was
Al thas thu gibiudist.	du gebiethest.
Tho nam her Godes	Da nahm er Gottes
urlub,	Urtaub, hub die Runds-
Huob her gundfanon**	fahne auf, und ritt das
uf,	I 5 her

* Nach Herrn Kossigaards Verbesserung: Ließ dieß geschehen, ohne es zu veranlassen.

** Vexillum classicum. Rundfahne, die den Aufbruch und Angriff ankündet.

Reiherthara in Vran-
kon,

Insgagan Nortmannon.

Gode thancodun

Thefin beidodun.

Quad; Hin al fromin,

So lango beiden wir
thin.

Thanno sprach luto

Hiludwig der guoro:

„Troestet hiu gefellion,

„Mine notstallon, *

„Hera ~~saure~~ mih God,

„Doh mir selbo genod,

„Ob hiu rat thuti,

„Thaz ih hier gefurti.

„Mih selbon ni sparoti,

„Unz ih hiu ginnerti.

„Nu vuil ih thaz mir
uolgon

her unter den Heanten
gegen die Nordmanner.

Gott dankend und ihn
erwartend sagt er: Auf
Herr! wir warten dein
so lange.

Dann sprach laut,
Ludwig der vortreffliche:
„Tröstet euch meine Ges-
ellen und Mitkrieger.
Hieher sende mich Gott;
es gedeihe mir zu Glan-
ze, daß ihr mich erwartet
und ich das Spert sehe.
Meiner selbst wil ich
nicht scheuen, was ich
euch lesehe.

Nun will ich, daß mir
folgen alle Gottesknechte.

* Notstallon. Constabularii, wie es Schiller
übersetzt.

„Alle Godes holdon,
„Giskerit ist thiu hier-
uust

„So lange so uuil Krist.

„Uuil her unfa bina
uuarth,

„Thero habet giuuarth,

„So uuer so hier in
ellian

„Giduut Godes uuillian,

„Quimit he gifund us,

„Ih gilonon imos.

„Bilibit her thorinne,

„Sinemo Kunnie.

Thonam her skild indi
sper,

Ellianliche reit her.

Vuold her uuares rah-
chon

Sina, Uuidar fahelion,

Tho ni uuas iz buro
lango

de. Das Hierseyn ist
uns hier bescheret, so
lange Christus will, weil
er unsrer Weibene wart-
tet, (pfleget) und deren
Rache hat. Wer hier
den Willen Gottes mun-
ter erfüllet, und unvert
leht davon kömmt, den
will ich belohnen; blei-
bet er darinnen, seine
Hausgenossen.“

Darauf ergriff er sei-
nen Schild und Speer,
ritt eilig einher, und
wollte wahrhaftig seine
Widersacher rächen.

Es stund nicht lange
an, so fand er die Nord-
männer.

Fand her this North-
mannon.

„GODE LOB. sageta,
Herfihthes hergereda.

Ther Kunig reit kuono.

Sang lioth frano.

Joh alle saman sungun
Kytieleifon

Sang uwas gefungen.

I' uwas begonnen,
Bluotskein in uuangon

Spilodunder Vrankon.

Thar raht thegeno
gelih,

Niehein so so Hlud-
uwig.

Snel indi kuoni.

Thas uwas imo ge-
kunni.

Suman thuruch flach
her.

männer. Gott lob! sagt
er, und sahe, was er
verlangte.

Der König reitet
kühn heran. Er sang
den öffentlichen Gesang,
und alle sangen zusam-
men: Kyrie eleison.

Nun war der Gesang
gesungen. Die Schlacht
begann, Blut erschien
auf den Wangen der
muthigen Franken. Alle
Soldaten nahmen glei-
che Rache, aber keiner
so wie Ludwig.

Schnell und kühn:
das war ihm angebe-
hen. Jenen hieb er ent-
zwei, diesen flach er
durch

Her stand'n cehanton
 Sinan fianton
 Bitteres lides,
 So uaelun hio thes
 lides,

Gilobet si thiin Godes
 Kraft,
 HLudwig unwarth si
 laft,
 Sag allin Heiligen
 thanc,

Sin warth ther Sigi-
 kampf,

Odar abur HLudwig
 Koning unwar salig,
 Caro so fer hio unwar
 Swar so festurtt unwar,

Gihalde inan, Truhtin,
 Bi sinan crogrechtin,

durch. Er schenkte sei-
 nen Feinden einen bit-
 tere Trank ein. So wi-
 chen sie hier des Leibes.*

Gelebet sin die
 Kräfte Gottes! Ludwig
 ward sieghaft. Sagt
 Dank allen Heiligen!
 Denn war der Sieges-
 kampf,

Ludwig der König
 war glücklich, welcher
 hier so eifrig war, so
 schwer wo es dessen be-
 durfte.

Behalte ihn Herr bey
 seiner Ehre und bey sei-
 ner Macht,

Es

* D. i. So fielen ihre Leiber dahin.

Es entstand unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause ein jüngeres Geschlecht von Barden, welches man die Minnesinger, oder die Liebesdichter zu nennen pflegt. Der Inhalt ihrer Lieder, war vornehmlich, Zärtlichkeit und Liebe. Man trifft darinn eine naive Sprache, eine ursprünglich deutsche Denkungsart. Damals hatten die Deutschen ein Seculum; eine Sprache, die sie ohne fremden Zusatz selbst bildeten, einen eignen Gang ihres Geistes, durch keine Nachahmung verderbt. Die deutschen Fürsten selbst machten sich eine Ehre daraus, unter diese Dichter gezählt zu werden. In der Sammlung von den Gedichten dieses Zeitalters findet man die Namen: Kaiser Heinrich der sechste, König Conrad, König Wenzel von Böhmen, Marggraf Otto von Brandenburg, Marggraf Heinrich von Meissen, u. s. f. Ich will meinen Lesern ein kleines Lied aus diesem Zeitalter vom König Conrad mittheilen. Er war der zweite Sohn Friedrichs des zweiten. Sein Sohn war der unglückliche Conradin, den Carl von Anjou enthaupten ließ. Er starb 1254, im glücklichsten Fortgange seiner Waffen. Das folgende kleine Lied ist von ihm, in seiner Jugend gedichtet worden.

Ich

Ich freue mich man-
 ger blumen rot
 Die uns der meie
 bringen vil
 Die stunden & in
 groffer not
 Der winter tet in
 leider vil
 Der meie vils uns
 ergetzen vol
 Mit manigem wun-
 neklichen tage
 Des ist die velt gar
 freiden vol

Was hilfet mich die
 summer zit
 Unde die vil lichten
 langen tage
 Min trost an einer
 frowen lit
 Von der ich groffen
 kumber trage

Ich freue mich der man-
 nigfaltigen Blumen, die
 uns der Mai bringet.
 Traurig stunden sie vor-
 her da; der Winter that
 ihnen viel Leides. Der
 Mai wird uns recht er-
 getzen mit manchem
 wunneklichen Tage. Die
 ganze Natur ist darüber
 voll Freude.

Aber was hilfft mir
 die Sommerzeit und
 die viel hellen und lan-
 gen Tage. Mein Trost
 ist ein Schatz, die
 mir viel thut, macht.
 Ihre Blute erheben
 meinen Mut; das ist
 Tugend,

Wil si mir geben ho-
hen muot

Da tuot si tugendli-
chen an

Und das min fræide
virdet guot

Tugend, daß sie das
thut, und macht meine
Freude vollkommen.

Syvanne ich mich von
der lieben scheide
So muos min fræide
ein ende han

Ovve so stirbe ich
lihre von leide

Das ich es ie mit ir
began

Jeh envveis niht frovve
vvas minne sint

Mich lat diu liebe
fere engelten

Das ich der iare bin
ein kint.

Soll ich von dem lie-
ben Mädchen mich schei-
den, so hat alle meine
Freude ein Ende. Ach,
ich stirbe leicht vor
Leid, daß ich jemals sie
sah. Noch weiß ich
nicht recht was Mäd-
chen oder Liebe ist. O
wie sehr läßt die Liebe
es mich entgelten, daß
ich der Jahre nach ein
Kind bin!

Der
D e u t s c h e.
Sechs und dreyßigstes Stück.

Magdeburg, am 7^{ten} September, 1771.

In einer sehr artigen französischen Schrift, (*) die erst vor so kurzer Zeit herausgekommen ist, daß sie noch wenigen meiner Leser bekannt seyn kann, hab' ich eine kleine Geschichte gelesen, die mich sehr rührte. Ich hoffe, einigen Dank zu verdienen, wenn ich sie meinen Lesern mittheile, um so viel mehr, da sich dieselbe wirklich zugehört hat, und ein nachahmenswerthes Beispiel von Edelmuth und großmüthiger Uneigennützigkeit enthält.

„So, Herr Deutscher! da geben Sie uns einen überzeugenden Beweis, daß Sie zuweilen nicht wissen, was Sie schreiben sollen, indem Sie anfangen, die Franzosen abzuschreiben.“

Dritter Theil.

K

Nicht

(*) Les Tableaux.

Nicht so überzeugend, als Sie denken, mein Herr Kritiker. Im Gegentheil beweisen Sie, daß Sie Ihr Vaterland nicht kennen; sonst würden Sie wissen, daß es bey den vielen Mängeln desselben, einem Schriftsteller in vielen Jahren nicht an Stoff fehlen könne. Ich muß Ihnen auch sagen, daß ich den Voratz habe, das Vergnügen meiner Leser nicht von ihrem Nutzen zu trennen.

Ich komme zu meiner Geschichte. Der viele geschmolzene Schnee hatte die Ersch dergestalt angeschwelllet, daß die Bewohner ihrer Ufer so belagertenwürdig waren, als die unglücklichen Weanden, welche unsere Elbe jetzt verwüstet. Eine von den steinernen Brücken in Verona, durch die sie fließet, hatte sie weggerissen; nur allein der mittelmste Bogen der Brücke stand noch, und auf demselben ein einziges Haus, in welchem eine ganze Familie dem unvermeidlichen Tod entgegen sah. Eine unzählbare Menge von Menschen war am Ufer zusammengelauffen, aber kein einziger bezeugte Lust, den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, weil die Rettung derselben mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr des Retters verbunden war. Indessen reißt jede Welle
einige

einige neue Trümmern mit sich hinweg, und der Bogen fängt an, auseinander zu weichen. Jetzt der Augenblick läßt die erbarmenswürdige Familie die Todesangst von Stufe zu Stufe, bis in ihrer äussersten Stärke empfinden. Welch ein Anblick für ein fühlendes Herz, diese elenden Echlachtopfer auf den Wellen, die sie alle Augenblicke zu verschlingen droheten, schweben zu sehen! Hier eine Schwester, die über den geliebten Bruder die rührendsten Thränen weinet! Dort ein kraftloser Greis, der mit schwachen Händen sein silberweisses Haar anstreift! Da eine zärtliche Mutter, die den Säugling zum letztenmale noch an die Brust leget, und Ströme von Thränen auf ihn weinet! Hier war das Unglück in einer von jenen furchtbaren Gestalten zu sehen.

Der Herr Graf von Apolverein drängte sich mitten durch die Menge der Zuschauer, und bot demjenigen eine ansehnliche Summe, der es wagen wollte, ein Fahrzeug zu dem Bogen zu führen, um diese Unglückseligen zu retten. — Dies ist noch keine schöne That; es ist eine gute Handlung, und weiter nichts; eine Handlung, die allenfalls ein jeder begüterter Mann, wenn er kein steinernes Herz hat, auszuüben vermag.

Ich will ihr aber hiermit das Lob nicht abgesprochen haben, welches sie verdienet; denn ich kenne eine Menge reicher Leute, die im Stande wären, zwanzig unglückliche Familien untergehen zu lassen, ohne einen einzigen elenden Dukaten zu ihrer Erhaltung beizutragen. Ich kenne eben so viele, die ganze Familien hätten erhalten können, ohne daß sie wären genöthigt gewesen, ihren lieben Geldkassen aufzuschließen; sie durften nur einige Rücksicht haben. — Doch ich entferne mich von meiner Erzählung.

Der mitleidige Graf bot sein Geld vergessens aus. Der reißende Fluß des Stromes, das Besorgniß, gegen den Bogen zu scheitern, oder unter den Trümmern unzu kommen, benahmen den Zuschauern allen Muth. Die Furcht ließ den Geiz schweigen.

Ein Bauer geht vorbei. Der Zusammenfluß von Menschen reizt seine Neugier. Er nähert sich, sieht die Gefahr der Familie und der Rettung, hört das Erbieten des Grafen Spolimini, und — im Augenblicke ist er auf dem Wasser. Sein Ruder theilt die brandenden Wellen; er gelangt bis zum Bogen. Die unglücklichen Bewohner des Hauses lassen sich vermit-

telt

telst eines Strickes herab in das Fahrzeug, und die Todesblässe verläßt ihr Gesicht, che sie noch einmal ihrer Rettung gewiß sind; denn izt hätten sie noch mit den ungesümmen Wellen der Etsch zu kämpfen, und die gewisse Gefahr des Verderbens war nur erst mit einer zweifelhaften vertauschet. Bald fanden sie hinlängliche Kräfte, um wiederum ihrem Befreyer zu Hülfe zu kommen. Die Furcht des Todes öffnete ihnen einen Weg zum Leben; sie erreichten das Ufer, und ein tausendfaches Geschrey erschallte bis an die Alpen. Der Graf nähert sich dem edelmüthigen Landmann. — Hier bezeugt der französische Schriftsteller einen edlen Unwillen, über die Nachlässigkeit derer, die gegenwärtige Geschichte ausgezeichnet haben, daß sie den Namen des vortheilhaften Bauern nicht anmerken. Sie hätten es, ruft er aus, für eine Pflicht halten müssen, den Namen desselben weniger zu verschweigen, als den Namen des Grafen.

Man bot dem Landmann die versprochene Belohnung; er schlug sie aus. Er verachtete einen Lohn, der so tief unter der Gefahr war, in welche er sich gewaget hatte, als die Gefahr selbst unter der Freude, unter der süßen Gew-

ne, in welcher seine schöne Seele jetzt schwebte. Er schlug das Geld für seine Person aus; er sah es aber, ehe er nach seiner Hütte zurück kehrte, auf sein Verlangen unter die unglückliche Familie austheilen, deren Vater und Schutzgott er geworden war.

Was sagen meine Leser zu dieser Begebenheit? Ist einer unter ihnen, der nicht wünschte, dieser Bauer zu seyn, oder in ähnlichen Fällen Bedenken trüge, eben so großmüthig und edel zu handeln: den würde ich nicht lieben können; den wünscht ich mir nicht zum Leser. Ist einer unter ihnen, der mich tadelt, daß ich meinen Mitbürgern dieses nachahmungswürdige Beispiel einer vortrefflichen Denkart vorgelegt habe, der sage mir's wenigstens nicht. Denn, so wie Züge von dieser Art die beste Lobrede auf das menschliche Geschlecht sind: so ist der, welcher sie nicht bewundert, der, welcher sie liehet ohne den Wunsch, eben so gut zu seyn, ohne den Vorwurf, eben so zu handeln, ein Vorwurf der Menschheit.

Dieser ehrliche Bauer hat, nach meinem Urtheile, einen so hohen Rang, daß ich lieber, wie er, eine Familie vom Untergange errettet, als,

als, gleich Alerandern, eine Welt gewonnen haben möchte. Er giebt den Beweis, daß es auch in den niedrigsten Ständen erhabene Seelen giebt; Seelen, welche dem Mitleid, der Großmuth und Uneigennützigkeit geöfnet sind, und oft ein besseres Gefühl haben, als man bey vielen antrifft, die sogar die Verstellung verlohren zu haben scheinen, daß das Unglück schmerzen müsse, weil sie selbst zu weit davon entfernt sind. Ich bin sehr geneigt, zu behaupten, daß man in den niedrigeren Klassen der Menschen die meiste Frömmigkeit und wahre Tugend antrifft; daher mißfällt mir Voltaire's Ausruf. Er gab aus Versehen einem Deutler, der ihn um ein Almosen ersuchte, einen Louis d'or. Der Deutler merkte den Irrthum, ließ der Lausche des Schauspielers nach, und wolt' ihm sein Geldstück zurückgeben. „Es wird nicht Ihre Absicht gewesen seyn, mein Herr, mir so viel zu schenken.“ Voltaire erstaunte über die Redlichkeit des Armen, und rief: O Tugend! wohin wirst du dich noch verbergen! Hatte der Dichter den grossen Haufen so studiret, als den Hof, er würde, denk' ich, seinen Ausruf geiparet haben. Die Tugend fällt dort freylich nicht so leicht in das

Auge, theils weil sie nicht so glänzende Gelegenheiten hat, sich zu zeigen, theils weil man im niedrigeren Stande keine Schmeichler um sich hat, die jede etwas bessere Handlung ausposaunen; aber sie wohnet dort gewiß. Und mich dünkt, es ist nicht sehr zu verwundern, daß sie ihren Thron in den Hütten aufgerichtet hat; denn es ist, oder es müßte wenigstens einem jeden denkenden Kopfe einleuchtend seyn, daß — —

Aber still davon! ich will es mit keinem Leser verderben!

(Fortsetzung des drey und dreyßigsten Stückes.)

Murena stellte sich am folgenden Morgen bey dem Cicerus ein, und dieser — lag noch in guter Ruhe auf seiner Streu.

„Schämen Sie sich nicht, mein Herr, sagte der Römer mit Lächeln, noch zu schlafen, da Phöbus schon ein ziemliches Theil seiner Laufbahn zurückgelegt hat?“ Schämen? sagte der Deutsche, indem er aufstand; der Schlaf ist eine gesunde und gute Sache. Ihr Römer solltet euch

euch schämen, daß ihr euch so viel unnöthige Dinge zu Bedürfnissen gemacht habt, daß ihr dadurch genöthiget seyd, euer Ruhe abzukürzen, um Zeit genug zu haben diese überflüssigen Bedürfnisse zu erwerben.

Der Fuß nahm dem Deutschen nicht viele Zeit weg; er war also in wenigen Augenblicken im Stande, den Römer, nach der am vorigen Tage genommenen Abrede, zu Julien zu begleiten. Die Schöne war noch am Nachtsche, aber die Gesellschaft war dem ungeachtet schon zahlreich. Denn, wer weiß nicht, daß diese Dame mit leichter Mühe eine Armee, bloß von ihren Anbetern hätte ins Feld stellen können?

„Prinzessin, sagte Marcia, Sie sehen hier einen Kavalier von so vortheilhaften Eigenschaften, daß ichs für überflüssig halte, Ihnen zu sagen, daß ich zu seinen Freunden gehöre, um Ihnen denselben zu empfehlen.“

Sie können glauben, meine Herren, sagte Julia, daß ich Sie mit Vergnügen bey mir sehe. Das ist mir lieb, antwortete Emmerich, und schüttelte der Prinzessin treuherzig die Hand, das ist mir lieb, wofern Sie anders im Ernst reden. Kein Wunder, Prinzessin, sagte Mar-

rega, daß Rom Ihre Reize bewundert, da der Ruf Ihrer Schönheit sogar die entlegenen Deutschen herben zieht — Glauben Sie ihm nicht eine Sylbe, rief Emmerich; ich schätze Ihnen, daß ich gestern Mittag noch nicht wußte, daß Sie in der Welt wären; und ohne ihn würde ichs vielleicht noch nicht wissen. Ich will Ihnen sagen, warum ich zu Ihnen komme. Der Herr meinte, unsere deutsche Mädchen wären nicht so schön, als ihr Römerinnen. Und darum führte er mich zu Ihnen. Sehen Sie, wieviel in es nichts. Ich bin gewiß nicht um Verzeihung nach Rom gekommen, sondern bloß weil mein Fürst, zu dessen Excellenzen ich gehöre, als Gesandter hier ist. Und Sie sollten sich schämen, mein Herr, fuhr er so t, und wendete sich gegen Murena, daß Sie meine Jugend der Prinzessin verdächtig machen wollen.

Julia lächelte, daß der Deutsche die Höflichkeit so verkehrt aufnahm, die ihn der junge Murena wegen ihrer Reize gesagt hatte, und die in der That, entzückend waren. Eine so unschuldige Manusperson war ihr etwas so seltenes, daß sie dem Wunsche, die Lehrerin dieses Neulings zu werden, nicht widersprechen konnte. —

Ich

Ich fürchte, sagte sie, Murena wird den Proceß verlieren, wenn er keine größere Schönheit als ich bin, den deutschen Damen entgegen zu setzen weis. Nicht doch, erwiederte Emmerich, er hätte gerade nicht besser wählen können, denn Sie haben ein so hübsches Gesicht, als nur immer eins an den Ufern der Elbe zu finden ist. — Aber — wenn nur diese Farbe — (indem er sie genau betrachtete) — Nein, bald hätt' ich Ihnen unrecht gethan. In der That, Ihre Farbe ist natürlich. Ich bejergte, Sie müßten sich das Gesicht gemalt haben; denn man hat mir gesagt, daß die Römerinnen vielfältig diese Thorheit begehen sollten. Aber ich sehe, diese blendende Weiße, und diese frische Apfelfluthfarbe ist bey Ihnen ein Geschenk der Natur; und ich wiederhole Ihnen, es ist kein deutsches Mädchen, von dem Sie an Schönheit übertroffen würden.

Man sah es Julien an, daß ihr Herz bey diesen ungekünstelten Lobsprüchen des deutschen Edelmanns für Freude wallte. Murena, der die Prinzessin, und wie man sagt, nicht unerhört, liebte, war der Letzte nicht, der es bemerkte. Er kannte die Tochter des Imperators, und wußte, daß

daß sie gewohnt war, nichts zu unterlassen, um ihren Geschmack zu befriedigen. Daher streng er an, es zu bereuen, daß er die Unvorsichtigkeit begangen hatte, den liebenswürdigen Eherusker zu ihr zu führen. Er kannte zwar auch die deutsche Tugend; aber diese Kenntniß beruhigte ihn nicht. Julie hatte ihn selbst, wie man weiß, treulos gemacht; wie leicht war es nicht möglich, daß sie auf das Herz des jungen Deutschen Eindruck machen konnte. Ein Liebhaber soll ohnehin geneigt seyn, zu glauben, daß jedermann seine Göttin mit eben den Augen, wie er, betrachtet. — Murena hatte indessen von Emmerich nichts zu besorgen.

Der Eheruskische Edelmann sah mit stummen Erstaunen dem Frauenzimmer der P. in'ssinn zu, welches beschäftigt war, die junge Dame anzukleiden. Endlich konnt' er sich nicht länger halten. Himmel! rief er aus, wo nehmen Sie die Geduld her, Madame, sich so lange von diesen Leuten hudeLN zu lassen? Ueber eine Stunde bin ich bey Ihnen, und noch ist Ihr Kopf nicht in Ordnung. Die eine zerret Ihnen am Haar; die andre steckt Ihnen eine Menge glänzender Steinchen hinein; die dritte —
 ach!

ach! die Thorheiten nehmen kein Ende. Und, wahrhaftig, Prinzessin, die Leute verstellen Sie mit allem dem Glitterkram. Sehen Sie, wie ich zu Ihnen kam, hingen Ihre Haare hübsch natürlich. Das ließ Ihnen viel artiger. Dieser Kersputz ist zu hoch; das sieht, als ob Sie den Himmel stürzen wollten. Dieses häßliche gelbe Band wirft einen unangenehmen Widerschein auf Ihre Farbe. Pugen mißt ihr Frauenzimmer euch, dagegen hab' ich nichts. Aber pudet euch so, daß es euch wirklich verschönert; und verunsaltet euch nicht, indem ihr entweder zu weit von der Natur abweicht, oder euch derselben gerades Weges entgegen setzt.

Der junge Deutsche machte noch verschiedene Anmerkungen von der Art, die nicht unvernünftig waren. Ich befürchtete, sagte Murena, Sie würden, nach unserer gefügigen Unterredung zu urtheilen, den Frauenzimmerputz ganz und gar verdammen. Das wäre lächerlich, versetzte Emmerich. Im Gegentheil halt' ichs für vernünftig, daß ein Frauenzimmer noch etwas weiter geht, als bloß für die Keuschkeit zu sorgen. Selbst meine Ebrmuth gefällt mir besser.

ser, wenn sich ein frischer Kranz um ihr blondes Haar schlingt.

Diese Worte gaben dem Lucius Marena das Leben wieder. Er hatte befürchtet, Julie würde nichts, als die Gleichgültigkeit des Ciceroneers zu bekämpfen haben; und diese würde vielleicht bey Juliens mächtigen Reizen wo nicht zum Weichen gebracht, doch wenigstens wankend geworden seyn. Jetzt hielt er sich weit sicherer, da er hörte, daß das Herz des Deutschen nicht mehr frey war. Denn man kannte und bewunderte in Rom die Treue der Deutschen in der Liebe.

„So lieben Sie, mein Herr?“, sagte Julia etwas betroffen. Allerdings, antwortete Emmerich; und zwar das beste Mädchen, das Sie sich denken können, rasch, wie ein Reh, und kühn, wie der Uhr. Sie versprach mir ihre Hand, als ich vor ihren Augen den wollüstigen Centurio erschlug, und mitten im Gedränge der Schlacht, wo es am heißesten war, einem Römer das Kohortenbild aus der Hand riß, und ihn zwang, sein Leben zu erbitten. Ich schenkt' ihn meiner Ehrmuth, und er hütet noch ist eine ihrer Heerden.

„Ihre

„Ihre Geliebte muß sehr grausam seyn, daß Sie ihre Liebe durch Blut und Tod haben erkaufen müssen, sagte die Prinzessin. Ein so wenig sanftes Mädchen würde in dem keinen Liebhaber finden.“

Daher sonant's, versagte Enamerich, daß wie Deutschen bessere Streiter und unerschrocknere Krieger haben, als Rom. Unsere muthigen Mädchen wählen unter ihren Liebhabern allemal den Tapfersten. Daher werden wir bey nahe von der Besiegen an, Gelben. Hier eucere jungen Zuckerpuppen, die um euch her flattern, wie der Schmetterling um die Sommerrose, und euch bald die Hände lecken, bald das ungereimteste Jag vorzuppern, euch verdammen und — was weiß ich? — nennen, und immer bereit sind, aus jedem unbedeutenden Worte, das ihr sagt, Drakelprüche zu machen: bey meiner Treu, Madame, alle diese Zuckermännchen würden in meinem Wasserlande ausse Viecher laufen, elchos zu seihen. Denn unsere Mädchen wollen Männer begrothen, und keine Weiber in Männerkleidern. Melabelo liebt meine Ehrmuth auch. Wir waren beyde mit ihr in einem Thalwalde. Ein grosser Ubr rannte vom Hügel

Hügel herab; wer fället mir den Uhr? rief Ehrmuth. Wir eilten beyde. Reinhold schoß Pfeile auf ihn; aber ich, ich lief dem Wild entgegen, und rannt' ihn in den Weg, und griff ihn mit dem Schwerdt' an. Das war ein heisser Kampf! Reinhold sah von ferne zu, wie mich der Uhr zu Boden rannte, und mich mit den Hörnern verwundete. Aber ich riß mich wieder auf, und stieß dem Wilde dies Schwerdt in die Brust, daß er starr todt niederstürzte. Da hieb ich seinen Kopf ab, und bracht' ihn zu meinem Mädchen. Ha! da verband sie meine Wunden, und sangte das Blut aus. Aber Reinhold durfte nicht mehr vor sie kommen. Furchtsame dulden unsere Mädchen nicht.

* * *

Herr E. D. muß mich entschuldigen. Ich habe bis jetzt weder Zeit noch Raum finden können, auf seinen weitläufigen Brief vom 31. Julius zu antworten.

Der
D e u t s c h e.
Sieben und dreyßigstes Stück.

Magdeburg, am 14^{ten} September, 1771.

Viele unter meinen Lesern haben das Schreiben des Herrn Lucius (2ter Theil, 26stes Stück) so gern gelesen, als ich. Um so viel lieber theile ich heute eine zweyte Zuschrift dieses munteren Mannes mit. Er hat mich dieselbe etwas länger erwarten lassen, als ich, nach dem Schlusse seines ersten Briefes, gehoffet hätte.

Im Vorübergehen sagt: Zuschriften von dieser Art sind mir allemal willkommen. Aber eine gewisse Klasse von Lesern, die schlechterdings verlangen, ein Schriftsteller soll gerade den Plan seines Buches errathen und wählen, den sie würden gewählt haben; noch mehr: die sogar verlangen, man soll in jeder Sache keine andere Meinung äussern, als die sie geäußert

Dritter Theil.

¶

haben

haben würden; eine solche Klasse von Leuten überhäuft mich mit Briefen, die — sehr oft nicht des Anschauens werth sind. Das ließe ich noch hingehen; aber die Herren lassen es nicht dabei sein. Verwenden haben, daß sie mir ihre unmaßgebliche Meinung sagen, was ich hätte schreiben sollen, was ich nicht hätte schreiben sollen; auf welche Art sie dieses behandelt wünschten, und wie jenes nicht hätte behandelt werden müssen, u. s. w. sondern ein jeder muthet mir zu, seine Willen drucken zu lassen, und zu widerlegen. Manche Briefe sind ungezogen, andere sind voll schaalster Lobsprüche. Beide sind mir gleichgültig. Gegen Ehre und Schande muß kein Mensch unempfindlich seyn; aber Lob und Tadel muß der Schriftsteller, vorzüglich in unserm Jahrhundert, da die Kritik überhaupt eine so unanständige Wendung genommen hat, mit der größten Gleichgültigkeit ansehen.

Wenn ich, ihr Herren Korrespondenten, alle die, zum Theil so läppischen Einfälle, womit ihr mich so freygebig heimsucht, drucken ließe, und jedem mit einer Antwort andiente, so würd' ich mir freylich wohl die Mühe ersparen zu denken, aber es ist nicht meine Absicht gewesen,

gewesen, einen allereit fertigen Briefsteller in Angriffen und Vertheidigungen herauszugeben.

Ich begnüge mich, dieses einmal vor allemal gesagt zu haben. Wer übrigens unter meinen Lesern der Begierde nicht widerstehen kann, seine Meinung von meinen Blättern gedruckt zu sehen, der lasse sie immerhin selbst drucken. Wir muthe er's nicht zu, noch weniger trage er mir's, in der lächerlichen Gestalt einer Drehang, vor, daß er, im Fall ich mich nicht zur Hebamme seiner Einfälle brauchen lassen will, selbst dem Drucker eine Kleinigkeit schenken wolle. Ich wußte vorher, daß diese Schrift wenigen Leuten gefallen würde; daher machte ich mir auf großen Beyfall keine Rechnung, und sah im Gegentheil manches verzogenes Gesicht zum voraus, nach welchem ich so wenig sehen, als wider gedruckte oder ungedruckte Anschläge eines ungeizigen Eifers mich vertheidigen werde.

Nun, wieder auf die Zuschrift zu kommen, die ich heute meinen Lesern mittheilen versprach, hier ist sie. Meine Antwort werd' ich hin und wieder, als Anmerkungen unter den Text setzen.

Mein Herr,

Sie würden sich ein wenig geirret haben, wenn Sie, durch die Aehnlichkeit der Schreibart verführet, mich für Ihren Freund S** gehalten hätten. Die Unähnlichkeit in der Denkart mußte Sie vor diesem Irrthum in Sicherheit stellen.

Ihr Herren Büchermacher seyd doch, bey meiner Treu, poshierliche Leutchen. Sagt jemand incozinto etwas, das zu euerm Lobe,

Oder zu euerm Tadel,

Oder zu eurer Warnung,

Oder zu eurer Besserung,

Oder zu — was ihr wollt,

gereichet, husch! seyd ihr bey der Hand, quält euch, und zermartert euer Gehirn, um herauszubringen, wer unter allen Sterblichen so gerecht gewesen, euch zu loben, oder so naseweis, euch zu tadeln, oder — und so weiter. (a)

Leset,

- (a) Ihr Herren Bücherleser seyd doch poshierliche Leutchen. Bleibt man, ohne sich zu nennen, ein Buch heraus, das auf irgend eine Art eure Neugier rege macht: gleich seyd ihr bey der Hand, und — muthmasset, wer der Mann sey, der zu euerm

Leset, statt dessen, was man euch sagt, und bekümmert euch nicht darum, wer es euch sagt.

Sie, mein lieber Deutscher, mögen mich nun für Ihren S** oder für einen andern halten, Sie selbst mögen sehn, wer Sie wollen, so bezeuge ich Ihnen Verbindlichkeit, daß Sie meine Zuschrift in Ihre Blätter aufgenommen haben. Ich schreibe Ihnen zum zweiten mal, und überlasse Ihnen den Gebrauch, den Sie von diesem Briefe machen wollen. (b)

Als ich das erste Stück des Deutschen las, erinnerte ich mich einer Stelle, aus einem unserer besten Nationalschriftsteller, die ich hierher setzen will. „Wie Deutschen, so sagt mein Verfasser, sind noch keine Nation. Ich rede nicht

§ 3

von

euerem Zeitvertreib, zu eurer Erholung, zu eurem Unterricht, oder zu — was ihr wollt, geschrieben hat. Ist sein Buch gut, was kümmerts euch ob er so, oder anders heißt, ob er es mit Berlin oder Halle hält, und so weiter. Ruhet dafür sein Buch, so gut ihr könnt, und — achabt euch wohl.

(b) Ich laß' ihn drucken, wie Sie sehen. Er wird also mit meinen Blättern einetley Schicksal haben; am Ende des Jahrs entweder hübsch eingebunden, oder zu Fidißus und Haarwickeln verdammmt.

von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sey: Keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles was uns von jenseit dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebste, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns eintreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst, sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. — „

„Doch, dieser *Locus communis* ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche. „

So weit, Herr Lessing. Ich, für meine kleine Person, leugne es nicht, im Gegentheil rechne ich mirs einigemassen zum Ruhme, ich nahm mir die Freyheit, sehr unzufrieden zu seyn, daß Herr Lessing lieber abbrechen, als seinem Vaterlande so heilsame Sachen sagen wollte. Wenn er nun auch dieselben mit einiger Bitterkeit gesagt hätte? Welcher unter allen patriotischen Bewohnern Deutschlands (und das Geschwätz der Uebrigen wird ihm gewiß gleichgültig seyn;) sollte ihm wohl diese Bitterkeit zum Verbrechen angerechnet haben, da unser gutes Vaterland sich in einem solchen Zustande befindet, und freywillig erhält, daß der wahre Deutsche nicht wohl ohne alle Bitterkeit davon reden kann? Mich dünkt, ich werde nicht irren, wenn ich behaupte, daß dieselbe nicht einmal der allergeringsten Entschuldigung bedürfe.

Schlimm genug, dacht ich, schlimmer genug für Thuißens Volk, wenn dieser locus communis unter die sehr abgedroschenen gehöret, ohne bis auf den heutigen Tag, von Vieljamkeit begleitet gewesen zu seyn? Immer mögt er noch Einmal, noch etliche mal, noch so lange übergedroschen werden, bis er auf die Gemüther der

Deutschen den gehörigen Eindruck machte; bis die Wangen derselben von Schamröthe glühten; bis sie auf den vernünftigen Vorfaß geleitet wären, wiederum im wahren Verstande, und in dem ganzen Umfange des Wortes, Deutsche zu seyn! Und würde dieser *Locus communis* von einem Lessing bearbeitet, desto besser! Endlich müßten sich die Eingebornen Deutschlands doch wohl schämen, selbst ihren größtesten Männern verächtlich zu seyn; sie würden aus ihrem Schlummer erwachen — oder besser: der Schlaftrunk würde seine Wirkung verlieren, und sie würden endlich ihr Selbstgefühl einmal wieder erhalten.

Dieses waren ungefähr meine Gedanken, als ich die obenangeführte Stelle zum erstenmal las. Das erste Stück vom Deutschen rief mir dieselben ins Gedächtniß zurück. Ich freuete mich, daß ein Freund seines Vaterlandes es wagen wollte, seinen Mitbürgern ihre kleinen Wahrheiten zu sagen, und noch mehr freuete ich mich, daß er sich mit einem freyen, deutschen Ton ankündigte.

Ich habe so gut als andere Menschen, meine Neugierde, nur daß sie etwas schwerer in den

den Gang zu setzen ist. Von dem ersten Stücke Ihrer Wechenschrift wurde sie theils durch den entschloßnen Ton, der sich aber nicht über die Grenzen der anständigen Freymüthigkeit auszubringen erlaubte, noch mehr aber durch die Uebereinstimmung Ihrer Schrift mit meinem Wunsche, in Bewegung gesetzt. Ich war schon zum voraus für den Verfasser derselben eingenommen, und ich wünschte, ihn zu kennen. (c) Man nannte mir bald die Verfasser des Creises, bald einen gewissen jungen Dichter, bald einen Professor zu . . . bald eine Gesellschaft in B . . . Alles was ich aber mit Gewißheit sagen zu können glaube, ist dieses, daß Sie unter denen jetzt genannten nicht sind.

Ohne Sie also zu kennen, laß ich Ihre Schrift mit Vergnügen und Aufmerksamkeit. Es gefiel mir, daß Sie Ihre Nation mit ihrem Ursprunge bekannt machten; aber —

Aber ich sah, gleich im Anfange Ihres Blattes, die Schwierigkeiten, die den Voratz, einen Deutschen zu schreiben, begleiten mußten,

§ 5

und

(c) Dieser Wunsch verdienet Dank. Aber erinnern Sie sich, was Sie im Eingange Ihres Briefes sagen.

und durch die sich der Verfasser einer solchen Schrift nothwendig fast bey jedem Schritte, den er thut, hindurch drängen muß; aus einigen Spuren schloß ich, daß Ihnen selbst diese Schwürigkeiten nicht verborgen waren; desto rühmlicher war Ihr Entschluß, sich über dieselben hinweg zu setzen. Aber mein liebster Deutscher, nach Verlauf einiger Wochen, schienen Sie dieselben stärker zu fühlen. (d) Sie ließen Ihrem Geiste nicht mehr seinen Gang; Sie glitten leicht über vieles weg, das Sie mit allem Nachdruck und Freymüthigkeit hätten behandeln müssen. Jetzt geben Sie vollends Ihrem Blatte eine ganz andere Wendung. Sie weichen von Ihrem rühmlichen, aber freylich mißlichen, Wege ab, und lenken einen andern ein, auf welchem Sie sicherer gehen können.

Sie waren durch zwey Theile so beherzt auf Ihrem Pfade fortgeschritten; Sie hatten die schwerere Arbeit überwunden, in unsern Altcrthümern zu suchen. Ich hoffte, Sie würden nach und nach herunter steigen, sich unsern Zeiten

(d) Um Verzeihung, mein Herr Aristarch, das ist ein kritischer Irrthum. Ich kan sie jetzt nicht stärker, als im Anfange fühlen.

ten nähern, uns mitten in dieselben führen, und, ein treuer Maler, uns gerade zu, gewisse Zeichnungen vorlegen, die manchem in Deutschland gebornen zu einer heilsamen Arguey dienen könnten. (c)

Hier durften Sie nur um sich blicken — oder vielmehr, Sie durften bloß Ihrem Vaterlande, wenn ich mich so ausdrücken darf, zur Seite gehen.

Dieses hoffte ich. Und meine Hoffnung — ganz ist sie freylich wohl nicht unerfüllet geblieben; (f) nur, in so fern sie erfüllet wird, geschieht es auf eine andere Art, als ich mir Rechnung gemacht hatte. Das ist freylich nicht Ihre Schuld, daß ich mir bestimmtere Rechnungen machte, als mir eigentlich Ihr erstes Stück Anlaß gab zu machen; aber ich bin ein Leser, so gut als andere Leser, und will schlechterdings, daß Sie es sind, der Unrecht hat, wenn einer
von

(c) Ganz gut; allein man setzt nicht einmal immer denen Aerzten, die man selbst für sein Bett ruft, geschweige denen, die sich aus bloßer Menschenliebe, freiwillig anbieten; und dennoch müßte es wohl eine Art des Zutrauens beweisen, wenn man einen Arzt zu sich beruft.

(f) Dazu wünsch' ich Glück!

von uns beiden Unrecht haben muß. Denn, bin ich nicht ein Theil des Publikums? und kann wohl das Publikum Unrecht haben?

Sie mögen nun wohl Ihre guten Gründe anzugeben wissen, warum Sie Ihre Schrift auf diese, und nicht auf eine andere Art einrichten. Das will ich Ihnen glauben. (g) Ich lasse demnach die Einrichtung Ihrer Blätter überhaupt unangefochten. Man kann gegen das Ende eines Jahres aus Gründen handeln müssen, die zu Anfang desselben noch nicht Platz fanden; das habe ich aus meiner eigenen schriftstellerischen Erfahrung. Der Casus verdienet erzählt zu werden. Ich war — —

Aber nein; zu einer solchen Vertraulichkeit taugt kein Brief, den Sie vielleicht einmal, wenn Sie selbst nicht Lust haben zu schreiben, zur Zierde Ihrer Blätter, gleich der Cramerschen Ode, drucken lassen.

Denken Sie aber deshalb nicht, guter Deutscher, daß ich Sie der Ode wegen tadle.

Ich

(g) Wahrhaftig, Lucius, Sie sind der billigste unter allen meinen — Lesern? Nein, Freund, das wäre zu viel gesagt; aber unter allen meinen Korrespondenten sind Sie der billigste.

Ich weiß es so gut, als Sie, daß dieses Meisterstück in der Gegend, wo Ihre Schrift am meisten gelesen wird, freylich zur Schande dieser Gegend, noch sehr unbekant ist.

Ich lasse demnach die Einrichtung Ihrer Blätter überhaupt unangefochten. Mögen Ihnen doch dermaleinst die Kunstrichter sagen, daß dieselbe so und so hätte seyn müssen. (h) Meine Absicht, wenn ich an Sie schreibe, ist, wie ich Ihnen in meinem vorigen Briefe sagte, einige Zusätze zu liefern, und mich bey einzelnen Stellen aufzuhalten.

(Der Beschluß folgt künftig.)

* * *

Herr S. D. vermutlich ein Arzt, hat mich am 31sten Julius mit einem Schreiben beehret, welches ich, da es mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn abgefaßt ist, gern vollständig einkrückte, wenn es nicht bequabe einen ganzen Bogen auffüllen würde. Ich muß mich demnach auf den Hauptinhalt desselben einschränken.

Herr S. D. bekennet sich für einen meiner fleißigen und begierigen Leser; allein durch mein neun und zwanzigtes Stück hab' ich es mit ihm verderben. Er bittet sich die Erlaubniß aus, aus dem Eingange dieses Stückes (welchen er, ich

(h) Immerhin, mein Freund; wenn es nur Kunst-richter sind, und keine Schwäger.

ich sehe nicht gar zu wohl, warum? ein Beispiel nennet. Ein Beispiel? Nicht doch, Herr S. D.! Es ist ein Eingang, der die Veranlassung zu dem Stücke enthält, und weiter nichts.) Er bittet, sage ich, um Erlaubniß, aus diesem Eingange, einzelne Sätze machen zu dürfen, und spricht: 1) Sie haben das Fieber. 2) Ein Arzt rath Ihnen den Gebrauch der China. 3) Ein anderer will nicht dazu rathen, sondern preiset Ihnen weißes Fischbein an. 4) Der erstere verwirft es, und ziehet allenfalls den Krokus Martis vor. Das war Numero Eins. Nun bringt der Herr D. keine Antwort gleichfalls in einzelne Sätze, die er einen Schluß nennt: 1) China, Fischbein und Krokus mögen gut seyn. 2) Ihnen würden sie vielleicht schaden, da ihnen kein Vorurtheil zu Hülfe kommt. 3) Wenn die Aerzte Ihr Vertrauen erwerben wollen: so sollen sie sich erst unter einander vereinigen.

Nun muß Herr D. ein anderes Beispiel, in ähnlichen Sätzen, wie er sagt, entwerfen. Dies lautet also: „1) Ich (nehmlich Herr D.) bin ein Naturalist; dies wird man in Absicht der Religion und der Seele für keine geringere Krankheit als mein Fieber halten. 2) Sie rathen mir, aus Antseifer, (warum eben aus Antseifer?) die christliche Religion, und zwar die Lutherische anzunehmen. 3) Ein Katholik will, ich soll der seinigen folgen. 4) Sie verwerfen diesen Rath. Nun schliesse ich nach Ihrer Logik:

„1) Die

„1) Die lutherische und römische Religion mögen
 „gut seyn. 2) Wir würden sie vielleicht beyde
 „schaden, da ihnen kein Vorurtheil zu Hülfe
 „kennt. 3) Wenn ihr Herren Geislichen,
 (Geislichen? ihr Herren Christen hätten Sie
 sagen müssen, mein Herr D.) „mein Vertrauen
 „erwerben wollt, so vereinigt euch erst unter
 „einander.“

Und das schliessen Sie so nach meiner Logik, mein Herr S. D.? — Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß meine Logik so unvernünftig nicht ist, daß sich dergleichen nach ihr sagen (dies Wort scheint mir hier besser, als schliessen,) lassen sollte. Hören Sie einmal zu. Gesezt, Sie sind ein Naturalist; ich, ein Katholik, und, wenn Sie wollen, ein Anhänger einer jeden andern christlichen Religionsparthey dazu, rathen Ihnen ein jeder zu seiner Meinung, und Sie wollten da den Tropfopf machen, bloß um ihn zu machen, und sagen: „Vergleicht euch, ihr Herren, dann will ich euch glauben;“ gewiß, mein Herr, dann würden Sie ein allgemeines Gelächter verdienet haben. Hätten wir nicht alle, samt und sonders, den Naturalisten erst von der Wahrheit der Bibel überzeugen müssen, ehe wir ihn zum Proselyten machen konnten? Alsdenn, m. H. hätten Sie durch die Bibel vor sich nehmen, und nach Ihrer besten Einsicht untersuchen müssen, wer unter uns allen der Wahrheit am nächsten stehe. Sehen Sie, hier ist Ein allgemeiner Grund, nach dem Sie alle christlichen
 Reli

Religionspartheyen prüfen und beurtheilen können. Zeigen Sie mir einen, nach welchem ich die verschiedenen Meinungen der Aerzte prüfen kann, und ich werde mich den Augenblick bequemen, mich einem Aerzte anzuvertrauen. Zwen Aerzte, zwen verschiedene Meinungen. Eine kann nur die wahre seyn. Welche ist? Wie entscheid' ich das? ich, der ich weder den Hippokrates, noch den Avicenna verstehe? Und gesetzt, ich verstünde sie; sind die Werke dieser und andrer Männer, in ihrer Art so zuverlässig, als es die Bibel in der ihrigen ist? Mein Leben muß mir lieb seyn; ich habe Freunde, denen es lieb, denen es, menschlich zu urtheilen, unentscheidlich ist. Diesen und mir muß ich es zu erhalten suchen. Erlauben Sie mir demnach immer, daß ich es nur Gott und der Natur vertraue, aus Furcht ich mögte an den unredlichen Mann gerathen, und es den irrigen Meinungen, und den Versuchen — ich will nicht sagen der Unwissenheit, denn auf unsern Akademien wird, wie bekannt, keinem Unwissenden in irgend einer Fakultät der Doktorhut gegeben, — eines unrichtig schliessenden Arztes aufopfern. Nur noch Ein Wort für heute; das Uebrige bey nächster Gelegenheit: Ich bezeuge hiermit, daß ich weit davon entfernt bin, die ganze Arzneygelartheit für Vorurtheil und ungegründet zu halten. Wie gesagt, Herr S. D. das Uebrige gelegentlich, wenn es der Platz erlaubt.

Der
D e u t s c h e.

Acht und dreysigstes Stück.

Magdeburg, am 21sten September, 1771.

Ich habe schon einem der vorhergehenden Blätter dieser Schrift die Bemerkung eingeschaltet, daß nicht der Nachahmungsgeist, wohl aber der Geist der Racheiferung ein starker Zug des deutschen Charakters sey. Unsere Nation besitzt in der That den rühmlichen Stolz, es sich von keiner andern zuvorthun zu lassen. Aber, indem sie es allen andern in den mehrsten und wichtigsten Stücken, die so wohl zur Bildung, als auch zum wahren Adel eines Volkes gehören, entweder gleich, oder zuvor thut, will sie dieses nicht wissen. Sie geühet andern Nationen Vorzüge zu, oft, wo sie selbst oben an siehet, unterwirft sich ihren Vorschriften, die für uns oftmals nicht taugen, erkennet den Gallier und

Dritter Theil. M Dritten

Britten für ihre Meister, und setzt sich selbst herunter.

Du betrügst dich, lieber Leser, wenn du die träumen lässest, daß diese freiwillige und ungegründete Herabsetzung ihren Grund in einem löblichen Mißtrauen, in eigene Kräfte, oder in einer Art von übelangebrachter Bescheidenheit habe. Ich mag es betrachten wie ich will, so finde ich hier nichts, als slavische Unterwürfigkeit gegen — entscheidende Urtheile? — Nein, gegen den zuversichtlichen und entscheidenden Ton eines ungesunden Urtheils. Aber dieses bey Seite gesetzt.

Die Franzosen wickelten sich nach und nach aus der Nacht heraus, welche auf Europa ruhte. Sie entdeckten früher als wir, die hohe Stufe, zu der die alten in den Wissenschaften und bildenden Künsten hinaufgestiegen waren. Sie hielten es nicht für unmöglich, in diesen Wissenschaften, in welche sich die Nation verliebte, eine ähnliche Höhe zu erreichen. Es erwachten Genie's unter ihnen, und ihr Fortgang auf dem Wege der Wissenschaften war beträchtlich.

Wir Deutschen sahen diesen Fortgang, und fleugten von unserer Seite an, aus dem Lichte,
welches

welches die Franzosen sich verschaffet und aufgesteckt hatten, ansehnliche Vortheile zu ziehen. Wir müssen ihnen die Ehre nicht absprechen (denn es wäre Praleren und Undank, dieses thun zu wollen) daß sie in vielen Stücken unsere Vorgänger sind, daß wir ihnen in manchem Betracht ungemein viel zu danken haben, und daß wir Deutschen jetzt vielleicht bey weiten noch nicht wären, was wir sind, wenn Frankreich nicht dadurch, daß es sich früher als wir, bis auf einen gewissen Grad bildete, unsern Wettseifer reg gemacht hätte. Selbst jene süßen Dichter, auf welche wir, wenn wir nicht ungerecht gegen sie, und feindlich gegen Vaterland und Geschmack denken wollen, noch jetzt stolz seyn, und sie für Deutschlands und ihrer Zeiten Ehre halten müssen, die lieben Minnesinger? Wem haben selbst diese ein Theil der Bewundrung und des Beyfalls zu danken, welche ihnen ihr Vaterland und ihre Nachwelt mit Entzücken zugesiehet? Denkart, Sprache, Gang des Geistes war ihr Eigenthum, frey von fremden Zusätzen und mit keinem fremden Stempel gebrandmarket; wer weiß aber nicht — oder vielmehr, wer weiß es, daß die Politur ihres Genie's und ihrer Kunst

gründlichsten Theils ein Werk der sogenannten Troubadour's oder Jongleur's sey! Ich sage, wer weiß es? denn bey der kleinen Anzahl von Deutschen, welche die Lieder der Minnesinger selbst, etwas genauer, als dem blossen Namen nach kennen, und bey der grossen Nachlässigkeit unserer Nation in Absicht auf vaterländische Sachen, kaum die Zahl derer, die mit den besondern Umständen der Geschichte dieser Dichter bekannt sind, so gar unter denen, die sich der Gelehrsamkeit widmen, nicht sonderlich beträchtlich seyn.

Es ist demnach, wie mir dünkt, weder ganz überflüssig, noch zur Unzeit angebracht, wenn ich etliche Worte von ihnen sage. Ich werde mich aber gewiß auf etliche Worte einschränken, und mich begnügen zu sagen, daß unsere Minnesinger nicht ihren poetischen Wettstreiten allein, sondern vorzüglich ihrer Bekanntschaft mit den Provenzalischen Dichtern den Grad ihrer Vollkommenheit, zu dem sie gelangt waren, zu verdanken haben. Die Minnesinger fallen, wie man sich aus dem fünf und dreyßigsten Stücke erinnern wird, in die Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause. Um eben diese Zeiten blüheten in Frankreich, sonderlich in Provence, die eben

erwengedachten Troubadour's, welche vorzüglich das ganze eilfte, und ein Theil des zwölften Jahrhunderts hindurch ihr allergrößtes Ansehen hatten. Durch diese Provanzalen erlangten unsere Minnesinger mehr Bildung, und durch die Krenzzüge wurden sie mit jenen bekannt.

Ich hatte mir beim Anfange dieser Schrift vorgesetzt, einen oder mehrere Bogen mit Nachrichten von den Minnesingern anzufüllen, und vermuthlich hat man das von mir erwartet. Gewissermassen aber ist mir der Herr Dector **Rambach** in Quedlinburg zuvorgekommen, (*) und ich habe nicht Lust dasjenige, was er sehr gut gesagt hat, schlechter zu wiederholen. Ich begnüge mich also, meine Leser auf das lehrwürdige Buch dieses Mannes zu verweisen, in welchem zugleich diejenigen unter ihnen, welche mit unsern Dichtern des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts nicht bekannt sind, mehrere Proben ihrer Poesie in eben so viel Beweisen ihrer Vortreflichkeit finden können.

Ein jedes Ding muß sein bestimmtes Maass, und gewisse Grenzen haben, die es nicht über-

M 3

schrei-

(*) In seinen vermischten Abhandlungen aus der Geschichte und Literatur. Halle 1771.

schreiten darf. — Eine alte und bekannte Wahrheit, die meine Leser schon oft genug gedacht, gehört, gesagt und gelesen haben werden. — Dem ungeachtet trage ich kein Bedenken, sie noch einmal zu wiederholen; denn es giebt unzählige Wahrheiten, die alt und bekannt sind wie diese; die aber dennoch, nach den Wirkungen zu urtheilen, noch so neu scheinen, als wenn sie in diesem Augenblicke erst erfunden würden. — Die Minnesinger ließen es dabei bewenden, daß sie die Einsichten der Troubadour's nutzten, sich nach ihnen und durch sie zu Dichtern bildeten; sie wurden bessere Dichter, aber sie blieben Deutsche. Sie blieben dem Originalgang ihres Geistes, ihrer eigenthümlichen Denkart, ihren Sitten, ihren Empfindungen, ihrem Herzen, ihrem Nationalcharakter, ihrem Vaterlande und seiner Sprache getreu. Sie lernten: aber sie blieben original; sie bildeten sich: aber sie fielen nicht in die unedle Nachahmungseuche; sie nahmen die zärtliche Sprache der Provanzalischen Dichter an: aber nicht ihre Flatterhaftigkeit, ihren Leichtsinn, ihr tändelndes, flüchtiges Wesen, das, da es von je her das Erbtheil der französischen Nation gewesen ist, dem Franzosen, dem es an-
geboh-

gebohren wird, ganz gut stehet, aber mit dem gesetzten Ernst des Deutschen, gar nicht reimet, seinem männlichen Anstande widerspricht, und zu seiner majestätischen Sprache schlechterdings nicht passet. Wenn es jenem kleidet, dem es ungerungen läßt, so siehet man diesem, dem Deutschen, den Zwang an, und — alles affectirte ist abgeschmackt.

Wo die Minnesinger stehen blieben, da hätten die Deutschen überhaupt müssen stehen bleiben. Immer mochten sie von den Ausländern lernen; sie mußten sich nur nicht in den Kopf setzen, Engländer oder Franzosen werden zu wollen; sie mußten sich nicht schämen, Deutsche zu seyn.

— Ich kenne manchen Franzosen, der durch den Aufenthalt in Deutschland vieles von seiner überflüssigen Lebhaftigkeit verlohren, und sich viel gesetztes und ernstes Wesen erworben hat. Ich kenne aber keinen einzigen, der sich in den deutschen Ernst so sehr verliebet haben sollte, daß er es für ein Unglück und gar für schimpflich hielt, außerhalb den deutschen Grenzen auf diese possierliche Welt geböhren zu seyn, und der es, so gut ihm auch Deutschland gefiel, mit

Empfindungen von Scham gedacht hätte, daß er einer französischen Mutter das Leben zu danken habe. Diese Achtung für das Vaterland macht den Franzosen Ehre. —

Aber es ist wohl Zeit, daß ich wieder zu meinem Fußsteige zurück kehre, von dem ich unvermerkt um etliche Schritte weiter abgewichen bin, als ich willens war.

Wir Deutschen haben demnach den Franzosen vieles zu danken. Das ist eine ausgemachte Wahrheit. Sie wollen aber nicht, daß wir ihre Schuldner bleiben sollen, und glauben, die Reihe sey jetzt an sie gekommen, uns schuldig zu werden. Sie übersezen, sie ahmen nach: freylich übersezen und ahmen sie nach auf ihre Weise, das ist: sie machen ihre Uebersetzungen und Nachahmungen dem französischen Nationalgeschmack angemessen. Sie leimen hier etwas an; sie schneiden dort etwas weg; sie dehnen aus; sie ziehen ins Kurze; sie umschreiben; sie paraphrasiren, u. s. w. Unser Kunsttrichter rechnen ihnen dieses zum Fehler an. Ich möchte hier aber wohl eine kleine Einschränkung machen. Es kommt, dünkt mir, auf die Absicht des übersezierenden Schriftstellers an. Ist es seine Meinung,

nur, den Franzosen, der kein Deutsch kann, mit dem Geist eines deutschen Schriftstellers bekannt zu machen: so muß er freylich sein Original unverändert lassen, und getreu übersetzen, ohne sich zu bekümmern, ob diese oder jene Seele nach dem Geschmack des französischen Publicum's seyn möge, oder nicht. Will er aber aus seiner Arbeit ein Werk machen, das seiner Nation gefallen, ganz gefallen soll: so muß er es allerdings ihrem Charakter, ihrer Denkart, ihrem Geiste, ihrem Geschmack gemäß einrichten; allein — hier haben unsere Kunstrichter Recht — dann müßt er nun wohl seine Arbeit lieber mit einem jeden andern Namen, als Uebersetzung nennen. Doch genug davon. Es ist einmal klar, und unwidersprechlich, daß die Franzosen jetzt so fleißig aus dem Deutschen übersetzen und nachahmen, als wir jemals aus ihrer Sprache.

„Was wollen Sie damit eigentlich sagen, mein Herr?“

Weiter nichts, meine lieben deutschen Leser, als daß es unter unserer Nation eben so viel übel verwahrte Gehirne giebt, als wir Leute in derselben finden, die alles was Deutsch ist, mit Hohnlächeln und Verachtung betrachten; die

schlechterdings verlangen, es solle alles in den französischen oder englischen Ton (denn was ich von den Franzosen gesagt habe, gilt auch — *ceteris paribus*, versteht sich — von den Engländern;) gestimmt seyn, da doch selbst die Franzosen und Engländer den Deutschen Ton für einen so guten Ton halten, daß sie sich nicht schämen, selbst in denselben zu stimmen; weiter gar nichts. Wer übrigens nicht glaubt, daß dieses gegründet sey, den bitt' ich gehorsamst, das erste, beste, französische Journal aufzuschlagen; allenthalben wird ihm das *imité de l'allemand* de Mr. Gellert, de Mr. Wieland, de Mr. Gellert; traduit de l'allemand &c. in die Augen fallen.

Wenn uns die Ausländer selbst, Verechtigkeith widerfahren lassen, um des Himmels willen, was verblendet uns so sehr, daß wir uns dieselbe so hartnäckigt versagen? „Wir können noch nicht so viele gute Schriftsteller aufweisen, als Frankreich.“ Gut; das mag seyn; aber wir haben doch vortreffliche Schriftsteller. Gebt uns vierzehnte Ludwige, und wir werden sein Sekulum in Deutschland erleben! Lasset uns denen großen Schriftstellern, die wir haben, mehrere Aufmerksamkeit beweisen, und wie werden

den

den mehrere erlangen! Viele — die meisten unter denen, so für die Buchladen arbeiten, arbeiten um Tagelohn, um ihr bißchen Brodt, und mit Betrübniß sehe ich einige unserer besten Köpfe in dieser elenden Lage. Ich kenne sogar ein paar Männer, denen man nicht zu viel Ehre erweist, wenn man sie groß nennet, und die ohne die milde Hand einiger Buchhändler oft, nach dem alten deutschen Sprichworte — — Doch weg mit den Sprichwörtern. Mich verdrießt's, von unsrer Schläfrigkeit mehr zu reden; nur Schade, daß man solche Schlachtopfer der deutschen Kargheit nicht nennen darf, ohne sie zu tranken! Solchen Leuten müßte Deutschland hinlänglich Rüsse verschaffen, daß sie nach ihrem Hange arbeiten könnten, ohne sich nach der Vorschrift des Verlegers richten zu müssen; daß sie, unbekümmert, ob ihre Schrift Alphabete oder nur wenige Bogen ausmachen wird, bloß auf die Sache, und nicht auf das Maaß ihres Vortrages zu sehen brauchen. Colberte sind es, die uns fehlen. Man gebe sie uns, und wir werden der Nation, die sich mit Recht auf ihren Colbert so viel zu gute thut, so wenig an der Zahl der grossen Schriftsteller nachstehen, als wir

Wie ihr seht, dem Himmel sey Dank! an Grösse der Schriftsteller weichen.

Hätt' ich Lust, Vergleichen anzustellen, so würd' es mir nicht schwer seyn zu zeigen, wo z. B. Gellert mit Fontainen im gleichen Schritte geht, und wo er ihn hinter sich läßt; nicht schwer, darzuthun, daß die Franzosen keinen Geiser, keinen Klein-Ehrtaus, keinen Rabener, keinen Klopstock haben. Diese Vergleichung müßte mich zu weit führen. Ich schliesse dafür diesen Aufsatz, indem ich den Dänen einen Griechisch musigdame, der den Sänger des Mesias zu sagen mußte.



Den übrigen Raum mag nachstehendes Gedicht einnehmen. Die wenigen unter meinen Lesern, denen es bekannt ist, (und es kann nur ungewein wenigen bekannt seyn, da das Buch aus welchem ich es nehme, (*) kaum gedruckt, und so viel ich weiß, noch zur Zeit nur bloß in meines Verlegers Handlungen hier und zu Frankfurt

(*) Fabeln und Erzählungen von G. W. Bümann, Frankfurt an der Oder, 1771.

fürth an der Ober zu haben ist.) diese wenigen,
 sag ich, mögen mir's verzeihen, daß ich dasselbe
 und seinen Verfasser meinen übrigen Lesern be-
 kannt mache.

Die Vorsicht.

Die Vorsicht, die mit stiller Majestät
 Von Ewigkeit schon her durch alle Himmel geht,
 Beschloß einmal, der Erde zu erscheinen,
 Und keinem Sterblichen sein Glück zu verneinen.

Sie kam; und ging aus Höusern in Palläste
 Wie gleichem Vorsoh zu erfreuen;
 Und wehte schon die Edengasse
 In allen Weltgeiten ein.

Sie aber fand, trotz ihres Götterlandes,
 Sehr wenig Achtung in der Welt;
 Bald war die Mode manches Landes,
 Bald Reichthum, Ehre, Wohn, und Geld,
 Und bald ein Zufall Schuld, der oft mit Nem-
 schen spielt,
 Daß sie nicht Beyfall genug erhielt.

Mit

Mit jätlichen Bekümmernissen
 Besuchte sie jedwede Nation,
 Sie wollte Menschen glücklich wissen:
 Doch Menschen sahn sie an, und stohn;
 Die ernste Mine die sie machte,
 Die Frömmigkeit, die sie zur Erde niederbrachte,
 Die Pflicht, dem Himmel zu vertraun,
 Und auf die beste Welt das beste Glück zu baun,
 War Schuld, daß man sie fast belachte.

So sind mir dann die Menschen nicht mehr
 hold?

So will denn der Monarch der Erden,
 Der königliche Mensch des Zufalls Sklave werden,
 Und ich bin weniger als Gold?

Sie sprach's, und ihre Thräne fiel!
 Die Himmel sahn's; und ihre Thräne fiel!

Ehen war sie ihrer Reise müde,
 Da sie bey einen Hirten kam,
 Der eben jetzt im frömmsten Abendliede
 Von seinen Feldern Abschied nahm.

O guter Hirt!

Sprach sie von Freuden eingenommen,

Du siehst, ich kann nicht weiter kommen

Weil es schon finster wird!

Vergönnt du mir wohl eine Lagerstatt? —

Warum nicht? sprach der Herr der kleinen Heerde,

Ich gebe dir so viel ich haben werde.

Genügsamkeit macht immer satt.

So gieng die Vorsicht dann mit nie gehoff-
ten Freuden

In eines armen Hirten Haus.

Ach, du mußt wohl viel Mangel leiden!

Rief sie mit sanften Anstand aus;

Wie arm, wie klein ist dieses Haus! —

Du armer Hirt, sprich frey, und bitte dir was aus;

Ich diene willig und mit Freuden.

Verlangest du ein größres Haus?

Verlangst du Reichthum, Glück und Ehre?

Gebet! es soll vorhanden seyn.

O schweige! rief der Hirt mit einer Freu-
denzähre,

Der Erde Schaum nimmt mich nicht ein.

Nur der Gedank, daß ich der Vorsicht angehöre,

Kann Glück und Himmel mir verleihn.

Die

Die Göttinn stand erstaunt, und rief mit
heiterm Blick:

So find' ich denn in dir das längst gesuchte Glück,
Und in dem Strohdach mein Entzücken!
Freund! jeder Himmel soll dein treues Herz
beglücken!

Ich bin die Vorsicht! — Sey geküßt!
Nun will ich ewig Fried und Segen
Den Hirten in das Herze legen,
Weil auf der Flur noch Tugend ist.

Sie sprach's mit einer Göttinn Blick,
Und floh nach dem Olymp zurück.



Ich werde mich freuen, wenn meine Leser
durch diese Probe begierig gemacht werden, mehr
von diesem jungen Dichter zu lesen. Er selbst
wird mir verzeihen, daß ich einen Ausdruck geän-
dert habe, der im geringsten nicht das bedeutet,
was der Dichter sagen wollte. Ueberhaupt em-
pfehl' ich ihm ein wenig mehr Sorgfalt, und in-
sonderheit, eine etwas grössere Aufmerksamkeit
auf die deutsche Sprache.

Der
D e u t s c h e.

Neun und dreyßigstes Stück.

Magdeburg, am 28ten September, 1771.

Es ist keine gar zu angenehme Sache um die Lage eines Mannes, der die Verbindlichkeit auf sich genommen hat, dem Publikum wöchentlich einen Bogen vorzulegen. Aufsetzt zum Schreiben, oder nicht; das thut nichts zur Sache. Am bestimmten Tage darf das Manuscript nur ein Bischen über die Zeit ausbleiben, so kommt der Sezer, und macht seinen Kratzfuß.

„O mein Herr Sezer, zwanzig! ich will ich den einzigen Kratzfuß erwiedern, nur lassen Sie mich heut in Ruhe!“, — Hört der Mensch auch nur darauf? Der Uldruck sagt er, würde nicht fertig werden können — Mein Verleger würde darunter leiden — und — was weiß ichs, was er alles sagt. Da hilft nichts; der Mensch hat eine Türkenseele im Leibe; ich muß ihm den Will-

Dritter Theil.

N

ten

len thun, ich mag wollen, oder nicht. — „Nun gut; auf den Abend sollen Sie das Manuskript haben. Das ist alles, was ich thun kann.“

Dem Himmel sey Dank! er geht. Aber nun soll ich schreiben, und wahrhaftig, dabey ist mir heute nicht allerdings wohl zu Muthe. Ich hatte diesen Bogen zu dem allerwichtigsten Stücke dieser ganzen Schrift, zur Dedikation bestimmt; aber es ist mir nicht möglich, mich heute in eine Dedikationsmäßige Fassung zu setzen. Eine Vorrede? — Ja, das ließe sich noch eher hören. Zu einer Vorrede gehört nicht viel. Darf sie doch mit dem Buche in keinem Zusammenhange stehen, und hat man doch den Vortheil dabey, daß man weit sicherer ist, ehrlich zu Werke zu gehen, als bey einer Zuschrift. —

Frage! lange hat dich kein Deutscher angerufen — und du bist doch wohl so viel werth als Apoll — wenn du nicht zu beschäftigt bist, das Gehirn eines jugendlichen Varden in Ordnung zu bringen, oder einen kritischen Knaben wieder in die Schule zu führen: so siehe mir heute bey.

* * *

Vorrede.

Vorrede.

Ami lecteur!

Der Deutsche entbietet dir seinen Gruß und Dienste, samt allem, was er Liebes und Gutes vermag.

Er thut dir anbey den Gefallen, dich französisch anzureden, um sich in allem was von ihm abhängt, nach deinem Eigensinne zu richten, und seinen guten Willen, so viel er ohne Verleugnung seines Vaterlandes thun kann, dir zu bezeugen.

Auch war er, zu diesem Ende entschlossen, seine Vorrede mit französischer Schrift drucken zu lassen; und er änderte diesen Entschluß nur deswegen, weil er sich erinnerte, von verschiedenen sehr vernünftigen Franzosen mehr als eine bittere Spötterey über diesen sonderbaren Einfall etlicher deutschen Schriftsteller gehört zu haben. Laß dir also eine deutsche Vorrede nicht bloß um der deutschen Buchstaben willen missfallen, wenn sie dir übrigen nicht mißfällt; und sey so gütig mich zu entschuldigen, daß ich mit den Franzosen, unsern Lettern Gerechtigkeit wi-

verfahren lasse, und sie nicht für gothische un-
sörmliche Figuren halte.

— Eine Vorrede mitten in einem Buche?

Zu dienen, mein werthester Herr, mitten im
Buche; oder, wenn sie wollen, gegen das Ende
desselben. Ist Ihnen das so neu? Der gute
Lorenz Sterne hatte noch früher als ich, diese
Grille. Ich bezeuge aber, und thue kund jeder-
mann, vorzüglich aber denen, so an einer gegrü-
ndeten Kenntniß dieses Umstandes gelegen seyn
möchte, daß, wenn ich auch kein Beispiel vor mir
hätte, dennoch meine Vorrede wahrscheinlicher
Weise, ungefähr hierher gekommen seyn würde.

Der ehrliche Porick schrieb die seinige in ei-
nem Desobligeant; ich schreibe die meinige in ei-
nem Zimmer, das an allen Seiten offen ist, und
in welchem etliche Maurer nach ihrer Art, das
heißt: mit vielem Gerdse und aller möglichen
Langsamkeit arbeiten. Darum können wir also
überein, daß wir unsere Voreden schreiben, wo
eigentlich keine Voreden geschrieben werden
müßten, und wo auch vielleicht, außer den uns-
rigen, wohl keine geschrieben ist, seitdem
Voredner auf der Welt sind. Wir stellen
ferner — —

Ihr

Ihr Herren Maurer, ich bitte, hõret Einen Augenblick auf zu hammers und zu pochen; nur so lange, bis ich mit dieser Vergleichung fertig seyn werde!

Wir stellen, also, ferner unsere Vorreden dahin, wo eigentlich keine Vorrede stehen sollte, die, so lange Vorreden geschrieben sind, das Recht haben, die Avantgarde auszumachen, und gleich hinter der groß und leserlich gedruckten Zueignungsschrift zu stehen, welcher man den ersten Platz aus vielen Ursachen einräumet. Dem

1) Wird sie am besten bezahlt, wenn anders der Mäcen kein Knicker ist.

2) Soll sie gleichsam dem ganzen Buche das Quartier bestellen.

3) — Doch die ersten beyden Ursachen sind schon wichtig genug, daß ich nicht vor nöthig erachte, mir durch etliche Dugend, die ich noch hinzufügen könnte, den Platz wegzunehmen.

Ferner schreiben wir beyde unsere Vorreden selbst. Das sind also drey Punkte, in welchen wir überein kommen. Mein Verleger erbot sich zwar, irgend einem für groß und berühmt gehaltenen Manne etliche Louisd'or zu geben, der zu diesen meinen Plättern eine gelehrte Vorrede

verfertigen sollte: aber, ich war so gewissenhaft, (mein Verleger nennt es eigensinnig) daß ich nichts davon hören, und mein Buch nicht in die Reihe derer bringen wollte, die um der Vorrede, oder vielleicht nur um des Namens des Vorredners willen, gekauft werden. Eine solche Vorrede hat mir zuviel Aehnlichkeit mit einem erhaubtesten Titel oder Adelsbriefe. Denn, gleichwie —

Aber diese zweite Vergleichung würde mich von der ersten zu weit entfernen.

Wenn ich demnach das Wackeln eines Desobliguant, mit dem betäubenden Getöse, welches eine ganze Maurerzunft — — Halt! das war eine *Hyperbel*! — Seyd still, ihr Herren Maurer! nur noch wenige Minuten; dann mögt ihr meinetwegen lärmen, so viel und so lange ihr wollt!

Wenn also ich, oder ein anderer, das eben gedachte Wackeln mit dem unaufhörlichen Lärmen, vergleichen wollte, welches ein Duzend Maurer, etliche Zimmerleute, (der Tischler nicht zu gedenken) um, neben, über und unter mir machen: so würde sich finden, daß aller Vortheil auf Vorick's Seite sey. —

-- Aber

— Aber dafür hatte Norick auch die Ehre ein Engländer zu seyn. Ich, der ich nur ein Deutscher bin, muß mirs wohl gefallen lassen, meine Vorrede, die doch, wie ich gegen jedermann behaupte, eine so gute Vorrede ist, als sie jemals ein deutsches Gehirn hervorgebracht hat, mit etwas grösserer Ungenüchlichkeit zu schreiben. — Aber gute Nacht, Freund Norick!

„Aber mein Herr, warum schreiben Sie eine Vorrede?“

Die Frage ist einigermaßen zu entschuldigen, und es liesse sich, wenn man ein klein wenig Metaphysik zu Hülfe nehmen wollte, ein ziemlich dickes Buch schreiben, um sie zu beantworten; wiewohl ich nichts dawider einwenden würde, wenn jemand sich einfallen liesse, zu versichern, daß das Buch, und wenn es auch so dick wäre, als alle Gespräche im Reich der Todten zusammen genommen, dennoch herzlich schlecht seyn würde. Aber ich meyne es gut mit meinen Lesern, obgleich verschiedene aus ihrem Mittel es mir schlechten Dank gewußt haben — Daher erlaß' ich ihnen Buch und Metaphysik, um schlechthin zu sagen, daß ich — — Doch hier läßt sich füglich ein neuer Absatz machen.

— Daß ich mein Buch nicht, gleich einem verlassenen Kinde, in der Welt wolle herumtollen lassen. Das war ein Punkt. Zum andern giebt es verschiedene Dinge, die sich nicht wohl anders, als in einer Vorrede sagen lassen. Zum dritten — verweise ich dich, lieber Leser, auf die Vorrede zu dieser Vorrede. Zum vierten rede ich gern von mir selbst; ein Zufall, von dem sich beynabe jeder Schriftsteller, einer mehr, der andere weniger heilen lassen müßte; und von sich selbst redet man am bequemsten in einer Vorrede. Das ist der Ort, wo man so viel bescheidenen Stolz, und aufgeblasene Demuth anstrahmen kann, als man will.

Und, hier beleidiget man die wenigsten Leser dadurch; denn die wenigsten lesen Vorreden.

Wer sich übrigens daran stoßen sollte, daß sie zu Ende des dritten Theiles stehet, dem will ichs nicht wehren, sie ganz vorn, gleich hinter den Titel des ersten Theiles binden zu lassen.

Sollte jemand, (denn manche Leute haben mancherley Einfälle) sollte jemand mein Buch nach der Vorrede, oder umgekehrt, meine Vorrede nach meinem Buche beurtheilen wollen, dem will ichs nicht verhalten, daß er in beyden Fällen

lett

len Unrecht haben wird. Im ersten Falle will ich ihm ein Händchen erzählen.

Ein gewisser Mensch wollte sein Haus verkaufen. — Wähnen Sie nicht, mein Herr; dieses Händchen hat die vortreffliche Eigenschaft, daß es sehr kurz ist, und sich dennoch auf eine unaussprechliche Menge von Menschen, im gemeinen Leben, eben so richtig, als auf eine gewisse heutiges Tages sehr stark besetzte Klasse heldenmüthiger Schriftsteller, anwenden läßt. Und, unterdessen, daß ich Ihnen diese Erläuterung gebe, hätte ich Ihnen das Händchen selbst wohl dreymal erzählen können, wie Sie selbst finden werden, wenn Sie nur die Geduld haben, es anzuhören.

Es wollte also jemand sein Haus verkaufen. Zu denen Zeiten pflegte ein solcher Verkauf nicht durch öffentliche Versteigerung an den Meistbietenden zu geschehen. Man mußte sich demnach unter der Hand um einen Käufer bemühen. Du, mein Leser, und ich, wir würden einen kurzen Weg in diesem Falle wählen. Fänden wir jemanden, der eines Hauses bedürftig wäre: so würden wir ihn in unser Haus führen, und ihn dasselbe von innen und aussen, vom Keller bis

zum Boden, mit Garten, Hof und aller Zubehör besetzen lassen; wir würden vielleicht nicht ermangeln, ihm den Stall zu zeigen. Der Grieche (mir dünkt, es war ein Grieche) von dem hier die Rede ist, verstand das Ding besser. Er trug beständig einen Ziegelstein bey sich, den er aus einer Mauer seines Hauses gebrochen hatte, und zeigte ihn den Leuten. Sie sollten von dem Steine auf das Haus schließen.

Vortrefflicher Schluß!

Uebrigens getraue ich mir nicht, für die Wahrheit dieser Geschichte zu stehen, weil ich sie nicht selbst gemacht habe. So viel kann ich aber versichern, daß ich sie in mehr als einem Buche gelesen habe, und daß ich eine Menge von Leuten kenne, die in andern Umständen eben so handeln.

Aber ich habe schon genug von meiner Vorrede gesagt. Es ist Zeit, wie es scheint, daß ich nachgerade anfangen, sie zu schreiben.

Pythagoras gab seinen Schülern die Lehre: enthaltet euch der Bohnen. Der Rath war sehr gut und heilsam. Aber, bey meiner Treu! Pythagoras war auch kein Dummkopf! Sollten aber wohl viele Leute diesem weisen Rathe gefolget

gefolget seyn? ich wenigstens kann mir's nicht einbilden. Es ist ja den meisten Leuten so schmeichelhaft, Antheil an den Geschäften des Staats zu haben, und ihre Stimme, wenn sie auch nicht einmal so viel werth seyn sollte, als eine rohe Bohne, zu geben.

Heutiges Tages möchte man sagen: enthaltet euch der Federn! Unvergleichlicher Rath! nur Schade, daß er vergebens gesagt seyn würde. Ich lasse mir denselben gesagt seyn; und will mich ins künftige nicht mehr überreden, daß ein guter Bürger auch seine wenigen müßigen Augenblicke dem Vaterlande schuldig sey.

Es ist zwar sonst gebräuchlich, daß man in einer methodisch eingerichteten Vorrede der Welt, das heißt: dem kleinen Theile der Welt, die unser Buch durchblättert, mit vielen Winkelzügen und Umschweifen sagt, warum man sich die Freyheit nehme, dem Leser in diesem Buche seinen Reverenz zu machen. Diesem Gebrauche folge ich nicht. Mein Buch sollte sich von allen seiner Art unterscheiden. Meine Vorrede soll es. Ich habe dir, Freund Leser, schon irgendwo im Buche selbst gesagt, warum ich schrieb. Und jetzt will ich nur die Versicherung wiederholen.

len, daß ich weder aus Gewinnsucht, noch aus Ehrgeiz schreibe. Das erste kann mein Vater, und beides jeder, der mich kennt, bezeugen. Wider meinen Willen, und zu meinem größtesten Mißvergnügen ist mein Name einigen Leuten bekannt geworden, da anfänglich so gar meine vertrauesten Freunde nicht einmal wußten, daß ich Antheil an dieser Schrift hatte. Inzwischen macht dieser Umstand, daß ich gegenwärtig mit Verdruß an derselben arbeite, da ich sie zum Theil zu meiner Erholung, und zur Ausfüllung meiner wenigen leeren Augenblicke bestimmt hatte, um der Schroermuth auszuweichen, und dem Gram. Denn, lieber Leser! es wäre Narrheit zu leugnen, was tausend Menschen wissen: mein Vaterland hat wenig unglücklichere Bürger, als mich. —

Da werde ich ernsthaft — und Ernst taugt in meine Vorrede nicht. Ich will lieber abbrechen, ehe ich mürrisch werde, kann ich dir das Uebrige doch ein andermal sagen. Lebe wohl.

Inhalt.

- Sieben und zwanzigstes Stück.** Beschluß des vier und zwanzigten, u'et den Patriotismus.
- Acht und zwanzigstes Stück.** Einige Aufsätze zum vorhergehenden Stücke. Ein Schreiben von Sophias, und ein anderes von Herrn B. an den D. f.ken.
- Neun und zwanzigstes Stück.** Vom Aberglauben.
- Dreßzigstes Stück.** Beschluß des vorhergehenden Stückes.
- Ein und dreßzigstes Stück.** Eine der besten Blätter in dieser Schrift.
- Zwey und dreßzigstes Stück.** Gramer's Ode auf Luthern.
- Drey und dreßzigstes Stück.** Fortsetzung des ein und dreßzigten. Noch etwas von den Schauspielen; vom Geiz, Höflichkeit und Sitten; etliche Gerichte von einem römischen Gaismale, u. a. m.
- Vier und dreßzigstes Stück.** Welches mit Aristot. Polit. VII. anfängt, und nachher das Hausmittel eines ehrlichen Deutschen, die Gesundheit der Seele zu befördern, enthält.
- Fünf und dreßzigstes Stück.** Noch etwas von den Horden. Siegeslied an den fränkischen König Ludwig. Von den Minnesingern. Ein allerlieb-
- stes

stes Bledchen von König Conrad, einem Minnesinger.

Sechs und dreyßigstes Stück. Eine wahre Anekdote aus einem französischen Buche. Fortsetzung des drey und dreyßigsten Stückes.

Sieben und dreyßigstes Stück. Etwas aus einem zweiten Briefe des Lucius. Und noch Etwas vom dem Deutschen an den Herrn S. D.

Acht und dreyßigstes Stück. Den Ausländern hat Deutschland vieles zu danken; sogar die Minnesinger den Provanzalen, ihren Zeitgenossen. Aber weiter als die Minnesinger in der Benutzung des Ausländers giengen, hätte die ganze Nation nicht gehen müssen. Die Vorsicht, eine Erzählung.

Neun und dreyßigstes Stück. Eine Vorrede, in welcher drey französische Wörter vorkommen.



P. P. Der Verleger hat sich, um dem Verlangen verschiedener Herren Pränumeranten zu willfahren, entschlossen, das letzte Vierteljahr des Deutschen nicht einzeln, sondern zu Anfang des neuen Jahres, zusammen, auszugeben.





Der
D e u t s c h e.

Vierter Theil.

Magdeburg, und Frankfurt an der Oder,
bey dem Commerzien-Rath Hechtel,
1771.



Der
D e u t s c h e.
Vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 5ten October 1771.

Wir haben dir, lieber Leser, nunmehr neun- und dreyßig Wochen hindurch, täglichen Sonnabend ein halbes Stündchen hinbringen helfen, indem wir uns selbst ein Paar Stunden nach unserer Art verkürzten. Der Zeitpunkt nähert sich mit starken Schritten, da wir Abschied von einander nehmen werden, und gleichwol hätte ich dir noch so mancherley zu sagen, zu erzehlen, mitzutheilen und vorzuplaudern, daß es mir, unter uns gesagt, nicht angenehm ist, schon so nahe am Ende meiner Laufbahn zu seyn. Vielleicht aber ist es dir um so viel lieber. — Ich wollte, daß mir dieses heftliche Vielleicht nicht eingefallen wäre! — Indessen würde der Fall, wenn ich ihn gleich nicht als möglich gedacht hätte, gerade um Nichts weniger möglich seyn. Demnach werde ich, wie ich schon vor vierzig Wochen angekündigt habe, so behutsam seyn, mich dir zu rechter Zeit

zu empfehlen, ehe du meiner überdrüssig wirst, und mir die Thür vor der Nase zumachst.

Dieses sey im Vorübergehen gesagt, und wenn allenfalls jemand glauben sollte, es hätte sich besser auf die letzte Seite des zwey und fünfzigsten Stückes geschicket: so sind wir nicht im geringsten gewillt, ihm zu widersprechen. Wir sind ohnehin nicht zum Streite geneigt, und lassen vom göttlichen Plato an, bis zum seichtesten Schwäger — und von den achs eruditum bis herunter zum Almanach der Deutschen Musen, herzlich gern jedem vernünftigen Manne seine Meynung, und jedem Narren seine Kappe, wenn nur jener nicht mit Gewalt unsern Gehirn zum Verhältnisse seiner Meynung, und dieser seine Kappe zum Verhältnisse unseres Kopfes machen will.

Wir gestehen, zum Beweis unserer Aufrichtigkeit, daß wir zufrieden sind, einen Eingang zu unserm vierten und letzten Theile gefunden zu haben. Und als einen zweyten Beweis tragen wir kein Bedenken, hinzu zu fügen, daß wir heute, aus eben den Ursachen, die uns vor acht Tagen beschwerlich fielen, uns in keiner art zu autormäßigen Lage befinden, weil der Lärm um uns her mehr als zu reichend ist, alle Musen und Dwarzen, und die Herren Brage und Apoll vom Zwergelme zum Tartarus, und von da wieder zum Traßrand zu scheuchen. Wir fassen daher den Entschluß,
einen

einen andern an unserer Stelle denken zu lassen, und wählen zu diesem Ende aus denen vor uns liegenden Briefen, das Schreiben des Lucius, wovon wir schon den Anfang mitgetheilt haben.

Beschluß

Des im sieben u. dreißigsten Stücke abgebrochenen Schreibens.

In ihrem zehnten Stücke, mein Herr, in welchem sie von den verschiedenen Ständen in Deutschland handeln, sagen sie: es sey von allen deutschen Nationen, sie mögen Könige am Ruder haben, oder Fürsten, die Regierungs-Form demokratisch gewesen.

Zielen ihnen damals, als sie dieses hinschrieben, nicht die Sitonen, die Soionen, die Gothonen ein, welche desperisch beherrscht wurden? Haben der sie den Tacitus gelesen haben? — Aber vielleicht rechnen sie, wie verschieden andere Schriftsteller, diese Völker, welche in dem heutigen Norwegen, Jümmark, um den Ems, Eodanus, in Friesland, Holland, Gothland, Schonen, Westphalen, u. s. w. wohnten, vielleicht, sage ich, haben sie die Gritte, diese Völker nicht zu den alten Deutschen zu rechnen. Wenn dieses der Fall seyn sollte, so habe ich weiter nichts zu erinnern,

als daß es auf alle Fälle nicht würde uneben gewesen seyn, wenn sie diesen Umstand hätten bemerken wollen. — Doch alsdann hätte ich eine feine Gelegenheit verlohren, meine Belesenheit zu zeigen? — So nach, mein Freund, verdient es meinen Dank daß si: auf diese Kleinigkeit nicht aufmerksam waren. Gegenseitig aber mache ich auf ihre Dankbarkeit Anspruch, weil si: an mir einen Leser haben, der wider ihre Nebentritte kein Zitteln einzuwenden begehret, aber auf ihre kleinsten Zehltritte ein achtsames Auge hat.

Vergönnen si: mir also, lieber Deutscher, hier die Anmerkung zu machen, daß die Gothonen im strengen Verstande monarchisch, sowol als die Scironen requirirt wurden, und daß die Sitonen von allen Deutschen verachtet waren, weil, nach ihrer Verfassung, sogar ein Weib das Regiment führen konnte.

In eben diesem zehnten Stücke, S. 156 begnügen sie sich zu sagen: daß die Fürsten von dem versammelten Volke wären gewählt worden. Und ein Paar Seiten vorher heißt es mit den Worten des Tacitus: Sie nehmen ihre Könige aus dem Adel, und ihre Heerführer unter den Tarsersken.

Alles das hat seine Richtigkeit. Nehmen sie es mir aber nicht übel, daß ich den kleinen Umstand hinzusetze, den sie übergehen. Gleich nach vollbrachter Wahl nahmen zwey deutsche Herren

Herren einen Schild auf die Schulter, auf welchen sich der neugewählte Regent oder Feldherr setzte, und so hervortragen ließ, damit er von dem ganzen Volke gesehen werden konnte. Dieses erhob, nach Deutscher Manier, ein Freudengeschrey, mit welchem es gleichsam seinen neuen Oberhaupte huldigte. Scheint es ihnen nicht, daß sich mit Recht behaupten ließe, diese Ceremonie, so simpel sie ist, sey dennoch bey unsern Vorfahren für nothwendig gehalten, und als eine Bestätigung der Wahl angesehen worden? — damit sie auch sehen, daß ich den Gregorius Turonensis kenne, will ich noch beibringen, daß die Fränkische Nation diese Ceremonie noch, wer weiß, wie lange, ausgeübet habe.

Noch einen Umstand muß ich berühren, zu welchem mir ebenmässig ihr zehntes Stück die Veranlassung giebt, und zwar die Stelle, in welcher sie von den ordentlichen Versammlungen der Deutschen reden. Dasselbst sagen sie: Ordentlich kamen sie zur Zeit des neuen und vollen Mondes zusammen.

Hier, mein Herr, kann ein kleiner Zusatz, (den sie bey einer zweyten Auflage ihres Buches etwa in der Gestalt einer Note, oder wie sie es sonst für gut finden werden, anbringen können) nicht überflüssig seyn. Es ist dieser: Das liebe Mondenlicht war bey unsern alten Vorfahren in keinem geringen Ansehen.

Dem, obwohl es mir gewiß zu seyn scheint, daß sie den Mond keine göttliche Ehre erwiesen, so waren sie doch auf seinen Wechsel aufmerksam. Vor allen andern Tagen hielten sie den, an welchen der Mond neu oder voll wurde, für die glücklichsten. Ob es aber dem Monde, zu Ehren geschehen sey, daß sie ihre Zeit nach den Nächten, und nicht, wie wir, nach den Tagen gerechnet — das ist ein Umstand, von dem ich nichts zu versichern getraue. Gewiß ist es indessen, daß sie nach den Nächten rechneten. Tacitus versichert es von seinen Zeiten, und aus andern, und neueren Schriftstellern ist es erweislich, daß verschiedene deutsche Völker, sonderlich die Franken und Sachsen, diesem Gebrauche noch lange gefolget sind.

Ich werfe meine Anmerkungen hin, so wie sie mir einfallen. Daher gehe ich einen Schritt zurück, und füge noch aus dem Tacitus bey, daß man doch nicht so ganz umsonst ein deutscher Fürst war. Unsrer Väter waren nicht unbillig; sie wollten, daß der, so für den Staat lebte, auch von dem Staate leben sollte. Deswegen brachten sie ihren Fürsten von Zeit zu Zeit Geschenke, die in Vieh, Lebensmittel u. s. w. bestanden. Diese Geschenke beruheten aber auf dem freyen Willen des Schenkenden.

Eine hübsche Sitte galt unter den Söhnen des Mana; und ich, für mein Theil, hätte im letzten Kriege viel darum gegeben, wenn sie noch

noch damals in unserm Vaterlande gültig gewesen, und von dem Feinde für bekannt angenommen wäre. — Mein Vater, der an meinem Geburtsorte eine obrigkeitliche Stelle bekleidete, lebte damals noch, er hätte aber wegen einer schweren hitzigen Krankheit das Betre. Die Truppen überfielen uns, und fanden für gut, mich an meines Vaters Statt, als Geisel mitzunehmen. Sie führten mich sieben richtig gezählter Monate lang, saß jenen, und ich muß ihnen die Gerechtigkeiten wiederfahren lassen, daß es mir, bey Commisbrodt und Wasser, an hartnäcklichen Appenstößen nicht gefehlet hat. Zu den Zeiten unserer Väter würde man anders verfahren sehn.

Ich habe nemlich die Ehre, ihren Lesern in ihrem Namen zu sagen, daß bey unserm Vorfahren die Kinder zwar ohne allen Widerspruch die rechtmäßigen Erben ihrer Eltern waren: allein — jetzt komme ich zur Sache — die Kinder des Mutterbruders stunden, wo nicht in größerem, doch wenigstens in eben dem Ansehn, als die leiblichen. — Das ist ein wenig zweydeutig; ich will sehen, ob ich mich bestimmter ausdrücken kann, indem ich zugleich mich selbst in die Nachricht von der alten Sitze einflachte.

Ich habe einen Mutterbrudersehn, . . . so süßen, bepuderten, bekleideten Herren, als es jemals einen gegeben hat. Dumm ist er

zwar mehr als sich sagen läßt: aber als Geißel mitgeschleppt zu werden, wäre sein Verstand mehr als hinreichend gewesen. In den Wäldern unserer Väter hätte (wie Tacitus, Germ. XX versichert) dieser Mensch bei meinen Eltern etwas mehr noch zu bedeuten gehabt, als ich, weil er meines Oheims Sohn war. Und nach der Denkart der Söhne Teuts, war man fester gebunden, wenn man seiner Frauen Bruderkinder zu Geißeln gab, als durch seine eigenen. Auch hielt man den Oheim in eben so großen Ehren, als den leiblichen Vater.

Sie sehen so nach, mein Herr, daß ich nicht Ursache habe, sehr zufrieden zu seyn, daß diese alte Art die Nähe der Verwandtschaft zu bestimmen, aus der Mode gekommen ist. Mein gepudelter Vetter hätte immer in pas hiles zwischen den Kleppern der . . . Husaren hintanzu, und von Zeit zu Zeit ein Entechat machen oder eine Cabriolet schneiden können!

Sind sie nunmehr, mein lieber Deutscher, nicht der Meinung, daß ich für heute genug geradelt, geschwatzt, und nachgesammelt hätte? Mit ihrer Erlaubniß, mein Herr, sie irren, wenn sie glauben, daß das Ende meines Briefes so nahe sey. Müßen sie sich immer, noch fünf oder sechs Seiten zu lesen — vielleicht noch mehrere — ich bin für nichts Bürge. Es würde ein wenig zu viel verlangt seyn, wenn sie nur immer wollten lesen lassen, ohne wieder

der — Je! sie gähnen? Immerhin! ich werde deswegen keinen Augenblick früher schließen.

Sie gedenken hin und wieder in verschiedenen ihrer Blätter, der starken, abgehörtesten Leiber unserer alten Landesleute. Ich muß mich wol dazu bequemen, ihren Lesern aus einem kleinen Proben zu beweisen, wie weit ihre Unempfindlichkeit gegen das Ungeheuer der Witterung, und ihre Gleichgültigkeit gegen die Gefahren gehen. Plutarch soll mein Gewährsmann seyn. In dem ersten Kriege, welchen die Deutschen mit den Römern führten, standen die beiden Herrn einander im Gesichte. Aber die Deutschen bezeugten eine solche Vereringthätigkeit gegen die Römer, daß sie, bloß um ihre Stärke und Kühnheit zu zeigen, nackend herum spazierten, und sich beschnehen ließen. Zuweilen kletterten sie, ebenfalls nackend, ohne sich an das Eis und den tiefen Schnee zu kehren, auf die erhabenssten Gipfel der Berge, nahmen einen breiten Schild, legten sich darauf, fuhren in die Tiefe herunter, und ließen sich weder durch die augenscheinliche Gefahr verschmettert zu werden, noch durch die unermessliche Tiefe der gähnen Abgründe schrecken.

Will man dieses tollethätige Verwegenheit nennen: so habe ich meinerseits nichts darüber; indessen dienet dieser Zug doch, den Charakter der Nation von dieser Seite in ein helles

res Licht zu stellen. Man kann auch daraus um so viel leichter begreifen, warum ein solches Volk, ungeachtet seiner schlechten Waffen und unregelmäßigen Art zu fechten, dennoch wegen seiner Kühnheit und Geringschätzung der Gefahr und des Lebens, dem geübtesten Herrn gewachsen, und so gar gefährlich seyn konnte. Ich wenigstens bekenne gern, daß ich tausendmal lieber in den Deutschen Wäldern hätte gebohren seyn, als wider die Bewohner derselben hätte fechten mögen.

Unter allen Deutschen Völkerschaften verstand keine einzige die Kunst sich den Feinden fürchterlich zu machen, besser, als die Arier. Diese waren eine Nation, die von keiner andern weder an Neigung zum Kriege, noch an Tapferkeit und Leibeskräften übertroffen wurden. Sie hatten die Gewohnheit, ihre Leiber schwarz zu mahlen, bedienten sich schwarzer Waffen und Schilde, und ließen sich schwerlich am Tage in ein Treffen ein, sondern erwarteten allemal die Nacht. Ich erinnere mich auch, irgendwo gelesen zu haben, daß sie gewohnt gewesen, bey ihren nächtlichen Gesechten (ob sie es, um sehen zu können, oder um das Furchtbare zu vermehren, und desto stärker auf die Einbildungskraft ihrer Feinde zu wirken, gethan haben, mag ein anderer untersuchen) Feuerbrände in der Hand zu führen, und um den Kopf zu schwingen, bey deren Schein ihre
auf

auf obgedachte Art geschminkten Physioquomen eine ausnehmende Wirkung müssen gethan haben.

Schwarzlackirte Menschen sind nun freulich, wenn man die Sache genau nimmt — schwarzlackirte Menschen, und nicht um ein Haar breit mehr. Zudem, mein Herr, gebe ich einem jeden zu bedenken, ob nicht bey dem Anblicke eines solchen Heeres von Astarteusch, selbst dem Unerfrochtensten das Herz um ein Paar Spannen sinken müsse? Was mich betrifft, wollte ich eben so lieb mit Nachboggue selbst, und allen seinen Konforen dazu, zu thun haben, als mit diesen beginselten Kloppeyen des Beelzebub, denen, um ihr Original dem Heiserlichen nach vollkommen zu erreichen, weiter nichts, wie jedermann siehet, als die kleinen Verzierungen von Hörnern und Schwänzen fehlten.

Noch eins, mein Herr, um auf ein anderes Kapitel zu kommen. Ich entsinne mich wirklich nicht, es in ihrer Schrift gelesen zu haben, das weiß ich aber wohl, daß ich gewünscht hätte, es darinn zu finden, daß bey den alten Deutschen die Ehecheidung nicht statt fand, und daß je dem ungachter, gute, sanfte, zärtliche, sorgsame und gefällige Weiberchen hatten. Wie gieng das zu? —

Der

Der einzige Fall, mit welchem die Ehescheidung allemal, und unzertrennlich verknüpft war, ist der, den sie bemerken, der Ehebruch, weil dieser ganz natürlicher Weise die Ehe auflöset.

Der Schluß ihres letzten Stückes, welches mir in diesem Augenblicke gebracht wird, erneuert die Betrachtung, die ich schon öfters bei mir angestellt habe. Mir dünkt, um unsern Jünglingen viele Tugenden, die ihnen heutiges Tages fehlen, wieder eigen zu machen, und manchen ausgelöschten Zug unsers alten ehrwürdigen Nationalcharakters wiederum in seiner übrigen Stärke herzustellen, dürften wir nur unsern Töchtern einen allgemeinen Geschmack an denen Reigungen beizubringen bemühet seyn, die wir unsern Söhnen wünschen. Es ist uns Männern gar zu natürlich, daß wir uns nach dem Eigensinne des schönen Geschlechts richten. Der Ernsthafteste unter uns, ist — wofern er nur einen guten Blutstropfen hat — alles was ein lebenswürdiges Mädchen aus ihm machen will, (vorausgesetzt, daß er, wie mein Doktor sich ausdrückt, den Erblickung des Mädchens so eine gewisse Empfindung, die aber mein Doctor, so arischisch er aussieht, nicht eigentlich beschreiben kann, in der Gegend des Magenmundes verspüret) und ist er das nicht, so gebe
ich

ich für eine ganze ernsthafte Person keine Böhne.

Wer der Erfahrung ins Angesicht widersprechen will, der mag es leugnen, daß die Mädchen ganze Nationen umschaffen können. Unsere deutschen Schönen wollen jetzt gepuderte Adonisse um sich herum springen sehen, daher adonisiren unsere jungen Herren. Wollten sie Patrioten, gesetzte, edelmüthige Liebhaber? wahrhaftig, mein Herr, sie dürften nur wollen! Ich wenigstens gestehe dir, liebe Johanna, daß noch jetzt, da wir schon so lange verbunden sind, meine ganze Gravität deine gehorsame Dienerin ist.

Denken sie einmal umher, guter Deutscher, wie manches Mädchen hat nicht schon mehr als

Einen Narren in Prose

zu einem Narren in Versen gemacht?
nun schließe ich so: können die Mädchen Dichter machen, so müssen sie auch unsere faselnden Stutzerchen zu gesetzten Leuten machen können.

Ich bin bis an das Ragnaröckur, und noch länger

Ihr
deutscher, aufrichtiger Freund,
Lucius.

d. 8ten Sept. 1771



Der
D e u t s c h e.
Ein und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 12ten October 1771.

Im ersten Stücke dieser Schrift, versprach ich, unter andern Sachen auch kurze Auszüge aus der Geschichte unseres Vaterlandes. Ich gestehe, daß ich aus verschiedenen Ursachen, Bedenken trug, diesem Versprechen nachzukommen; und ich würde mein Wort zurück nehmen, wenn sich nicht unter meinen Lesern einige — fast möchte ich sagen: etwas ungestüme Ansoderer fänden. Man will schlechterdings einige Brocken aus der Deutschen Geschichte; und ich, als ein sehr billiger Schriftsteller, der dem Geschmack seiner Leser, wenn derselbe ihren Nutzen nicht gerade entgegen läuft, gern so viel ihm möglich ist, nachgiebt, glaube verbunden zu seyn, auch in diesem Stücke, obwol einiger massen wider meinen Willen, nachzugeben.

Ich mache demnach heute den Anfang, Auszüge aus unserer Geschichte zu liefern. Al-

lein, da man mich so genau bey meinem Worte hält, werde ich mich ebenfalls an dasselbe binden, und so kurz als möglich seyn.

Bis auf die Zeiten des Marius läßt sich von unsern Vorfahren weiter nichts sagen, als daß sie gewesen sind. Von diesen Zeiten an ist unsere Geschichte verschiedene Jahrhunderte hindurch, in die römische verwebt, und die ersten Nachrichten von Thuiskon's Volke müssen wir aus den römischen Zeitbüchern nehmen, in welchen nicht vielmehr aufbehalten ist, als was von der Geschichte Roms nicht füglich zu trennen war.

In dem sechshundert und vierzigsten Jahre nach Roms Erbauung, lernten die Römer, welche dazumal schon verschiedene Gallische Provinzen unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten, auch Deutschland kennen; aber sehr auf ihre Kosten, und mit Gefahr des Unterganges ihrer ganzen Republik. Denn in diesem Jahre nahm der berufene Cimbrische Krieg seinen Anfang, und zwar folgender Gestalt:

Die Cimbern, ein abgehärtetes, kühnes, kriegerisches Volk, welches das heutige Jütland und Schleswig bewohnte, verließen ihr Vaterland, (aus welcher Ursache, weiß Plutarch eben so wenig als ich) verbanden sich mit den Teutonen, welche die im Sinus Eodanus liegenden Dänischen Inseln, und wie einige wollen, die Gegend von Lübek bewohnten, durch-

zogen

zogen Germanien, und fielen endlich im obgedachten Jahre in Illyrien ein. Plutarch berichtet uns, (*) die vereinigte Armee sey dreimalhundert tausend Mann, lauter streitbare und gerüstete Krieger, stark gewesen, und von einer ungleich stärkern Anzahl von Weibern und Kindern begleitet worden. Der römische Consul Papirius Barbo stellte sich ihnen mit einem Heere entgegen, ward aber auf's Haupt geschlagen. Ueberhaupt mußte, wohin sie bisher gekommen waren, alles ihrem Ungestüm und rauhen Kühnheit weichen.

Nach diesem herrlichen Siege schwärmten die Deutschen, an statt auf Rom loszugehen, vier ganzer Jahr lang herum, beunruhigten Belgium, Gallien und selbst Hispanien, zogen verschiedene Nationen, vorzüglich die Tiguriner und Ambronnen, beydes schweizerische Völker, an sich, und, nachdem sie allenthalben traurige Fußtapfen zurückgelassen, und vergebens von den Römern eine Gegend, in der sie sich niederlassen könnten, gefordert hatten, beschlossen sie endlich, sich auf den Trümmern Roms einen Wohnsitz anzulegen.

Sie griffen den Consul Silanus an, schlugen ihn, und erschlugen einen vollkommenen

W 2

Sieg,

(*) Im Leben des Marius. Das Gerücht, daß er hinzu, habe zuverlässig ihre Zahl eher verringert, als vergrößert.

Eieg. Nicht lange darauf erlitt ein neuer römischer Feldherr, Lucius Cassius, eine noch größere Niederlage, wobei er selbst mit dem größten Theile seines Heeres erschlagen, und alles gefangen wurde, was nicht auf dem Wahlplatze den Tod fand.

Skaurus war der vierte Feldherr, den die Römer den siegreichen Deutschen entgegen stellten. Sein Heer wurde geschlagen, und er selbst fiel in die Hände der Deutschen. Er beging die Unvorsichtigkeit, sich etwas römischer zu betragen, als seine Ueberwinder für wohlständig hielten, und versicherte die Deutschen, daß die Römer unüberwindlich wären. Dieser Trost erbitterte die Deutschen Fürsten, und einer von ihnen, Namens Vol, stieß ihn auf der Stelle nieder.

Die Römer, welche ihres Unterganges gewiß waren, so bald das Heer der Deutschen über die Alpen kommen würde, stellte ihnen zwei Armeen unter dem Consul Cajus Manlius, und dem Prokonsul Servilius Capio, entgegen. Nachdem sich diese beiden Heere vereinigt hatten, kam es mit den Deutschen abermals zu einem Treffen, in welchem die Römer achtzigtausend Mann einbüßeten.

Dieser Krieg hatte nun acht Jahre gedauert, als die Römer dem berühmten Marius, welcher damals eben den Krieg wider Jugurtha geendiget hatte, die Feldherrnstelle wider
die

die Deutschen, und zugleich die ganze Wohlfahrt der römischen Republik anvertrauten. Plutarch schreibt es dem Glücke dieses großen Mannes zu, daß die Deutschen sich noch immer dießseits der Alpen aufhielten, und, an statt in Italien einzudringen, sich gegen Hispanien wendeten. Durch diese Saumseligkeit gewann er Muße, sein Heer in den Waffen zu üben, und den ganz erloschenen Muth desselben wieder zu beleben.

Endlich beschloffen die Deutschen im Ernst, ihren Schwärmen ein Ende zu machen, und Italien umzustürzen. Sie theilten sich demnach, und es zogen die Cimbri und Tiguriner durch Norikum wider den Catulus, um sich mit Gewalt einen Weg über die Alpen zu bahnen. Die Teutonen hergegen, nebst den Ambronen rückten durch Ligurien wider den Marius an. Sie versuchten vergebens, diesen erfahrenen General zu einem Treffen zu bringen, daher griffen sie ihn in seinem Lager an. Marius hatte aber Zeit genug gehabt, dasselbe zu besetzen, dann die Deutschen hatten nach des Manlius und Cäpio Niederlage, zwei Jahre mit ihrem unnützen Zuge wider Spanien verhandelt. Da sie sahen, daß die Römer zu keiner Schlacht zu bringen waren, beschloffen sie über die Alpen zu gehen. Sie marschirten demnach vor dem Lager des Marius vorüber, und zwar so nahe, daß sie den Römern zuriefen, sie würden

nächstens in Rom seyn; man möchte ihnen nur auftragen, was sie den Römerinnen im Namen ihrer unter dem Marius dienenden Männer sagen sollten? 1

Sie brachten sechs volle Tage zu, ehe sie das Lager im Rücken hatten. Aus diesem Umstande kann man auf ihre ungeheure Anzahl schließen. Marius ließ sie ruhig ziehen; so bald sie aber sein Lager vorbey waren, hob er es auf, folgte ihnen auf dem Fuße nach, und als er sie nicht weit von den Alpen, bey Aquæ fertiâ erreichte, kam es erstlich mit den Ambrosen zu einem Treffen, welche völlig geschlagen wurden, ohngeachtet ihre Weiber mit Beilen und Schwerdtern bewaffnet, die Fliehenden aufhielten, und die Römer muthig angriffen.

Am folgenden Tage schlug er die Teutonen, nebst dem, was sich von den Ambronem gerettet hatte, und nahm ihren König Teutobach gefangen. Plutarch setzt die Anzahl der in diesem letzten Treffen erschlagenen und gefangenen Deutschen, auf hundert tausend, andere auf zwey hundert und fünfzig tausend Mann. Wenigstens sollen die Massilienser, in deren Gebiet diese Schlacht vorfiel, ihre Weinberge mit den Gebeinen der gebliebenen Teutonen umzäunet haben.

Wir wollen uns zu den Cimbern wenden, welche, wie wir gesagt haben, gegen den Catulus anrückten. Dieser General getraute
etc

ete sich nicht, die Deutschen aufzuhalten, deswegen zog er sich über die Alpen, bis an die Etsch zurück, über die er eine Brücke schlug, und an beyden Enden derselben Schanzen anlegte. Die Deutschen fanden Mittel, vermöge schwerer Flöße, welche sie die Etsch herunter treiben ließen, die Brücke zu zernichten, griffen die Werke diesseits des Flusses an, eroberten sie und nahmen die römische Besatzung gefangen, ließen sie aber (ich kann unmöglich diesen schönen Beweis der Deutschen Großmuth verschweigen) auf ihr Ehrenwort wieder frey, und rühmten ihre Tapferkeit. Da sich also Catulus noch weiter zurück zog, breiteten sich die Cimbern in der Provinz aus, und verheerten sie zum Zeitvertreibe, indem sie auf ihre Bundesgenossen die Teutonen, von deren Niederlage sie nichts wußten, mit Ungeduld warteten. Endlich, damit ichs kurz mache, vereinigte sich Marius mit dem Catulus. Die Römer waren nur 52000 Mann stark; das bloße Fußvolk der Cimbern herangezogen, nahm, da es in einem viereckigten Haufen aufmarschirte, einen Platz von dreyßig Stadien lang und breit ein. Dessen ungeachtet erfochten die Römer den vollkommensten Sieg, der sich erst mit der gänzlichen Niederlage der Cimbern endigte. Sechzig tausend geriethen in die Gefangenschaft. Wer genauere Umstände von diesem entseßlichen Treffen, und vom Untergang der

Deutschen Weiber zu wissen begierig ist, den verweise ich auf den Florus, und sonderlich auf das Leben des Marius beym Plutarch. Die Tiguriner standen sich am besten bey der ganzen Sache, weil sie nicht mit den Cimbem über die Alpen gegangen, sondern um ihnen den Rücken zu decken, dießseits geblieben waren. Auf diese Art endigte sich der für Rom anfänglich so gefährliche Krieg im 652sten Jahre nach Erbauung der Stadt.

Die nächstfolgenden vierzig Jahre hindurch wissen wir von unserm Vaterlande, aus Mangel der einheimischen Urkunden, nichts.

Im 695ten Jahre verließen die Helvetier, an der Zahl drey mal hundert und acht- und sechzig tausend Seelen, ihr Vaterland, welches ihnen zu enge wurde, auf Anstiften des Orgetorich. Sie wollten sich einen bessern Sitz aussuchen, und verbrannten daher ihre zwölf Städte und vier hundert Dörfer, damit um so viel weniger jemand von ihnen Lust bekommen mögte, zurück zu kehren. Aber Cäsar, welcher damals das Commando in Gallien hatte, schlug sie drey mal, und nöthigte den Rest, der ungefehr in hundert tausend Köpfen bestand, in das verlassene Helvetien, welches nunmehr gewiß geräumig genug für sie war, zurück zu kehren, und dasselbe von neuen anzubauen.

Im folgenden Jahre entstand der Krieg
zwei-

zwischen Cäsar und Ariovist. Die Avernier und Sequaner, zwey gallische Völker, stritten mit den Aeduarn, nicht eigentlich um die Oberherrschaft in Gallien, sondern vielmehr um die Oberhand. Nach einem langen, und an blutigen Schlachten sehr fruchtbaren Kriege wurden die Sequaner und Avernier sehr in die Enge getrieben. Sie wendeten sich demnach an Ariovist der außer den Markmännern, verschiedene andere deutsche Völker beherrschte, und von den Römern, man weiß nicht, wann, noch weswegen? für einen König und Bundesgenossen erkannt war. In diesen wendeten sich die Sequaner mit großen Versprechungen, wenn er ihnen wider die Aeduarn herrschen wollte. Der deutsche König ergriff diese Gelegenheit mit beyden Händen, und gieng im Jahre Roms 681 mit funfzehntausend Mann über den Rhein, denen nach und nach über hunderttausend Markmänner, Ercven, Vangionen, und Sedusier, nebst vielen von andern Völkern, die entweder Ariovist's Unterthanen, oder Schutz, und Bundesgenossen waren, nach folgten.

Die Deutschen brachten zwar die Aeduarn nach verschiedenen blutigen Treffen völlig unter das Joch der Sequaner, und zwangen sie diesen letzten Geiseln zu geben und ewige Unterwürfigkeit zu schwören; hergegen aber blieb Ariovist im Gebiete der Sequaner stehen.

breitete sich immer weiter aus, und war es also, über der beyde Völker herrschte. Die Gallier mußten, so wenig als die Frösche in der Fabel, wie sie diesen harten Herrn loswerden sollten. Endlich hielten ihre Vornehmsten eine heimliche Zusammenkunft, nach welcher sie im Jahr 696 einige Abgeordnete an den Cäsar der eben damals die Helvetier zur Vernunft gebracht hatte, sendeten, und Hülfe suchten.

Cäsar ließ durch eine Gesandtschaft den König Ariovist sehr höflich bitten, Zeit und Ort zu einer für beyde sehr wichtigen Unterredung zu bestimmen. Dieser antwortete: „Wollt' ich Cäsarn sehen, so würd' ich zu ihm kommen.“ „Hat Cäsar etwas von mir zu suchen, so wird er zu mir kommen müssen.“ Er setzte hinzu: er könne ohne seine Armee in keine römisch-gallische Provinz gehen. Diese zusammen zu ziehen, wäre beschwerlich. Ausserdem begriff er nicht eigentlich, was Cäsar in Gallien, welches, nach dem Rechte der Waffen den Deutschen gehöre, zu schaffen hätte.

Durch eine zweyte Gesandtschaft erklärte sich Cäsar, daß er die Meduar und übrigen Bundesgenossen der Römer, im Namen der römischen Republik, in seinen Schutz nähme. Ariovist antwortete: Er wünschte, daß den Meduarn der Name Brüder und Allirte der Römer recht wohl bekommen mögte. Cäsar mögte übrigens versuchen, wie sich gegen ein
Heer

Heer söchte, welches seit vierzehn Jahren im Felde stände.

Um eben diese Zeit erhielt Julius Cäsar, auch die Nachricht, daß die Haruden, eines von denen Völkern, so unter Ariovist's Anführung standen, schon in das Gebiete der Aeduar eingefallen wären, und sehr übel wirthschafte-ten; imgleichen daß ein mächtiges Erevisches Heer am Rheine, und in Bereitschaft stände, in Gallien einzudringen. Er hielt also nicht für rathsam, dem Ariovist Zeit zu lassen, diese letztern an sich zu ziehen, sondern setzte sich in Verfassung, den deutschen König anzugreifen, und führte sein Heer deswegen in großer Eyl nach Bisanz, gegen welchen Ort auch Ariovist im Anzuge war. Dieser wunderte sich, daß die Römer es wagen wollten, mit ihm anzubinden, und bot nun von seiner Seite dem Cäsar eine Unterredung an, welcher ihm dieselbe gern zugestand. Ein jeder führte seine Gründe an, und die Liebhaber von dergleichen Unterredungen können, was diese beyden Heerführer gesagt haben, und was sie nicht gesagt haben, im ersten Commentar des Cäsars vom gallischen Kriege nachlesen.

Während dieses Gespräches berichtete man den Cäsar, daß die deutsche Reuteren einen Angriff auf die Römer thäte; deswegen brach er die Unterredung ab. Ariovist wünschte sie am folgenden Tage zu erneuern, aber
Cäsar

Cäſar hatte keine Luſt, ſondern begnügte ſich den **Markus Valerius Procellus** an ſeiner Stelle zu ſenden. Dies nahm **Urvioſi** übel auf, und ließ den **Valerius** als einen Spion gefangen nehmen, näherte ſich auch noch an dieſem und dem folgenden Tag den Römern bis auf zweytauſend Schritt, hielt ſich aber in ſeinem Lager ganz ſtille, aus Gründen, die man im ſechſten Stücke dieſer Schrift auf der 87ſten Seite leſen kann, ohngeachtet Cäſar fünf Tage hinter einander alles that, ihn zu einem Treffen zu bringen. Als Cäſar endlich die Urſache dieſes Betragens erfuhr, zwang er die Deutſchen zu einer Schlacht. Dieſe fiel nach einem blutigen Gefecht, zum Nachtheil **Urvioſi's** aus, welcher ſeine beyden Gemalinnen und eine Tochter im Treffen verlor. Seine zwote Tochter gerieth in die Gefangenſchaft, und **Urvioſi** ſelbſt entkam nur mühsam, mit einem kleinen Reſte ſeines Heeres über den Rhein; alles übrige ward von den Römern niedergehauen oder gefangen.

Dieſe Schlacht fällt in das Jahr Roms 697. Das übrige dieſes und des folgenden Jahres brachte Cäſar zu, die Belgier zu demüthigen, welche ein Heer von hundert fünf- und ſiebenzigtauſend Mann zuſammen gebracht hatten. Da aber **Belgium**, obwohl ſeine Bewohner ihrem Urfprunge nach, ein deutſches Volk waren, nicht zu Deutschland gehöret, ſo
über-

übergehe ich diesen Krieg mit Stillschweigen, sowol als die Unruhen, welche zu Ende des 698ten Jahres in Gallien entstanden, und an welchen verschiedene deutsche Völker Theil nahmen, die aber, weil Cäsar sie verhinderte über den Rhein zu gehen, nicht viel ausrichteten.

Im Jahr 699 bekam Cäsar wieder mit den Deutschen zu thun. Die Usipeten und Tenktern, zwei deutsche Völker, waren von den mächtigen Suevoen aus ihren Ländern, die sie bisher besessen hatten, vertrieben. Sie schwärmten etliche Jahre lang herum, überfielen endlich die Menapier, ein deutsches Volk, so am Ausflusse des Rheines wohnte, und zwangen dieselben wiederum, ihr Vaterland zu verlassen, und sich jenseits des Rheins zu setzen. Nun wären sie gleichfalls gern über den Rhein gegangen, aber theils fehlte es ihnen an Schiffen, theils wurden sie von den Menapiern daran verhindert. Endlich aber lockten sie dieselben mit List wieder herüber, erschlugen ihrer eine große Menge, bemächtigten sich ihrer Schiffe, ließen die übrigen Menapier in ihrem ehemaligen Lande, und setzten über den Fluß. Sie drangen in Gallien vor, bis an das Land der Kondrusier und Eburonen, und als ihnen Cäsar entgegen kam, bezeugten sie, daß sie keinen Krieg mit den Römern, sondern nur eine Gegend zu ihrer Wohnung verlangten, indem sie aus ihren Sitzen vertrieben wären.

wären. Wollten aber die Römer Krieg mit ihnen führen: so würden sie sich einen Wohnsitz erkämpfen, indem ihnen, ausser den Sueven, wider die selbst die unsterblichen Götter nichts ausrichten könnten, bisher noch jedes Volk habe weichen müssen.

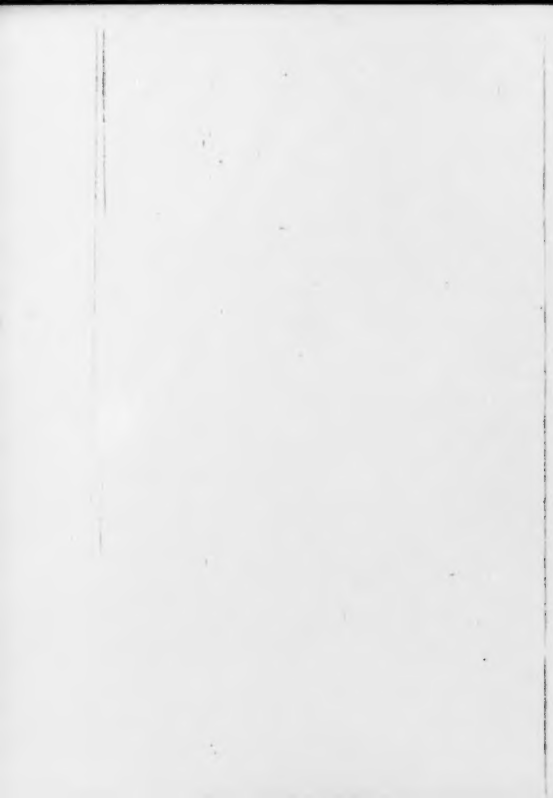
Cäsar schlug ihnen ihr Verlangen sich in Gallien niederzulassen, ab; bot ihnen aber einen Aufenthalt an den Ubischen Gränzen an. Die Deutschen Gesandten baten sich für ihre Nationen drey Tage Bedenkzeit aus, verlangten aber, die Römer sollten indessen nicht weiter vorrücken. Auch dieses schlug Cäsar ab, weil er vermuthete, daß die Deutschen nur die Zurückkunft ihrer über die Maasß detaschirten Reuterey erwarteten, und zog immer mit seinem Heere fort. Die Deutschen lieffen ihm also durch eine zweite Gesandtschaft entbieten: sie wären entschlossen, sich bey den Ubiern niederzulassen, auch zu dem Ende mit denselben in Unterhandlung zu treten, wozu er ihnen drey Tage bewilligen, und zu dem Ende mit seinem Heere stille stehn mögte. Dieses gieng Cäsar ein, mit dem Bedeuten, daß er nur noch etliche Stadien, um nicht Mangel an Wasser zu leiden, vorrücken wollte. Deswegen ließ er auch soaleich seiner Reuterey, die voraus marschiret war, den Befehl ertheilen, sich gegen die Deutschen nur bloß vertheidigend zu betragen.

Allein

Allein so bald die römische Reuterey den Deutschen ins Gesicht kam, griffen diese ungefähr mit achthundert Pferden die Römer an, welche sich auf fünftausend Mann beliefen, und brachten sie in Unordnung. Diese Nationen waren, gleich den Suevicern, gewohnt zu Pferde und zu Fuß zu fechten, und hatten ihre Pferde abgerichtet, daß sie nicht von der Stelle gingen, so bald der Reuter abgeessen war. Sie sprangen also plötzlich herunter, fielen die Römer mit Ungestüm an, stachen einem Theile derselben die Pferde nieder, schwunnen sich wieder auf die übrigen, schlugen den Rest der römischen Kavallerie in die Flucht und hieben ihnen nach bis fast an das Heer des Cäsars. Die Römer wollten in dieser Niederlage nur etliche und siebenzig Mann verlohren haben. Das glaube ihnen, wer Lust hat. Mir dünkt, wenn fünftausend vor achthundert laufen, so müssen sie wohl etwas größere Ursache haben, als einen Verlust von siebenzia Köpfen.

Ich weiß, daß man aus diesem Vorfalle den abgedroschenen Einwurf wider die Treue und Redlichkeit der Deutschen Nation wo nicht ganz beweisen, doch wenigstens bestärken will. Indessen wollen wir im folgenden Stücke sehen, ob sich nicht etwas zur völligen Rettung der Deutschen Ehre sagen läßt.





Der
D e u t s c h e
Zwey und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 19ten October 1771.

Im vorhergehenden Bogen zeigten wir an, daß der Beweis von der Treulosigkeit der Deutschen, in so fern er von dem Vorfall zwischen den usipetischen und römischen Reutern hergenommen wird, auf einem sehr schwachen Grunde stehe. Wir haben in dieser Sache einen guten Gewährsmann an dem Geschichtschreiber des Cäsar, den ehrlichen Plutarch, der, nicht minder für seine Glaubwürdigkeit besorgt, als wir es für die unsrige sind, sich auf den Kanusius stützt. Weil es aber um die Ordnung eine hübsche Sache ist: so finden wir für gut und nothwendig, ehe wir anführen, was uns Plutarch vom Kato erzählt, noch einen Schritt in der Geschichte selbst vorwärts zu gehen, ohne welchen man nicht gar zu wol verstehen würde, was Kato eigentlich sagen wollen.

Nach der kleinen Schlägeren, mit deren Erzählung ich das letzte Stück beschloß, war Cäsar voll Wuth, und die Deutschen Generale voll Unwillen. Diese letztern waren über den Vorfall, welchen ohne Zweifel die Unwissenheit ihrer Reuter veranlasset hatte, so unzufrieden, daß sie sich persönlich in das römische Lager versügten, sich zu entschuldigen; wobey sie bezeugten, es sey noch inner ihr ernstlicher Wunsch sich bey den Ubiern, diesseits des Rheines niederzulassen.

Wir will allerdings bedünken, mein sehr geehrter Herr Professor, daß dieses Betragen der Deutschen vollkommen von dem Bewußtseyn einer gerechten Sache, und von der größten Redlichkeit zeuge. Die Usipeten und Tenctern brauchten sich ja vor den Römern, denen sie an der Zahl bis zum Unglaublichen überlegen waren, wohl nicht sonderlich zu fürchten, um so weniger, da sie eben erfahren hatten, daß sich fünf tausend derselben, von acht hundert Deutschen in die Flucht schlagen ließen.

„Aber, Cäsar sagt in seinem vierten Commentar, mit dürren Worten, daß die deutschen Fürsten **blos** aus Betrug, und um ihn mit glatten Worten aufzuhalten, bis sie erst ihre ganze Reuterer wieder an sich gezogen hätten, in sein Lager gekommen wären?“

Aber, mein Herr, man muß ein verzweifelt dürrer Gehirn haben, um nicht begreifen zu können,

können, daß Cäsar sein eigener Advokat ist, der freylich Etwas zu seiner Entschuldigung sagen muß. — Denn, um jeden meiner Leser die Sache in ihr Licht zu setzen, dienet hiermit zur Nachricht, daß Cäsar die deutschen Herren, so bald sie in sein Lager gekommen waren, unter dem Vorwande, als suchten sie ihn zu hintergehen, gefangen nehmen lassen, und schnell gegen die Deutschen angerückt sey. Diese vermutheten nichts weniger, als einen Angriff von Seiten der Römer, weil sie wußten, daß ihre Häupter mit den friedfertigsten Gesinnungen und mit edlem Zutrauen sich in Cäsars Lager begeben; daher wußten sie nicht, ob sie die Hände in den Schooß legen, oder fechten, oder davon laufen sollten. Inmitten drangen die Römer immer auf die bestürzten Deutschen ein, welche, nach der zärtlichen Liebe so dieses Volk ehemals gegen seine Gattinnen hatte, den Weibern und Kindern zu fliehen befahlen, in der Hoffnung, den Feind so lange aufzuhalten, bis diese den Rhein würden erreicht haben. Zu dem Ende vertheidigten sie sich hinter ihren Wagen und Karren so gut sie konnten, aber ihre Tapferkeit war fruchtlos, weil sie keine Anführer hatten. Da sie nun um vollkommen unglücklich zu seyn, die Nachricht erhielten, daß Cäsars Reuterey den fliehenden Weibern und Kindern nachgesetzt, und diese Wehrlosen mit vieler Tapferkeit nieder gemessen — ein Umstand,

der Cäsars Ruhm sehr verdunkelt — so nahmen sie in der größten Verwirrung und Betäubung die Flucht. Die Römer verfolgten und trieben sie Heerdenweise in den Rhein. Plutarch setzt die Anzahl der erschlagenen Deutschen auf viermal hundert tausend Mann; Cäsar macht sie noch größer. Die wenigen, so sich über den Rhein retteten, nahmen sowol als die Deutsche Reuterey, (welche, wie im vorigen Stücke gesagt ist, über die Maas gegangen, und also bey diesem Blutbade nicht zugegen war) ihre Zuflucht zu den Sikambem, einer Deutschen Nation.

Man beschloß zu Rom, wegen dieses Sieges ein Dankfest zu feyern. Als aber deswegen im Senat die Stimmen gesammelt wurden, vermogte sich Kato nicht zu halten, sondern rief mit glühenden Unwillen: „Cäsarn müßet ihr den Deutschen ausliefern, und im Namen der Stadt wegen der verletzten Treue und entweihten Bündnisse Versöhnopfer anstellen, damit die Flüche allein auf das sträfliche Haupt des Schuldigen fallen möchten!“

Dieser Umstand, den Plutarch der Erzählung des Cäsars entgegen stellet, beweiset deutlich, wen selbst die Rechtschaffenen unter den Römern für treulos gehalten, ihren Feldherren, oder die Deutschen? Hier muß Kato's im vol-
len Senat gegebene Stimme mehr gelten, als
die

die Schminke, die Cäsar seinem Betragen ankleistert.

Nachdem nun Cäsar auf erzählte Art durch sein unredliches Betragen, und durch Abschlagung eines flüchtigen Haufens deutscher Weiber und Kinder einen unrühmlichen Sieg über die Männer erlanget hatte, gab er denen bisher gefangenen Lentischen und Ulpetischen Fürsten die Freiheit wieder. Diese blieben aber bey dem römischen Heere, weil sie (wenn anders Cäsar die wahre Ursach angiebt) sich nicht getraueten, durch Gallien zu reisen.

Der ruhmstüchtige Cäsar wollte gern die Ehre haben, der Erste zu seyn, der die römischen Adler über den Rhein führte, nur hatte es ihm bisher an einem tüchtigen Vorwande gefehlet. Jetzt glaubte er, ihn gefunden zu haben. Er sandte eine Botschaft an die Sikanern, und verlangte, sie sollten ihm die zu ihnen geflüchteten Lenten und Ulpeten ausliefern. Diese antworteten ihm aber auf gut Deutsch: wofern ja die Römer in Gallien etwas zu sagen hätten, so hätten sie doch diesseits des Rheins nichts zu befehlen. Demnach beschloß Cäsar, die Sikanern zu bekriegen, als er noch dazu von den Ubiern, dem einzigen Deutschen Volke, so dazumal mit den Römern im Bunde stand, um Hülfe wider die Sueven gebeten wurde. Er schlug also in zehn Tagen eine Brücke über den Rhein, und führte sein Heer nach Deutschland.

land, hatte aber nicht den Muth die Deutschen anzugreifen, welche ihre Bauen verlassen, sich in ihre Wälder gezogen hatten, und dort die Römer ganz gelassen erwarteten. Um aber doch die achtzehn Tage lang, die er in Deutschland zubrachte, keine Langeweile zu haben, führte er Krieg mit den verlassenen Wohnungen der Saksamben, welche er verheerte. Als er endlich des Sengens und Brennens müde war, gieng er wieder über den Rhein zurück, und ließ die Brücke, welche an einem Orte, wo der Strom sehr breit und reißend ist, mit unsäglichem Aufwande gebauet war, wieder vernichten.

Nach diesen herrlichen Thaten segelte er nach Britannien. Man kann in seinem fünften Kommentar eine Erzählung der Heldenthaten, die er dort verrichtet haben will, nachlesen, wenn man ein Liebhaber von Romanen ist. Unser Geschmack, wir gestehen es, ist dieses nicht. Wir haben den Lukan gelesen; dieser bedeutet uns, daß Cäsar von den Britanniern Schläge geholet; und aus dem Agriкола unsers Freundes, des ehrlichen Tacitus ist uns erinnerlich, daß Cäsar, an statt Britannien bezwungen zu haben, es den Römern nur gezeigt habe. — Doch, wir wollen keinen Biographen dieses Mannes abgeben; daher ist's uns gleichgültig, was er bey den Britanniern gethan oder nicht gethan hat. Genug für uns, er kam nach Gallien zurück, und sah

sah sich durch den Mangel an Lebensmitteln gezwungen, seine Armee in verschiedene Gallische Provinzen zu vertheilen. Diese Schwächung seiner Macht sahen die Gallier als eine bequeme Gelegenheit an, sich dem römischen Joch zu entziehen. Sie suchten die Deutschen mit in das Spiel zu bringen, unter welchen sich auch die Ratten geneigt finden ließen, den Galliern, und namentlich den Trevirern Beistand zu leisten. Sie waren aber kaum im Jahre Roms 701 über den Rhein gegangen, als sie erfuhren, daß die Trevirer schon geschlagen, und delluruben bereits mehrertheils gedämpft wären; sie kehrten also ruhig wieder zurück.

Indessen nahm Cäsar hieraus Gelegenheit, zum zweiten male über den Rhein zu gehen. Als dieses die Ratten vernahmen, zogen sie sich in den Batenischen Wald zurück, in der Absicht, die Römer hinter sich her zu locken. Aber diese hatten nicht das Herz, ihnen zu folgen, sondern, wie Dio berichtet, bewog Cäsar die Furcht vor den Deutschen, den Rückweg nach Gallien zu nehmen, woselbst er die Trevirer und Eburonen vollends zum Gehorsam brachte, und den Nachbarn dieser letztern erlaubte, das ganze Eburonische Gebiet zu plündern und zu verheeren. Hiervon breitete sich das Gerücht auch diesseits des Rheines aus, und die Sikamben ließen sich gelüsten, in Gallien

einzufallen, um gleichfalls ihr Theil von der Eburonischen Beute zu erlangen. Sie waren auch so glücklich, viel Vieh wegzutreiben, und eine nicht geringe Anzahl der fliehenden Eburonen in ihre Gewalt zu bekommen. Von diesen ließen sie sich verleiten, *Novatuka*, eine nahegelegene Stadt im Gebiete der Eburonen, in welcher *Quintus Cicero* mit einer Legion, und einiger Reuteren stand, zu überfallen. Nach einem fruchtlosen Sturm ließen sie von diesem Vorsatz ab, und kehrten mit ihrer Beute nach Deutschland zurück.

Man findet nicht, daß Cäsar nach der Zeit noch etwas wider die Deutschen unternommen hätte; wohl aber, daß er sich in allen seinen nachherigen Kriegen der Deutschen Hülfsvölker bedienet. Nach dem Tode dieses berühmten Mannes wurden die Römer durch ihre innerlichen Unruhen verhindert, an die Ausbreitung ihrer Herrschaft in Deutschland zu denken. Zwar gieng *Agrippa*, welcher zu der Zeit in Gallien stand, etwa zehn oder zwölf Jahre nach Cäsars Tode über den Rhein; was er aber daselbst ausgerichtet, läßt sich nicht gar zu eigentlich sagen. Einige behaupten, es wären damals die *Ubier* von den *Sveven* aus ihren Grenzen vertrieben, und gezwungen worden, jenseits des Rheins eine Wohnung zu suchen; auch soll um diese Zeit *Köln* am Rhein erbauet seyn.

Olta

Oktavius rief den Ariippa aus Gallien zurück, und fieng mit den Pannoniern und Dalmatiern einen Krieg an, in welchem die Deutschen ebenfalls solien verwickelt gewesen seyn.

Im Jahr 725 nach Roms Erbauung fielen die Sueven abermals in Gallien ein, wozu ihnen ein Aufstand verschiedener gallischen Völker Gelegenheit gab. Oktavius stellte ihnen den Kajus Karinas entgegen, welcher die Gallier demüthigte, und die Deutschen glücklich zurück trieb. Wegen dieses Sieges triumphirten Karinas und Oktavius drey Tage nacheinander.

Es ist wahrscheinlich, daß die Römer damals schon einen festen Fuß in Deutschland müssen gehabt haben, theils, weil sie sich häufig der Deutschen Hülfsvölker bedienten; theils, weil Oktavius, der ungefähr um diese Zeit den Namen August annahm, eine starke Leibwache von Deutschen und Batavern hatte, welche doppelten Sold bekamen.

Im Jahr 729 wurden etliche römische Kaufleute von den Deutschen erschlagen, vermuthlich waren sie unter eine solche deutsche Völkerschaft, die keine Handlung duldet, gerathen. Um sich deswegen zu rächen, sandte August ein mächtiges Heer unter den Befehlen des Vinicius nach Deutschland, welches dasselbst glücklich gewesen seyn soll; wenigstens

ward dem August die Ehre des Triumphs zuerkannt, welche er aber ablehnete.

Nach diesem entstand der langwierige sogenannte Sifambrische Krieg, welcher an die achtzehn Jahre gedauert hat. Melo, Herzog der Sifambren und seine alten Bundesgenossen, die Lenctern und Ufipeten verbanden sich mit einigen andern deutschen Völkern, befreieten erst ihre Nachbarn, und giengen endlich über den Rhein und beunruhigten Gallien. Agrippa und Markus Lollius wurden ihnen entgegen gestellet, welche den Deutschen auch den Rückweg zeigten. Agrippa gieng darauf nach Hispanien; Lollius blieb in Gallien, und legte den Deutschen sehr schwere Schatzungen auf. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieses gar nicht nach dem Geschmacke der Deutschen müsse gewesen seyn; auch fanden die Sifambren für gut, die römischen Officier welche den Tribut einforderten, und deren Anzahl sich über zwanzig belief, samt und sonders aufzuhängen, von neuen über den Rhein zu setzen und in Gallien ein bißchen übel zu wirtschaften. Sie wurden bald von mehreren deutschen Nationen verstärkt, und begegneten dem Lollius welcher wider sie anrückte, mit solcher Tapferkeit, daß erst seine voraus gegangene Reuterei, und dann sein ganzes Heer völlig geschlagen ward, woben eine Legion ganz aufgerieben, und ein Adler verlohren wurde.

August

August begab sich in Person nach Gallien
 als er diese Niederlage vernommen hatte; er
 kam aber ein wenig zu spät, denn die Deut-
 schen waren schon zurück über den Rhein ge-
 gangen. Die Römer versichern übrigens,
 daß die Eifambern beim August um Friede
 gebeten, und zu dem Ende Geiseln hätten ge-
 ben müssen, allein dieser Umstand ist nicht sehr
 wahrscheinlich. So viel ist aber gewiß, daß
 August bis ins dritte Jahr in Gallien geblie-
 ben, woselbst er verschiedene Festungen anlegte,
 um die Eroberungen der Römer vor den Deut-
 schen zu sichern; und in dieser Absicht ließ er
 auch etliche Legionen daselbst. Um aber die
 Gemüther der Deutschen an sich zu ziehen,
 erteilte er einigen Städten das römische
 Bürgerrecht; und als er glaubte, sich von al-
 len Seiten recht gut vorsehen zu haben, ver-
 traute er seinem Stieffohne Klaudius Dru-
 sus die Verwaltung alles dessen, was die Rö-
 mer diesseits und jenseits des Rheins besaßen,
 und er selbst kehrte nach Rom zurück. So
 bald er sich aber entfernt hatte, weagerten sich
 schon die Gallier, den harten Tribut zu bezah-
 len, und die römisch-deutschen Völker machten
 es eben so. Einige Städte giengen so weit,
 daß sie den römischen Officiers, welche die Ab-
 gaben eintreiben sollten, die Thore vor der
 Nase zumachten.

Zwar

Zwar gelang es dem Drusus, die Gallier theils durch Gewalt, theils durch andere Wege zu beruhigen; hergegen die Deutschen widersezten sich ernstlich, und auffer den Siskamben und ihren Bundsgenossen, stellten sich verschiedene andere deutsche Völkerschaften ins Feld. Auch die Pannonier griffen wieder zu den Waffen. Diesen legtern stellte sich Tiborius entgegen; die Deutschen schlug Drusus zurück als sie über den Rhein gehen wollten, und gieng darauf selbst über diesen Fluß, verheerte die Länder der Ussipeten, Ratten und Tentherer, schlug die Markmänner, und soll auch die Friesen überwunden haben. So viel ist gewiß, daß diese ihm gleich darnach wider ihre Nachbarn, die Brukterer, nachdrücklichen Beystand leisteten. Er legte hierauf eine Festung auf der Grenze zwischen den Friesen und Brukterern an, und kehrte zurück.

So bald er entfernt war, rührten sich die Siskamben wieder, zu welchen sich, außer ihren alten Bundsgenossen, auch die Cherusker und Sueven gesellten. Drusus gieng also im Anfang des Jahrs 744 wieder nach Deutschland. Weil sich alle deutschen Völker in deren Ländern er drang, in ihre fürchterlichen Wälder zogen, war es ihm leicht, sich zu rühmen, er habe die Ussipeten, Tentheren und Chauzen überwunden. Er fiel in das Siskambische Gebiet, gerade als diese wider die Ratten, welche

es

es damals mit den Römern hielten, gezogen waren, um sie zu einem entgegen gesetzten Bündnisse zu zwingen. Da er also keinen Widerstand antraf, verheerte er alles bis an die Weser, über welchen Fluß er in das Land der Cherusker einzufallen willens war, allein der nahe Winter bewog ihn, zurückzugehen.

Wie nun die Saksen und ihre Allirte den Rückzug des Drusus erfuhren, ließen sie die Ratten in Ruhe, und marschirten wider die Römer. Sie nahmen ihre Waaffregeln so gut, daß sie den Drusus in einem eingeschränkten Thale einschlossen. Schwerlich würde auch von den Römern jemand entkommen seyn, wenn sich die Deutschen nicht des Sieges so gewiß gehalten, und mit eben so vieler Ordnung als Kühnheit gefochten hätten. So aber glaubten sie, nicht fehlen zu können, und hatten schon zum voraus einen Vertrag wegen der Beute unter sich errichtet, vermöge dessen den Saksen alle Gefangene, den Cheruskern die Pferde, und den Ewen die Armbänder, Halsketten, und überhaupt alles Gold und Silber zufallen sollte.

Bei dieser Gelegenheit kennt ich meine Leser an einen vorläufigen Theilungstractat aus der neueren Geschichte, der mit diesem hier, vorzüglich in Absicht des Erfolgs, viel ähnliches hat, erinnern; aber ich mußte mich
sehr

sehr irren, wenn nicht ein jeder von selbst, auch unermindert, daran denken sollte.

Die Sikanbern hatten, als es zum Gefechte kam, sowol als ihre Bundesgenossen, nichts im Kopfe, als die Beute, darüber wurden sie, obgleich mit grossem Verlust von römischer Seite, aufs Haupt geschlagen, und Drusus setzte seinen Zug ohne sonderliche Verhinderung gegen den Rhein fort, an welchem Flusse er eine Festung, und eine andere an der Lippe anlegte. Im folgenden Jahre soll er die Katten, welche sich nunmehr zu den Sikanbern geschlagen hatten, gedemüthiget haben. Er gieng im Jahr 745 abermals mit einem starken Heere nach Deutschland, und gerades weges auf die Weser zu. Ehe er diesen Fluß erreichen konnte, fielen aber verschiedene hitzige Treffen zwischen ihm, und den Ebern vor. Endlich arbeitete er sich bis an die Weser, über welche er seine Armee führte, und das Land der Cherusker bis an die Elbe mit Feuer und Schwerdt verwüstete. Ueber die Elbe selbst, an deren Ufer er ein Siegeszeichen errichtete, getraute er sich nicht zu setzen, weil, nach der Alten Sage, eine Erscheinung ihn gewarnet, und das Ziel seiner Siege und des Lebens verkündigt haben soll. Er starb in Deutschland als er im Rückzuge begriffen war, an einem Feinbruche. Man schreibt ihm die Erbauung verschiedener Städte

Städte, z. B. der Stadt Magdeburg, Bremen, Saltzwechel, u. a. m. zu, welches wir dahin gestellt seyn lassen.

Nach seinem Tode ward der Krieg in Deutschland dem Tiberius anvertrauet. Es schien aber nunmehr, als ob die Deutschen des Krieges müde wären; wenigstens sandten verschiedene Völker Botschaften an August, welcher damals in Gallien war, um einen dauerhaften Frieden zu schließen. Dieser schleppte die Gesandten von einer Stadt zur andern mit sich herum, und hielt sie lange Zeit unter allerley Vorwände auf, bis sie endlich müde wurden, sich länger gleichsam als Staatsgefangene halten zu lassen, und sich aus Unmuth, weil man ihnen nicht gestattete, wieder nach ihren Vaterlande zu gehen, selbst das Leben nahmen. Sobald die Deutschen den Tod ihrer Botschafter hörten, rüsteten sie sich, und thaten dem Tiberius vielen Abbruch, der aber dennoch zuletzt die Sikanern zwang, auf seinen Befehl aus ihrem Vaterlande zu entweichen, und sich jenseits des Rheines niederzulassen. Verschiedene Völkerschaften sollten sich zu einem Frieden mit ihm bequemet haben; andere aber, z. B. die Markmänner, die Marsen, und mehrere verließen lieber ihre Wohnsitze, und suchten bey andern Deutschen Völkern einen Aufenthalt, ehe sie einen Frieden

den schlossen, der sie den Römern zinsbar gemacht hätte.

Tiberius gieng hierauf nach Rhodus, weil er mit dem August zerfallen war, und hielt sich daselbst verschiedene Jahre auf. In Deutschland fielen unter der Zeit zwar einige Unruhen vor, die aber von keiner gar grossen Erheblichkeit müssen gewesen seyn, und von denen wir weiter nichts wissen, als daß **Vimicus** drey Jahre hinter einander die römischen Truppen angeführet; ferner, daß **Lucius Domitius Venobarbus** bis über die Elbe soll gekommen seyn, welches vor ihm noch kein römischer Feldherr gewaaget hatte; und daß die Deutschen allenthalben mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit gekochten. Sonst scheint bis nach Christi Geburt nichts sonderlich wichtiges in Deutschland vorgefallen zu seyn.

Die Fortsetzung folget künftig.



Der
D e u t s c h e.
Dren und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 26ten Octoher 1771.

— „**A**ber sagt mir, wenn ihrs wißet,
was mag das Ding zu bedeuten haben? „

Das weiß ich nicht! antwortete der eine.

Ich auch nicht! sagte der zweyte.

Ich eben so wenig! sagte der dritte, vierte
und fünfte. — Der Hecker mag es wissen!
rief der sechste; und, beym Lichte besehen, was
kummert es mich? —

„Dann, ihr Herren, seyd ihr alle mit ein-
ander gerade so klug als ich, setzte Emmerich.
Aber wissen möchte ichs doch, sagte er hinzu,
und besuchte die Tafel von allen Seiten. Das
Ding sieht doch so drollig — Warum war ich
aber auch so ein Narr, und ließ das Gespenst
weghuschen? — „

Je! Brüderchen, ich hätte es schon halten
wollen, sagte ein junger Edelmann; wenig-
stens wär ich hinter her gelaufen. — Wärsst
du? versetzte Emmerich; Thoro, das sag ich
dir,

dir, mit dem schnellsten seiner Blitze hätte es nicht erletet. Aber, ihr Herren, was zerbrechen wir uns den Kopf? dabei kommt der Magen zu kurz. Laßt den Becher herum gehen.

Die deutschen Herren tranken, fanden den Meth vortreflich, sangen dann und wann ein Liedchen — aber von Zeit zu Zeit dachten sie an die verzweifelte Tafel. Zwanzig mal gieng sie aus einer Hand in die andere; sie ward weggelegt; man trank — aber beständig kam man wieder auf die Tafel zurück.

Es ist eine seltsame Sache, lieber Leser, um die Neugier. Wir alle, so viel unser waren, sind und seyn werden, haben dieses posirliche Ding von der neugierigen Mutter Eva geerbet, und werden es erben. Man hat sich die Mühe gegeben, hin und wieder viel Böses von diesem allgemeinen Erbstücke zu sagen, und — eben so viel Gutes. Denn — ihr mögt mir es glauben, oder nicht — unter allen Dingen, die, wesentlich oder zufällig, zu dieser unser Welt gehören — selbst das lachende Ding, in welchem, wie ihr wißt, die Neugier vorzugsweise wohnet, nicht ausgeschlossen, giebt es kein einziges, von dem sich mehr Gutes und Böses zugleich sagen ließe, als die Neugier, ...

„Mein Herr, sie vergessen die Tafel!“

Lassen sie das gut seyn; ich weiß, wo ich
sie

sie hingelegt habe, und will sie schon wieder finden, wenn ich sie brauche.

. Denn unter allen hat kein einziges so viel Gutes und Böses gestiftet, als sie, ja nachdem sie am rechten Flecke sitzt und gegen das rechte Fleck gerichtet ist. Ohne Reugier, mein Frauenzimmerchen, müßte der Teufel selbst Mademoiselle zu ihnen sagen! — und das wäre recht hübsch. Aber ohne Reugier hätten sie in Ewigkeit keinen Mann bekommen! — Gott bewahre! — Indessen mache ihre Reugier, daß die Stirn ihres Mannes Hm! sie verstehen mich! — Ja, Madam, das taugt den Henker nicht! Die Reugier schaffet einem Buche Leser — das ist wenigstens für den Verleger gut. Aber durch sie wird es wieder vergessen — ob das gut oder nicht gut sey, darüber liesse sich disp

„Mein Herr Deutscher, wenn es ihnen doch gefällig seyn möchte, uns das Hissörchen von unserm Freund Emmerich vollends zu erzählen?“

Von Herzen gern, Mesdames! Es ist mir erfreulich, daß Freund Emmerich sie interessiert. Aber gestehen sie mir, diesmal möchten sie nur gern in die Tafel lachen.

Nun dann, ihr Töchter Evens! — und ihr Söhne Adams! — dann was diesen Punkt betrifft, bey meiner Tren, da habt ihr einander nichts vorzuwerfen — um euere

Neugier zu befriedigen, muß ich also wol meine Lob- und Schmachrede auf die Neugier bis zu einer andern Gelegenheit aufheben; wie wol ich zweifle, daß sich mir jemals eine so bequem anbieten möchte. Es ist euere Schuld, wenn ihr um viele gute Sachen kommt, welche ich euch sagen wollte.

Vorläufig will ich also hiermit zu wissen thun, daß das Täfelchen, in dem Aber es klopft jemand — zwar nicht an meine, sondern an Enmerichs Thür. Was soll ich nun anfangen! Seit dem es dem Sohne Amram's einfiel ein Autor zu werden, ist wol schwerlich ein Autor in solcher Verlegenheit gewesen!

Hier ist meine Feder; eine so gute Feder, als je ein Schriftsteller gehabt hat — ich habe diese zwei und vierzig Stück und das heutige, bis hieher damit geschrieben — aber ich schenke sie — und meine Volation zum Autor oben drein — dem, der mir jetzt einen guten Rath giebt. Soll ich fortfahren zu erzählen? — dann werden die Klopfenden von der Sonnenhitze gebraten. Soll ich diese hereinführen? — dann möchtet ihr böse werden; oder, was mir noch ungelegener wäre, euere Neugierde möchte erkalten. — Aber als ein Schriftsteller der zu leben weiß, will ich lieber erst die Ankommenden unter Dach bringen; denn was euch betrifft, lieber Leser, so werdet
ihr,

ihr, wosern ihr anders dieses Blatt nicht unter freyem Himmel leset, samt und sonders gut aufgehoben seyn. Die Geschichte des Täfelchens wird sich ohnehin, dafür bin ich Bürge, von selbst auflären.

Emmerich, bey dem, wie ihr wol werdet gemerkt haben, die Gesellschaft, lauter wackere Deutsche, versammelt war, lief geschwinde als ich erzähle, die Thür aufzumachen. Es waren zween Officiers von Augusts Deutscher Leibwache, ein Paar Jünglinge die Kom verberbet hatte, welche in das Haus traten. Emmerich bewillkommete sie mit seinem offenen deutschen Wesen, und führte sie zu seiner Gesellschaft.

„Salvete, ihr Herren! — Totus vester sum, ihr Herren! — Es gaudivet mich, herz Fle! aus den intertorsten Penetrationen meiner Brust, hier so viele honorirteste und sehr die lekte Popularen zu finden! — „

Sind ihr rasend? rief Emmerich. Was Teufel ist das für ein Geschnatter!

Die beyden Jünglinge sagten zu ihrer Entschuldigung ungefähr eben das, was heute ein junger fahelnder Windbeutel, dem ein Paar Brocken Französisch den Magen überladen haben, sagen würde. Sie beriefen sich auf den guten Ton, auf die Armut der deutschen Sprache, u. s. w.

Legt euch, sagte Emmerich, auf eure vaterländische Sprache, so werdet ihr finden,; daß sie viel reicher sey, als irgend eine andere. Wenigstens ist sie reich genug, jemand einen guten Tag zu wünschen? — In den seltenen Fällen, wo ein Begriff nicht anders, als durch eine weitläufige Umschreibung im Deutschen ausgedrückt werden kann, ließ ichs allenfalls gelten, der Kürze wegen, es mit einem einzigen ausländischen Worte zu sagen; so bald wir aber einen eben so guten Ausdruck in unsrer Sprache haben, versteht ihr, so ist es ungerneimt, die Rede einer vielfarbigten Hautlerkappe ähnlich zu machen. Das Buntschäckige ist, wo nicht ein Merkmaal der Narrheit, doch immer ein Kennzeichen eines schlechten oder nicht gestützten Geschmacks.

Die beyden Officiere wagten es nicht, ihm zu widersprechen, entschuldigten sich aber damit, daß ihnen durch den langen Aufenthalt in Rom, die römische Sprache geläufiger sey als die ihrige.

Nun gut, sagte einer von den Anwesenden, auf den Fall redet römisch. Wir verstehen es alle. Aber nehmt es nicht übel, Deutsch ist uns geläufiger; Deutsch werden wir euch antworten.

Nun müheten sich die jungen Herrn, lateinisch zu reden; aber diese Sprache war ihnen bey weiten so geläufig nicht, als sie sagten,
und

und in jede Redensart mischten sie nunmehr deutsche Wörter, oder wenigstens deutsche Wortfügungen. Die Versammlung lächelte; weil sie aber die Gecken unheilbar fand, ließ sie die Jünglinge reden wie sie wollten, nur konnte sich ein Greis, der etwas von der Sprache der Britonen verstand, nicht enthalten, zum Spott, alles was er sagte, mit brittischen Wörtern zu durchspicken. Hierdurch setzte er die beschämten Officiere in die Nothwendigkeit, ihn all Augenblicke um Erklärungen zu bitten.

Unser Cherusker konnte indessen sein Täfelchen nicht vergessen. Ihr seyd länger in Rom gewesen, sagte er zu den Angekommenen; ich muß euch einen Vorfall erzählen. Heute, da ich ein wenig auf der Strasse herumschlentre, es war in der Mittagsstunde, gehe ich durch ein einsames Gäßchen. Der Anfang, ihr Herrn, verspricht nicht viel, wie ihr sehet. Mit einem male siehet ein verhülltes Weib vor mir, drückt mir, ich weiß nicht was, in die Hand, und schnell, wie ein verschwindender Geist, ist sie euch um die Ecke. Ich folg ihr nach, aber weg war sie. Ich wendete mich also, und spazierte nach Hause, und unterwegs besah' ich, was man mir gegeben hatte. Es war dieses seidne Tuch, worinn ich etwas Hartes eingewickelt fühlte. Als ich's auseinander schlug, fand ich ein Täfelchen, das an allen Ecken flimmerte; es ist mit etwas überzogen, das mir wie Wachs

ausfiehst, und worinn allerhand abentheuerliche Krakelfüße eingekritzelt sind. Da, befehl es, und wenn ihrs versteht, so erklärt es uns? denn ich und diese Herren hier, wir haben es hinten und vorn befehl, aber wir können nicht klug daraus werden.

Die Officiers erstaunten über die Kostbarkeit der Schreibtafel, welche mit Gold und blühenden Edelsteinen gezieret war. Freund! rief der eine, du bist zu beneiden! Unter Brüdern ist das Täfelchen ein Ritterguth werth! und ...

Ich schenke dir den Plunder, fiel Emmenrich ihm ins Wort, wenn du ihn irgend wozu brauchen kannst, denn ich wüßte nicht, wozu er mir taugte.

Der Officier bedankte sich mit tiefen Bücklingen. Schone deinen Rücken, sagte der Ehrer, einem Deutschen stehen die knechtischen Krakelfüße nicht. Zudem ach! ich das Täfelchen keines faulen Käses werth. — Aber weißt du's, so deute mir die Krakelheine, die in das Wachs gekrazet sind, ich vermuthe, daß es eine Gedankenmahleren ist — denn die Römer sollen, wie ich oft gehört, ihre Gedanken mahlen können. — Aber um so viel lieber schenk ich dir das Täfelchen; denn, siehst du, ich mag keinen römischen Gedanken weder in meinen Herzen, noch in meinem Hause leiden.

Und eben diese Krakelbeine, wie du sie nennst, machen dich weidenswerth, erwiederte jener, nicht die funkelnden Steine, oder das Bischen Gold. Hör zu! ich will dir diese Gedankemahlerey vorsagen. Mit diesen Worten nahm er die Schreibtasel, und laß folgen- des:

„Liebenswürdiger Fremdling,

„dich wünscht ein Frauenzimmer zu sprechen. Er heute, wenn es finster wird, da wo man dir dieses Täfelchen gab; dieselbe „Eklarinu soll dich zu mir führen. Folge ihr ohne Bedenken, der Weg wird dich nicht reuen.“

Hab' ichs nicht gedacht, rief Emmerich, als der Brief verlesen war, daß sichs nicht der Mühe lohnen würde, den Bettel mit nach Deutschland zu nehmen! Doch soll mir wundern, was mir das Frauenzimmer zu sagen hat. Wenigstens ist die Art der Einladung völlig sonderbar.

Ja wol, sonderbar! antwortete der Officier, und konnte sich nicht entbrechen, über die Unerfahrenheit des Cherusters zu lächeln. Besuchten sie mich morgen, fuhr er fort, und vertrauen sie mir den Ausgang ihres Abentheurers — denn wahrscheinlich wird die Dame sie wol so lange aufhalten, daß wir sie hier nicht werden erwarten können.

Jüngling, sprach ein alter Edelmann zu Emmerich, mein Rath wäre, du giengest nicht!

Ich ehre deinen Rath, antwortete dieser, aber laß mich gehen. Ich möchte doch erfahren, was mir eine Römerinn zu sagen hat.

Er gieng, und es ward ihm schwer, das Gläschen in der Finsterniß zu finden. Endlich fand er's, und traf die Sklavin schon auf ihrem Posten. „Beym Kastor! mein Herr, sie lassen sich lange erwarten.“ — „Hm! sagte Emmerich, hättet ihr doch immer mögen eurer Wege gehen, wenn euch die Zeit lang geworden ist. Hätt' ich euch nicht gefunden, wahrhaftig, ich würde nicht auf euere Ankunft gewartet haben.“ — „Gut also, daß ich die erste war!“

Damit nahm sie ihn bey der Hand, und trippelte fort; Emmerich trabte neben her.

Ich kann denen Leuten, die so herzlich gern jeden kleinen Umstand einer Begebenheit wissen möchten, nicht mit der Nachricht andienen, ob sie durch viele oder wenige Strassen gegangen; ob sie einen Umweg oder den richtigsten Weg genommen, u. s. w. Die wahre Ursach ist: ich weiß von allem diesen nicht eine Sylbe.

Genug, sie standen am Ende ihrer Wallfahrt, an einer sehr kleinen Hinterthür eines sehr großen Pallasts, stille. Das Mädchen schloß — ohne Geräusch, versteht sich — auf, und führte unsern irrenden Ritter durch einen

einen schmalen Gang, eine schmale Treppe hinauf, gieng mit ihm durch verschiedene Zimmer — und das alles im Dunkeln, wie ihr denken könnt. — Endlich, nachdem sich Emmerich zwanzig mal an den Kopf gestossen hatte, öffnete seine Führerin eine Thür, schob den Deutschen hinein, und schloß hinter ihm zu.

Freund Emmerich sah um sich her und fand sich in einem sehr großen und prächtigen Zimmer, welches durch etliche gut angebrachte Lichter sehr schwach erhellet war. Ganz am Ende des Saals stand ein Ruhebetto, so prächtig, daß er es beynahe für den Thron Wodan's angesehen, und sich in den Wohnungen der Seligen geglaubet hätte. Langsam näherte er sich dem Betto, und fand

Wir gestehen euch, lieber Leser, daß wir uns nicht darauf einlassen können, euch zu mahlen, was Emmerich fand. Wenn es darauf ankommt, eine Seele zu schildern, so bemühet euch zu uns; wir treffen, und — ein Umstand bey dem euer Beutel seine Rechnung findet — wir mahlen umsonst! Aber solche Gegenstände wovon hier die Rede ist — nun, da fühlen wir unsre Schwäche, und bekennen, daß wir zu dergleichen Kabinetsstücken weder Talent noch Farben, noch Pinsel haben. Und wollte Gott, alle unsere Kollegen wären so aufrichtig! — Nach diesem offenerzigen Geständnisse hoffen wir, ihr werdet mit dem etwanigen

nigen Abrisse vorlieb nehmen, den wir euch in der Entfernung zeigen werden. Bietet immer eure ganze Einbildungskraft auf, und sorget nicht, daß ihr zu weit gehen möchtet.

Emmerich fand also — was wir ganz froh sind, nicht gefunden zu haben; denn wir sind nicht allzusicher, daß unsere Philosophie nicht am Ende einen oder andern derben Nasenstüber bekommen hätte. — Er fand eine göttliche Gestalt von einem Mädchen auf dem Ruhebette, halb sitzend, halb liegend. Ein kleines Füßchen berührte die Erde, über welches das andere ganz nachlässig geschlagen war, und eine Wade verlorh sich unter das Gewand, die des Fußes würdig war. Das Mädchen lag in einer zaubersichen Stellung, auf die eine Seite gelehnet; der Kopf ruhte in der linken Hand, und die schönsten Finger verbargen ein Theil der Stirn. Ein Götterbusen wallete dem jungen Cherusker entgegen. Die rechte Hand lag auf diesen Busen, sorgenlos, daß sie solche Reize dem Auge entzog. Das Gewand des schönen Mädchens war von der Art, welche Martial, wo ich nicht irre, einen Rebel von Leinwand nennet, ein so feiner durchsichtiger Flor, daß man allenfalls hätte schweren müssen, sie sey nicht unbekleidet. Diese Nymphegestalt war dem Ansehen nach, in einen süßen Schlummer versenkt. Ihr Athemzug war so gleich, und hob den vollen Busen so sanft!

sanft! sie selbst so schön, so himmlisch! — Denkt euch die wollüstige Dämmerung die der Schönheit so vortheilhaft ist, in einem Zimmer voll Rosenduft hinzu! — und dann sagt mir, Leser, würdet ihr gethan haben, was Emmerich that?

Was that denn Emmerich? das könnt ihr leicht errathen;

Er that, was Bruder Luz, und ihr, und ich nie thaten,

Alein, was jeder thut

der unzähligemal in seinem Leben mit den schönsten Mädchen von der Welt in einem und demselben Bade gewesen, und bis in sein zwanzigstes Jahr unbekleidet unter unbekleideten Schönheiten aufgewachsen ist, mit ihnen — vielleicht Blindekuh, oder Schnellkügeln, was weiß ich? — in aller Unschuld gespielt, und sein Auge an ihre Reize gewöhnet hat. Er sah, ich schwers euch, von allen den Schönheiten, die wir versucht haben, euch von fern zu zeigen, und — von noch größern die ihr euch denken mögt — weiter nichts, als eine schlafende Person. Und eine schlafende Person will, wie ihr wißt, nun eben so wunderviel nicht sagen. Darum näherte er sich ganz gelassen, und zupfte die schlummernde Grazie ein Paar mal am Ärmel — Madame, he! Madame! um sie schlafen zu sehen, hätten sie nicht nöthig gehabt,
mich

mich eine halbe Meile bey Nacht und Nebel laufen zu lassen.

Das süße Geschöpf öffnet ein Paar große schwarze Augen, und richtet sie mit einem Lächeln

das auf Rosenwangen,

Wo Liebe wohnt, und Scherze sich umfängen,
Mit leisen Zephyriten schleicht,
auf den jungen Deutschen. „Sind sie es, Emmerich? sagte sie mit einer Silberstimme. Sie lassen sich lange erwarten.“ — Ja, daß sie vor lauter Ungeduld eingeschlafen sind, antwortete er. — Aber nun bin ich hier. Was soll ich? sprechen sie ohne Umstände. „Je nun, sie sollen mir was erzählen!“ sagte die Dame mit einiger Entrüstung. Emmerich horchte auf den Ton ihrer Stimme — er sah genauer auf sie und wahrhaftig, — er stuzte ein wenig.

Ich hätte es meinen Lesern schon lange sagen können, wer die Dame war — denn unter uns, es ist schon ein Weilschen, daß ich sie erkannt habe; wär' es aber billig gewesen, daß alsdenn Freund Emmerich, der es am ersten wissen mußte, es gerade zuletzt erfahren hätte? Dinein laß ich gern einer Geschichte ihren natürlichen Gang, ohne mit schiefen Erläuterungen voran zu spaziren. Zu seiner Zeit entwickelt sich alles von selbst, oder die Geschichte ist keine rohe Bohne werth.

Emmerich stuzte ein wenig, als er Julien

er.

erkannte. Prinzessin, sind sie es! — Wer nicht von selbst fühlet, daß die Tage des Cherusters, so bald er die Prinzessin erkannt hatte, um die Hälfte gefährlicher wurde, dem wird es nicht begreiflich zu machen seyn, daß er den Tag vorher, Julien nächst seiner Ehrmuth, für die größte Schönheit erkläret hatte, dies, oder etwas sehr ähnliches, hab' ich schon irgendwo gesagt. Seht ihr noch nicht; so kann ich euch nicht helfen.

Julie hatte die Liebe vortreflich studiret. Man sagt, alle Frauenzimmer thun dieses. Ich weiß es nicht, aber es kann seyn. Das weiß ich, daß Julie sie alle übertraf — doch nahm ich nach reifer Ueberlegung die Timon aus. Ovid, dieser in den amathusischen Geheimnissen so erfahrene Mann, war ihr Lehrer gewesen, und — ein glückliches Naturel that das Uebrige. Hätte sie den Cheruster überwunden, so wollt' ich sie ohne Bedenken über Timon gesetzt haben. Und — seht! hier liegt mein Plutarch; ich setze ihn gegen den gehörnten Siegfried — oder habt ihr den nicht, gegen einen kritischen Kalender auf die Wette! mit einer kleinen Veränderung im Anariss, hätte Julie alle Emmeriche im ganzen Cherusterlande besiegt. Denn, wenn ihr glaubt, daß die Ueberwindlichkeit eine allgemeine Schwachheit bloß des schönen Geschlechts sey: so sag' ichs euch und der ganzen Welt — wofern es, wie ich nicht zweifle,

zweifelte, die ganze Welt glaubt — daß ich mir die Freiheit nehme, gerade der entgegen gesetzten Meinung zu seyn. Ich traue der weiblichen Tugend jederzeit mehr als der männlichen. Wär' ich ein Frauenzimmer, so würd ich ein schönes Buch über diese Materie schreiben; und mich wundert, wie es möglich ist, daß noch keine den Einfall gehabt hat. — Doch, alles genau erwogen, thun die Schönen nicht Unrecht, daß sie diese Materie nicht berühren. Denn, ihren Satz zu erweisen, würden sie gezwungen seyn, darzuthun, daß die weiblichen Künste unwiderstehlicher sind, als die männlichen — oder mit andern Worten: daß sie ein Uebergewicht an Schlaugigkeit besitzen, daß sie öfter als wir, die schwache Seite des Feindes kennen, und listig genug sind, sich überwunden zu nennen, wenn sie der siegende Theil sind.

Was Julien und Emmerich betrifft — Aber halt! ich verspare den Schluß dieser Geschichte auf das nächste Buch, zu dessen Verfertigung mich mein Dämon verführen wird. Gegen die Zeit sind meine jungen Leserinnen und Leser ein Paar Jahr älter, und ich darf nicht befürchten, ihnen wider meinen Willen gefährlich zu werden. Daß Juliens Kunst nicht siegte, hab ich schon gesagt.



Der
D e u t s c h e.
Vier und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 2ten November 1771.

Fortsetzung
des zwey und vierzigsten Stückes.

Bald nach Christi Geburt rief August den Tiberius von Rhodus zurück, und sandte ihn nach Deutschland. Er fand aber am Rheyne ein außerlesenes Heer von alten versuchten Kriegern, die mehrentheils schon in den Rhätischen, Armenischen und andern Kriegen unter seinen Befehlen gedienet hatten. Der Soldat empfing ihn mit Jauchzen; er selbst bemerkte mit Vergnügen, daß sich das Heer von seiner Anführung sehr viel versprach: demnach führte er dasselbe in der ersten Wärme dieses Zutrauens über den Rhein, in das Gebiet der Kaninecasten, (Friesland) von da zu den Attuariern, (Eleve;) von da zu den Bructerern, (Westphalen, Münster ic.) und alles das bey nahe so geschwinde, als ich dieses schreibe. — Es ist sehr wahrscheinlich, wenn man auf die Geschwindigkeit

digkeit sieht, mit welcher Tiberius alle diese streitbaren und zahlreichen Völker bezwungen haben soll, daß er — kein einziges derselben bezwungen habe, um so mehr, da wir nirgends finden, daß in diesem ganzen Feldzuge, welcher doch, wie wir gleich hören werden, tief in dem Winter daurete, auch nur ein einziges Treffen vorgefallen sey. Man kennet aus den vorhergehenden Blättern die Gewohnheit der Deutschen, sich in ihre Wälder zu ziehen, und die Pralerey der Römer. So viel ist gewiß, daß Tiberius alle jetzt genannten Länder mit Feuer und Schwerdt verwüstet habe; allein die Bewohner derselben blieben so frey als vormals die Siskamben, in deren Gebiete Cäsar achtzehn Tage lang gestanden hatte.

Von den Bructerern zog Tiberius in das Eherustische Gebiet, über die Weser, an welcher er zu seiner Sicherheit den Sertius Saturnin mit einigen Völkern stehen ließ. Allein, auch die Eheruster ließen sich mit ihm nicht ein. Während diesen Unternehmungen war die bequeme Jahreszeit längst verfloßen, und da ihn der Winter verhinderte, weiter zu gehen, führte er das Heer an die Lippe zurück, woselbst er überwinterte.

Im folgenden Jahre soll er die Chauzen überwunden, und gezwungen haben, ihre sämtliche Waffen an die Römer abzugeben. Im fünften Jahr nach Christi Geburt, schlug er die
Lango-

Langobarden, eine sehr kleine, aber im übrigen fast die tapferste deutsche Nation, welche damals in der Gegend von Bardowik und Lüneburg gewohnet haben soll.

Die Römer hatten auch eine starke Flotte ausgerüstet, welche um eben die Zeit in die Elbe lief, als Tiberius die Langobarden überwunden hatte, und Rheine machte, die auf der andern Seite der Elbe wohnenden Hermundurer und Semnonen zu überziehen. So bald diese seine Absicht merkten, versammelten sie in der größten Geschwindigkeit ein zahlreiches Heer, und lagerten sich an ihrer Seite des Fußes, den Römern gegen über. Dieses schreckte den Tiberius ab, und der eindringende Winter nöthigte ihn, nachdem man sich von beyden Seiten lange genug im Gesichte gestanden hatte, zurück zu gehen. Auf diesem Marsche ward er von den Deutschen (man weiß nicht eigentlich, von welchen Nationen) angegriffen, die er aber zurück trieb, und seinen Zug fortsetzte.

Dieses sind die Thaten, welche Tiberius für dasmal in Deutschland verrichtet hat, und wovon die römischen Historiker so viel Vermuthen machen, als wenn er ganz Deutschland unterjochet hätte.

Meine Leser werden sich hoffentlich aus dem zwey und vierzigsten Stück erinnern, daß nach Drusus Tode, unter andern deutschen Völkern auch die Markmänner ihr Vaterland

verließen, um einem schimpflichen Frieden mit den Römern auszuweichen. Dieses streitbare Volk hatte sich in dem heutigen Böhmen niedergelassen, und war durch die Klugheit und Tapferkeit seines Königs Maroboduus zu einer gefürchteten Nation geworden. Die Römer fingen an die Macht dieses Prinzen zu fürchten; daher beschloßen sie, ihn mit zwei Armeen, unter den Befehlen des Tiberius und des Sentius Satarminus anzugreifen; von der dritten Seite sollten ihm die Pannonier und Dalmatier über den Hals kommen. So war der Entwurf gemacht. Allein es sey nun, daß leztgedachte beyden Völker sich mit dem Maroboduus verstanden, oder daß sie aus eigenem Triebe müde waren den Römern zu gehorchen: gewiß ist, daß sie nicht den Markmännern, sondern den Römern eine ungeheure Armee entgegen stellten. Bey sobewandten Umständen war Tiberius, der bereits mit zwölf Legionen gegen Maroboduus stand, genöthiget, einen für diesen König sehr billigen Vergleich einzugehen. Der Krieg mit den Pannoniern und Dalmatiern dauerte drey Jahre, ward mit abwechselnden Glücke geführt, und schlug endlich zum Vortheil der Römer aus. Man freute sich aber in Rom nur vier Tage lang über die Nachricht von dem glücklichen Ende dieses schweren Krieges; denn am fünften Tage lief
aus

aus Deutschland die Nachricht von der schrecklichen Niederlage des Varus ein.

Die Römer hatten nun schon seit verschiedenen Jahren einen festen Fuß in Deutschland; sie hatten hin und wieder Festungen, Städte, Kastele erbauet, und hielten Besatzungen in denselben. Dem ungeachtet geschehen die römischen Schriftsteller selbst, daß Deutschland von den Römern zwar zuweilen besieget, aber noch nie beherrschet sey. Die Deutschen lebten noch immer nach ihren eigenen Sitten, und wurden, eine jede Nation nach ihrer Weise, durch ihre eigene Fürsten und nach ihres Landes Gewohnheiten (denn Gesetze hatten sie nicht) regieret; folglich war unser Vaterland noch nicht zur römischen Provinz gemacht. Indessen würde es diesem Schicksale schwerlich entgangen seyn, wenn die Römer fortgefahren wären, die Gemüther der Deutschen einzuschläfern, und sie nach und nach der Freyheit zu berauben. Dieses war in der That ihre Absicht, welche aber dadurch vereitelt wurde, daß sie dieselbe nebst dem Ruder in Deutschland, ungeschickten Händen anvertrauten. **Quintilius Varus** war es, der durch seine Raubgier, Unbesonnenheit und Ruthwillen den Deutschen die Augen öffnete, und ihnen Gelegenheit gab, das römische Joch zu zerbrechen.

Dieser Mensch war aus Uebermuth und Habsucht zusammengesetzt, und also gerade das

Gegentheil von dem, was ein Prokonsul bey einem noch nicht unterdrückten, nichts als Freiheit athmenden, kühnen und streitbaren Volke seyn mußte. Er presste die Deutschen mit unerschwinglichen Abgaben, und zur Entschuldigung seines raubsüchtigen Geizes wendete er vor, man müsse diesem Volke, welches durch die Gewalt der Waffen nie völlig zu unterjochen sey, durch harte Schatzungen alle Kräfte aussaugen, und ihm durch strenge Gesetze einen Zaum anlegen. Demnach errichtete er in seinem Lager ein ordentliches Tribunal, und mit Viktoren umgeben, sprach er von seinem Stule das Recht nach römischen Gesetzen. Nothwendig mußte dieses Betragen, der Stolz des Römers, der Anblick der Steckenbündel und die Zucht der zwölf Tafeln den freien Seelen der Deutschen im äußersten Grad unerträglich seyn. Auch fühlten sie ihre Schande, und fühlten sie noch lange Zeit nachher. Denn verschiedene Jahre später rief der große Hermann: „Niemals werden es die Deutschen satt, sam entschuldigen können, daß sie Ruthen und Beile, und die Toga zwischen der Elbe und dem Rheine gesehen.“

So erbittert aber auch ihre Gemüther waren, konnten sie doch vor der Hand, vermöge ihrer Lage, und da sie einmal den Römern zu viel eingeräumt hatten, nichts weiter thun, als dulden, und sich verstellen. Verschiedne
Deuts

Deutsche Fürsten schlossen indessen zur Wiederherstellung der vaterländischen Freiheit, ein geheimes Bündniß, und wählten den fünf und zwanzig jährigen Prinz der Eheruffen, Arminius (Hermann) zum Herzog oder Oberfeldherrn. Sie sahen ein, daß das Heer, welches unter den Befehlen des Varus stand, zu mächtig sey, als daß sie hätten hoffen können, daselbe mit glücklichem Erfolg anzugreifen. Sicherer schien ihnen die List. Sie suchten demnach sich das Vertrauen des Varus zu erwerben, vor dessen Richterstuhl sie täglich diesen und jenen Rechtsandel bringen ließen, um ihn nach den römischen Gesetzen entscheiden zu lassen, so sehr sie im Herzen den Richter und seine Gesetze — noch mehr aber als diese, die Advokaten verabscheueten. Durch diese Verstellung schläfereten sie den Varus dergestalt ein, daß er seine Armee theilte, und in verschiedene deutsche Länder verlegte. Hierauf lockten sie ihn mit drey Legionen in das Gebiet der Eheruffen. Hermann, Siegmar, Segest, und viele andre deutsche Herren begleiteten den Varus, und erhielten ihn immer in der Meinung, daß sie ihm außerordentlich zugethan wären; sonderlich bauete er stark auf den jungen Hermann, welcher ehemals in Aethiopien bey der römischen Armee einige deutsche Hülfsvölker geführt, und sich vielen Ruhm, nebst dem römischen Bürgerrecht erworben hatte.

Als nun von den deutschen Nationen in der Nachbarschaft des Lagers einige verstellte Unruhen erregt wurden, munterten die deutschen Fürsten die dem Lager gefolget waren, den Varus auf, daß er dieses Feuer gleich im Aufglimmen ersticken möchte, damit nicht die Empörten so viel Zeit gewonnen, sich mit andern Nationen zu verbinden.

Varus billigte diesen Rath, und setzte sich mit seinen Legionen in den Marsch. ungeachtet ihn der Verräther Segest, der wider Hermann den bittersten Haß gefasset, ernstlich warnete, und rieth: „er möchte den jungen Cheruster-Fürsten samt den übrigen Häuptern der Deutschen, und ihn selbst in Verhaft nehmen lassen. Das Volk würde nichts unternehmen, wenn es keine Anführer hätte, und Varus würde Zeit bekommen, die Strafbaren und die Unschuldigen kennen zu lernen“. Zugleich gab er ihm Nachricht von der Verbindung der Deutschen, und versicherte ihn, daß sich ein neuer Krieg anspönte.

Ich muß mit wenig Worten einen Irrthum der meisten Schriftsteller anzeigen. Man glaubt gemeiniglich, der Haß des Segest gegen meinen Helden gründe sich auf dessen Hetrath mit Thushelda, der Tochter Segest's. Dies ist falsch. Er haßte ihn als Feldherrn der Deutschen, als einen Römerfeind, als den Verfechter der deutschen Freiheit. „Varus, sagt Tacitus

„Tacitus, fiel durch die Gewalt des Schicksals
 „und die Macht des Arminius. Obgleich
 „Segest durch die allgemeine Stimme seines
 „Volkes mit in den Krieg gezogen war, so blieb
 „er doch anders gesinnt; durch Privatanges-
 „legenheiten wurde sein Haß gegen den Armi-
 „nius noch vermehrt, weil ihm dieser seine
 „Tochter, die einem andern versprochen war,
 „entführte hatte. u. s. w.“ Diese Stelle be-
 weist, daß Segest nicht aus Rachgier ein
 Verräther seines Vaterlands ward, obgleich
 der Durst nach Rache sich nachgehends zur
 Landesverräthercy gesellte.

Ich kehre zur Geschichte zurück. Varus
 verwarf die Warnung Segest's, und stellte sich
 an die Spitze der Legion. Siegmund und Her-
 mann blieben im römischen Lager, in welchem
 Varus eine mäßige Besatzung gelassen hatte.
 So bald er aber von dem Lager in etwas ent-
 fernet war, zog Hermann in der Geschwindig-
 keit seine Cherusker zusammen, welche schon
 dazu vorbereitet waren, hieb die römische Be-
 satzung nieder, und bemächtigte sich des Lagers.
 Hierauf zog er mehr Truppen an sich, und ver-
 folgte den Varus. Die Chauzen und Bruck-
 terer vereinigten sich mit ihm; und Varus,
 der nach einem beschwerlichen Marsch bey dem
 unfreundlichsten Wetter den Teutoburgischen
 Wald erreicht hatte, sah sich wider sein Ver-

muthen, auf allen Seiten von Deutschen um-
 rinat, deren Heer sich alle Augenblicke ver-
 größerte. Hermann griff die Römer an,
 als sie noch von den Beschwerlichkeiten des
 Zuges durch die rauhen, sumpfigen unweg-
 samen Wälder, und von Errichtung ihres Lagers
 ermüdet waren; er fand aber tapfern Wider-
 stand, so daß etliche Tage mit anhaltendem
 aber unentscheidenden Gefechte vergingen.
 Endlich sahen die Römer, daß es unmöglich
 sey, sich gegen die Deutschen zu halten; daher
 verließen sie ihr Lager um den Weg nach den
 Rhein zu suchen, und dieses war der unvergeß-
 liche Tag, an welchem Hermann die wankende
 Freiheit seines Vaterlandes wieder herstellte.
 Er griff den Varus an, und nach einem harten
 Treffen ersocht er den herrlichsten Sieg, indem
 das größte Theil des römischen Heers nieder-
 gehauen, und der Rest gefangen wurde. Zwey
 Adler fielen in die Hände der Deutschen, den
 dritten hatten die Römer in einen Sumpf ge-
 worfen. Die Beute war so groß, als man sie
 nach der Niederlage eines so raubsüchtigen
 Feldherrn wie Varus war, vermuthen konnte.
 Er selbst fürchtete den Tod weniger, als in die
 Hände eines Volks zu fallen, daß er durch seine
 Unterdrückungen so sehr wider sich aufgebracht
 hatte, darum erstach er sich selbst, und ver-
 schiedne der Vornehmsten der römischen Officiere
 ahmten ihm nach.

Nach

Nach diesem Siege fertigte Arminius eine Gesandtschaft an Maroboduus ab, welche demselben das Haupt des Varus überbringen sollte; Maroboduus aber sandte es nach Rom an August, der, wie wir oben schon vorläufig gesagt haben, bey der Nachricht von dieser Niederlage, die Siege des Tiberius und Germanicus wider die Dalmatier und Pannonier vergaß. Wenn wir den römischen Schriftstellern glauben, so gieng sein Schmerz über diesen Verlust bis zur Raserey, und der Senat ließ den Tag des Treffens unter die dies nefastos zählen.

Auch diesesmal unterließen die Deutschen, sich ihren Sieg zu Nutze zu machen, und hielten sich vor den Bestungen, welche die Römer angeleget hatten, mit ihrer ganzen Macht auf, unterdessen Tiberius die Gallischen Provinzen wider den zu befürchtenden Einfall der Deutschen in Sicherheit setzte. So verstrich dieses und das folgende zehente Jahr nach Christi Geburt.

Im Jahre II gieng Tiberius über den Rhein, richtete aber wenig aus, als daß er fengen und brennen ließ, denn er fand in der Gegend wo er stand, keinen Feind, und hielt nicht für rathsam, sich vom Rhein zu entfernen, und in Deutschland vorzudringen, weil ihm

ihm das **Beispiel** des **Varus** noch vor Augen schwebte. Dem ungeachtet triumphirte er bey seiner **Zurückkunft** nach **Rom**, über die **Deutschen**.

In dem beyden folgenden Jahren fiel nichts sehr Merkwürdiges in Deutschland vor; im Jahre 14 starb August, **Tiberius** folgte ihm in der Regierung, und die römischen Armeen in **Äthiopien** und in **Deutschland** empörten sich. Die erstere ward vom **Drusus**, dem Sohne des **Tiberius** bald wieder beruhiget. In **Deutschland** aber hatte der Aufruhr ein gefährliches Ansehen. Das römische Heer bestand daselbst aus acht Legionen, welche aus vielen Ursachen, und sonderlich deswegen schwärzig waren, daß ihnen der **Geld** nicht bezahlet wurde. Sie suchten den **Germanicus** der sie zum Gehorsam bringen wollte, mit in ihre Sache zu verwickeln, und ihn zu bewegen, den **Tiberius** vom Throne zu stoßen; allein dieser bezeugte sich sehr eifrig für den Kaiser, der seines Vaters Bruder war. Es kamen endlich Gesandte von **Rom**: allein ihr Leben war bey der Armee in eben so großer Gefahr, als der Feldherr **Germanicus** selbst, welcher sich endlich genöthiget sahe, seine schwangere Gemahlin, und seinen Sohn zu den **Trevirern** (**Trier**) zu senden, und sie lieber der deutschen Redlichkeit, als seinen rebellischen Heere zu vertrauen. Dieser Entschluß
be

bewegte die Legionen zur Scham. Einige stellten sich Agrippinen (so hieß des Germanicus Gemahlinn) in den Weg, die übrigen liefen zum Germanicus selbst, welcher in den ersten Bewegungen des Zorns und Schmerzens eine Rede hielt, da man im ersten Theile der Magdeburgischen Uebersetzung des Tacitus, S. 54 nachlesen kann. Hierdurch wurde der Aufruhr gestillet, und die Soldaten waren jetzt so eifrig, die Aufwiegler zu bestrafen, als sie vorher gewesen waren, wider ihre Officiere zu wüthen.

Als nun die Ruhe völlig wieder hergestellt war, ließ Germanicus eine Brücke über den Rhein schlagen, und führte den Rest seines Heeres, der ungefähr in etliche und fünfzigtausend Mann bestand, hinüber. Er drang durch den Heferwald, und an statt gerade zu, durch die den Römern schon bekannten Wege zu marschiren, wählte er einen Umweg, in der Hoffnung, daß er auf diese Art die Deutschen unvermuthet überfallen würde, welche ganz sicher waren, da sie zwar von den Unruhen in der römischen Armee, aber nicht von der Endigung derselben Nachricht hatten. Seine Espione meldeten ihm, daß die Deutschen in der folgenden Nacht ein allgemeines Fest feiern, und nach ihrer Gewohnheit, große Gastmähle anstellen würden. Diese Nachricht machte er sich zu Nutze, und eilte die Gauen der Marsen

zu erreichen. Er theilte sein Heer in vier Theile, damit es eine desto größere Verwüstung anrichten könne, überfiel die Deutschen welche theils auf ihren Lagern, theils bey ihren Tafeln schliefen, ließ alles was ihm vorkam, niederhauen und verheerte das Land auf fünfzig Meilen im Umkreise mit Feuer und Schwerdt, ohne weder Alter noch Geschlecht, weder Heilige noch andere Dörter zu schonen. Bey dieser Gelegenheit wurde der berühmte Tempel — oder welches wahrscheinlicher ist: der Hain der Tanfana dem Erdboden gleich gemacht.

Die Brukterer Tubanten und Usibeten brachen auf, sobald sie von diesem Blutbade Nachricht erhielten, und besetzten einen Wald, durch welchen Germanikus schlechterdings seinen Rückmarsch nehmen mußte; weil es aber dieser Prinz in Zeiten erfuhr, marschirte er beständig in Schlachtordnung. Dem ungeachtet griffen die Deutschen sobald das römische Heer völlig im Walde war, den Nachzug an, und brachten ihn in Unordnung, allein da die Legionen umkehrten, und, um die Schande ihres Auftrahs abzuwischen, wie Rasende fochten, sahen sich die Deutschen genöthiget, zu weichen. Der übrige Marsch der Römer zu ihren Winterquartieren war ruhig.

Das folgende 15te Jahr nach der Geburt

burt Christi war sehr fruchtbar an merkwürdigen Vorfällen. Germanicus eröffnete den Feldzug schon im Anfange des Frühlings, und fiel in das Gebiet der Ratten, weil er hoffte, daß Deutschland wegen des Hasses zwischen Hermann und Segest, voll innerlicher Unruhe seyn würde. Er hatte seine Armee getheilet, und vier Legionen nebst fünftausend Mann Hülfsvölker dem Cäcina anvertrauet; unter seiner Anführung behielt er eben so viel Legionen und zehntausend Mann Hülfsvölker. Er überfiel die Ratten um so viel leichter und unvermutheter, weil wegen der anhaltenden Dürre die Flüsse so klein waren, daß er sein Heer durch dieselben führen konnte, ohne sich mit Schlaugung der Brücken aufzuhalten. Was von den Ratten die Waffen führen konnte, schwamm durch die Eder; was aber durch Schwachheit des Alters oder des Geschlechts an der Flucht verhindert wurde, ward niedergehauen oder gefangen. Die Geretteten wollten den Römern den Uebergang über den Fluß streitig machen, man trieb sie aber mit Geschütz und Pfeilen zurück, worauf einige von ihnen, weil Germanicus ihnen keinen Frieden zugestehen wollte, zu den Römern übergienagen, und die übrigen sich in ihre Wälder zerstreuten. Die Römer hatten also freye Hand, das Land zu plündern, und Mattium, die vornehmste Stadt der Ratten, welche vermuthlich in der Ge-

Gegend des heutigen Marburg lag, zu verbrennen. Unterdeß verhiinderte Cäcina die Eberusker, daß sie den Ratten nicht zu Hülfe kommen konnten, und schlug die Marsen.

Nachdem Germanicus diesen Streich ausgeführet hatte, zog er sich wieder nach den Rhein zurück, ohne daß ihn die Deusschen unterwegs beunruhiget hätten.

Die Fortsetzung nächstens.



Der
D e u t s c h e
Fünf und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 9ten Novemb. 1771.

Fortsetzung
des vorhergehenden Stückes.

Naum war Germanicus an das Ufer des Rheins zurückgekommen, so stellte sich eine Gesandtschaft vom Segest bey ihm ein, unter welcher sich dessen eigener Sohn, Siegmund, befand. Dieser Prinz begleitete die Gesandten seines Vaters nicht ohne Furcht, denn er war ehemals ein Priester August's bey dem Altar der Abier gewesen; aber sechs Jahr vorher, zu der Zeit da Varus geschlagen wurde, hatte er die Priesterbinde zerrissen, und sich auf die Seite seines Vaterlandes gewendet. Seine Furcht war vergeblich, denn Germanicus empfing ihn leutselig, und hörte seinen Auftrag gütig an, welcher in der Bitte bestand, daß Germanicus dem Segest wider den Arminius, der ihn belagert hielt, Hülfe leisten möchte. Dieses versprach ihm der römische Feldherr

Z

nicht

nicht nur, sondern er ließ ihn auch mit einer Bedeckung nach Gallien begleiten. Uebrigens kam diese Gelegenheit, dem Germanikus sehr erwünscht, und er säumte nicht mit seinem Heer wieder vorzurücken. Er griff die Belagerer an, und befreiete den Segest nebst vielen von dessen Verwandten. Bey dieser Gelegenheit gerieth Thusneloa, die Tochter Segest's in die Hände der Römer. Dieses würdige Frauenzimmer zeigte, wie Tacitus meldet, mehr ihres Gemahls als ihres Vaters Gesinnung, und konnte weder zu Bitten noch zu Thränen bewegt werden. Segest war über den glücklichen Erfolg der römischen Waffen voller Freuden, und strich seine Treue gegen die Römer sehr heraus, entschuldigte seine Verwandten, und eiferte wider Hermann. Germanikus antwortete ihm sehr gnädig, versprach ihm Sicherheit für sich und die Seinigen, nebst einem Wohnsitz an dem überwundenen Ufer des Rheins. Hierauf marschirte er zurück, und Tiberius gab ihm den Titel eines Imperator's.

Hermanns angebohrne Heftigkeit ward durch die Nachricht von der Gefangenschaft seiner schwangern Gemahlinn in Raserey verwandelt. Er slog durch das Gebiet der Ebernfler, und foderte sie auf, die Waffen wider Segest und Germanikus zu ergreifen. „Ha! rief er, ein trefflicher Vater! ein großer Feldherr! ein streitbares Heer! soviel Krieger schleppen
ein

ein einziges junges Frauenzimmer weg! Vor mir allein stürzen drey Legionen und eben so viel Generale hin: denn mit Verräthern führe ich keinen Krieg, auch nicht wider schwangere Weiber, sondern öffentlich und wider gerüstete Heere. Noch siehet man in den geweihten Hainen der Deutschen, die Adler und Kohortenbilder der Römer, die ich unsern vaterländischen Göttern aufgehangen habe. Mag doch Segest an dem überwundenen Ufer wohnen; mag er doch seinem Sohne das Priesterthum wiedergeben: nimmer werden es die Deutschen hinlänglich entschuldigen können, daß sie Nuthen und Beile und die Loga zwischen der Elbe und dem Rhein gesehen haben; andere Völker haben die römischen Strafen nicht erfahren, und wissen nichts von den Auflagen der Römer, weil sie ihre Herrschaft nicht geschmecket haben. Alle diese Plagen schüttelten wir ab, und jener vergötterte August, und jener nach ihm erwählte Tiberius richteten nichts aus: sollten wir denn einen unerfahrenen Knaben und ein aufrührerisches Heer fürchten? wenn Herren und neue Pflanzstädte euch nicht lieber sind, als Eltern, Vaterland und eure alte Verfassung: so folget mehr dem Hermann, der euch zum Ruhm und zur Freiheit, als dem Segest, der euch in eine schändliche Knechtschaft führt.

Durch solche Ermahnungen wurden
 22 aufser

außer den Eherustern verschiedene angrenzende Völker ermuntert; sonderlich brachzte Hermann dadurch seines Vaters Bruder, Ingvio-mer auf seine Seite, der sonst bey den Römern seit langer Zeit viel galt. Auch war Germanikus in keiner geringen Unruhe: er theilte sein Heer, und ließ es theils durch das Gebiet der Bructerer, theils an der Grenze der Friesen nach der Ems marschiren; er selbst führte vier Legionen zu Schiffe dahin, so daß die ganze Armee zu gleicher Zeit daselbst eintraf. Daselbst zog er auch die Chauzen an sich, welche ihm, wie vormals dem Drusus, wider ihr Vaterland Beystand leisteten. Die Bructerer steckten selbst alles in Brand, und wollten sich widersetzen; allein sie wurden vom Lucius Stertinius zerstreuet und das ganze Land zwischen der Ems und Lippe bis an den Teutoburgischen Wald verheeret. Unter dem Norden und Nauben fanden die Römer den dritten Adler wieder, der bey der Niederlage des Varus verlohren war.

Hierauf rückte Germanikus in den gedachten Wald, um die Gebeine des Varus und seiner Legionen, welche die Sonne seit sechs Jahren gebleichet hatte, zu begraben, welches ihm Tiberius sehr übel nahm. Wie er damit fertig war, verfolgte er den Hermann, welcher sich in unwegsame Dörter zurück zog. Als er ihn erreicht hatte, ließ er die Reuterey anrücken,
aber

aber Hermann wich immer, und lockte die Römer bis an einen Wald, in welchen er einen Hinterhalt gestellt hatte. Möglich wendete er sich, und griff die Römer an, und zugleich brach der Hinterhalt hervor. Die Römer geriethen in Unordnung und wurden in einen Morast gejaget; und es würde schlecht mit ihnen ausgesehen haben, wenn nicht Germanicus die Legionen in Schlachtordnung hätte anrücken lassen. Dieses endigte das Treffen indem sich beyde Theile zurück zogen. Germanicus führte hierauf sein Heer zurück nach der Ems, und schiffte von da mit den Legionen den Weg zurück den er gekommen war; die Reuteren sollte zum Theil am Ufer der Nordsee hin nach dem Rhein marschiren, und den Rest der Armee sollte Cäcina durch einen gewissen Weg, welchen L. Domitius vermals angeleget hatte, zurück führen. Dieser Weg bestand aus einem schmalen Damme zwischen lauter großen Morästen, welcher durch viele Brücken an einander hing. Cäcina wurde gewarnt, daß er alle mögliche Eil anwenden möchte, diesen Damm zurückzulegen; aber die Brücken waren durch die Länge der Zeit verfallen, und es war nicht möglich sie in der Geschwindigkeit herzustellen, und sich zugleich wider die Deutschen zu vertheidigen; denn dieser Weg war auf beyden Seiten mit Wäldern umgeben, welche Herzog Hermann schon besetzt hatte. Daher

befchloß *Edcina* an diesem Ort ein Lager aufzuschlagen, damit ein Theil arbeiten, und der andere die Deutschen abhalten könne.

Hermann ließ den Römern keinen Augenblick Ruhe, er griff sie bald hier bald dort an; endlich kam es zu einem für die Römer sehr unglücklichen Gefecht, worinn sie völlig wurden geschlagen seyn, weil die Legionen schon weichen, wenn nicht die Nacht dazwischen gekommen wäre. Die Deutschen wurden aber durch ihr Glück unermüdet; sie erlaubten sich keine Ruhe, sondern leiteten alle Gewässer die auf den umliegenden Gebirgen entspringen, herab, und verdoppelten die Noth und Arbeit der Römer. *Edcina* entschloß sich also, mit den leichtgerüsteten Völkern die Deutschen so lange aufzuhalten, bis die Schwerebewaffneten, samt den Verwundeten und dem Gepäcke voraus gezogenen wären. Die Deutschen brachten die Nacht mit einem Siegesmahle und mit Vardenliedern zu, die Römer hingegen legten sie mit Angst und Schrecken zurück. Mit Anbruch des Tages verließen die Legionen, welche die beiden Flügel ausmachten, vermuthlich aus Furcht, ihren Stand, und nahmen so schnell sie konnten, jenseits des Morastes eine Ebne ein. Hermann ließ sie eine Weile geruhig ziehn, bis ihr Gepäck im Morast stecken blieb; da griff er sie an, und rief den Seinigen zu:

zu: „sehet! hier ist Varnus, hier sind Legionen, die durch ein gleiches Schicksaal wieder überwunden sind.“ Die Römer konnten diesem heftigen Anfälle nicht widerstehen, sonderlich büßte ihre Reuteren sehr viel ein, weil Hermann befohlen hatte, vorzüglich die Pferde zu verwunden. Selbst Cäcina verlor ein Pferd unter dem Leibe, und wurde mit vieler Mühe von der ersten Legion gerettet. Tacitus selbst gesteht, daß das ganze Heer ohne Hülfe würde verlohren gewesen seyn, wenn nicht die Deutschen aufgehört hätten zu fechten, um Beute zu machen. Dadurch bekamen die Legionen Lust, und erreichten gegen Abend ein freyes und trocknes Feld. Aber hier gieng ihr Elend erst recht an. Gepäck, Werkzeug, Gezelte, alles war verlohren; die Verwundeten hatten keine Hülfe; sie theilten die mit Blut und Roth besudelten Speisen unter sich, und seufzten: dieses sey eine Todesnacht! und viel tausend Menschen hätten nur noch einen einzigen Tag zu leben! Cäcina sprach ihnen indessen Muth ein, und ermahnte sie zur Geduld.

Nun waren die Deutschen unter sich uneinig. Der Herzog rieth, man müsse die Römer ziehen lassen, biß sie wieder in Sümpfen und Morästen stecken blieben; Traviomer gab den Rath: man sollte ihr Lager stürmen, so würde

man mehr Gefangene und ganz unverdorbnе Beute machen. Die Deutschen, welche von Natur das Kühne vorzogen, gaben dem Ingvomer Beyfall, und fingen mit anbrechenden Tage an, die Gräben auszufüllen, und den Wall zu stürmen. Allein die Römer ließen sie immer in dem Gräben sich drängen, thaten unterdessen einen Ausfall, und kamen den Deutschen von allen Seiten in den Rücken. Je unvernünftiger dieser hefftige Angriff den Deutschen war, desto größer war ihre Bestürzung. Das Gefecht endigte sich erst mit dem Tage. Hermann entwich unverletzt aus dem Treffen, aber Ingvomer schwer verwundet. Es war schon Nacht, wie die Legionen zwar mit Wunden bedeckt, und in der größten Hungersnoth, aber als Sieger, in ihr Lager zurück lehrten, und bey allem ihren Mangel froh waren, daß ihnen der Weg zum Rhein offen stand.

Germanicus, oder vielmehr zwey von denen Legionen, die er bey sich hatte, standen unterdessen auch Noth genug aus. Diese beyden waren, um die Schiffe zu erleichtern, wieder ausgeschifft, und Vitellius führte sie längst dem Ufer der Nordsee hin. Eine Zeitlang gieng das Ding gut; plötzlich aber wehete der Wind aus. Mitternacht, und die beyden Legionen wurden von der Fluth überfallen,

len, die ihnen bald biß an den Hals gieng. Die Wellen warfen sie nieder, die Wirbel verschluckten sie; Pferde, Gepäc und todte Leichname schwammen untereinander; kurz, ihr Elend war unbeschreiblich, biß sie endlich eine Ruhe erreichten, wo sie im größesten Mangel an allen unentbehrlichen Dingen, mehrentheils nackt und in der Kälte so lange aushalten mußten, biß das Wasser fiel, welches erst mit Anbruch des Tages erfolgte. Nun säumten sie nicht, den Fluß Unäna zu erreichen, an dessen Ausfluß Germanicus sie mit der Flotte erwartete, und sie wieder in die Schiffe nahm.

Unmittelst war Stertinius voraus gesandt, um den Bruder Segestes, Siegmar (*) der sich ergab, zu empfangen. Er brachte ihn mit seinem Sohne Gesibach nach der Stadt der Ubier. Siegmar ward sehr gut aufgenommen; dem Gesibach aber vergab man nicht so leicht, weil man ihn Schuld gab, er habe den Körper des Varus gemißhandelt.

Dieses ist die Geschichte des fünfzehnten Jahres. Man sieht, daß die Römer in diesem Feldzuge nichts als Wunden davon getragen; dem ungeachtet ward einigen Germanen,

25

rals,

(*) Man muß diesen Siegmar nicht mit jenem Siegmar, Hermanns Vater, verwechseln.

als die unter Germanikus gebieten hatten, die Ehre des Triumphs zuerkannt.

Germanikus machte große Anstalten auf das folgende Jahr. Er ließ eine Flotte von tausend Fahrzeugen erbauen, weil er sich überzeugete, daß die Völker zu Wasser mit geringerer Gefahr und Beschwerlichkeit nach Deutschland geführt werden könnten, als zu Lande. Das heutige Holland war dieser Flotte zum Sammelplatze bestimmt, und während daß sie dahin schiffte, ließ er den General Silius mit einem fliegenden Heere in das Gebiet der Katten einfallen, welcher dort nichts ausgerichtete, als daß er nebst einiger Beute, die Gemahlinn und Tochter des Kattischen Fürsten Arpus wegführte. Hermann hätte hier wieder ausrufen können: ein großer Feldherr, der so viel tausend Hände eines fürchterlichen Heeres braucht, um ein paar schwache Weiberchen wegzuschleppen!

Germanikus selbst gieng mit sechs Legionen nach der Lippe, weil er hörte, daß die Deutschen die dortige Festung belagert hatten. Allein bey seiner Annäherung zogen sich die Deutschen zurück, nachdem sie vorher den Grabhügel des Varus und seiner Legionen, nebst dem Altar des Drusus vernichtet hatten. Germanikus begnügte sich den letztern wieder her-

herzustoßen; die Gräber ließ er in ihrer Verwüstung, aus Furcht, dem Tiberius zu mißfallen.

Auch die Flotte war nunmehr angelanget, und Germanicus zog mit der ganzen Macht nach der Weser; er kam daselbst glücklich an, und nur dieser Fluß trennete ihn von den Eheruffern. Hermann trat in Begleitung einiger deutschen Herren, und fragte, ob Germanicus selbst schon angelanget sey? man bejahete dieses. Darauf verlangte er seinem Bruder zu sprechen, welcher im römischen Heere unter den Jutannen Flavius diente, den Römern sehr zugethan war, und vormals unter den Befehlen des Tiberius ein Auge verlohren hatte. Flavius kam an das gegen über liegende Ufer. Hermann grüßte ihn, und fragte, wie er zu dem verstellten Gesicht köme? Flavius nannte ihm den Ort und die Schlacht, wo er sein Auge eingebüßet. Welchen Lohn bekamst du dafür? fragte Hermann weiter. Flavius antwortete, man habe ihn den Sold erhöht, und eine Halskette, eine Krone, und andere kriegerische Ehren und Belohnungen ertheilet. Elender! rief Hermann, für solche Vossen wurdest du ein Sklav?

Hierüber geriethen die Brüder in Wortwechsel. Flavius rühmte die Römer; der Her-

zog suchte deutsche Empfindungen in ihm zu erwecken. Endlich kamen sie in Hitze, und Flavius foderte Pferd und Waffen, um über den Fluß zu setzen, und sich mit dem Herzog zu schlagen; allein Stertinius hielt ihn. Von seiner Seite drohete Arminius, und bediente sich der lateinischen Sprache, damit ihn die Römer verstehen möchten. Am folgenden Tage setzten die Römer zum Theil über den Fluß und wurden geschlagen. Germanicus ließ das übrige Heer gleichfalls hinüber gehen, und da es sich zu einem zweiten Treffen anließ, munterte er die seinigen auf, und stellte ihnen unter andern vor: sie möchten doch nur die schlechte Rüstung der Deutschen erwegen; nur die Vordersten hätten Spieße, die übrigen hätten nichts als im Feuer gehärtete Stöcke, oder wenn es hoch käme, einen kurzen Wurfspieß; von Panzer und Helm wisse der Deutsche nichts; er bedecke seinen nackenden Leib mit einem elenden aus Weidenreisern geflochtenen, oder aus dünnen gemahlten Brettern zusammen geflickten Schilde, der weder mit Eisen, noch mit Riemen verwahret sey, u. s. w.

So waren, nach des römischen Feldherrn eigenem Zeugnisse, die Feinde gerüstet, welche so oft über die geübten und wohlbewaffneten Römer die herrlichsten Siege erfochten, und mit ihren gebrannten Prügeln, in den Legionen

nen als Varus den Kern der römischen Macht trotz ihrer Harnisch und Helme, und ehernen Schilde erschlagen hatten.

Es kam darauf zum Treffen, in welchem die Deutschen den Römern zogen, weil die Gegend der Römer vortheilhaft war. Der Herzog, ob er gleich mit Wunden bedeckt war, that Wunder der Tapferkeit, und hatte es bloß seiner Stärke und der Schnelligkeit seines Rosses zu danken, daß er sich durch die Kohorten der Rhätier, Vindeliker, Gallier und Chauzen, welche ihn umringet hatten, durchschlug. Auch Inguiomer rettete sich; im übrigen war die Niederlage der Deutschen vollkommen.

Nach geendigter Schlacht sammelten die Römer die obenbeschriebenen Waffen der Eherustier, und häuften sie auf einen dazu aufgeworfenen Hügel, als ein Siegeszeichen auf. Dieses erbitterte die Deutschen, die schon darauf bedacht gewesen waren, sich über die Elbe zu flüchten. Adel und Volk, Greise und Kinder fielen plötzlich auf die Römer, und brachten sie in Unordnung. Es kam gleich darauf wieder zu einem Haupttreffen, in welchem die Römer abermals durch Verrätherei siegten, weil ihnen die Stellung und aemachten Anstalten der Deutschen verrathen waren.

Weil

Weil dem Germanikus die Nachricht gebracht wurde, daß die Angrivarier sich empöret hätten, sandte er den Stertinius hin, um sie zu bekriegen; allein sie unterwarfen sich freiwillig. Weil nun der Sommer mehrentheils verflossen war, ließ Germanikus etliche Legionen zu Lande nach den Winterquartieren gehen, das größte Theil des Heeres aber auf der Ems einschiffen, um durch die See zurück zu fahren. Diese Flotte wurde von einem entsetzlichen Sturm in die äußerste Noth gebracht, welcher die Schiffe fortriß, sie zerstreute, und theils in das weite Meer jagte, theils an Inseln, Klippen und Sandbänke trieb. Viele Schiffe giengen zu Grunde; dasjenige, worauf sich Germanikus befand, wurde an das Ufer der Chauzen getrieben. Dieser Prinz war voller Verzweiflung, und man mußte ihn mit Gewalt abhalten, daß er sich nicht in das Meer stürzte. Endlich fanden sich nach und nach noch einige übel zugerichtete Schiffe bey ihm ein, mehrentheils ohne Ruder, und mit Segeln, welche die darauf befindlichen Römer aus ihren Kleidern bereitet hatten. Diese Fahrzeuge ließ er geschwind ausbessern, und die traurigen Ueberbleibsel seiner Flotte damit auffuchen und zusammen bringen.

Das Gerücht von dem Unglück dieser Flotte hatte den Deutschen wieder Muth gemacht;
Ger.

Germanicus hielt daher für nöthig, ihnen zu zeigen, daß sie nicht ganz zu Grunde gerichtet seyn, und ließ den Caius Silius mit dreß und dreßsig tausend Mann in das Land der Ratten fallen. Er selbst überfiel mit einer stärkern Macht die Marsen, deren Fürst, mit Namen Malovand, ihm verrieth, daß in einem nahen Haine ein Adler von einer Legion des Varus von wenig Kriegern verwahret würde. Diese Bedeckung ließ er durch einige Völker angreifen und heraus locken, unterdessen ein anderer Haufe durch einen Umweg in den Wald drang, und sich des Adlers bemächtigte. Er verheerte hierauf das Land, weil er keinen Widerstand fand, und gieng in die Winterquartire, in der Hoffnung, im nächstkommen- den 17ten Jahre den deutschen Krieg völlig zu endigen. Allein Tiberius berief ihn zu wiederholten malen, aller seiner Bitten und Vorstellungen ungeachtet, zurück, unter dem Vorwande, daß er zum Triumphe kommen möchte, in der That aber, weil er ihm nicht traute. Denn sowol Germanicus selbst, als seine Gemahlinn, Agrippina standen bey den Legionen in großen Ansehen, und Tiberius besorgte, daß dieses Ansehen, wenn es durch mehrere glückliche Thaten vergrößert würde, ihm gefährlich werden möchte.

Die Fortsetzung nächstens.





Der
D e u t s c h e.
Sechs und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 16ten November 1771.

Fortsetzung

In Rom freuete man sich vorzüglich über die
wiedergefundnen Adler, welche bey der Nieder-
lage des Quintilius Varus in die Hände der
Deutschen gefallen waren, und ließ deswegen
neben dem Tempel des Saturnus einen
Triumphbogen aufrichten. Germanicus selbst
hielt seinen Triumph am sechs und zwanzigsten
May des 17ten Jahres, wegen der wahren
und angeblichen Siege über die Cherusker,
Ratten, Marsen, Bructerer, u. s. w. Die ge-
fangenen Deutschen Herren nicht allein, son-
dern auch die so sich in den Schutz der Rö-
mer begeben hatten, mußten dem stolzen Wa-
gen des Germanicus folgen. Die Namen
des Segest und seines Sohnes Siegmund,
Seigmar's und seines Sohnes Sesibach nebst
dessen Gemahlinn Rahmis sind uns aufbehal-
ten. Auch Thasneloa, mit ihrem Sohne

Thumelich, ein Rattischer Priester Namens Libys, und viele andere Deutsche von Range, nebst einer großen Menge Gefangenen von niedrigeren Ständen, mußten diesen Aufzug verherrlichen.

Wir finden keine Spuren, daß nach dem Germanicus wieder ein starkes römisches Heer so tief in Deutschland gekommen sey. Die Römer überließen diese Völker nunmehr ihren innerlichen Uneinigkeiten. Maroboduus, dessen wir schon mehrmals gedacht haben, machte sich bey der Nation durch den Namen eines Königs verhaßt, Hermann im Gegentheil, der für die Freyheit stritt, hatte ihre Zuneigung; deswegen griffen nicht nur die Cherusker im 19ten Jahre nach Christi Geburt zu den Waffen, sondern auch von des Maroboduus Unterthanen schlugen sich die Semnonen und Longobarden, svevische Völker zum Hermann. Bey diesem entbrannte vielleicht die Rache, daß Maroboduus dem Vaterlande nicht wider die Römer Beystand geleistet. Arminius wäre auch gewiß dem Markmannischen Könige überlegen gewesen, wenn nicht Inguiomer mit allen den Seinigen zu diesem letztern übergegangen wäre, weil es seinen Stolz kränkte, daß er als ein alter Mann, unter den Befehlen seines Neffen, des Hermann, stehen sollte; so aber waren ihre Kräfte gleich. Beyde Heere wurden mit gleich-

ther Hoffnung in Schlachtordnung gestellet, nicht, wie es sonst bey diesen Völkern gebräuchlich war, in einzelnen Haufen, sondern in der schönsten Ordnung, wie sie es von den Römern gelernt hatten. Hermann ritt durch alle Glieder, und erinnerte seine Völker an die geschlagenen Legionen, an die wiedererworbene Freyheit, u. s. w. „Ihr habet, sprach er, zum Theil jetzt bessere Waffen, als gebräunte Stecken; Waffen, die ihr aus Römerhänden gerissen. Und was für einen Feind habt ihr vor euch? keine Legionen, keinen Imperator, sondern einen Flüchtling, der des Krieges unfundig das Geräusch des Treffens floh, tief im hercynischen Walde Sicherheit suchte, und durch Gaben und Gesandten ein Bündniß mit den Römern erbettelte und erkaufte; einen Verräther des Vaterlandes, einen Trabanten des Kaisers, der mit gleichem Hasse aus dem Lande gesagt werden muß, mit welchem ihr den Quintilius Varus niederhabet!“, diesem fügte er noch verschiedene Erinnerungen an ihre vorigen Siege, an jede gewonnene Schlacht, und andere Umstände bey, je nachdem er es den verschiedenen Nationen die unter ihm dienten, für angemessen hielt.

Auch Marobod ermunterte die Seinen, nahm den Inguiomer bey der Hand, und nannte ihn den ganzen Ruhm der Cherusier, woben er sein Volk überreden wollte, daß alles was

dem Hermann gelungen sey, der Weisheit und dem Rath dieses Mannes zugeschrieben werden müsse. (Wir haben im vorigen Stücke eine Probe seiner Weisheit gesehen.) Dabey erhob er seine eigne Thaten, und setzte den Herzog der Deutschen herunter.

Niemals, sagt Tacitus, ist eine Schlacht hartnäckiger, und der Ausgang zweifelhafter gewesen, als diese. Denn von beyden Heeren wurden die rechten Flügel geschlagen. Man vermuthete ein zweytes Treffen, allein Marobod hatte den Muth verlohren, und zog sich auf einen Berg, wo ihm die Eherußer nicht beykommen konnten. Wie dieses die Seinigen sahen, giengen sie haufenweise zum Hermann über, wodurch er so sehr geschwächt wurde, daß er sich in das Land der Markmänner zurückziehen, und den Tiberius um Hülfe bitten mußte. Dieser ließ ihm zur Antwort ertheilen: er habe kein Recht Hülfe wider Hermann von den Römern zu erwarten, weil er selbst ihnen niemals wider diesen Feind Beystand geleistet. Dennoch sandte er ihm den Bruder des Germanicus, Drusus, damit dieser einen Frieden vermitteln sollte, welches ihm auch muß gelungen seyn, weil wir von diesem Kriege nichts weiter finden. Die wahre Ursache aber, warum er den Drusus dahin gehen ließ, war, daß er den Samen der Zwietracht immer mehr unter den Deutschen ausstreuen, und sonderlich

lich den Maroboduus zu Grunde richten sollte. Dieses gelang ihm. Marobed hatte vormals einen Gotonischen Edelmann mit Namen Gottwald (Katualda) aus seinem Lande vertrieben, welchen die gegenwärtigen Umstände sehr bequem schienen sich zu rächen. Er fiel demnach mit einer zahlreichen Macht in das Gebiet der Markmänner ein, brachte die Vornehmsten auf seine Seite, und bemächtigte sich plötzlich der Hauptstadt und des dabei gelegenen Schlosses.

Maroboduus sah sich also genöthiget, dem Gottwald Platz zu machen. Er gieng über die Donau, und schrieb an Tiberius mit dem edlen Stolze eines Mannes, der sich auch ohne Königreich seiner Größe bewußt war. Er meldete ihm: es könne ihm nicht an einer Freystadt fehlen, indem jede Nation einen so berühmten König gern aufnehmen würde; er aber wolle die Freundschaft der Römer allen andern vorziehen. Der Kaiser antwortete ihm, er sollte in Italien einen sichern und anständigen Wohnsitz haben, wenn er dort bleiben wollte; und wenn dieser Aufenthalt seinen Umständen nicht mehr zuträglich wäre, so würde er mit eben der Sicherheit, mit der er gekommen wäre, Italien wieder verlassen können. Man wies ihm also Ravenna zu seinem Aufenthalt an, aber zu Wiedererlangung seines Thrones wurde ihm nicht geholfen.

Gottwald hatte indessen kein besseres Schicksal, denn nicht lange hernach trieben ihn die Hermundurer unter Anführung ihres Fürsten Jabil oder Vibillius; er mußte ebenfalls seine Zuflucht zu den Römern nehmen, welche ihm in Gallien einen Aufenthalt gaben. Zweide versagten Könige wurden auf ihrer Flucht von vielen Sueben begleitet, welche mit der Veränderung nicht zufrieden waren; diesen gaben die Römer dießseits der Donau ein Stück Land zu bewohnen, und einen gewissen Vannius, der von Geburt ein Quade war, zum König, welcher sie ein und drenßig Jahre lang beherrschte, und hernach, wie wir zu seiner Zeit sagen werden, mit Jabil's Hülfe von seinen Unterthanen versagt wurde.

Als nun Hermann von den Römern nichts mehr zu befürchten hatte, und Marobod vom Gottwald, dieser von Vibill versaget war, entstanden sehr blutige Unruhen in Deutschland, von denen wir nicht recht unterrichtet sind. Tacitus meldet: Hermann habe nach einer unumschränkten Herrschaft gestrebet, seine freyen Mitbürger haben sich dagegen empöret; es sey zu den Waffen geariffen, und lange mit abwechselnden Glück gestritten worden, bis endlich Hermann durch Verräthern seiner Verwandten das Leben verlohren. Ich kann mir von einem Manne, der so eifrig für sein Vaterland stritt, und ein erklärter Feind

Feind aller Unterdrückung und der königlichen Gewalt war, von einem Patrioten, der seiner Mitbürger unüberwindlichen Haß zur Freyheit nicht nur kannte, sondern so oft, und bey jeder Gelegenheit angefeuert hatte: ich kann, sage ich, von dem Wiederbringer der Deutschen Freyheit, dem ich selbst so viel schuldig zu seyn glaube, mich unmöglich überreden, daß er sich habe zum Monarchen aufwerfen wollen. Die Feinde und Neider seines Ruhms können ihn dessen beschuldiget haben: dawider habe ich nichts.

So viel ist gewiß, daß er im 19ten Jahr Christi, oder im Jahre Roms 772 umgekommen, und wahrscheinlich ist, daß dieses durch Gift geschehen — denn auch die Giftmischerrey hat Deutschland von den gebildeten Römern gelernt. Adgandestier ein Fürst der Ratten hatte an Liberius geschrieben: er sey bereit, den Herzog zu tödten, wenn man ihm von Rom das Gift senden wolle. Liberius ließ diesen Brief im Senat vorlesen, und dem Fürsten antworten: Rom pflege sich nicht durch Verrätherey und heimliche Nachstellungen, sondern offenbar mit den Waffen in der Hand an seinen Feinden zu rächen. Trotz dieser scheinbaren Antwort zweifle ich nicht im mindesten, der heuchlerische Liberius werde Adgandestiers Erbieten genutzt haben. Ich, ich glaube — und wer kann wohl anderer

Meinung seyn, wenn er Tiber's Charakter in in Betrachtung ziehet? — hätte Abgandestler es verlangt, Tiberius würde ihm Gift für ganz Deutschland geschickt haben.

Aus dieser Nachstellung ziehe ich den Schluß, daß Hermann unschuldig gewesen sey. Denn, hätte er wirklich nach der Unterdrückung seines Vaterlandes gestrebet, würde dann Abgandestler, oder ein anderer Bösewicht nöthig gehabt haben, ihm auf eine solche Art nach dem Leben zu trachten, die den Mörder verbarg? würde nicht der, welcher ihm öffentlich den Dolch in die Brust stieß, bey einer so sehr für die Freyheit strebenden Nation, als die Deutsche war, sich unsterblichen Ruhm erworben haben? — der wenige Raum, der mir übrig ist, verhindert mich, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen. Es ist mir genug, jedem meiner Leser die das Verdienst ehren, Anleitung gegeben zu haben, sich von der Unschuld eines Mannes zu überzeugen, der noch jetzt Ehrensäulen und die ganze Dankbarkeit seiner Nation verdienet. Dem aber, der an dieser Betrachtung nicht genug hat, will ich Gelegenheit geben, durch eine Stelle aus den Tacitus seine noch übrigen Zweifel niederzuschlagen. "Hermann, sagt dieser Schriftsteller, war ohne Widerspruch der Befreyer Deutschlands, der nicht, gleich andern Königen und
Heer-

Heerführern, den ohnmächtigen Anfang des römischen Volks, sondern Rom auf dem Gipfel seiner Macht, angriff. In Schlachten wechselte sein Glück; im Kriege ist er nie überwunden. Er lebte sieben und dreyßig Jahr, und war zwölf Jahr Herzog der Deutschen. Noch auf den heutigen Tag besingen ihn diese Völker. Den griechischen Geschichtschreibern, welche nur das Einheimische bewundern, ist er unbekannt, und unter den Römern spricht man nicht sonderlich von ihm, weil wir das Neue vernachlässigen, und nur das Alte erheben.“

Sollten die freyen Deutschen wohl durch ganze Jahrhunderte einen Verräther der vaterländischen Freyheit, einen Unterdrücker seines Volks besungen haben? — eben so lieb wollte ich an die Universalmedizin glauben, und Keckert für einen Dichter erkennen.

So unruhig es vom Tode Hermanns an, bis in das Jahr 21 in Gallien war, so wenig Erhebliches fiel ganzer neun Jahre lang in Deutschland vor, bis sich im Jahre 28 die Griechen empörten, weil sie, wie Tacitus sagt, des römischen Jokes müde waren. Drusus, der sie den Römern zinsbar gemacht hatte, legte ihnen, nach ihrem armseligen Zustande, einen geringen Tribut auf, welcher in einer gewissen Anzahl Ochsenhäute zum Gebrauch des Heeres bestand, und es war noch keinen einge-

fallen, die Größe und dicke der Häute zu bestimmen, bis Plennius, einer von den römischen Officiers in dem Lande der Friesen die Häute der Auerochsen auswählte, und verlangte, daß sie alle so groß seyn sollten. Dieses würde jeder andern Nation hart gewesen seyn, den Friesen fiel es desto härter, weil ihre Viehzucht nicht viel bedeutete. Anfänglich mußten sie ihre Ochsen selbst, hernach ihre Aecker, und endlich die Leiber ihrer Gattinnen, und Kinder hingeben. Sie klagten; man half ihnen nicht. Sie griffen also zu den Waffen, und hingen die Römer, welche den unmenschlichen Tribut eintrieben, an den Galgen. Plennius selbst war so glücklich, sich durch die Flucht zu retten. L. Apronius Proprätor in Belgien, zog ein Heer zusammen und fiel in das Land der Friesen, um sie zu züchtigen; allein diese empfingen ihn in Schlachtordnung, und schlugen ihn, woben er viele seiner vornehmsten Officiers verlor. Er hatte nicht das Herz, seinen Verlust zu rächen, ja, er ließ nicht einmal die Todten begraben. Vierhundert Römer, die sich in das Dorf eines vornehmen Friesen, Namens Bruptorich, der es sonst mit den Römern hielt, geworfen hatten, brachten sich unter einander um, aus Furcht, sie möchten den Friesen ausgeliefert werden. Dieser Krieg machte den Friesen einen Namen unter den Deutschen. Liberius

stellte

stellte sich, als ob Rom keinen Verlust erlitten hätte, weil er niemand so viel traute, ihm nebst einer Armee die Gelegenheit ihm gefährlich zu werden in die Hände zu geben. Es war demnach bis nach seinem Tode, welcher im Jahre 73 erfolgte, wenigstens von römischer Seite, völlig ruhig in Deutschland. Sein Nachfolger Kaligula ist, wie überhaupt durch seine Thatheiten, also besonders durch seinen närrischen Zug nach Deutschland bekannt. Dieser Kaiser war ein Sohn des Germanikus, und in Deutschland, im Lager, geboren.

Seine Armee, mit welcher er die Deutschen im Jahr 39 bekriegen wollte, und die er in Person kommandirte, soll weit über zweymal hunderttausend Mann stark gewesen seyn. Ich schäme mich, alle die unsinnigen Pessen, die er bey diesem Feldzuge vornahm, aus dem Suetonius, Dio und andern, abzuschreiben; es sey mir genug, das Hauptsächlichste anzuführen.

Als die Deutschen sahen, daß der Kaiser mit einem so fürchterlichen Heere zugegen sey, und zugleich seine Narrheit horten, trieben sie ihren Spott darüber, doch zogen etliche Nationen ein Heer zusammen, und fielen in Gallien ein. Hierüber gerieth Kaligula in ein solches Schrecken, daß er weder in Gallien, noch in Italien Sicherheit für seine läppisch Person zu finden glaubte. Im Geiste sahe er die Söhne Teuth's schon jenseits der Alpen, wo nicht gar
vor

vor Rom. Deswegen machte er alle Anstalten zur Flucht, und ließ Schiffe herbeibringen, damit er, wenn die Deutschen über die Alpen gehen sollten, im Stande seyn möchte, in eine jenseits des Meeres gelegene Provinz zu fliehen. Seine Angst war indessen überflüssig, denn Galba trieb mit einem Theile dieses Heeres, welches damals mehr als hinreichend war, eine ganze Welt zu unterwerfen, die Deutschen zurück. Das ist alles, was in diesem Jahre in Germanien vorgefallen, und einigermaßen den Namen eines Krieges verdienet. In dem folgenden vierzigsten Jahre nach Chr. Geb. nahm er sich vor, nachdem er nunmehr etwa anderthalb Jahr bloß am Rhein mit seinem Heere hin und wieder gelaufen war, die Britannier zu bekriegen. Dieser Zug war noch lächerlicher als sein deutscher Krieg, und lief auf einen Sieg über die Seemuscheln hinaus, welchen man bey den angeführten Schriftstellern, nebst einer guten Menge andrer Narrheiten dieses Kaisers nachlesen kann.

Sollte jemand neugierig seyn, aus was für Ursachen er Deutschland bekrieger? dem dienet zur Nachricht: er wollte seine deutsche Leibwache vollzählig machen.

Als nach ihm Klaudius auf den Thron kam, schlug Galba im Jahr 42 die Ratten; und Gabinus erhielt den Zunamen Chaucius, weil er den dritten Adler aus der Niederlage des Varus

Varus wieder bekam, und die Chauzen und Marsen schlug.

Nach der Zeit müssen in Deutschland sehr blutige innerliche Kriege geführt worden seyn, von denen wir keine besondere Umstände wissen, außer daß die Cheruster in denselben ihre Edlen und den ganzen fürstlichen Stamm verlohren, und deswegen im Jahr 47 den Claudius um einen König baten. Dieser gab ihnen den Italus, welcher von väterlicher Seite vom Glavius dem Bruder Hermanns, und von mütterlicher Seite vom Batumer, einem Fürsten der Ratten abstammte, und nur allein noch vom Geblüte der Cherustischen Fürsten übrig war. Der Kaiser gab ihm Geld und eine Begleitung, und ermahnte ihn, seinen Vorfahren mit einer großen Seele nachzuahmen.

Die Cheruster nahmen ihn erst mit Freuden auf; bald aber erinnerten sie sich, daß sein Vater im Solde der Römer gestorben sey. Man fragte: ob denn kein gebohrner Cheruster sey, der die Stelle eines Regenten bekleiden könne, daß man einen Nachkommen des Verräthers Glavius über alle erhoben hätte? wenn gleich hierauf geantwortet wurde, Italus sey doch von des großen Hermanns Blute; so hieß es: auch sogar dessen leiblicher Sohn, wenn er noch lebe, würde das Zutrauen der Cheruster nicht haben, weil er mit den Erhaltungsmitteln, der Sklaverey, der Religion, und mit lauter Sitten und Gewohn-

wohnheiten der Ausländer angesteckt seyn würde, da er in feindlichen Lande erzogen sey. Was den Italus beträfe, so hätte niemand gegen das Vaterland und die Götter des Landes feindseltiger die Waffen geführt, als dessen Vater.

Die, welche es mit dem Italus hielten, wendeten dagegen ein; er habe sich nicht gedrängt, sondern er sey gerufen. Da ihm nun seine Geburt gegründete Ansprüche auf die Regierung gäbe als jedem andern Eheruster, so müsse man ihn auf die Probe stellen, ob er sich seines Oheims Hermann, und seines Großvaters Katumer würdig zeigen werde, u. s. w. Die Zahl der Mißvergnügten nahm zu, und es kam zum bürgerlichen Kriege. Italus siegte; sein Glück machte ihn übermüthig; er wurde verjagt; die Longobarden setzten ihn wieder ein; aber sein Glück und Unglück brachte die Eheruster in traurige Umstände.

Um eben die Zeit fielen die Chauzen in Belgium ein. Ihr Heerführer war Ganastus von Geburt ein Caninefate, der lange unter den römischen Hülfsvölkern gedienet hatte, nachher ein Überläufer ward, mit leichten Schiffen Seeräubern trieb, und vorzüglich die Gallischen Küsten verheerte, weil er wußte, daß die Gallier reich und nicht kriegerisch waren. Sabinus der römische Befehlshaber am Niederrhein war damals gestorben, und sein Nachfolger Corbulo war noch nicht angekommen; die
machte

machte die Chauxen dreuß. Allein Korbulos kam zu rechter Zeit, schlug sie, versenkte ihre Schiffe, und verjaagte den Vianastus. Er stellte darauf die gute Zucht bey den Legionen mit vieler Schärfe wieder her, und sein Ruhm brachte die Friesen wiederum zum Gehorsam. Er ließ den Vianastus mit List um das Leben bringen, allein dadurch erbitterte er die Chauxen, welche er nochmals überziehen wollte. Aber da er im Begriff war aufzubrechen, erhielt er ein Verbot vom Kaiser Klaudius den Krieg wider die Deutschen fortzusetzen, auf dessen Befehl er so gar die Besatzungen aus denen in dortiger Gegend liegenden Festungen, über den Rhein zurück ziehen mußte.

Uebrigens bewog Agrippina ihren Gemahl Klaudius, daß er im Jahre 50 eine Kolonie von ausgedienten Soldaten nach der Stadt der Uhier wo sie geböhren war abführen, und den Ort nach ihren Namen Kolonia Agrippina nennen ließ, eine Benennung, welche diese Stadt (Cölln am Rhein) bis auf die jetzigen Zeiten behalten hat.

In diesem oder in dem folgenden Jahre schwärmten die Katten in Oberdeutschland herum, und setzten mit Rauben und Plündern alles in Furcht. Aber der Legat L. Pomponius überfiel mit Hülfe der Vangionen und Nemeten ein Theil der Katten im Schlafe, richtete ein ziemliches Blutbad an, und beschnete
etliche

etliche Römer, welche noch seit der Niederlage des **Varus**, folglich seit mehr als vierzig Jahren gefangen waren. Das übrige Theil der Katten ließ er ebenfalls auffuchen, es kam zum Treffen, in welchem die Katten noch eine größere Niederlage erlitten. Hierauf bequemtten sie sich, mehrentheils aus Furcht in diesen mißlichen Umständen auch von den Cheruskern, ihren ewigen Feinden, angegriffen zu werden, Gesandte und Geiseln nach Rom zu schicken.

Um diese Zeit wurde **Vannius**, von dem wir in dem heutigen Blatte schon geredet haben, vom **Tibul** dem Fürsten der Hermundurcr, und **Vangio** und **Sido**, seiner Schwester Söhnen aus seinem Reiche verjagt. Die beyden letzten theilten das Reich, und **Vannius** nahm seine Zuflucht zu den Römern, seine Klienten folgten ihm, und man gab ihnen in Pannonien einen Wohnsitz.

Nero folgte dem **Klaudius** in der Regierung, und in den ersten Jahren war in Deutschland alles ruhig, und die römischen Befehlshaber vertrieben sich und dem Heere die Zeit mit Bollendung eines Dammes, den **Drusus** vor dreß und sechzig Jahren angefangen hatte, um die Uberschwemmung des Rheins zu hindern. Diesen Damm vernichtete der Fürst der Bataver **Civilis** etliche Jahre nachher.

Uebrigens hofften die römischen Heerführer größern Ruhm davon zu haben, wenn sie den Frieden erhielten.

Die Fortsetzung nächstens.

Der
D e u t s c h e.
Sieben und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 23ten November 1771.

Fortsetzung

Im Anfang der Regierung des Nero herrschte in Deutschland die größte Ruhe, und es lag nicht an den Römern, daß diese Ruhe nicht länger gedauert hätte. Aber die Griechen fielen im Jahr 58 unter Anführung der beyden Fürsten Verritus und Malorich (*) in einige Besitzungen der Römer am Niederrhein, und bemächtigten sich der ledigen Ländereyen, die zum Nutzen der Soldaten bestimmt waren. Sie hatten schon Häuser gebauet und Acker besäet, als der römische Befehlshaber Aulus die beyden Prinzen durch die Bedrohung mit der römischen Macht nöthigte, nach Rom zu gehen, und sich an dem Kaiser zu wenden. Nero schenkte beyden das römische Bürgerrecht, befahl ihnen aber, die Ländereyen zu räumen. Da die Griechen

(*) Man sehe das vierzehnte Stück des Deutschen, S. 215. f. oder Tac, Annal, XIII 54.

sen sich nicht dazu bequemen wollten, wurden sie von den römischen Hülfsvölkern überfallen, und mit Verlust vieler Todten und Gefangenen dazu gezwungen. Nach ihnen bemächtigten sich die Ansibarier, welche von den Chauzen vertrieben waren, dieser Ländereyen, um sich daselbst niederzulassen. Avitus wollte auch diesen den Besitz des Landes nicht verstaten. Einer von ihrer Nation, Namens Bojokalus, ein alter Freund der Römer, that ihm sehr bewegliche Vorstellungen, die den Avitus zwar rührten, ihn aber nicht abhielten, die Ansibarier öffentlich mit vielem Stolze abzuweisen; doch both er dem Bojokalus für seine Person einiges Land an. Dieses Anerbiethen schlug Bojokalus als einen Lohn der Verrätheren, mit Verachtung aus, und fügte hinzu: „Fehlen kann uns Erde, worauf wir leben, aber worauf wir sterben, nicht!“

Die Ansibarier riefen die Brukterer, Tenkerer, und andere Völker zu Hülfe; als aber die Römer auf diese anrückten, entfiel ihnen der Muth, und die verlassenen Ansibarier mußten zu den Usipiern und Tubanten, und, auch dort vertrieben, zu den Batten, hernach zu den Cherusken ihre Zuflucht nehmen, bis nach langen Herumirren ihre junge Mannschaft nach und nach durch das Schwerdt fiel, und was keine Waffen führen konnte, als eine Beute vertheilt wurde.

Die

Die Deutschen hielten die Oerter, wo Salzquellen sind, für sehr heilig, und glaubten, die Ohren der Götter neigten sich nirgends so nahe zu dem Gebet der Menschen. Dieses, nebst ihrer angebohrnen Begierde, alles durch die Waffen zu entscheiden, verursachte zwischen den Batten und Hermunduren eine blutige Schlacht, weil beyde Theile sich die Salzquellen an der Saale zuigneten. Sie hatten von beyden Seiten das Gelübde gethan, wenn sie siegten, alles was ihnen von dem überwundenen Heere in die Hände fallen würde, Menschen, Pferde, und alles was den Besiegten gehört, den Göttern zu opfern. Die Hermundurer waren Ueberwindei.

In der Gegend von Cölln am Rhein, wurden Landhäuser, Felder und Dörfer durch ein heftiges Feuer das aus der Erde fuhr, und weder durch Plazregen noch anderes Wasser gelöscht werden konnte, verwüstet. Endlich soll es durch hineingeworfene Steine, Kleider und andere Dinge erstickt seyn.

Die folgenden zehn Jahre weiß man von Deutschland nichts Merkwürdiges, bis im Jahr 68, nachdem Nero verjaagt und halb durch sich selbst, halb durch Eoapheoditus ermordet war, sein Nachfolger Galba die deutsche Leibwache abdankte, welche die vorigen Kaiser beständig unterhalten hatten.

Wie die römische Armee in Deutschland des Galba Erhebung erfuhr, empörte sie sich, und rief den Vitellius, der über Belgium gesetzt war, und sich damals zu Eölln aufhielt, am ersten Jenner des 69sten Jahrs zum Kaiser aus. Otbo erregte auf der andern Seite einen Aufstand, in welchem Galba das Leben verlor. Otbo ward von sein r Parthen zum Kaiser ernannt, machte dem Vitellius das Kaisertum streitig, brachte sich selbst um, und Vespasian stieß dem Vitellius vom Thron. Als diese beyden noch um die Regierung stritten, setzte Vitellius alles in Bewegung, um seine Heere zu verstärken; sonderlich ließ er viele Bataver mit Gewalt zu Kriegsdiensten zwingen. Dieses Volk, welches ursprünglich von den Ratten abstammte, ward dadurch sehr aufgebracht, und von einem ihrer Fürsten, Namens Civilis, vollends bewogen, die Waffen zu ergreifen.

Dieser Prinz war sehr wider die Römer erbittert, weil man ihn zu des Nero Zeiten fälschlich der Rebellion beschuldigte, gefangen nach Rom führte, und aus eben dieser Ursache seinem Bruder unschuldig hinrichtete. Er selbst ward erst vom Galba wieder in Freyheit gesetzt. Diese Gelegenheit schien ihm erwünscht, sich und seinem Bruder, und das alte Geschlecht der Könige von dem er abstammte, an den Römern zu rächen. Die Bataver verbanden sich dem-

demnach auf sein Anrathen mit den Kaninesaten, Grieken und andern Völkern, und ließen durch diese ihre Bundesgenossen die Römer aus den festen Plätzen und Lagern im Lande der Bataver vertreiben. Civilis stellte sich indessen, als wenn er mit seiner Nation ein treuer Freund der Römer sey, bis er den römischen Feldherrn Aquilius überredete, ein starkes Heer zur Züchtigung der Kaninesaten zusammen zu ziehen. Wie er diesen Zweck erreicht hatte, schlug er sich öffentlich auf die Seite seiner Bundesgenossen, und erklärte sich wider den Vitellius. Es kam hierauf am Rhein zu einer harten Schlacht. Einige römische Hülfsvölker giengen in der Hitze des Treffens zum Civilis über, und die Römer wurden auf Haupt geschlagen, und fielen mehrentheils in die Gefangenschaft. Die Römer sandten den **Mummus Lupercus** mit zwey Legionen, welchen sie deutsche und gallische Reuteren zuordneten, wider den Civilis. Es kam zu einem zweyten Treffen, in welchem die Reuteren ebenfalls zu den Batavern übergieng, und die Legionen geschlagen wurden, welche sich kümmerlich nach Veterum, einem festen Orte im Flevischen retteten. Civilis bewogte noch alle Bataver und Kaninesaten, welche unter dem Vitellius dienten, daß sie zu ihm übertraten, und **Vespasian** sah es gern, daß Vitellius diesen Feind am Rhein hatte.

In der Gegend, wo jetzt Bonn lieget, stand Gallus mit der ersten Legion, und wollte denen jetztgedachten Völkern, welche den Vitellius verließen, den Durchzug verwehren. Er wurde also angegriffen und völlig geschlagen.

Civilis stellte sich inzwischen beständig als wenn er für den Vespasian kämpfte, welchem er auch zum Schein von seinem Heere huldigen ließ. Er gab sich auch das Ansehen, als wenn er jene zwey nach Veterum geflohene Legionen auf die Seite dieses Kaisers ziehen wollte. Als aber diese von nichts hören wollten, belagerte er sie mit einem fürchterlichen Heer, allein sie vertheidigten sich tapfer. Er nahm sich also vor, den Ort auszuhungern. Die Römer wollten ihn entsetzen, wurden aber mit großem Verlust geschlagen. Es traten immer mehr deutsche Völker zum Civilis, welcher die Länder der Ubier, Trevirer, und anderer, die noch auf römischer Seite waren, verheeren ließ, indessen er Veterum verschiedne Mächte nach einander vergeblich bestürmte.

Als nun um diese Zeit Vespasian seinen Nebenbuhler bey Kremona völlig überwunden hatte, huldigte ihm das Heer des Vitellius in Deutschland, und sandte einen vornehmen Trevirer an Civilis, mit dem Auftrage, er möchte nunmehr, da Vespasian keinen Feind mehr habe, die Waffen niederlegen. Dieser stellte sich, als hielt er den Antrag für eine bloße List, und setzte

setzte den Krieg immer fort. Er griff die römische Armee in ihrem Lager an, erstieg es, und erreagte ein entsetzliches Blutbad. Aber mitten im Würgen kamen einige Hülfsvölker der Römer ins Lager; diese fielen ihm in den Rücken, wodurch die Römer neuen Muth bekamen, und Civilis genöthiget wurde, sich mit vielem Verlust zurück zu ziehen, und den Römern, welche aber weit mehr eingebüßet hatten, das Schlachtfeld zu überlassen. Endlich glückte es dem römischen Feldherrn Vokula, die Bestung *Vetorum* zu entsetzen; darauf fielen noch einige harte Treffen zum Nachtheil der Römer vor; Civilis belagerte Maynz, hob aber die Belagerung auf, und ward gleich darauf, als sich die seinigen zu weit ausbreiteten, um das Land zu verheeren und Beute zu machen, überfallen und geschlagen. Wie nun an des Vitellius Tod nicht mehr zu zweifeln war, zog er die Larve ab, und erklärte sich öffentlich für einen Feind der Römer.

Im siebenzigsten Jahr Christi empörten sich auch die Gallier, nachdem sie zuvor eine Gesandtschaft heimlich an Civilis geschickt hatten, um ein Bündniß zu schließen, und einen Plan zu entwerfen. Julius Tutor, Julius Sabinus, und Julius Vassilius, drei gallische Fürsten, von welchen Sabinus sich für einen Urenkel des Julius Cäsar ausgab, die andern beyden aber in römischen Diensten stan-

ten, traten diesem Bündnisse bey. Die römische Armee empörte sich auf ihr Anstiften; der Feldherr Vokula ward auf eine schmachliche Art ermordet; die beyden vornehmsten Befehlshaber nach ihm wurden gefangen genommen; Alafikus kam in das römische Lager und sagte eine Endesformel her, welche von denen, so zugegen waren, nachgeschworen, und also dem Reiche der Gallier geschuldet wurde. Civilis war eigentlich nicht damit zufrieden, daß die Gallier ein eignes Reich aufrichten wollten; dennoch blieb er ihr treuer Bundesgenoss, weil er überzeugt war, daß die Macht und Tapferkeit der Deutschen ihnen immer gewachsen seyn, und dieses Reich der deutschen Freyheit nicht gefährlich seyn würde.

Der abnehmende Raum nöthiget mich, die Geschichte immer enger zusammen zu drängen. Obnehin habe ich nur Auszüge versprochen, welche dem Leser, der nichts von der ältern Geschichte unsers Vaterlandes weiß, einige Kenntniß derselben verschaffen könnten. Lieb sollte mirs seyn, wenn ich auch nur etliche meiner Mitbürger dadurch auf das Land, das sie erzeugte und ernähret, aufmerkssamer, und ihre Wißbegier reger genug machte, unsere Geschichte in ihren Quellen zu studiren. Ich schätze den größten Gelehrten nicht, wenn er in seinem Vaterlande ein vollkommener Fremdling ist.

Nach

Nach des Vokula Tode, zog Tutor mit einer ansehnlichen Macht vor Colln, und zwang alles, was er unterwegs von Römern antraf, den Eyd der Treue zu leisten. Was sich weigerte, wurde niedergehauen. Wie nun Deutschland und Gallien beynahe völlig von Römern gesäubert war, weil die Deutschen eine Besatzung nach der andern überfielen, kam endlich **Petilius Cerialis** mit fünf Legionen im mainzischen Gebieth an, ward bald geschlagen, bald erfocht er einige Vortheile, und kam sonderlich in große Gefahr, als er sich einmal am Rhein gelagert hatte. Denn Civilis ließ einen starken Damm quer durch den Rhein ziehen, und setzte dadurch das ganze römische Lager und die umliegende Gegend unter Wasser. Zu gleicher Zeit griff er mit seinen Deutschen den **Cerialis** mitten im Wasser an, die ohnehin in der größten Angst waren, und nicht wußten, wie sie der Wasserfluth entfliehen sollten. Viele wurden erlegt, mehrere ertranken, und mit denen, die sich zurück gezogen hatten, kam es am folgenden Tage zu einem sehr heftigen Treffen, worinn die römischen Hülfsvölker anfänglich vollkommen geschlagen wurden, und die Legionen kein besseres Schicksal gehabt hätten, wenn nicht ein batavischer Ueberläufer den Römern einen Weg gezeigt hätte, dem Civilis in den Rücken zu fallen; hierdurch wurde er in die Flucht geschlagen. Bald darauf aber rächete er

sich, indem er die Römer in ihrem Lager überfiel, eine große Anzahl niederhieb, und beynahe den Cerialis selbst gefangen hätte.

Dieser Feldherr mußte vielleicht einsehen, daß bey dem jetzigen Zustande des römischen Reichs, dieser blutige Krieg für die Römer schwerer fortzusetzen sey, als für die Deutschen und Gallier. Deswegen ließ er die bruokerische Prophetinn Veleda, welche damals in Deutschland alles vermochte, unter der Hand durch eine Gesandtschaft bitten, sie möchte dem Civilis zum Frieden rathen, welcher auch, man weiß aber nicht, auf was für Bedingungen, zu Stande kam, weil ein Theil dieser Geschichte, welche Tacitus aufgezeichnet hat, verlohren ist.

Von der Veleda muß ich noch anführen, daß sie gleich im Anfange des Krieges den Deutschen einen glücklichen Ausgang, für die Römer aber lauter Unglück verkündiget hatte. Hierdurch war ihr Ansehen so hoch gestiegen; ganze Völker unterworfen sich ihrer Entscheidung; Civilis sandte ihr seine Beute, und unter andern, als er den Römern einmal viele Schiffe abgenommen hatte, das Admiralschiff zum Geschenk. Ein andermal wollte er ihr ein Geschenk mit dem obengedachten Nummius Lupercus machen, den er gefangen hatte, allein dieser kam unterweges um. Von denen, die sie um Rath fragten, ließ sie sich niemals sehen

sehen oder sprechen; sie bewohnte einen hohen Thurm, und wählte einen von ihren Verwandten, der ihre Aussprüche und Antworten, so als Orakel betrachtet wurden, den Fragenden mittheilte.

Ob aber der Ausruf: *Pot, Velden!* und einige andre von gleichem Schlage, ihren Ursprung vom Namen dieses bruterischen Mädchens haben, wie ein gewisser Gelehrter weitläufig genug untersucht? überlassen wir billig denen auszumachen, die, wie jener Domherr, die Kunst verstehen, einen Topf mit ganz neuerlich eingemachten saueren Gurken für eine Antiquität aus den Zeiten des Kaisers *Severus* anzusehen. — Aber laßt uns zur Geschichte zurück kehren.

Nachher war Deutschland, so lange *Vespasian* lebte, ganz ruhig, so wie unter der Regierung seines Sohnes *Titus*. Diesem folgte *Domitian*, zu dessen Zeit einige usipetische Truppen von den Römern in Sold genommen, und nach *Brittannien* gesandt wurden. Sie empörten sich, giengen mit etlichen Schiffen durch, und umsegelten ganz *Brittannien*. Etliche von ihnen verhungerten auf den Schiffen, nachdem sie aus Noth, einige aus ihrem Mittel geschlachtet und gespeiset hatten; die übrigen fielen theils den Römern, theils den Deutschen in die Hände.

Eine

Eine andere deutsche Prophetinn kam nebst einem Könige der Semnonen, welchen Dio Cassius nennet, zum Domitian, man weiß nicht, aus was für Ursachen. Diese Jungfer hieß Ganna, und war der Beleda Nachfolgerinn im Weissagen. Der Kaiser erzeigte ihnen bis zu ihrer Rückreise, viel Ehre.

Domitian zog ohne gegebene Ursache, nach römischer Art, wider die Barten zu Felde, kam aber zurück ohne einen Feind gesehen zu haben. Doch hatte er diesseits des Rheines einen mächtigen Strich Landes verheeret. Er triumphirte bey seiner Zurückkunft, und weil er keine Gefangenen hatte, machte er, wie vormals Caligula: er kaufte die größten Sklaven, die er aufreiben konnte, und kleidete sie in keltische Tracht. Diese mußten seinen Siegeswagen folgen, und gefangne Deutschen vorstellen.

Zu seiner Zeit sollen die Barten das streitbarste Volk in Deutschland gewesen seyn. Sie führten unter seiner Regierung einen schweren Krieg mit den Cheruskern, und trieben dieselben dergestalt in die Enge, daß ihr König Charioimir den Kaiser um Hülfe bitten mußte, die er aber nicht erhielt.

Im Jahr Christi 87 emporthen sich die Daerier, welche damals noch in dem heutigen Siebenbürgen, der Moldau und Wallachen wohnten, weil ihnen der römische Weiz unerträglich fiel. Die Markmänner und Quaden, deutsche Völ-

Völker, schlugen sich zu dieser kriegerischen Nation, welche unter ihrem Fürsten Decebal, die römischen Besatzungen aus allen Bestungen an der Donau verjagte. Als aber die ganze römische Kriegesmacht im Anzuge war, und Domitian sich stellte, als ob er dieselbe in Person anführen wollte, thaten die Dacier Friedensvorschläge, welche der Kaiser verwarf. Er selbst kehrte nach Rom zurück, und überließ das Heer dem Cornelius Sufus, welcher im ersten Treffen völlig geschlagen wurde, und das Leben verlor. Nach verschiedenen mit abwechselnden Glück gelieferten Schlachten, erfochten die Römer endlich einen vollkommenen Sieg über die Dacier, welche zum zweytenmal Friedensvorschläge thaten. Aber auch diese verwarfen die Römer, und wurden gleich darauf von den Quaden und Markomannen aufs Haupt geschlagen. Nun war die Reihe an dem Kaiser, um Frieden zu bitten, welchen ihm Decebal unter harten Bedingungen gewährte; denn der Kaiser mußte ihn nicht nur für einen König erkennen, sondern noch außer einer baar zu erlegenden Summe, einen jährlichen Tribut versprechen, und viele Handwerker, woran es den Daciern fehlte, übersenden.

Dennoch hielt Domitian mit vieler Unverschämtheit einen Triumph über Deutschland und Dacien; oder wie Orosius sich ausdrückt: über seine vertilgten Legionen.

LZerva,

Nerva, der dem Domitian auf dem Thron folgte, nahm den Titel eines Ueberwinders der Deutschen an, weil sie unter seiner Regierung, im Jahr 96 in Pannonien von den Römern geschlagen seyn sollen.

Sein Nachfolger, Ulpian Trajan hatte beschlossen, den Krieg mit den Deutschen zu vermeiden. Dieser Prinz war bey ihnen in solchen Ansehn, daß sie im Jahr 97 ein fürchterliches Heer, welches an der Donau bereit stand, in die römischen Staaten einzufallen, auseinander gehen ließen, als sie hörten, daß Trajan zur Regierung gelangt sey.

Bermuthlich fällt der Anfang des grausamen innerlichen Krieges, welchen die Chamarier und Angrivarier wider die Brukterer führten, in die Regierung eines der vorhergehenden Kaiser, vielleicht gar des Vespasian. Wir wissen nichts von demselben, als daß die brukterische Nation von ihren Feinden beynahe völlig aufgerieben worden, und daß endlich Trajan durch ernstliche Drohungen den Frieden hergestellt, und den verjagten König oder Fürsten der Brukterer wieder eingesetzt habe. Uebrigens rächete Trajan Roms Ehre an Dacien, welches er zweymal bekriegte, und zu einer römischen Provinz machte.

Adrian, der folgende Kaiser, hat sich dadurch bekannt gemacht, daß er die Grenzen des Reichs durch Wälle und Mauren verwahrte.

Auch

Auch in Deutschland ließ er dergleichen auf-
führen, und die dortigen Legionen beständig in
den Waffen üben. Er soll einer deutschen Na-
tion einen König gegeben haben; was für eine
es sey, ist unbekannt. Const stand er bestän-
dig mit den Deutschen in gutem Vernehmen.

Unter Antonin gieng der Krieg wieder an;
besondere Umstände wissen wir nicht; vielleicht
verdienen sie auch kaum, gewußt zu werden.
Aber zu den Zeiten seines Nachfolgers, **Mar-**
kus Aurelius, entstand der bekannte Marko-
mannische Krieg. Wenn auch einige meiner Le-
ser ihn unter diesem Namen nicht kennen, so
werden sie doch vermuthlich von der Donner-
legion gehört haben? von beyden werde ich
nächstens reden.

Mein Herr Deutscher,

Wenn nun mein Mann auch Hörner trägt,
was kümmert sie das? Bisher ist noch kein
Mensch so unverschämt gewesen, daß er es ihm
vorgehalten hätte, als sie. Herr! daß sie es
wissen, Gott sey ihren Augen quädig, wenn ich
sie ausfündig machen kann! Wochten sie doch
sagen was sie wollten, aber daß sie den guten
Mann vor ihrem verfluchten Buche in Kupfer
stechen lassen, daß jedes Kind mit Fingern auf
ihn weist, das geht zu weit. Wenn er nur
nicht

nicht so eigentlich getroffen wäre, oder wenn es nur mein Mann nicht wäre! Warum haben sie nicht meinen Nachbar stechen lassen? Ich gebe dem funfzig Thaler, der mir ihren Namen sagt.

Barbara S.

Madame,

Ich kenne weder sie, noch ihren Mann. Die funfzig Thaler können sie sparen, mein Verleger wird ihnen meinen Namen unentgeltlich sagen; und den Namen des Kupferstechers in den Kauf. Auch ihr Nachbar ist mir unbekannt. Sollte ich jeden Mann, der mit dem ihrigen einerley Schicksal hat, in Kupfer stechen lassen, wo würden alle Kupferplatten herkommen? Besser wärs, wenn alle Weiber von ihrem Charakter gemahlt oder in Kupfer gestochen würden; vielleicht stellte dies die Stirn manches Mannes in Sicherheit, und mancher würde hergegen erschrecken, das Bild seiner Hälfte unvermuthet in der Sammlung zu finden. Gute Besserung, Madame Barbara, wünscht ihnen
der Deutsche.



Der
D e u t s c h e.
Acht und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 30ten November 1771.

Zimmer gerade vor sich hingehen müssen, keinen Seitenschritt weder zur Rechten noch zur Linken thun dürfen, ist eine Sache, lieben Leser, die ich nicht lange aushalten kann. Wenn nun vollends der Fußsteig holprig ist, und nirgend eine Baul, oder einen Rasenhügel — oder allenfalls, in Ermangelung besserer Bequemlichkeit, einen großen Stein, zum Niedersetzen hat — dann sey der Himmel jedem Wandersmann gnädig! Noch, wenn ich nach meiner Willkühr fortschlentern oder laufen kann, wöllt ichs gelten lassen. Aber ein Wegweiser voraus, dem über Stock und Steine nachgetrabet werden muß — für einen, der das Gehen nicht zum Handwerk macht, ist das ein erbärmliches Ding! Nun glaub ich zwar, nicht schlechter zu Fuße zu seyn, als irgend ein andrer — ich gehe meinen guten Schritt, trete ziemlich fest auf, und wenn ich gleich einmal stolpere, so hat mich doch noch kein Mensch auf die Nase fallen sehen

2

hen — aber ich habe den Eigensinn, daß ich nicht gern hinter jemand hergehe, der mir gleichsam jeden Schritt vormisset. Darum bin ich (wenn ihr euch nur die Mühe geben wollt, die letzten Tage meiner Wanderschaft auszumachen) immer solche Wege gegangen, wo ich keinen Wegweiser brauchte: — oder wenn ich ja seiner bedurfte, mußte der Weg so breit seyn, daß wir neben einander Platz hatten.

Hat man nun alle Tage einerley Wegweiser — wenn es auch auf einen solchen Wege wäre, wo einer hinter dem andern hergehen muß — so gewöhnt man sich endlich an seinen Schritt, und wandelt so gut man kann, hinter drein. Wenn sich aber ein Schock zugleich finden, die sich über den Weg nicht vergleichen können, — der sagt: dort geht der rechte Weg hin! — ein andrer: nein, er geht dahin! — rechts! — links! — rückwärts! — vorwärts! — krumm! — gerade! — hierhin! dahin! dorthin! — und jeder will gefolget seyn! — Wofern ihr da nicht in Gefahr seyd, irre zu gehen, so versteh ich nichts von Wegen.

Zum wenigsten habt ihr die Mühe, die Narren zu vergleichen. —

Was die Bank oder den Rasenhügel betrifft, je nu, da hab ich ein Mittel ausgedacht:

Ich führe beständig einen Feldstuhl bey mir, auf welchen ich mich setze, so oft mirs gut dünkt.

Aber,

„Aber, Freund, dann laufen dich die Wegweiser davon, und du bleibst allein in der Wüste.“

Desto besser! dann sitz ich auf meinem Stuhl und — träume bis sie wiederkommen.

Etliche Wochen hinter einander, bin ich nun auf meinem Wege in einem Athem fortgelaufen, ohne mich umzusehen. Hier ist ein ebnes Fleckgen; hier muß ich meinen Feldstuhl auseinander schlagen.

Zu den Zeiten des weisen Königes Salomo — den ihr alle kennt — und kennet ihr ihn nicht, so ist es nicht meine Schuld — auf allen Fall, was kümmert es mich? — Zu den Zeiten dieses Königs mochte der Einfall hingehen, sich hinzusetzen und — ein Buch zu schreiben. Aber jetzt? — bey meiner Treu! die Zeiten haben sich geändert. — Und hätte Salomo vorher sehen können, daß die Aenderung so groß seyn würde, mir dünkt immer; der Mann hätte lieber alles andre gethan, als Bücher schreiben.

Ein jeder Schriftsteller, wes Standes, Alters, Kopfes, u. s. w. er sey — er schreibe mit einem Gänsefiedel, oder — womit er will, kommt mir ungefähr so vor — comme un col-dar qui passe par les verges.

Psay! mein Herr, das ist eine Vergleichung, worinn mancher viel — „

— Anstößiges finden wird? Guter Freund, das hab ich selber schon gedacht; eben darum gab ich ihr ein französisches Kleid. — Denn wir Deutschen finden gemeiniglich das Anstößige weder in den Wörtern noch in den Begriffen, noch in Sachen, noch in Handlungen.

„Wo zum Henker findet ihr es denn?“

Das will ich euch sagen: in der Sprache. Lacht nicht! ich erbieth e mich, euch das Ding sonnenklar — oder wenn euch so vieles Licht blendet — mondenklar zu beweisen. — Versucht es einmal, und nennet gewisse Dinge, deren ihr nicht gar füglich entübrigt seyn könnet, und die euch jeder Anatomiker bey vielen brennenden Lichtern zeigen und ohne zu erröthen, nach allem, was sich davon sagen und nicht sagen läßet, deutlich machen wird — versucht es, sag ich, und nennet diese Dinge mit einem sitisamen deutschen Namen. Sehet zu, wenn nicht flugs jedes Frauenzimmer in der Gesellschaft roth wird — oder wenigstens sich so stellet — es müßte denn seyn, daß sie zum Erröthen noch zu unschuldig wäre — und jede Mannsperson auch für unmanierlicher aussehret, als Diogenes soll gewesen seyn: so will ich verlohren haben, und erbieth e mich, meine Vergleichung — welche ich übrigens für eine der besten halte, die je gemacht ist — ohne Gnade auszustreichen. Seyd ihr aber so geschreuz, diese Dinge in einer andern

bern Sprache zu nennen? — Jedermann wird euch eben so gut verstehen; kein Frauenzimmer, von der Matrone an, bis zum Mädchen, das nachgerade anfängt die Puppe zu ver-
stecken, wenn Fremde ins Zimmer kommen, wird den Fächer vors Gesicht halten; und keine Mannsperson wird euere Sittsamkeit in Zweifel ziehen. Hieraus ziehe ich den Schluß:

daß den deutsche Sprache für garstige Dinge zu reinlich sey;

wosern ihr nicht lieber den gerade entgegen gesetzten Schluß daraus herleiten wollet:

daß die Deutschen nur der deutsche Name eines anstößigen Dinges anstößig sey.

Ich gestehs, ihr habt Gründe vor euch. Nennet z. B. jemanden einen H . . sohn. Und wenn in seiner Mischung die Galle auch das kleinste Ingrediens wäre, so wird er nicht ermangeln, euch handgreiflich zu überführen, daß H . . sohn ein grundgarstiges Scheltwort sey. Saat aber ein Deutscher zu seinem Nächsten: du bist ein fils de p . . — wenn er nicht dadurch stracks ein Paar Argumente von der Ueberführung abgedungen hat, so will ichs gelassen ansehen, wenn ihr dieses Blatt zum Käsefrämer schicket — oder es gar mit dem Parterre oder einer andern Schmähschrift in einen Band binden lasset. Nun aber:

„Liese ist eine H . . .“

Schämien sie sich mein Herr!

„Diese ist ein Prostibulum.“

Nicht übel! wahrhaftig, nicht übel! keine Seele hat wider den Ausdruck was einzuwenden, es müßte denn eine lateinische Seele seyn. Diese würde euch — mit euerer Erlaubniß — beweisen, daß das römische Wort viel, viel garstiger sey, als das Deutsche.

„Diese ist eine fille de joye.“

Wortreflich! allerliebste gesagt! Mit mehrerem Anstande kann man einem Mädgen die Keuschheit nicht absprechen! Euere Wangen, ihr Schönen, sind in Sicherheit! Ihr könnt mit gutem Gewissen die Mühe sparen, ein Bißgen Blut herauf zu zwingen. Es war ja nur französisch, und dabey — wie euch euere Mamfell gesagt hat — schickt sichs nicht, zu erröthen. — Wiemol ich, im Vorbengehen gesagt, von den Schönen, sie mögen alt oder jung seyn, nicht die beste Meinung habe, die über jeden Dr — roth zu werden verstehen. (*)

„Sancho Pansa ward von dem Jäger in den H. . . geschossen.“

Pfup Teufel, wie garstig.

der

(*) Wenn dieses deutsche große D mit dem kleinen r Steine des Anstosses sind, der wird sie entschuldigen, wenn ich ihm sage, daß ich nicht weiß, wie dieser Fall in der Zwittersprache ausgedruckt wird.

„der Jäger schoß den irrenden Stallmeister vor die bloßen Posteriorsa.“

In der That, mein Herr, man kann nicht artiger reden!

Aber hütet euch, mich deswegen als einen Eyniker auszusprechen! — Ihr würdet euch an mir versündigen. Denn wißet, unter allen Einfällen, die jemals in einem menschlichen Gehirn aufgekeimet sind, hält ich zu keinem den ersten Boden lieber hergeben mögen, als zu dem Einfall des Mannes, der zuerst die Grazien — die Grazien so gar — bekleidet, abbildete. — Aber lachen muß ich, daß ihr nicht die Sachen, sondern ihre Namen garstig findet. Lachen muß ich, wenn ihr euch schämt, ein alltägliches Unglück mit einem bescheidenen deutschen Ausdruck zu belegen:

Woher, liebe Madame, kommt ihre ungewöhnliche blasse Farbe? Sie gleichen einer Person, die kaum das Krankenbette verläßt.

„Sie haben nicht Unrecht. Es war keine Kleinigkeit.“

Die erste Dame fuhr fort zu fragen, und ich unterschied in der Antwort dem französischen Ausdruck, der gerade nicht mehr und nicht weniger sagt, als was wir in unsrer Muttersprache eine ungeitige Entbindung nennen. — Findet mir in diesen Worten etwas Ungeziemendes, wenn ihr könnt? — und wenn ihr nicht könnt, so belehret mich, in wiefern faulle

couche besser sey? — Erbsen und Hering —
Hering und Erbsen!

„Aber mein Herr Deutscher, die Sittsam-
keit, und — die schönste der Grazien, die Ver-
schämtheit“

Aber mein Herr Einwender, die Sittsam-
keit will, daß ihr wirklich anstößige Gedanken
gar nicht bey euch vermuthen laßet. Und was
ihr die Schönste der Grazien nennet — ich
wollte, ihr hättet Liebenswürdige, Ehrwür-
digste gesagt — die Verschämtheit wird durch
ein gallisches, oder brittisches, oder römisches
Wort, ~~da~~ bald es einen garstigen Begriff in sei-
ner ganzen Garstigkeit ausdrückt, nicht weni-
ger beleidigt, als durch ein Deutsches. Und
hab ich euch nicht sehen lassen, daß ein frem-
der Ausdruck einem Dinge von seiner Häßlich-
keit nichts benimmt, wenn es an sich häßlich
ist? — daß er es zuweilen noch häßlicher
macht? z. B. Proßt . . .? — daß er zuweilen
was Unanständiges vermuthen läßet, wo
nichts ist, z. B. faulle couche? — und, daß
man schamloser seyn muß, das Wort p.. (wel-
ches ihr ohne Schwürigkeit aussprechet) aus-
zusprechen, als das deutsche Wort H..? wenn
ihr ja nicht entübrigt seyn könnt, gewisse un-
saubere Vorstellungen die euerem Kopf durch-
kreuzen, auszukramen, und bey denen die euch
hören, dieselben Vorstellungen hervorzubringen.
So ist unsre Sprache keine solche Bettlerin, die
für

für jedes Ding nicht mehr als Ein lumpiges Gewand hätte. Ihr werdet in derselben anständige und sittsame Ausdrücke genug finden, ohne daß euere Schönste der Grazien nöthig haben wird, von dem Pöbel unter den Franzosen die Allerunanständigsten zu entlehnen; — denn von dem feinern Theile habt ihr euer *his de p...*, das Wort so den Nonnen von Andoville's so sauer ward, und andre eben so saubere Blümchen zuverlässig nicht geborget.

Nun sehet ihr, daß ich, um keinem unter euch anstößig zu seyn, Ursache hatte, meine Vergleichung französisch einzukleiden. — Ueberhaupt stelle ich mir einen jeden Schriftsteller vor *comme un soldat qui passe par les verges*. Die mehr:sten hauen zu; etliche machen Musik; und ein Paar neugierige Müßiggänger, die von ungefähr über den Platz laufen, bleiben stehen und sperren das Maul auf. Die ihn hauen, sind eben das, was er ist, und der arme Teufel hat ihnen, meines Wissens, nicht ein Haar in den Weg gelegt.

Send ihr ein Historiker, mein Herr? — „Zu dienen.“ — desto schlimmer für euch! da passet die Vergleichung noch genauer. Vor jedem armen Teufel gehet einer her, dem er Schritt vor Schritt folgen muß. Folgt er nicht, so wird er gepeitscht; folgt er, — so wird er dennoch gepeitscht. — Vor euch, mein Freund, gehen oft ein halbes Hundert her, und ihr

mögt einem, oder etlichen folgen — oder ihr mögt den Trostkoß machen und keinem folgen: den Hieben entgeht ihr nicht! — Ihr zweifelt? Hört, guter Freund, thut die Augen auf, und sehet rechts und links, und rückwärts, so weit und so scharf ihr könnt; und wenn ihr mir, von Moses an bis auf den heutigen Tag, nur einen einzigen zu nennen vermöget, der nicht gezeisset wäre, so — will ich mich des gerechten Anspruchs auf die Dankbarkeit aller Ausländer, die ich heute verdienet habe, ferner nicht hiermit begeben.

So gewiß ihr das nicht vermöget, so gewiß werdet auch ihr, so wie ihr da seyd, nicht ledig ausgehen, und sollt auch nur ein muthwilliger Dube euch mit einem Schneeball werfen — doch könnt' es gerade Sommer seyn, oder — wenn es Winter ist, mögt' eben kein Schnee liegen — und dann bin ich nicht Bürge, daß euch nicht etwas schlimmers nachgeworfen wird. Aber, wenn euch das ein Trost ist, so bemerket, daß von der andern Seite immer jemand euch zu Ehren eine Rüst machen wird.

Lasset euch aber, lieben Leute, durch beides nicht irre machen. Denn mir deucht — nein, mir deucht nicht; es ist ausgemacht, daß es nichts zu bedeuten hat, wenn ein Knabe muthwillig ist. — wofern ihr nur so viel gutes an euch habt, daß ein gesetzter Mann sich nicht

nicht

nicht schämen darf, sein Schnupstuch hervor-
 zuziehen, um den Schmutz von eurem Rocke
 zu wischen. Und mit der Musik? — nun wahr-
 haftig, wenn nicht wenigstens Eine reinge-
 stimmte und gutgespielte Geige darunter ist, so
 halt ich alles übrige keines Pfeifenstieles werth.
 Denn ihr müßet wissen, daß man den ganzen
 hungrigen Schwarm der Bierfiedler, so viel
 ihrer in Deutschland sind — samt ihren Zie-
 deln — für ein Paar lumpige Gulden mie-
 then kann. — Dann werden sie euch zu Eh-
 ren fiedeln, daß es die ganze Nachbarschaft
 höret. — Aber ich halte euch für Schurken,
 wenn ihr einen Pfennig dran waget. — Lie-
 ber mögen sie euch mit allem werfen, was in
 ihre schmutzigen Hände kommt.

Wir können nicht umhin, einem jeden,
 was diesen Punkt betrifft, unsre Gefinnung zu
 wünschen: uns ist es lieber, daß Leute die eine
 gute Geige spielen, uns mit dem Bogen bros-
 hen, oder gar auf die Finger schlagen, wenn
 wir einen oder ein Paar Takte nicht nach ih-
 rem Geschmack gespielt haben, als daß ein
 Bierfiedler Bravo ruft. Denn wir finden, daß
 sein bestes Loblied weiter nichts sey, als ein —
 Gassenhauer; und kein Mensch wird uns über-
 reden, daß eine Stockfiedel eine Kremoneser
 sey.

Das wäre also unser Stück von den Bes-
 sen, von Schriftstellern, von Vergleichen,
 von

vom Anstößigen, vom Erröthen, vom passer par les verges, von Virtuosen, und von Bierfiedlern. Nun haben wir noch von Verschlimmerung der Zeiten, von der ehelichen Liebe, und wenn es der Raum erlaubt, vom Patriotismus zu reden; das wollen wir unter der Aufschrift

A n e k d o t e n

zusammen fassen. — Aber, das bitte ich, laßt euch diese Aufschrift nicht verleiten, mich mit gewissen hässlichen Anekdotensammlern in eine Klasse zu setzen; denn ihr werdet finden, daß durch unsere Anekdoten keines Menschen guter Leumund gekränkt wird, wenn ihr euch die Mühe geben wollet, sie zu lesen.

Plutarch, den wir, wie ihr wißt, für einen kriegbraven Mann halten, hat auf unsre Zeiten ein Pasquill gemacht, welches — aber höret nur selbst: er sagt in seinem Liber amatorius, es ließen sich viele Tausende von Beyspielen anführen, daß die eheliche Liebe trotz den Silberhaaren und Runzeln bis zum Grabe mit unveränderlicher Treue, Zärtlichkeit, u. s. w. fortgebauet, und fest bestanden sey. Freund Plutarch, du guter Mann, hättest du in unsern Zeiten gelebet, und deine Tausende nicht auf der Stelle in ein oder ein Paar Dutzend verwandelt, so würden wir dich für — einen
der

der größten Prahler halten. Zu deinen Zeiten konntest du Recht haben, zumal, wenn du, wie du wirklich thust, deine multa millia uxorum amorum von den Galliern und Deutschen entlehntest. Denn deine Römer und Griechen waren gesittet, gebildet — gleich dem heutigen Gallien oder Deutschland; das heißt: bey ihnen hatten sich die Zeiten schon verschlimmert. Ein Beyspiel sagt er, welches er selbst erlebt, wolle er anführen — und wir wollen es ihm nachschreiben, bloß um der Seltenheit willen.

Meine Leser werden sich des Julius Sabinus, eines angeblichen Nachkommen des J. Cäsar erinnern, der auf des Civilis Seite getreten war. Als Civilis und die Deutschen mit den Römern Frieden gemacht hatten, befürchteten die vornehmen Gallier die Strafe ihres Aufruhrs, und suchten sich zu retten, so gut sie konnten. Sabinus hätte leicht zu den Deutschen flüchten können; aber er konnte sich nicht entschließen, seine Gemahlinn Empona zu verlassen; und sie mitzuführen war unmöglich. Auf einem Landhause hatte er ein Paar Keller, welche nur zwey seiner Frengelassenen wußten. Diese beyden behielt er; allen übrigen Knechten gab er ihren Abschied, unter dem Vorwand, als wollte er sein Leben durch Gift endigen. Hierauf zündete er sein Landhaus an, und begab sich in die unterirdischen Hölen. Einen der Frengelassenen sendte er zu seiner Gemah-

mahlinn; der ihr seinen Tod melden mußte.
 Dieses that er in der Absicht, damit ihr
 Schmerz desto natürlicher seyn, und seinen Tod
 glaubwürdiger machen möchte. Dies traf ein;
 denn Empona warf sich, so bald sie die Nach-
 richt erhielt, zur Erde, und brachte so drey Ta-
 ge zu, ohne etwas zu genießen. Als Sabinus
 dieses von seinem Frengelassenen erfuhr, war
 er für ihr Leben besorgt, und ließ ihr die Wahr-
 heit eröffnen, ermahnte sie aber, sich immer
 noch betrübt über seinen Tod zu stellen. Dies
 that die Frau; indessen besuchte sie des Nachts
 ihren Gemahl, und brachte sieben Monate
 mit ihm zu. Nach Verlauf derselben führte sie
 ihn verkleidet nach Rom, in Hoffnung, seine
 Sache bezulegen. Diese Hoffnung schlug fehl;
 er lehrte also wieder in seine Hölen zurück, wo
 seine vortrefliche Gattinn sich mit ihm gleich-
 sam lebendig begrub, indem sie diesen Aufent-
 halt der Todten nicht anders verließ, als wenn
 sie auf ein Paar Tage nach Rom gieng, um
 allen Verdacht vorzubeugen. Sie gebahr ih-
 rem Gemahl in seinem unterirdischen Aufent-
 halt zween Söhne. Endlich ließ Vespasian
 dieses Wunder ihres Geschlechts ermorden;
 und sie hatte das Herz, ihm bey ihrer Hinrich-
 tung ins Gesicht zu sagen: der Aufenthalt bey
 den Erdgeistern sey erträglicher, als einen Th-
 rannen auf dem Thron zu sehen. Die Groß-
 muth, mit der sie starb, zwang jeden statt der
 Ehrd-

Thränen zum Erstaunen und zur Bewunderung; Plutarch setzt hinzu: Göttern und Schutzgeistern habe niemals etwas abscheulicher vorkommen müssen, als die Hinrichtung einer solchen Frau; und hierinn geben wir, als große Verehrer der weiblichen Tugenden, ihm willig Beyfall.

Unsere zweyte Anekdote betrifft den Decebal, dessen sich meine Leser gleichfalls noch aus den vorhergehenden Blättern erinnern werden. Als sich die Dacier wider den Domitian empörten, standen sie unter einem Fürsten Namens Duras. Dieser sah, daß sein Volk wider einen so mächtigen Feind als die Römer waren, eines tapfern und in jeder Kriegeskunst vollkommen geübten Hauptes bedürfe. Duras war ein Patriot. Er zog das Glück seines Volkes dem Vergnügen zu herrschen vor. Decebal ward für den Weisesten, Entschlossensten und Tapfersten der ganzen Nation gehalten; diesem übergab Duras aus freyem Erbe die Regierung, und erwarb sich dadurch den unsterblichen Ruhm, der beste Bürger in seiner Nation zu seyn.



Mein Herr,

Warum hat denn ihr Mann auf dem
tellsupfer seinen Degen an der rechten Seite?
Predigen sie doch einmal den Kupferstechern
Vernunft: Gott befohlen

Fr. Kurz.

Antwort:

Den Kupferstechern? — Lieber ihnen. Die
alten Deutschen sowol als die alten Römer
trugen das Schwerdt nicht an der linken Sei-
te, sondern an der rechten. Leben sie wol
der Deutsche.



Der
D e u t s c h e
Neun und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 7ten Decemb. 1771.

Fortsetzung
des sieben und vierzigsten Stückes.

Liberius war schon der Meinung, man müsse Deutschland seinen innerlichen Unruhen überlassen. Seit einiger Zeit folgten die Römer diesem Grundsatz so viel sie konnten, und befanden sich ganz wohl dabey, so lange die Deutschen thöricht genug waren, sich unter einander aufzureiben. Die Zeit kam aber, wo diese Völker einsahen, daß es besser sey, ihre zusammengesetzten Kräfte wider auswärtige Feinde zu wenden.

Unter der Regierung des Markas Aurelius, verbanden sich die Quaden, (Schlesier) Marisker, (Pfälzer) Hermundurcr, Sueren, Vandalen, und verschiedene Völker, jenseits der Oder, und von der Pohluischen Grenze, als die Burier Basternen, u. a. m. nebst sehr
3 vielen

vielen Nationen, deren Namen uns kaum noch bekannt sind, mit den Markmännern, und fielen in die römischen Staaten zu einer Zeit, da Italien theils durch Hunger und Pest, theils durch den parthischen Krieg äußerst entkräftet war. Dieses ist der sogenannte Markomannische Krieg, dessen ich am Schluß des sieben und vierzigsten Stückes erwähnte. Die Römer mußten leiden, daß diese Völker zwey Jahre lang die römischen Provinzen plünderten und verheerten, ehe sie ihnen ein hinlängliches Heer entgegen zu stellen vermogten; und dennoch wie die Heer zusammen gebracht war, bestand es zum Theil aus Straßenräubern, Klopffechtern und Sklaven. Markus Aurelius, und sein Mitregent Lucius Verus, giengen in Person zur Armeer ab, fanden aber, wie es scheint, daß die Feinde sich mehrentheils schon über die Donau zurück gezogen hatten, und schlossen mit den übrigen einen Frieden. Daß ist ungefähr alles, was wir von diesem Kriege zuverlässig wissen, der den Römern so viele Sorge gemacht hatte, daß Aurelius, um den Olymp so viel als möglich, auf seine Seite zu bringen, verschiedene Gottheiten fremder Völker nebst ihrem Gottesdienste in Rom einführte. Zu Aquileja, wohin die beyden Kaiser sich beym Schlusse des Friedens begeben hatte, entstand die Pest unter ihrem Gefolge und den Soldaten, welches sie bewog, nach Rom zu kehren; L. Verus starb

stark aber unterwegs. Es ist zu bedauern, daß wir von diesem Kriege, der doch sehr wichtig und Anfangs für die Römer sehr nachtheilig gewesen seyn muß, keine hinlängliche Nachrichten haben. Der Friede war von keiner Dauer; denn, weil sich die Deutschen wahrcheinlicher Weise nur deswegen dazu bequemet hatten, weil ein großes Theil ihrer Bundesgenossen über die Donau zurück gieng, und sie verließ: so fingen sie bald wieder an sich zu bewegen. Aurelius rüstete sich, ihnen mit Nachdruck zu begegnen, und, weil die Schatzkammer erschöpft war, verkaufte er sein goldenes und silbernes Geschirr, so gar seine Kleider, um die Truppen bezahlen zu können. Was wir von dem Anfange dieses Krieges sagen können, sind ebenfalls größtentheils nur Muthmaßungen. Daß wissen wir, daß sechstausend Longobarden über die Donau gegangen, aber vom Candidus und Vindex zurück getrieben sind, und daß bald darauf ein Haupttreffen mit den Markmännern vorfiel, worin die Römer geschlagen wurden, und Vindex selbst das Leben verlor, welchem M. Aurelius drei Ehrensäulen zu Rom aufrichten ließ. In einer andern Schlacht haben die Römer zwar, zigtausend Mann eingebüßt.

Somit rüsteten sich auch die in den Gegenden des Rheins wohnenden Deutschen, und fielen in Italien ein, sie wurden aber vom

Pertinax und Pompejan geschlagen, und man soll unter ihren Todten viele gerüstete Weiber gefunden haben.

Es sind in diesen Kriegen noch viele blutig Schlachten vorgefallen, von denen wir keine besondere Umstände wissen. Pannonien kam wieder ganz und gar in römische Hände, und überhaupt wollen die Römer in diesem Kriege die Oberhand behalten haben, welches auch ganz wahrscheinlich ist. Aurelius nahm den Namen Germanikus an, und gieng über die Donau, um die Quaden nachdrücklich zu züchtigen. Dies war im Jahr Christi 174. Die Quaden schlossen ihn mit seinem Heer in den Gebirgen ein, wo er kein Wasser bekommen konnte, wodurch die Legionen in Gefahr kamen, vor Durst umzukommen. Wie er fünf Tage lang die äußerste Noth ausgestanden hatte, griffen ihn die Quaden an — andere sagen er habe sie angegriffen, welches in der That mehr Wahrscheinlichkeit hat. Im wählenden Treffen entstand ein schreckliches Gewitter, nebst einem Sturmwind, der den Deutschen gerade entgegen wehete und ihnen den Hagel und Regen ins Gesicht schlug, wodurch Aurelius den Sieg erhielt.

Dieses wird für ein Wunder ausgegeben, welches durch das Gebet der Donnerlegion gewürket wurde. Es soll nemlich den Kaiser gemeldet worden seyn, daß den Christen ihr
Gott

Gott nichts abschlage. Da er nun gehöret, daß die ganze zwölfte Legion — einige die bescheidner lügen, sagen nur von einer ganzen Kohorte der zwölften Legion — aus lauter Christen bestände, ließ er sie zusammen kommen, und bat sie, bey diesem großen Mangel an Getränk, ihren Gott um einen tüchtigen Platzregen anzusehen. Die Christen gehorchten und es fieng an zu regnen. Der Himmel that mehr; er sandte zugleich Donner und Hagelsturm, um den sie nicht gebeten hatten, und durch dessen Hülfe die Deutschen gleichwol geschlaagen wurden — vermuthlich, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, weil sie keine Christen bey sich hatten, die den Hagel wider die Römer zurückbeten konnten. Die Legion hatte hierdurch den Namen Fulminea, die donnernde, erhalten, aber, wohl zu merken, nur bey den christlichen Schriftstellern. Denn die Wahrheit ist, daß weder M. Aurelius noch seine Armee überhaupt, noch die zwölfte Legion insonderheit, noch die römischen Jahrbücher das geringste von diesem Wunder wissen; und daß unmöglich, schlechterdings unmöglich, nur ein Manipel, geschweige eine Kohorte oder ganze Legion aus lauter Christen habe bestehen können, welches die wissen werden, die den Eifer der ersten Christen und die Sitten der römischen Läger kennen.

Meines theils, so gewiß und so ehrerbietig

thig ich die Wunder Christi und seiner Apostel für wahr erkenne, so hartnäckig wehre ich mich gegen die Mirakel der neuern Propheten.

Nach dem Siege, den die Römer bey dieser Gelegenheit erfochten, baten die Quaden um Frieden, welchen sie unter der Bedingung erhielten, daß sie nicht die geringste Gemeinschaft in Zukunft mit den Markmännern und deren Bundesgenossen unterhalten, eine gewisse Anzahl Pferde und Rindvieh geben, und alle Ueberläufer und Gefangnen ausliefern sollten. Die Quaden waren genöthiget, dieses einzugehen; allein, als gleich darauf die Markmänner von dem Kaiser zu wiederholten malen geschlagen wurden, brachen sie den Frieden, indem sie diesen ihren alten Bundesgenossen mit der größten Bereitwilligkeit eine Zuflucht verstatteten. Ueberdem verjagten sie ihren König Surtius, und wollten ihn auf des Kaisers Geheiß nicht wieder annehmen, sondern erwählten einen andern, Namens Ariogäsus; auch lieferten sie nicht alle Gefangnen aus, (deren Zahl sie ohnehin nur auf 13000 angegeben hatten, da sie sich gegen 70000 erstreckt haben soll) sondern nur die Alten und Krüppel.

Dieses sah der Kaiser als einen Friedensbruch an, und wendete seine Waffen wider sie. Zwar suchten sie den Krieg zu vermeiden, und thaten das Erbiethen, noch 50000 römische Gefangne loszugeben, aber Aurelius war taub,
und

und setzte dem, der ihm den neuen quadiſchen König Ariogäſus lebendig liefern würde, tauſend Goldſtücke (aureos) und halb ſo viel dem, der ſeinen Kopf bringen würde, zur Belohnung aus. Dieſer Prinz hatte auch endlich das Unglück, in die Hände der Römer zu fallen, und die Quaden und Markomannen mußten einen harten Frieden eingehen.

Auch mit denen übrigen Bundesgenoſſen der Markmänner, z. B. den Jazygen, einem mächtigen Volke an der Donau, den Marſſern, Buriern, Gothinen u. a. machte der Kaiſer Friede, ob er gleich im Anfange des Krieges beſchloſſen hatte, ſie völlig unterſ Joch zu bringen; denn die Rebellion des Baſilius in den orientaliſchen Provinzen ſetzte ihn außer Stand, den deutſchen Krieg fortzuſehen. Den Gothinen wies er ſogar einen Sitz in Italien an, und aus den übrigen Völkern vertheilte er viele in Dacien, Pannonien, und andere römische Provinzen.

Es entſtand aber dennoch abermals ein deutſcher Krieg, in welchem der Kaiſer in Begleitung ſeines Sohnes Kommodus, ſelbſt bey der Armee war. Von dieſem Kriege fehlen uns ebenfalls die nähern Nachrichten. Das wiſſen wir, daß Aurelius während deſſelben in Pannonien ſtarb, nachdem er ſeinen Sohn erſtlich vermahnet, den Krieg nicht eher zu endigen, bis Deutschland zu einer römischen Provinz

gemacht sey. Allein dieser Sohn, den uns die Geschichtschreiber als das ärgste Ungeheuer schildern, fand es für besser, seinen Schandthaten nachzuhängen, und schloß, nachdem er den Krieg ein paar Monathe fortgesetzt, einen Frieden, den die Deutschen nicht besser wünschen konnten. Sie gaben ihm nehmlich alle Gefangnen frey, versprachen ihm von quadischer und Markmännischer Seite etwa zwanzigtausend Mann Hülfsvölker, und einige andere Punkte, von denen sie in Erfüllung brachten, was ihnen gut dünkte. Dagegen mußte der Kaiser aus allen Bestungen, Schanzen, Kastellen, u. s. w. welche die Römer jemals im Gebiete dieser Völker angeleget hatten, die Besatzungen nehmen; folglich waren diese Nationen wieder vollkommen frey.

Am Rhein war es innmittelst auch nicht ruhig, indem die Friesen daselbst den Römern zu schaffen machten. Sie wurden aber vom Claudius Albinus geschlagen.

Dem Commodus folgte obengedachter Pertinax, und diesem Julian in der Regierung, welcher dem Severus weichen mußte. Dieser letzte hatte im Anfang seiner Kaiservürde genug mit dem Pescennius Niger, und dem Albin, die ihm den Thron streitig machten, zu thun; und es ist unbekannt, ob er etwas wider Deutschland unternommen, nachdem er sich diese Nebenbuhler vom Halse geschafft. Severus

ruß starb im Jahr Christi 211 und ließ das Reich seinen beyden Söhnen Bassian, sonst Barakalla genannt, und Geta. Der letztere war ein guter Herr, Bassian hergegen ein Ungeheuer, bey dem Commodus und Nero hätten in die Schule gehen können. Seine Schandthaten gehören nicht hieher; nur der einzigen muß ich gedenken, weil sie den deutschen Krieg veranlassete: er konnte keinen Mitregenten dulden, daher ermordete er seinen Bruder in den Armen seiner Mutter. Nach vollbrachten Mord gab er sich in den Schutz der Armee, und wendete vor, sein Bruder habe ihm nach den Leben gestanden: er erhöhet den Sold der Soldaten, und zog sie dadurch auf seine Seite. Um aber zu verhindern, daß die Ruhe den besser bezahlten Krieger nicht zu Empörungen verleiten möchte — denn dieses war der Period, in welchem das Heer den Kaiser machte, und den Thron den Meistbietenden verkaufte — dachte er auf einen Krieg. Deutschland schien ihm am bequemsten, er zog also im Jahr 213 nach Deutschland.

Durch diesen Krieg lernen wir zwey deutsche Völker kennen, von denen man vorher nicht die geringste Nachricht findet: die Cennen und Allemannen.

Als Bassianus Barakalla mit seinem Heer an das Gebiet der Cennen, einem Volke an der äußersten Gränze von Rhätien (Bayern und ein

Theil von Schwaben) kam, wurde er mit unbeschreiblicher Tapferkeit empfangen, und er mußte sich endlich den Durchzug durch ihr Land mit schwerem Gelde erkaufen. Er zog hierauf weiter, und kam zu den Allemannen, einem zwischen der Donau, dem Rhein und Main wohnenden svevischen Volke, welche damals mit ihren Nachbarn in Krieg verwickelt waren. Bey diesen schlug er einen andern Weg ein, indem er vorgab, er wolle ihnen Beystand leisten. Unter diesem Vorwande legte er hin und wieder Bestungen, und zugleich den arglosen Allemannen einen Zügel an, welche den Römern bald kennen lernten. Denn Vassian berief die jungen und besten Krieger dieser Nation zusammen, als wenn er die Streitbarsten unter ihnen ausheben, und in einem besondern Haufen als den Kern des Heers versammeln wollte. Allein plötzlich umringte er sie mit seinem Heer, und ließ sie niederhauen. Die Allemannier vertheidigten sich zwar, und einige Ratten, die mit ihnen im Bunde standen, thaten das ihrige redlich, aber die Römer behielten die Oberhand.

Das Gerücht dieses Vubensstücks breitete sich in kurzen durch ganz Deutschland aus, und erbitterte die SohneMara's aufs äußerste. Von der Elbe her, und von dem äußersten Holstein kamen Gesandte, welche dem Kaiser den Krieg ankündigten. Dieses machte ihn bestürzt, und

und er entschloß sich, mit vielem Gelde von einer deutschen Nation nach der andern einen schändlichen Frieden zu erkaufen, und wie alle Kassen erschöpft waren, ließ er falsche Münzen von Kupfer und Blei schlagen, die ersteren vergolden, und die Bleihernen versilbern. Mit diesem bezahlte er seine Armee — denn, was die Deutschen betrifft, diese nahmen seine Medaillen nicht.

Er richtete hierauf eine Leibwache von den tapfersten und kühnsten Deutschen auf, und nannte sie seine Löwen, wegen ihres Muthes. Auch suchte er auf alle Art die Freundschaft der Deutschen Nation, deswegen kleidete er sich in ihre Landestracht, und trug falsches gelbes Haar. Die Ursache dieses Betragens war die Ueberzeugung, daß er sich den Römern durch seine unmenschliche Verbrechen abscheulich gemacht hatte, und von ihnen bestraft zu werden fürchtete. Deswegen unterhielt er sich oft in geheim mit den Deutschen Herren durch einen Dolmetscher, und gab ihnen Anschläge, wie sie, im Fall er ums Leben käme, Rom an füglichsten überwältigen könnten. Hierbei hatte er die Absicht, wenn die Römer rebelliren sollten, seinen Tod zu rächen. Wenn eine solche Unterredung geendigt war, ließ er den Dolmetscher ermorden. Dem ungeachtet traueten ihm die Deutschen nicht, weil sie sahen, daß er mit der Linken nahm, was er mit der Rechten gab.

Denn

Denn er ließ nicht nur den Gajovomer König der Quaden tödten, sondern hegte die Markmänner und Vandalen wider einander, und richtete sonst viel Unfug in Deutschland an, und in seinem ganzen Leben betrug er sich wie ein Narr, oder vielmehr wie ein Unsinniger.

Er gieng darauf nach dem Orient, wo er sich durch die unerhörteste Verrätheren wider den König der Parther, Artaban ausgezeichnete, und ward endlich auf Befehl seines Nachfolgers Makrin von einem Deutschen, Namens Martial, ermordet.

Makrin und sein Nachfolger Heliogabalus hatten Friede mit Deutschland, und unter diesem letzten bestand die ganze Kriegesmacht der Römer in ihren deutschen Besitztungen kaum aus drey Legionen.

Alexander dem man den Zunamen Severus gab, da man ihn den Gütigen den Weisen hätte nennen sollen, war genöthiget, wider die Deutschen ins Feld zu rücken, weil dieselben theils in Gallien eingefallen waren, theils in Pannonien und Illyrien sengten und plünderten. Dieser Kaiser brachte also ein mächtiges Heer auf die Beine und eilte nach Gallien, wo er keinen Feind mehr antraf, weswegen er über den Rhein gieng, um die Deutschen aufzusuchen. Eine deutsche Wahrsagerinn prophezeihete ihm nicht viel Gutes, welches von ungefähr eintraf. Denn als bald darauf
eine

eine heisse Schlacht vorfiel, eigneten sich zwar beyde Theile den Sieg zu, aber der Kaiser muß doch am mehresten gelitten haben, weil er von den Deutschen den Frieden erkaufen mußte. Nach geschlossenen Frieden empörte sich sein Heer, und Alexander der Menschenfreund ward ermordet.

Maximin warf sich nach ihm zum Kaiser auf, und war willens, gleich über die Deutschen herzufallen, er hatte aber zuvor mit seiner Armee zu thun, in welcher der Geist des Auf-
rurs herrschte. Als er dieselbe beruhigt und verstärkt hatte, gieng er über den Rhein, und weil sich die Deutschen in die Wälder gezogen, hatte er freye Hand nach Belieben zu verheeren und zu plündern. Endlich soll es auch zu einem Treffen gekommen seyn, in welchen die Deutschen gänzlich geschlagen wurden, Maximin aber in einem Moraste beynähe umgekommen oder gefangen wäre, wenn nicht einige der Seinen ihn gerettet hätten.

Maximin ward den Römern wegen seinen Grausamkeiten bald verhasst. Sie setzten ihm die beyden Gordiane, Vater und Sohn, entgegen, welche aber nach etlichen Wochen umkamen. Maximus und Balbin wurden hierauf erwählet; aber auch diesen wollte Maximin nicht so schlechterdings weichen. Es kam demnach unter den Römern zum innerlichen Kriege, und beyde Theile bedienten sich deutscher Hülfsvölker, sonderlich der Gothen, einem deuts-
schen

schen Volke, welches zuerst in dem heutigen Preußen gewohnt, und nachher sich an der Donau niedergelassen. Maximin verlor das Leben, und die Deutschen wurden abgedankt, daher entstand der gothische Krieg. Denn die Goten und ihre Nachbarn waren mißvergnügt, daß mit den bürgerlichen Unruhen der Römer, zugleich ihr Sold aufhörte. Zudem waren es die Deutschen seit den Zeiten des Commodus gewohnt, mit den Römern nicht andere Friebe zu halten, als wenn sie ihn erkaufen. Tacitus sagte zu seiner Zeit: „Auch Geld zu nehmen haben wir jetzt die Deutschen gelehrt.“ Allein dieser Unterricht ist den Römern theuer geworden.

Die Gothen fielen also über die Donau in kaiserliche Länder, und lebten nach ihrer Manier in Mörien. Der Kaiser Valbin wollte ihnen entgegen gehen, aber er und sein Mitregent Maximus wurden von den rebellirenden Soldaten erschlagen. Ihr Nachfolger, Gordian der Jüngere, trieb die Gothen über die Donau zurück; und Aurelian, welcher in der Folge auf den Thron kam, gewann eine kleine Schlacht gegen die Franken, ein Name, der hier zuerst in der Geschichte vorkommt, und die Völker bezeichnet, die zwischen dem Rhein und der Weser wohnten, und vormals unter den Benennungen der Brukerer, Chauzen, Ansibarier, u. s. w. bekannt waren.

Gordian ward, wie seine Vorgänger, ermordet. Sein Mörder und Nachfolger Philipp ward

ward ermordet. Decius, ein waderer Herr, folgte diesem, dessen Zeitgenoss der gothische König Ostrogotha war. Dieser deutsche Fürst gieng über die Donau, plünderte Thracien, Moesien und andere römische Provinzen, ließ sich endlich mit Belde abwaschen, und zog nach seinen Staaten zurück. Unter der Zeit, die er in den römischen Ländern zugebracht, hatte Fastida König der Gepiden, große Vortheile über die Gundionen einem vandalischen Volke ersochten. Dieses hatte seinen Stolz rege gemacht, und ihn bewogen, eine Gesandtschaft an den König der Gothen zu schicken, mit dem Auftrage: die Gepiden wären es müde, in den Gebirgen zu wohnen; folglich sollte ihnen Ostrogotha einen Distrikt zu ihrer Wohnung abtreten, wo nicht? würden sie sich denselben mit den Waffen in der Hand nehmen. Der gothische König war nicht von der Art, daß er sich durch eine Drohung hätte in Furcht jagen lassen, und wie es zum Kriege kam, ward Fastida völlig geschlagen.

Amur der folgende Gothische König, gieng mit einem ansehnlichen Heere über die Donau, ließ ein Theil desselben in Moesien herumschwärmen, und mit dem andern belagerte er Lusitani. Gallus ein General des Kaisers Decius, nöthigte ihn die Belagerung aufzuheben. Er belagerte Nikopolis, aber der Kaiser selbst entsetzte diesen Ort. Darauf rückte er vor Philippopolis. Decius wollte ihn auch hier zurücktreiben, ward aber von Amur und seinen Deutschen

schen so geschlagen, daß er sich kümmerlich über die Alpen retten mußte.

Gallus, der Nachfolger des Decius, erkaufte den Frieden, und machte sich anheischig den Deutschen einen jährlichen Tribut zu bezahlen, welche nach der Niederlage des Decius Philippopolis erobert, und ein abscheuliches Blutbad darin angerichtet hatten. Im Jahr 251, vermuthlich wie Gallus den ersten Termin des Tributs abtrug, beschwerten sich die Gothen, daß die Römer sie hintergingen, und nicht alle Friedensartikel erfüllten; daher fielen sie abermals in die römischen Provinzen. Aemilian, des Kaisers Feldherr, konnte seine Soldaten nicht anders als durch große Versprechungen zum Zechen bewegen, so groß war die Furcht vor den Deutschen. Als er sie endlich überredet hatte, kam er den Gothen unvermuthet über den Hals und schlug sie. Hierauf warf er sich zum Kaiser auf; Gallus wollte ihn nicht weichen; man gerieth an einander, und beyde Kaiser kamen um, erst Gallus, und gleich darauf Aemilian, welcher nach römischer Manier in seinem Lager ermordet wurde.

Valerian ward nun Kaiser, und trug seinem Sohne Gallienus, ein Theil der Regierung auf. Er selbst zog wider Sapor, dem König der Perser zu Felde, von dem er gefangen, und wenn Agathias recht hat, lebendig geschunden wurde. Gallienus nahm es mit den Deutschen

auf, wie wir im folgenden Stücke sehen werden.

Der
D e u t s c h e.
Funfzigstes Stück.

Magdeburg, am 14ten December 1771.

Fortsetzung

Die Markmänner verwüsteten indessen Rhätien; andere deutsche Völker schwärmten in Gallien herum; und schlimmer als diese, wirthschafteten die Gothen im Orient. Diesen letzteren widersezte sich, wie es scheint, niemand mit Nachdruck. Zwar hielt Aurelian ein kaiserlicher General, sie Anfangs eine Zeitlang auf, und erhielt einige Vortheile, er war aber bald genöthiget, zum Kaiser Valerian, der in Persien stand, zu stoßen.

Um aber die Markmänner, Franken und Alemannen zu bändigen, spazierte Gallienus, einer der trägsten und schläfrigsten unter allen Menschen, die jemals ihren Kopf in ein Diadem gesteckt haben, nach Gallien. Doch war sein Vater und Mitkaiser Valerian so klug gewesen, ihm zween tüchtige Generale, Probus und Postumus zuzugeben, welche den Deutschen

Ma

zuwei-

zuweilen einigen Abbruch thaten, und sie sogar bis über den Rhein zurückgetrieben haben solten. Ungeachtet dieser Zurücktreibung, fielen dennoch die Juthungen, ein allemannisches Volk in Italien, worüber man zu Rom in ungemainer Angst war. Doch giengen die Deutschen nicht vor Rom, sondern begnügten sich in Italien herumzustreifen, und nachdem sie in einen großen Theile dieses Landes traurige Fußtapfen nachgelassen, wollten sie sich zurückziehen. Wir werden gleich sehen, in wiefern ihnen dies gelang.

Wie dieses Volk in Italien eindrang, fielen andre allemannische Völker in Gallien. Ihr Fürst hieß Chrokas. Postumus hatte damals allein die Aufsicht über dieses Land, weil sich der Kaiser Gallienus nach Äthiopien begeben hatte, um dort einen Aufstand zu dämpfen. Chrokas, ein zweyter Herostrot, suchte sich dadurch einen Namen zu machen, daß er die prächtigen Denkmale und Gebäude der Römer dem Boden gleich machte und in Schutt verkehrte. Ganze Städte verwüstete dieser Thor, und nichts war ihm heilig. Unter andern zerstörte er einen herrlichen Tempel in der Gegend von Trier, der mit einer fünfzehn Ellen dicken Mauer umgeben war. Endlich fiel er in die Hände der Römer, welche ihn elend hingerichten ließen. Sein Volk ahmte den Juthungen nach, und gieng nach Italien.

Postu-

Postumus hatte das Glück, auch die Franken und was sonst von Deutschen in Gallien war, zu vertreiben. Er that noch mehr: er verfolgte sie über den Rhein, und legte in Deutschland selbst einige Bestungen an. Hier auf fand er, daß es besser sey, selbst Kaiser zu seyn, als einem weichlichen Kaiser zu dienen. Sein Heer und die Gallier, welche ihn wegen seiner klugen Tapferkeit liebten, erkannten ihn mit Freuden für das Haupt des Reichs. Er rückte vor Eöln, wo des Gallienus Sohn Salomin mit seinem Hofmeister Silvan sich aufhielt, zwang die Eöllner sie auszuliefern, und ließ beyde hinrichten. Darauf gieng er dem Gallienus entgegen, welcher in der ersten Schlacht schwer verwundet und genöthiget wurde das Heer seinen Generals zu vertrauen. Diese hatten Mühe genug, den Postumus, welcher die Deutschen auf seine Seite gebracht hatte, von Italien abzuhalten. Sieben Jahr erhielt er sich mit Hülfe der Deutschen, und so lange ließen diese Völker die Gallischen Länder in Ruhe. Endlich ward er im Jahr 267 vom Lollian ermordet, welcher sich nach ihm zum Gegenkaiser aufwarf. Gleich nach seinem Tode waren die Deutschen auch wieder jenseit des Rheins, und richteten große Verwüstungen an. Lollian ward von seinen Soldaten ermordet, und sein Nachfolger in der Rebellion, Marius, hatte gleiches Schicksal.

Noch im Jahr 260, als Gallienus von seiner Wunde wieder hergestellt war, wendete er sich wider die Juthungen, welche sich wieder nach Deutschland begeben wollten, und wie man sagt, hat er sie geschlagen. Hierauf triumphirte er zu Rom nach Kaligula's Manier, indem verkleidete Sklaven die Gefangenen vorstellten mußten.

Die Gothen wurden indessen zwar aus Griechenland vertrieben; sie erholten sich aber ihres Schadens, indem sie ihren Rückzug mit Blut und Brand bezeichneten, und mit Beute beladen wieder in ihre Heimat kamen. Im Jahre 264 und dem folgenden fielen sie in Kappadocien und Bithynien, und auch da war ihre Beute nicht gering. Die Franken giengen in mittelst nach Spanien wo sie sich einen großen Strich Landes unterwarfen. Man weiß nicht, ob und wenn sie daraus vertrieben sind. Ein andrer Haufe, der, so wie jener im Sold des Postumus und seiner Nachfolger gestanden hatte, gieng nach Afrika; aber auch ihr Schicksal ist unbekannt.

Alles dieses Unglück war für die Römer noch nicht genug; denn im Jahr 267 segelten die Herader ein deutsches Volk, nach Pontus. Zwar wurden sie zur See geschlagen, doch konnten sie nicht verhindert werden nach Bithynien zu schiffen, wo sie Eyzikum verwüsteten. Von da wendeten sie sich nach Griechenland, wo sie eben-

ebenfalls, nachdem sie Lacedämon, Corinth, und Athen geplündert und zerstöhret, geschlagen wurden. Sie kehrten also ihre Waffen wider Bbötien und andere Provinzen; und wie sie eine nach der andern ihre Gegenwart hatten empfinden lassen, begegnete ihnen Gallienus in Syrien. Sie wurden geschlagen, und eilten nach Thracien. Als der Kaiser dort ebenfalls ankam, erhielt er die Nachricht, daß sich Aureolus in Italien empöret. Diesen Auf-
ruhr wollte er sich bemühen zu dämpfen, darum übergab er dem Marcian den herulischen Krieg, in Hoffnung, daß dieser die geschwächten Feinde vollends überwinden würde. Scheinbar war diese Hoffnung, dennoch schlug sie fehl, es sey nun, daß Marcian nach dem Reiche gestrebt, oder sich aus andern Ursachen dem Rückzug der Heruler nicht widersetzte. Wenig die Heruler kamen zurück, und reizten die Peucinnen, Gepiden, Ostrogothen, samt vielen andern Deutschen und Sarmatischen Völkern, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen.

Im folgenden Jahr 268 traf den Gallienus das gewöhnliche Schicksal der römischen Kaiser: er ward von den Soldaten ermordet, Blandius, sein Nachfolger schlug die Alaman-
nen mit Verlust ihres halben Heeres aus Italien, Die Heruler, welche sich, wie wir gemeldet, mit allem was von Deutschen von der Donau bis an die Weichsel wohnte, und mit verschiedenen

Sarmatischen Nationen verbunden hatten, rüsteten eine Flotte aus, welche an sechstausend Schiffe stark, und mit einer unzähligen Menge soll besetzt gewesen seyn. Ungeachtet dieser fürchterlichen Macht, sollen sie doch weder in Asien noch in Thracien eine Stadt zu erobern vermocht, und bey Byzanz sogar Schläge geholet haben. Der Kaiser stellte sich ihnen im nächstkommen- den Jahr selbst entgegen, und erlegte in der Schlacht bey Raissus 50000 Mann, brachte sie darauf in große Hungersnoth, wozu endlich die Pest sich gesellte. Beym Drebellius Pollis finden wir, daß die Fürsten der verbundnen Völker und vieles Frauenzimmer, nebst einer unzählbaren Menge anderer Gefangnen in die Gewalt der Römer gerathen sey. Ein paar tausend ihrer Schiffe waren von den Römern zu Grunde gerichtet; die Gefilde waren mit Leichen, und die Ufer der Flüsse mit Waffen bedeckt gewesen, u. s. w. Wenn wir den Kaiser Claudius selbst glauben, so muß das deutsche Heer über allen Glauben zahlreich gewesen seyn; denn er versichert, es wären allein 324000 erschlagen. Nun rechne man Hunger, Pest und unzählbare Gefangene! — wenn ich dergleichen Sachen lese, so ist mirs unmöglich, nicht an den Titel eines gewissen Buches (*) zu denken. — Doch
ge.

(*) Ah! quel come! conte politique & astronomique par Mr de Crebillon.

geschlagen sind die Deutschen, das ist unleugbar. Amandius starb bald nach seinem Siege. Ihm folgte sein Bruder Quintill, der aber bald dem Glück des Domitius Aurelianus weichen mußte. Dieser letzte ward bey Placenz von den Markmännern, welche in Italien eingefallen waren, aufs Haupt geschlagen. Nach diesem Siege, den die Deutschen ihrer Gewohnheit nach, nicht zu nutzen wußten, schwärmten sie in einzelnen Haufen im Lande herum, und gaben dadurch den Römern Gelegenheit, sie nach und nach aufzureiben. Der Kaiser schlug einen Haufen in Umbrien, einen andern bey Placenz, einen dritten bey Pavia. Hierauf wendete er sich nach der Donau, wo einige Deutsche Völker die römischen Provinzen beunruhigten, und schloß nach einem mit gleichseitigen Glück gelieierten Treffen mit diesen Völkern, welche von einigen Vandalen, von andern Scythen genant werden, einen rühmlichen Frieden. Ein Theil dieser ausgesöhnten Völker begleitete ihn nach Italien, gegen welches Land die Juthungen schon wieder im Anzuge waren. Noch an der Donau schlug er einen ihrer Haufen, und in Italien ihr ganzes Heer; worauf diese Nation ihm durch eine Gesandtschaft Friedensvorschlüge thun ließ, welche vorzüglich da hinausliefen, daß ihnen der Kaiser einen jährlichen Tribut geben sollte. Dieses schlug Aurelian rund ab, und den Ausgang des Krieges weiß man nicht.

Im Jahr 272 schlug dieser Kaiser die Gothen, woben ihr Haupt, Namens Rannaba blieb; und im folgenden Jahr überwand er die schöne, gelehrte, und streitbare Königin Zenobia in zwei Schlachten; sie selbst fiel, als sie über den Euphrat flüchten wollte, in der Römer Hände. Er flog nach Gallien, schlug daselbst die Deutschen, kehrte nach Rom zurück und zog triumphirend auf das Kapitol.

Die an der Donau gelegnen römischen Besitzungen, sonderlich Dacien waren indessen von Gothen überschwemmt, und der Kaiser hielt für das beste, ihnen letztgedachte Provinz, aus welcher er alle römische Familien nach Mysien versetzte, zu überlassen. Als sie aber weiter griffen, und in Pontus einfielen, wollte sich Aurelian ihnen entgegen stellen, aber noch auf dem Hinmarsch traf ihn das Schicksal der römischer Kaiser. Weil sich die Armee weigerte, ihm einen Nachfolger zu ernennen, war der Thron ein halbes Jahr ledig, bis der Senat einen ehrwürdigen Greis, Namens Tacitus erwählte. Dieser starb nach wenig Monathen ebenfalls den Tod der Imperatoren, und seinem Bruder und Nachfolger Florian gieng es nicht besser. Während dieser Zeit fielen die Allemannen nebst andern deutschen Nationen in Gallien ein, und die Gothen verwüsteten Pontus und drangen bis in Cilicien.

Probus ward hierauf wider seinen Willen

len von der Armee zum Kaiser erwählt. Er machte den Anfang seiner Regierung damit, daß er die Mörder der vorhergehenden Kaiser strafte. Hierauf sandte er ein Heer nach Gallien, und ein anderes führte er selbst nach dem Rhein. Die Deutschen wurden aus Gallien völlig vertrieben, und bis über den Neckar und die Alb, einen kleinen Fluß in Schwaben, verfolgt. Es ist also ein großer Irrthum, wenn ein gewisser neuer Schriftsteller sagt: Probus habe die Deutschen bis über die Elbe gejaget; weil der gute Mann die Alb in Schwaben nicht kennet.

Mit einigen Völkern schloß er einen Frieden. Vorzüglich weiß man dieses von den Vandalen und Franken. Es kommen hier aber einige Umstände vor, welche den guten Namen dieses Königs etwas zweifelhaft machen. Die Sache verhält sich folgendergestalt: wie Probus noch jenseits des Rheins in Gallien war, hatten die Franken und Vandalen dieses Land, in welchen sie große Beute gemacht, schon wieder verlassen, und standen dießseits des Rheins. Nur dieser Strom trennte sie von den Römern. Der Kaiser war nicht willens, sie mit der Beute nach Hause gehen zu lassen, und doch wolte er sich mit seiner schwächern Armee nicht über den Rhein wagen. Er stellte seine Völker am Ufer in Schlachtordnung, und foderte die Deutschen mit vielen Spötereien zu einer Schlacht auf.

Dieses kühne Volk konnte den Spott nicht ertragen, und stürzte sich Haufenweise in den Fluß um die Römer anzufallen. Auf diese Weise war es dem Kaiser leicht, sie zu schlagen, da ihm der Rhein die Feinde gleichsam zuzählte. Nach dieser Niederlage mußten sie um Frieden bitten, dessen Hauptbedingung diese war, daß sie alle Beute und Gefangnen ausliefern sollten. Dis thaten die Deutschen, und zogen darauf ganz forales zurück. Plötzlich überfiel sie der Kaiser, hieb eine Menge nieder, und fast alle übrigen, nebst ihrem Könige Igil fielen in die Gefangenschaft. Er versetzte die Franken nach Pontus, und die Vandalen nach Brittannien. Zur Entschuldigung dieses Ueberfalls gab er vor, die Deutschen wären bey Auslieferung der Beute nicht redlich zu Werke gegangen. Die große Entfernung und der Mangel an entscheidenden Nachrichten setzen uns außer Stand, richtig zu urtheilen, auf wessen Seite die Gerechtigkeit stehe; und so gut ich den Deutschen bin, so möchte ich doch ihnen zu Liebe auch dem Teufel selbst nicht Unrecht thun. — Uebrigens hat Probus in diesem Kriege neun deutsche Fürsten wiederum den Römern zinsbar gemacht, und ihnen einen Tribut von Vieh und Getraide aufgelegt. Nach geendigtem Kriege in Gallien und Deutschland, gieng er wider die Gothen nach Thracien, mit welchen er gleichfalls Friede machte, und verschiednen Deutschen Völkern,

unter

unter andern einer Zahl von 100000 Vassallen einen Wohnsitz in Thracien anwies.

Unterdessen warfen sich Prokulus und Bonosus zu Kaisern auf, darum mußte Probus sich von Thracien entfernen, und wider diese seine Waffen führen. Er sowol als die Rebellen, bemüheten sich, die Deutschen an sich zu ziehen, und unter den letztern berief sich Prokulus auf seine Fränkische Abkunft, und Bonosus auf seine deutsche Gemahlinn. Diese hieß Sumla, war eine Gothinn von Geburt, und nebst vielen andern deutschen Damen im Jahr 272 mit dem König Bannaba gefangen. Dem ungeachtet hielten es die Deutschen mit dem rechtmäßigen Kaiser, und die Empörer verfolgten das Leben.

Wir haben oben gesagt, daß die überwundenen Franken nach Pontus versetzt worden. Diese machten sich nebst mehrern aus andern Völkerschaften dahin vertriebenen Deutschen die Zeit zu nuße, da Probus beschöftiget war, die Empörung zu dämpfen, brachten etliche Schiffe zusammen, und beunruhigten die griechischen Küsten. Die meisten fanden durch die daselbst befindlichen römischen Truppen ihren Untergang; die Franken aber segelten nach Sicilien, plünderten Syrakus, wagten sich sogar nach Afrika, und kamen mit reicher Beute beladen, wieder in ihre väterlichen Wälder.

So ein vortreflicher Herr der Kaiser
Pro

Probus war, so ward er dennoch von den Soldaten ermordet. Karus folgte ihm, und war es werth, ihm zu folgen. Er hatte zween Söhne Karin, und Numerian, Prinzen von sehr verschiednen Charakter. Der letzte hatte seines Vaters Gesinnung, der erste versprach eine Nachart der Nerone und Bassiane zu werden. Karus und Numerian zogen wider die Perser, und Karin gieng nach Gallien, um die Deutschen in Respekt zu erhalten. Die Perser wurden überwunden, und Karus wollte sich gegen die Quaden und Sarmaten (Polen) wenden, aber ein Wetterstrahl (*) hemmte seine Siege und sein Leben. Doch scheint es, als ob Numerian beyde Völker besieget habe; er wurde aber bald nach des Karus Tod, von seinem Schwiegervater Aper aus dem Wege geräumt, welcher diesen Mord so lange es möglich war, dem Heere verborgen hielt. Endlich erfuhren es die Soldaten, welche den Numerian sehr liebten. Sie ernannten Diokletian zum Kaiser, und führten den Mörder vor ihn. Diokletian warf ihm sein Verbrechen vor, und stieß ihm den Degen in den Leib. Vielleicht war es nicht

(*) Zwar den mehrsten, aber doch nicht jedem Leser, wird die Anmerkung überflüssig seyn, daß die alten Völker, sonderlich die Römer, alles was vom Glig gerühret wurde, für heilig hielten.

sowol Liebe zur Gerechtigkeit, daß er den Ape-
 eigenhändig auf der Stelle bestrafte — (Ge-
 rechtigkeit hätte den Kaiser nicht zum Scharf-
 richter gemacht — sondern der Wunsch, einen
 Nebenkönig zur Krone je eher je lieber auf die
 Seite zu schaffen. Karim wollte sich zwar der
 Regierung bemächtigen, und es fielen in Dal-
 mation verschiedne Treffen vor; vielleicht hät-
 te ihm auch Diokletian weichen müssen, wenn
 nicht Karim durch einen der seinigen, dessen
 Frau er gemißbraucht hatte, den Weg der Kai-
 ser geschickt wäre.

Diokletian nahm den Valerius Maxi-
 mian zum Mitregenten, und trug ihm die
 Sorge für Gallien auf, wo sich 80000 Burgun-
 dionen, und außer diesen die Allemannen und
 Seruler eingestellt hatten. Die letztern sollen
 aufs Haupt geschlagen seyn; denen erstern be-
 den aber fehlte es, wegen ihrer großen Zahl
 gar bald an Lebensmitteln; die Pest vereinigte
 sich mit dem Hunger, den Pest besiegte Maxi-
 mian. Zu gleicher Zeit wurden die gallischen
 Küsten von den Sachsen (*) beunruhiget. Die
 Franken hatten sich mit ihnen verbunden, und
 griffen

(*) Tacitus nennet sie Fosen. Sie wohnten
 damals in Holstein, und waren zur See
 ziemlich mächtig. In Friedenszeiten hat-
 ten sie kein Oberhaupt, sondern jede Bau-
 stand unter gewissen Richtern.

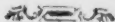
griffen Gallien zu Lande an. Maximian sendete den Sachsen eine Flotte, unter den Befehlen eines nach damaliger Art sehr erfahrenen Seemannes Karasius, entgegen. Dieser erhielt zwar einige Vortheile, konnte aber dem Verdacht nicht ausweichen, daß er den Krieg vorzüglich in die Länge spiele, daher wollte ihn der Kaiser aus dem Wege räumen lassen. Der Admiral erhielt zu rechter Zeit von dem ihm drohenden Unglück einige Nachricht; deswegen machte er mit den Sachsen und Franken ein Bündniß, begab sich nach Brütannien, und warf sich daselbst zum Herrscher auf. Seine Bundesgenossen unterstützten ihn, und, um auch für sich zu sorgen, fielen sie über die Bataver her, und setzten sich in den Besitz ihrer Länder.

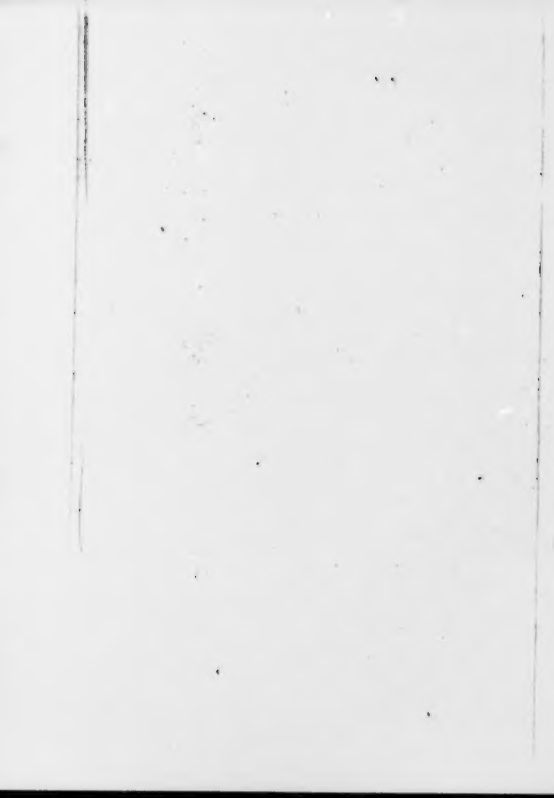
Im Jahre 288 griffen die Allemannen aufs neue zu den Waffen. Sie nahmen die Zeit in acht, als der Rhein gefroren war, um mit aller Bequemlichkeit über denselben zu setzen, und statteten den Römern einen ganz unvermutheten Besuch ab. Allein Maximian begegnete ihnen mit allem was er in der Geschwindigkeit zusammen bringen konnte, und nöthigte sie, mit vielem Verlust den Rückzug zu suchen.

Nur bloß der Mangel an Schiffen — denn Karasius hatte, wie sich denken läßt, nicht rathsam geachtet, die, so er geführt, den Römern zurück zu lassen — hatte den Kaiser
bisher

bisher abgehalten, sich an diesem Manne, der sich in Britannien ganz wohl befand, zu rächen. Jetzt aber fieng er an eine starke Flotte bauen und ausrüsten zu lassen, um sich die Insel wieder zu unterwerfen. Indessen weil er überlegte, daß eine Flotte nicht so geschwind gebauet sey, sondern, daß damit wohl ein Jahr oder ein bißgen drüber hinschleichen möchte: so dachte er inmittelst auf einen Zeitvertreib — und hieran, dünkt ich, könnst es einem Kaiser nicht fehlen, der ein gutes Heer auf den Beinen, und Feinde im Ueberfluß in der Nähe hat. Er streifte demnach in Deutschland, wo er zwar für diesmal keinen gewaffneten Feind antraf, wohl aber Hütten und Ländereien, mit welchen sich ganz gut kriegen ließ. In dem folgenden Jahr 289 nahm er denselben Spazierweg vor, und es scheint, daß er außer dem verheeren und plündern, zu einigen Thätlichkeiten mit den Franken gekommen sey; denn ein vertriebener König einer fränkischen Nation, mit Namen Genobon, ward vom Kaiser wieder eingesetzt, und ein anderer fränkischer König, Namens Esatech stattete eine Art von Besuch in Begleitung vieler seiner Unterthanen bey dem Imperator ab.

Der Beschluß im nächsten Stücke.





Der
D e u t s c h e
Ein und funfzigstes Stück.

Magdeburg, am 21ten Decemb. 1771.

Beschluß.

Wie nun die Flotte fertig war, — ja, lieber Leser, da war sie fertig! — und das ist es alles. Denn außer einem unbeträchtlichen Vor-
falle mit etlichen brittannischen Schiffen, den
der Lobredner Mamertin — wenn auch sonst
die Hyperbel der Römer Leibfigur nicht wä-
re — wol etwas vergrößern mußte, weil er
seine Rede vor dem Kaiser herlog, und in ders-
elben schon den großen Alexander für einen
bloßen armen Sünder in Vergleichung mit
Maximian erkläret hatte: außer diesem klei-
nen Vorfalle, sag ich, findet man nicht, daß
diese große Kriegesflotte etwas ausgerichtet
habe. Maximian gab der Witterung die
Schuld; die Wahrheit ist, daß er sich dem See-
held Karausius nicht gewachsen fühlte. Zwar
sagt angeführter Mamertin: Karausius, der
Seeräuber, könne der Strafe des Kaisers un-
mögl.

möglich entfliehen, es müßte sich denn zutragen, daß die Erde mit einem hübschen Spalt unter seinen Füßen sich öffnete, oder etwa ein Wirbel ihn zwischen die Klippen schleudre. — Allein man muß sich daran nicht kehren. Denn der sogenannte Seeräuber blieb ruhig im Besitz seiner Insel, welche ihm die Römer unter einem lahmen Vorwand abtraten. Er regierte sie volle sechs Jahr, und ward endlich von einem gewissen Allectus ermordet.

Ich habe geglaubt, ich sey meinen Lesern wenigstens ein handgreifliches Beyspiel der römischen Praleren schuldig; und damit mich nicht irgend ein Verdacht der Partheylichkeit treffe, hab ich ein solches gewählt, wo es im geringsten nicht auf die Ehre meines Vaterlandes ankommt, indem von einem Manne die Rede ist, dessen Empörung wohl schwerlich jemand billigen wird, obgleich es ihm übrigens nicht zu verargen ist, daß er sein Leben rettete.

Die Thaten, welche Diokletian inmittelst verrichtet haben soll, werden bis an den Himmel erhoben. Mit Gewißheit getraue ich mir aber nichts zu sagen, als daß er die Namen Germanikus, Gothikus, Sarmatikus angenommen. Ob er sie verdienet? — lieben Leser, das ist eine andre Frage! wir haben von seinen Thaten keine andern Geschichtschreiber als seine Lobredner; und wie glaubwürdig die Herren

Herren sind, habe ich eben durch ein feines Exempelchen gezeigt.

Im Jahr 290 sollen die Deutschen unter einander sehr uneinig gewesen seyn, und blutige Kriege unter sich geführt haben. Im folgenden Jahre sollen etliche fränkische Völker den Schuß der Römer erbeten, und die Gegend von Trier zu ihrem Wohnsitz erhalten haben. Die beyden Kaiser fanden für gut Konstantius Chlorus und Maximinus Galerius zu Edfern zu ernennen, und ihnen ein Theil der Regierung zu übergeben. Der letzte führte etliche Jahre mit den Markmännern und Karpiern einen Krieg, überwand sie völlig, und versetzte sie in andre Länder. Konstantius befreiete Batavien von den Franken (*) und wies diesen ebenfalls andre Wohnungen an. Auch schlug er im Jahr 301 die Allemannen, und überwand bald darauf zwey andere deutsche Heere, das eine in der Schweiz, das andere am Rhein. Diesen letzten Vorfall will ich zum Beschluß meiner Auszüge kürzlich erzählen. Es hatte sich ein Heer von Deutschen, vielleicht in der Absicht weiter zu gehen, über den gefrorenen Rhein auf eine Insel begeben. Sie verweilten dort eine Zeit, und ein plötzliches Thauwetter machte es ihnen unmöglich, die Insel wieder zu verlassen. Sie geriethen in Hungersnoth,

B b 2

und

(*) s. das vorhergehende Stück.

und ~~Weten~~ gezwungen sich den Römern zu ergeben.

Zwischen den römischen Regenten entstanden um diese Zeit große Unruhen. Einer verfolgte den andern; und Konstantin, der nachher den Namen des Großen bekam, dieser Kaiser, den die Kirchengeschichte vergöttert, und in welchem der politische Geschichtschreiber nichts als einen grausamen, geld- und ehrgeizigen und doch zugleich verschwenderischen Fürsten sieht, der sich den Schmeichlern, und das Reich den Feinden preis gab — Dieser Konstantin, von dem man außer dem Aurelius Victor, und Josimus, auch unter den Neuern den Graf von Büchau, und des Herrn Professor Schirach historische Briefe nachlesen kann, um ihn genau kennen zu lernen, blieb endlich allein Kaiser.

Ich beschließe hier meine Auszüge, in welchen ich meine Leser durch die vier ersten Jahrhunderte unsrer Geschichte geführt habe. Unser Geschichte? — uneigentlich. Denn recht betrachtet, ist es nur eine Erzählung dessen, was zwischen den Römern und Deutschen vorgefallen, aus römischen Urkunden geschöpft; und von unsrer einheimischen Geschichte fast nichts, weil die Römer von dieser als für sie nicht interessant, wenig aufgezeichnet und die einheimischen Urkunden völlig mangeln. In die-

Diesen vier hundert Jahren sind' keine die nicht Krieg bezeichnet, und es ist immer ein Wunder, daß die Deutschen ihre Freyheit nicht verlohren.

Man vergleiche beyde Völker mit einander, ihre Heere, ihre Rüstungen, ihre Art zu kriegen. Die Römer, ein Volk das den Krieg studirte, und die Kriegskunst nach damaliger Art aufs höchste getrieben hatte; dessen Soldaten ihren Führern gehorchten, und gut geführt wurden; dessen Waffen sowol zur Vertheidigung, als zum Angriff, gut, bequem, und dauerhaft waren. — Die Deutschen, eine Nation, die zwar an Leibestärke und an Menge der Krieger den Römern übertraf, und an Muth und persönlicher Tapferkeit keinem unter der Sonne nachzusetzen war, aber im Gegentheil nur zu fechten und den Feind todzuschlagen, sonst aber vom Kriege nichts verstand. Bey ihren Heeren war die Kriegszucht nicht eingeführt, und der Geist der Unabhängigkeit verhinderte lange Zeit, daß sie eingeführt werden konnte. Jeder einzelne Haufen, und jeder einzelne Krieger eines Haufens, focht wie es ihm gut dünkte und wie er am besten konnte. Die Kunst, einen Haufen durch den andern zu unterstützen und zu decken verstanden sie nicht. Sie wußten sich nicht zurückzuziehen; ihr Rückzug war immer eine Flucht. Sie konnten

nichts als angreifen, und man hatte gemeinlich gewonnen, wenn man ihren ersten ungesümmen Anfall überstand. In Unordnung gebracht, wußten sie sich nicht wieder zu setzen. Waffen zur Vertheidigung hatten sie nicht; denn, was ist ein Schild aus Weidenzweigen geflochten? oder aus Baumrinde? oder wenn es hoch kommt, aus ein paar dünnen, übelzusammen geflickten Brettern? noch dazu machte die Größe diesen Schild unbequem, und verhinderte sie, im Gesträuche fortzukommen, und zuweilen gar seiner sich zu bedienen. Gleichwol durfte er nicht klein seyn, weil er die ganze Bedeckung eines nackenden Körpers abgeben mußte. Ihre Helme? Nun, eine Hirsch- oder Ochsenhaut, wenn sie noch so große Hörner hat, giebt, dünkt mir, keinen gar zu starken Helm ab. Waffen zum Angriff? ja, die waren bey den meisten so, so. Lanzen hatten die Wenigsten, und diese wurden ins vorderste Glied gestellt. Glückliche waren die Uebrigen, wenn sie eine Art von Wurffpieß (framea) hatten, der zwar so gut eingerichtet war, daß er in der Ferne und in der Nähe gebraucht werden konnte, aber doch im Grunde, und gegen wohl gepanzerte Truppen nicht viel sagen wollte. Der Rest behalf sich mit Prügeln, die im Feuer gehärtet waren, oder mit einer derben knotigen Keule. Einige hatten auch Schwerdter, die sie,

sie, wie ich schon gesagt habe, wie alle alten Völker, an der rechten Hüfte trugen.

Unter andern Verdiensten, die den Namen des großen Hermann auszeichnen, ist auch dieses, daß er zuerst Ordnung bey seinem Heere eingeführet. Dieses war in dem Kriege wider Maroboduus. Damals sahe man zum erstenmal eine deutsche Armee mit geschlossnen Gliedern, und in einer wohlgeordneten Schlachterordnung gegen den Feind anrücken. Aber Varus, Germanicus, Tacitus und andre schlug Hermann mit seinen noch ungeordneten Eherustern.

Diese Umstände ziehe man in Erwägung, und dann wundere man sich nicht, wenn man kann, daß Deutschland frey blieb.

Eine größere Lobrede läßt sich der Tapferkeit unsrer Väter nicht halten, als wenn man ihre Art zu streiten, ihre Waffen, und alles was ich beschrieben habe, mit dem Zustand der Römer vergleicht.

Ein großer Vortheil, den sie in Stellung ihres Heeres vor den Römern hatten, war dieser: sie ordneten sich nicht aufs Ungefähr, oder wie unsre heutigen Truppen, nach der Größe, noch wie die Römer, nach dem Alter, sondern es stand

der Freund bey seinem Freund, die Brüder bey den Brüdern.

Eine sehr Familie hielt sich im Treffen zusammen. Ein Beweis eines edlen Volkes! denn dieses, sagt Tacitus, war bey ihnen ein vorzüglichster Sporn zur Tapferkeit, daß jeder Haufe aus Freunden und Verwandten bestand.

Auch so, wie der Zustand der Deutschen war, durften sie nur unter sich einig seyn; und wissen, von einem Siege Gebrauch zu machen, so würde Rom von ihrer Tapferkeit mehr, als sie von der Kriegszucht der Römer zu befürchten gehabt haben. Und es ist gewiß, daß Rom nichts so sehr fürchtete, als die Eintracht der Deutschen. Aus diesem Grunde waren sie unaufhörlich bemühet, sie unter einander zu entzweyen, und eine Nation wider die andere zu verhasen. Die Aufrichtigen unter ihren Schriftstellern gestehen dieses selbst; und vom jüngern Drusus sagt Tacitus: er habe sich dadurch nicht wenig Ehre erworben, daß er den Samen der Uneinigkeit unter die Deutschen ausgestreuet, und den König Maroboduus zu Grunde gerichtet habe.

Noch ein Wort, und dann keine Enlbe mehr von unsern Vätern. Ich würde mirs nicht verzeihen, wenn ich unterliesse, meinen Lesern die obengedachten historischen Briefe des Herrn Schirach sehr zu empfehlen.

Nicht

Nicht um ihres Verfassers willen; denn dieser von Vorurtheilen freye Historiker hat seinen Ruhm gut gegründet, und wird die Stimme seines Vaterlandes erhalten, auch ohne daß ich nöthig hätte, sein Herold zu seyn; auch nicht um seines Buches willen — dieser Mühe haben mich die Recensenten längst überhoben — sondern dir, lieber Leser, und unserm Vaterlande zu Liebe. Man kann die Ehre der Gothen nicht besser vertheidigen, als er gethan hat. Ich Sorge, daß vielen von denen, welche mich bisher gelesen haben, die Paar Bogen nicht bekannt geworden sind. Unter der Eünderfluth von Büchern, die mit jeder Messe hervorströmen, hat ein Gutes immer einige Mühe sich hervorzudrängen; und — historische Briefe? — das Behemiculum reizt die Neugier nicht genug. Herr Schirach thut übrigenß ganz recht, daß er seinen Schriften durch ihren Werth, und nicht durch die Aufschrift Käufer verschaffet. — Wir gestehen es, daß wir seine Briefe (wie seine übrigen Schriften) mit Vergnügen, mit Nutzen, und mit Dankbarkeit für die Vertheidigung einer ursprünglich deutschen Nation gelesen haben, und getrauen uns zu versichern, daß wenigen unter unsern Lesern die Zeit reuen wird, die sie auf Durchlesung eines so kleinen, aber neuen Buches gewendet haben.

Unter mehr als zwey Duzt Briefen, die alle von einerley Inhalt sind, wählte ich den kürzesten, um ihn meinen Lesern mitzutheilen; und meine Meynung darüber zu sagen. Hier ist er:

Sohn Thuißons!

Hast du die Lüdetsche Predigt gehört oder gelesen? — Hast du die Beleuchtung, die Handlaterne, die acht Groschen, und die übrigen Brochüren für und wider die Predigt gelesen? — Wir, deine Brüder, wissen nicht mehr, was die Leute haben wollen. Du scheinst uns ein ehrlicher Mann: sag uns deine Meynung. Zwar in den Hainen unsers Thuißons und Mana wurden keine Komödien gespielt, das hast du uns schon gesagt; und dein Emmerich, dem wir herzlich gut sind, bewundert sie auch eben nicht. Aber du, was hältst du davon? sag uns das. Wir sind

deine guten Freunde

drey ehrliche Deutsche.



Ohne diesem treuherzigen Brief würden die übrigen von gleichen Inhalt vielleicht nicht beantwortet seyn. Diesen mag ich nicht unterdrü-

terdrücken, weil ich sehe, daß seine Verfasser sich nicht, wie die übrigen, bereits für oder wider die Schauspiele erklärt haben.

Ich habe die Predigt gelesen: aufmerksam gelesen, und mir scheint nicht, daß Herr Lübecke die Schauspiele schlechterdings verdammet. Er würde unrecht haben, dieses zu thun — wenn wir doch unsere Meinung frey sagen sollen. Gemißbraucht, können die ehrwürdigsten Sachen schädlich werden; warum sollten es nicht Ergötzlichkeiten werden können? — Ich für mein Theil halte gute Schauspiele, welche nicht wider die Sitten verstossen (und mir scheint, unsre heutigen Schauspiele thun dieses nicht) für eine recht hübsche Sache, — für eine Tugendsschule, wenn ihr wollt — und versäume nicht gern die Gelegenheit, sie zu besuchen, weil ich gestehe, daß ich sie selten ohne Nutzen besucht habe. Dem ungeachtet gebe ich Emmerich Beyfall, wenn er sagt: „Es ist schlimm für euch, daß ihr unter euch nicht genug tugendhafte Leute habt, aus deren Beispiel ihr lernen könntet, um zu Erbsichtungen eucrer Zucht nehmen zu müssen — Doch halt ich das für, daß ein Volk wie ihr, nicht übel handle, wenn es jede Gelegenheit ergreift, wenigstens den Schatten der Tugend zu sehen, da die Tugend selbst, hier so selten ist.“

Wider

Wider die Sittlichkeit der Schauspiele hab' ich also keine Sylbe zu erinnern. Betrachtet man sie von der Seite der Ergözung? des Zeitvertreibs? Statt des Emmerich, der, als ein Mann, so niemals lange Weile hatte, sie von dieser Seite nicht beschauen konnte, will ich ebenfalls einen andern für mich antworten lassen.

„Und was für Ergözungen wollen wir, wenn wir die Musen und die frölichen Grazien aus unsern Grenzen verbannet haben, an die Stelle der ~~ihrigen~~ setzen? — Gar keine? — So müßten wir die menschliche Natur umschaffen können! — Scythische Schmäuse und Thrazische Freuden werden die Stelle derjenigen einnehmen, die ihr verjaget.“

„In kurzem wird euer Wis plump, euere Gemüthsart rauh und ungesellig, euere Jugend wild, spröde und menschenfeindlich seyn. Ihr werdet euere Jugend eine Gelegenheit zu Ausschweifungen abgeschnitten haben; aber, unbefehrt von euern Sittenlehren, werden sie auf Schadloshaltungen bedacht seyn, welche ihnen selbst und dem Staat zehnmal verderblicher seyn werden. — Die Freuden werden euere Stadt fliehen, die nichts Anlockendes mehr für sie haben wird; und das müßige Theil euere Bürger, dem ihr die unschädlichen
sien

sten Mittel seine Unnützlichkeit zu amüsiren benommen habe, wird in seine Privatgesellschaften zusammen schleichen, und aus lauter Langerweile anfangen die Regierung nach schiefen Begriffen zu kritisiren, Intrigen anzuzetteln, und Staatsveränderungen zu träumen. Ich habe bey allem diesen nichts zu verliedern; aber alles überlegt, dünkt ich, ihr beehlet immer euere Komödianten, Mimen, Gaukler, Sängerinnen, und —, mit den kleinen Uebeln, wovon ihr Daseyn begleitet ist. — Es giebt zwanzig Mittel, den Ausschweifungen, wozu die Liebe zum Vergnügen verleitet, Grenzen zu setzen. Aber gegen die Uebel, die über euch kommen werden, wenn ihr die Mufen und Huldgöttinnen, mit ihrem Gefolge von Liebesgöttern, Scherzen und Freuden, des Landes verwiesen habt, weiß ich kein Mittel, als — ihr müßtet euch gefallen lassen, euere Republik nach der Spartanischen, oder — Platonischen, — oder nach der meinigen umzuschaffen; und dabey würdet ihr einige Schwürigkeiten finden.

„Ein weiser Mann (sagt mein Verfasser ein paar Seiten vorher) ist nichts weniger als ein Haßer der Freude. — Schickt die finstern, hohlaugiaen, milzächtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem Demokritus oder Hippokrates zu! — sie haben keinen Wider-

Widerlegung, Miesewurz und blutreinigende Tränke haben sie von nöthen. — Der Repente, mit dem wir ein süßes Vergessen alles gegenwärtigen Kummer's, alles vergangnen Leidens, aller Sorgen der Zukunft einschulsen, — ist die Freude.,

„Was ist also der Mann, der nicht leiden will, daß wir dieser wohlthätigen Göttinn opfern? — er ist krank, wie ich sage, oder — er ist noch was ärger's — ein — —“

— Doch man kann es in Wieland's Diogenes von Sinope selbst nachsehen, was ein solcher Mann sey, und zugleich den ganzen drey- und vier und dreyßigsten Abschnitt, aus welchen ich diese Stelle entlehnet habe, nachlesen. Was mich betrifft — denn ich bin der Meynung, daß Diogenes vollkommen Recht habe, und so wie er, würde ich diese ganze „frohliche Bande von Schauspielern, Mimen, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen, u. s. w. nie in meine Republik hincinlassen, so bald ich Gelegenheit fände, eine Republik nach meiner Phantasie zu errichten. Wären sie aber einmal da, so würd' ich mich sehr hüten, sie hinauszujagen., — Was mich also betrifft, rath' ich euch, besucht immer die Schauspiele. Noch mehr, führet selbst welche auf — wosern euch
euer

uer ganzes Leben nicht Komödie genug dünket —. Ueberhaupt versäumt auch die kleinste Gelegenheit nicht, jede unsträfliche Freude zu genießen, und euch in gute Laune zu setzen. Lange, lieber Leser, scherze, lache,

An treuer Freunde Eit' empfinde
Erlaubter Freuden Glück; beim muntern
Lied' umwinde
Mit Rosen deinen Becher dir;
Und nennt die Mürriakeit es Sünde,
So wiß: nie gleich die Tugend ihr.

Wer dem Schauspielhause, und andern Ergötzlichkeiten zu gefallen, die Pflichten vernachlässiget, die er dem höchsten Wesen, sich selbst, den Seinigen, und dem Vaterlande schuldig ist, der ist ein Narr; aber gewiß ein Narr von einer unschuldigen Art, als einer dessen Heuchelen mich den Klauen des Satans unbarmherzig übergiebt, weil ich Bösewicht in dem Schauspiele zuweilen auf ein Paar Stunden meine Sorgen vergesse. — Und wer durch Ergötzen sein Vermögen erschöpft — Eh nun, dem setze man Vormünder.

Das ist meine Meinung, und wosfern ich anders Deutch und eine Predigt verstehe, auch die Meinung des Herrn Lüdecke. Er tadelt

tadelt den Mißbrauch und rath zum vorsichti-
gen Genuß; eben das thue ich. Nur spricht
er als Seelenhirt, und ich als ein guter Bür-
ger, dem das Wohl seiner Mitbürger nicht
gleichgültig ist. Ihm ist es Pflicht, das, was
unter gewissen Umständen schaden kann, von
der gefährlichsten Seite zu zeigen, lieber, als
es von einer zu gleichgültigen zu betrachten.
Mich verpflichtet kein Amt die schädliche Seite
mit Uebergang der nützlichen zu
berühren.



Der
D e u t s c h e.

Zwey und funfzigstes Stück.

Magdeburg, am 28ten December 1771.

Ich sehe mich am Ende meiner Laufbahn,
auf der ich das entfernteste Ziel das ich mich ge-
steckt hatte, erreicht habe. Noch einen Schritt
thun wir mit einander, und wenn der zurück-
geleget ist, dann, lieben Leser, gute Nacht auf
immer! Es ist fest bey mir beschloffen, mich nie
wieder in eine ähnliche Laufbahn zu wagen;
denn, um mit einem von meinen Vorgängern
zu reden, ehe man sichs versucht,

So überfällt der Drucker mich,
Und schreyt: hier ist die Korrektur! und ich,
O wie bedauernswerth bin ich!

Ich armer Autor corrigire!

Nun, denk ich, bin ich wieder frey,

Nun will ich mein, und meinen Freunden
bleiben;

Nun wird auf kurze Zeit kein Drucker mich
betäuben.

Ec

Gleich

Gleich pocht er wieder an. Was soll ich wie-
der? Schreiben!

O, seufz ich, Autorschaft, ach welche Ekla-
veren!

Ich bin nicht mein, ich bin nicht frey.

Ich müßte ja mich und die Freude hassen,

Wollte ich mich stets den Druckereyen lassen.

Nein! endlich will ich wieder mein,

Und nich. ein Wochenautor seyn.

Zwar die Stimme meines Verlegers, wel-
che sonst bey den meisten Schriftstellern ein be-
trächtlich schweres Uebergewicht über die Stimme
der Kritik so gar zu haben pflegt, und der Ab-
gang dieser Blätter, der weit stärker ist, als ich
jemals gewagt hätte zu hoffen, sind schmei-
chelnd für die Eitelkeit meiner Autorschaft; und

Wie mächtig ist die Eitelkeit!

Kein Autor bleibt von ihr befreyt.

Er mag auch hundertmal zur Ruhe sich ent-
schließen;

Er lasse gar die Welt den kühnen Voratz
wissen:

Die Eitelkeit befiehlt, und er wird schreiben
müssen.

Sie zeigt ihm nur die Ewigkeit,

Wie eine Nachwelt sich auf seine Werke freut,
Eogleich ist ihm sein Voratz leid.

Nur dieses Werk, das will er nur noch enden,
Und nimmt Papier, und schreibt mit nimmer
stillen Händen

Sich

Sich erst in Zeitungen, dann in die Ewigkeit
Der Schand' und der Vergessenheit. —

Erhält er auch die Ewigkeit,

Was wird die Ewigkeit ihm nützen?

Nein, lieber will ich das, was da ist, noch
besitzen.

Der Nachruhm ist sehr gut, noch besser meine
Zeit.

Nich blendet nicht die Ewigkeit.

Ja, mein Entschluß soll unverändert blei-
ben:

Ich will kein einzig Blatt mehr schreiben.

Meinen Blättern, und jedem Buche, das
meinem Vaterlande einerley Vorwürfe mit mir
machet, wünsche ich die Unsterblichkeit nicht. —
Ein Wunsch, der vielleicht noch niemals im
Ernst in das Herz eines Schriftstellers gekom-
men seyn mag. Mein Wille war, bloß für
meine Zeiten zu schreiben. Ich wünsche, daß
unsere Nachkommen keine Aufmunterungen zur
Liebe des Vaterlandes und des vaterländischen
nöthig haben mögen. Ich wünsche, daß sie
nie die Kenntniß erlangen mögen, daß in un-
serem Jahrhunderte unter den Kindern Thuis-
son's so wenig Deutsche waren: daß die mehs-
ten Bewohner Deutschlands ihrem Vaterlan-
de Hohn sprachen, und daß man ihnen bewei-
sen mußte, etwas Deutsches könne wirklich gut
seyn! — Nein, unsere Nachkommen müssen
unsere Schande nie erfahren! ewig sey es ihnen

verborgen, daß eine Zeit war, in welcher ein Enkel des Mana, ein Enkel des großen Hermanns sich seines Vaterlandes schämte, seine väterlichen Sitten verachtete, und nur die Spielwerke und Thorheiten des Ausländers bewunderte!

Edles Volk Thuißons! altes, redliches, ehrwürdiges Volk! zum letztenmale hält die ein Schriftsteller, dessen Herz warm für dich, und für deine alte Würde schlägt, deinen Werth vor! Dieses ist die letzte Stunde, die ich dir weihen kann; dann nehme ich von dir, von meinen Brüdern, von meinem Vaterlande, Abschied. Du darfst nur wollen, um das erste Volk auf der Welt zu seyn. Wurf die schändlichen Ketten — entehrender als Sklavensesseln, wirf sie von den Händen, die nicht zur Knechtschaft des Ausländers bestimmt sind! Sey wieder, was du warst,

Fromm, redlich, frey und hoch
Gleich deinen Bergen.

Nicht die armseligen Hütten unsers alten Vaterlandes, sondern die Sitten, die Tugend, die glühende Vaterlandsliebe, die edle Einfalt sind es, die ich dir empfehle.

Väter unsres Volkes! fromme deutsche Fürsten! o wenn ihr uns glänzende Beyspiele geben wolltet! Ein Beyspiel von euch würde kräftiger wirken, als die vereinte Stimme aller Schriftsteller unserer Nation! Ihr könnt es;

ihre können uns unsere Sitten wieder geben!
ihre können uns unser Vaterland wieder theuer
machen, und dem deutschen Boden wiederum
deutsche Bürger geben.

Ich kann mein Zuch nicht beschließen, ohne einen kleinen Winkel von Deutschland öffentlich Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich habe manche Völker meines Vaterlandes gesehen; aber die Altenburger halte ich für den Kern derselben, und für ein verehrungswürdiges Ueberbleibsel unserer alten Vorfahren. Sie sind groß, stark, und gesund vom Leibe; ohne Künsteleyen in ihrer Lebensart und ganzem Betragen; deutsch von Sitten; arbeitsam, gastfren, und redlich von Gemüthe. Das weiß ich aus dem Augenschein. Ich bin, nebst vielen andern, in bedenklichen Zeiten, nemlich gegen das Ende des 1759sten und zu Anfange des 1760sten Jahres bey ihnen ein Gast gewesen. Wir alle nahmen die entzückendsten Erinnerungen ihrer deutschen Lieblichkeit mit uns hinweg. Der Abschied, den wir von ihnen, und sie von uns nahmen, war eben der, mit dem ein Bruder seinen Bruder, den er nie wieder zu sehen hoffet, aus seinen Armen lästet. Liebenswürdiges Volk! mögte jede deutsche Nation dir gleichen!

Ich nehme von meinen Lesern Abschied, wie ich ihn von den Altenburgern nahm, mit eben dem warmen Gefühl, und mit dem Wunsch,

sche, daß einigen unter ihnen mein Abschied nicht erwünscht seyn möge. Unter denen, die mich bis zu Ende gelesen haben, zeichnet meine Dankbarkeit vorzüglich diejenigen aus, die mich, ungeachtet meiner Fehler, mit gutem Herzen, und mit der heißen Vaterlandsliebe lasen, mit der ich schrieb. Erfreuen wird es mich, wenn ich einigen unterhaltend war; und mehr als reichlich werde ich mich belohnt glauben, wenn ich auch nur einen einzigen nützlich gewesen bin; wenn ich nur in einer Seele, ächte deutsche Empfindungen erwecket habe.

Auf allgemeinen Beyfall macht kein Mensch weniger Anspruch, als ich. Ich weiß, daß die etlichen Blätter, so sich vor der größern Zahl ausheben, für sehr wenige Leser geschrieben sind. Hätte mein Buch nicht die Gestalt einer periodischen Schrift gehabt, oder wäre es auf meine Kosten gedruckt: ich gestehe es, dann würde ich mich bloß für diese wenigen eingeschränkt haben. Jetzt aber hatte ich so manchen verschiedenen Geschmack wo nicht zu befriedigen, doch wenigstens in Betrachtung zu ziehen; ich mußte dahin sehen, so vielen Lesern als sich thun ließ, erträglich zu scheinen, wenn ich meinen Verleger nicht in Schaden bringen wollte. Dieses hat mich bewogen, mancher Wahrheit, die ich lieber mit allen deutschen Ernst vorgetragen hätte, ein lachendes Ansehn zu geben, und hatte verschiedene Blätter, und
in

in manchen Blättern viele einzelne Stellen hervorgebracht, die sonst gewiß nicht würden geschrieben seyn, wenn ich meine Leser hätte wählen können.

Denen zum Theil unbekannten Freunden, die mich mit Zuschriften und Beyträgen beehret haben, sonderlich Ihnen, mein ehrwürdiger K^o, dem ich von dieser Seite so viel schuldig bin, bezeuge ich hiermit meine Erkenntlichkeit. Es ist mir schmerzhaft, daß mich die Veränderung in meiner Lage so weit von Ihnen entfernt, daß ich auf ewig die Hofnung fahren lasse Sie, würdiger deutscher Mann, jemals wieder an mein Herz zu drücken.

Diesemigen Herren, deren Aufsätze ich nicht genutzt habe, muß es mir nicht verargen. Unmöglich konnt' ich von solchen Abhandlungen Gebrauch machen, die auf mein Vaterland nicht die geringste Beziehung hatten und folglich für deutsche Herzen nicht geschrieben waren.

Ihnen, mein Herr E. D. hått ich sehr vieles zu sagen; denn auch ihr zweyter Brief hat mich nahe an der Pommerschen Grånze eingeholet. Aber, können Sie meine Blätter als einen Fectboden ansehen? können Sie glauben, daß irgend einer von meinen Lesern Ihre nicht ganz bescheidenen Briefe ohne Unwillen lesen, und überhaupt an unserm Streite einigen Antheil nehmen werde? Ihren Namen, mein Herr, verlange ich nicht zu wissen, so bald Sie

die mindeſte Urfach haben, zu glauben, daß mir derſelbe auch nur entfernt bekannt ſey. Auf dieſe Art ſind Sie geſichert, daß mir nicht die geringſte perſönliche Betrachtung die Feder führen wird. Aber eine andere Anweiſung geben ſie mir durch meinen Verleger, wohin ich etwa eine Zuſchrift richten könne, damit ich ſie unter vier Augen, wie man ſagt, zu rechte weiſen könne. Ich bin nicht im Stande ſie zu widerlegen, ohne ihnen einige unangenehme Wahrheiten mitzutheilen, die ich einem Manne von ihrer Gelehrſamkeit, und — verzeihen ſie mir! — von ihren Vorurtheilen, nicht gern vor den Augen der Welt ſagen möchte. Finden ſie es alſodann noch für rathſam, ihre und meine Briefe bekannt zu machen: ſo haben ſie von ganzem Herzen meine Einwilligung, im Fall ſie einen Verleger finden, dem dergleichen Kleinigkeiten intereſſant genug ſcheinen ſollten. Denn, unter uns, mein Herr, unſer Streit betrifft eine ſehr kleine Kleinigkeit, und wir geben uns, wenn wir ihn fortſetzen, das Anſehen, als wenn ein paar Kinder um einen Kräuſel zanken.

Die Kunſtrichter bitte ich weder um Nachſicht noch um Zurechtweiſung, in ſo fern die Sache mich angethet. Glauben ſie aber, daß ſich über meine Blätter etwas ſagen ließe, das für mein Vaterland von wahrem Nutzen ſeyn, und die Liebe zu demſelben auch nur in einem Herzen vermehren könnte: ſo bitte ich ſie als

Pa

Patriot, nicht zu schweigen, wenn gleich das was sie sagen, dem Verfasser des Deutschen nicht eben zum Lobspruch gereichen sollte. Nur für die Einrichtung meines Buches mög' ich einige Schonung verlangen. Ich selbst bin von dieser Seite am wenigsten zu frieden, zugleich aber bekenne ich, daß ich oft von meinem Plan habe abweichen müssen. Mit keiner überflüssigen, aber doch mit hinreichender Mühe sieng ich an zu schreiben. Unvorgesehene Zufälle änderten plötzlich meine ganze Lage; ich ward von meinen Büchern und Freunden getrennet, und hätte gemächlicher eine Reisebeschreibung als einen Deutschen schreiben können. Nur sehr wenige Stücke sind in Magdeburg geschrieben. Die Geburtörter der übrigen liegen zwischen Magdeburg und dem Muefluße der Elbe, und von da zurück bis in Pommern. Bey dieser unruhigen und lästigen Lebensart konnte mich nichts als die Achtung für mein gegebenes Wort, und die immer wachsende Anzahl meiner Leser bewegen, bis zum zwey und funfzigsten Stücke fortzuschreiben; aber freylich war es mir unmöglich, meinem Plan getreu zu bleiben.

Wenn die Kunsttrichter mir auch diesen Umstand erlassen, so bleibt doch noch Böses genug übrig, was sich von meinem Buche sagen läßt; aber ich hoffe, eben so viel Gutes. Bis her haben mir dieselben, das gestehe ich mit

Vergnügen, bey einigen andern Schriften immer Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie haben mir billiges Lob und begründeten Tadel nicht versagt. Beides ist nicht verlohren gewesen. Das erste hat mich ermuntert; und in Absicht des letzten getraue ich mir zu behaupten, daß ich nie denselben Vorwurf zum zweytenmal verdient habe. Vielleicht bin ich dafür in andere Fehler gefallen; aber — ein Buch ohne Fehler ist eine Satyre auf die Menschheit.

Nur der einzige Herr Schmid, Doktor der Rechte, und dormalen Professor zu Gießen, hat mit Roth nach mir geworfen; vielleicht aus der Ursache, weil ich sein Lob für die bitterste Beleidigung erklärte. — Man hat wenig Ehre davon, sich mit einem Manne wie Herr Schmid ist, einzulassen. Sagt man ihm was, gleich buckt er sich, nimmt, was ihm in die Hände kommt, und wirft. Bringt man ihn zum schweigen, so hat man auf einen so leichten Sieg nicht Ursache sich viel zu gute zu thun. Indessen, wenn Herr Schmid mir unwidersprechlich darthun kann, daß er von irgend einer Wissenschaft, die ein Professor der schönen Wissenschaften (den Doktor der Rechte will ich nicht einmal rügen) verstehen muß, sollt es auch nur die lateinische Sprache seyn, die ersten Grundsätze vollkommen inne habe: so bald er mir das beweisen kann — und mir dünkt, ich

ich bin sehr billig in meinen Forderungen — so will ich mich gegen ihn vertheidigen. Bis dahin mag mir Herr Schmid nicht verargen, daß ich mich begnüge ein paar Bogen von seiner Theorie der Poesie zu nehmen, und den Schmutz damit von meinem Kleide zu wischen. Bis dahin muß mir Herr Schmid erlauben, daß ich ihn für einen unwissenden Knaben halte, der viel Unverschämtheit mit zügellosen Muthwillen und einem bösen Herzen verbindet, und dessen Unglück es ist, daß er vielleicht der Zucht etwas zu früh entkam. Wenn der Herr Doktor der Rechte an allen denen Demüthigungen, die ihm so häufig von allen Seiten zufließen, noch nicht genug hat: so rechtfertige er sich nur wider den einzigen Vorwurf der groben Unwissenheit, die sich für einen Doktor der Rechte, und für einen Mann, der über die Schriftsteller seiner Zeit urtheilen will, nicht ziemet; dann bin ich gern erböthig, ihm einige gegründete Wahrheiten nicht länger vorguentz halten, die ihm, so viel ich weiß, von allen denen, die ihn bisher zu bessern suchten, noch keiner gesagt hat. —

Bessere Leser, vergebt es mir, daß ich so lange mit einem Manne gesprochen habe, der nichts, als in namenlosen Schmähschriften, oder unter erdichteten Namen, schimpfen, Anekdoten zusammen raffen, und an dem Rufe anderer nagen kann. — Denn dieses ist das ganze

Talent des Herrn Schmid, sonst Schweiger, haufen genannt; und ich gestehe es, darinn hat es der Mann weit gebracht. Suchet den Grund von dem, was ich gesagt habe, nicht in einem bösen Herzen. Dieser Gedanke würde mir wehe thun! Herr Schmid hat mich oft und viel gereizet, ehe ich mich herabgelassen habe, ihn zu nennen; und dennoch würde ich immer geschwiegen, und seiner geschoonet haben, wenn der Mann an seiner schriftstellerischen Ehre nur noch im mindesten gekränkt werden könnte, and die kleinste Hoffnung übrig gelassen hätte, daß er jemals seinen unartigen Schmierereien ein Ende machen würde.

Jetzt lege ich die Feder nieder, mit der süßen Ueberzeugung, daß ich keine Zeile geschrieben habe, die meinen Herzen Schande macht. Es ist mir ein Vergnügen gewesen, mich mit meinem Vaterlande zu unterhalten; und ich wiederhole den Wunsch, daß auch ich meinen Mitbürgern möge unterhaltend gewesen seyn.



An

den Herrn Secretär W.

Lachen sie nicht, mein lieber W. daß ich, wider alle Gewohnheit, mein Buch voran spazieren lasse, und mit der Dedication schlicke — denn, damit sie es wissen, alles was ich in diesen Blättern mein nennen kann, eigene ich ihnen hiermit in bester Form zu. Das Geschenk ist nicht beträchtlich, wie sie sehen; aber ich verlasse mich auf ihr gutes Herz.

Sie sind vielleicht der einzige, der mich mit allen meinen leidlichen und unleidlichen Eigenschaften kennet; Sie wissen, daß mir weder Eigennuß — denn in meinem Leben hab ich keine Zeile für Geld geschrieben — noch Ehrgeiz — denn ich verlange nichts mehr, als unbekannt zu bleiben — die erste Idee zu diesen Blättern gaben; sie sind ein Mann, dessen Herz und Sitten selbst seinen Feinden ehrwürdig sind; sie sind unter den wenigen Freunden, die mir der Himmel gab, ohne allen Widerspruch derjenige, der mich am zärtlichsten und redlichsten liebt; Sie haben mich mein Herz kennen gelehrt, und wenn ich kein ganz un-

brauch.

brauchbarer Bürger bin, so ist es mehrentheils
ihre Werk. Gründe genug, ihnen meine Dank-
barkeit öffentlich zu beweisen.

Unerwartet wird ihnen, mein Liebster,
dieser Schritt seyn; um so mehr, da sie seit
eniger Zeit nur bloß durch meine Blätter wis-
sen, daß ich noch lebe. Schließen sie aus dem-
selben zu meinem Vortheile. So fern ich auch
von ihnen bin, sind sie dennoch meinem Her-
zen immer gegenwärtig; und von dem andern
bin ich so sehr überzeugt, daß ich an ihrer
Freundschaft nicht zweifle, wenn sie mir gleich
nur sparsame Nachrichten geben können.

Der Deutsche



Inhalt

Inhalt.

Vierzigstes Stück. Eingang zum vierten Theil. Beschluß des im sieben und dreißigsten Stücke abgebrochenen Schreibens des Lucius an den Deutschen.

Ein und vierzigstes Stück. Beweis, daß der Verfasser, außer etlichen alten Büchern, auch im Hausmann, Bünau, und andere mehr geblühet hat.

Zwey und vierzigstes Stück. Fortsetzung.

Drey und vierzigstes Stück. Freund Cammerich empfiehlt sich zu geneigtem Andenken.

Vier und vierzigstes Stück. Fortsetzung des 42sten Stückes.

Fünf und vierzigstes Stück. Fortsetzung

Sechs und vierzigstes Stück. Fortsetzung

Sieben und vierzigstes Stück. Fortsetzung

Acht und vierzigstes Stück. Ein Blatt, worinn hoffentlich jeder Leser wenigstens etwas nach seinem Geschmack finden wird.

Neun und vierzigstes Stück. Fortsetzung
des sieben und vierzigsten.

Funfzigstes Stück. Fortsetzung

Ein und funfzigstes Stück. Beschluß des
Beweises.

Zwey und funfzigstes Stück. Das beste im
ganzen Buche, weil es das letzte ist.



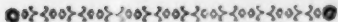




Der

Deutsche.

Fünfter Theil.



Hamburg,

im Verlag der Müllerschen Buchhandlung.

1773.



Inhalt

des fünften Theils.

Drey und funfzigstes Stück.

Das Vaterland, wie es ist, und wie es war; oder von der Glückseligkeit. — Die vornehmsten angeblichen Beweise und Früchte der Bildung werden angeführt, und der Verfasser rühet sich, sie zu zergliedern und zu prüfen.

Vier und funfzigstes Stück.

Erste Fortsetzung des vorigen. Von unserer Gelehrsamkeit, Wissenschaften und Künsten.

Fünf und funfzigstes Stück.

Zweite Fortsetzung. Von den Künsten und Handwerken ic. Von den Rechten, in deren Besitz die Vernunft wieder soll getreten seyn. Neue Auslegung des Vater unsers.

Sechs und funfzigstes Stück.

Dritte Fortsetzung. Vorschriften des Eigennutzes, verglichen mit den göttlichen Geboten, und die alten Elfenopfern mit den heutigen Dofern; von der Gewissensfreiheit, dem Aberglauben, u. s. w.

Sieben und funfzigstes Stück.

Vierte Fortsetzung. Von den Priestern des HErrn.

Acht und funfzigstes Stück.

Fünfte Fortsetzung. Von den Priestern der Tugend.

Neun und funfzigstes Stück.

Sechste Fortsetzung. Von den Priestern der Tugend. Schreiben der Sophia an den Deutschen.

Sechste

Sechzigstes Stück.
Siebente Fortsetzung. Von den Gesetzen.

Ein und sechzigstes Stück.
Achte Fortsetzung. Von den Gesetzen.

Zwey und sechzigstes Stück.
Neunte Fortsetzung. Von der Gerechtigkeit.

Drey und sechzigstes Stück.
Schreiben des Lucius an den Deutschen.

Vier und sechzigstes Stück.
Zehnte Fortsetzung des ersten Stückes. Von den
Priestern der Gerechtigkeit.

Fünf und sechzigstes Stück.
Zweytes Schreiben des Lucius an den Deutschen.

Der

D e u t s c h e .

Fünfter Theil.



Ich gebe dieses Buch heraus, weil ich gerade nichts Bessers zu thun habe. Wer nichts Bessers zu thun hat, mag es lesen.

Der Herausgeber der ersten vier Theile des Deutschen erlaubt mir und einigen seiner vormaligen Mitarbeiter die Fortsetzung dieser Schrift: er überläßt uns verschiedene Veyräge, die ihm eingesandt waren, und theils weil sie zu spät kamen, theils wegen ihrer Länge in seiner Schrift keinen Platz finden konnten. Er ~~verspricht~~ spricht uns sogar in der Folge so viel von seinen eigenen Aussagen, als ihm seine arbeitvolle Lage nur immer erlauben wird. Mir insonderheit ladet er das Amt eines Herausgebers auf die Schultern: ich übernehme es, und mache die folgenden Blätter bekannt, nicht in der Hoffnung, die Menschen zu bessern — denn ich glaube, sie sind unverbesserlich. — Warum werden sie denn gedruckt? — Leser! das überlasse ich dir zu mutmaßen; ich weiß, du mutmahest gerne. Was hilfts, wenn ich dir auch meine Ursachen angebe? Glaubst du dem Schriftsteller wohl, wenn er von sich oder von dir spricht? — Von dir, ja! im Fall er dir sehr theilhaftig ist, und das ist, aufrichtig zu reden, unser Fall nicht. Du magst demnach immer glauben, daß ich nichts suche, als dich zu amüsiren; dann triffst du zwar nicht mein Ziel — aber wenigstens meine Erwartung. — Wie ich gesagt habe: ich bilde mir nicht ein, daß jemand aus meinen Blättern etwas lernen werde; und dafür kann ich nicht. Solls es sich aber dennoch wider Vermuthen zutragen? nun, dann habe ich einen Grund mehr, mich ihre Herausgehung nicht reuen zu lassen.

In diesen Blättern, sonderlich im ersten Aufsatze, ist hoffentlich kein Gedanke, der nicht lange — und oft, wenn ihr wollt — vor uns gedacht, vielleicht

auch gesagt ist: Was kümmert uns das? Wir sind doch unsrer eignen Erfahrung gefolgt; wir malen die Menschen, wie wir sie finden. Dieses berechtigt mich, dem Martial sein Sprüchlein zum Behuf des ersten Auftrages abzugeben. Das wird man mir nicht zum Verbrechen machen, daß ich die Menschen so finde, wie sie sind; ist es meine Schuld, daß ich es für kein wichtiges Geschäft halte, Hieselörner auf die Spitze eines Pfriemens zu werfen? —

„Wie heißt der Herausgeber dieser Blätter?“ — Leser, was kümmert es dich? Scheint dir dieses Buch gut, so nütze es; scheint es dir schlecht, so wirf es weg; scheint es dir böse, so überlaß es der Obrigkeit, nach meinem Namen zu fragen, der dich in alle Wege nichts angeht.

„Was ist der Herausgeber?“ — Er ist — wofür Ständes du auch seist — weder mehr, noch weniger, als du bist; er ist ein Mensch. Ich gebe zu, daß dieses eben nicht wunderviel sey; aber es ist doch immer Etwas. Uebrigens ist er ein Mann, der, gleich der Mutter, —

— auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Löhren sind,
Nur böse wird, nur lächerlich sie findet
Und sich dazu; — sie drum nicht minder liebet,

A.

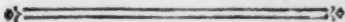
Der

- Der -

Deutsche.

Drey und fünfzigstes Stück.

Hamburg, am 2^{ten} Jenner, 1773.



Trita quidem, sed mea sunt.
Martial.

Die Zuschrift des Herrn J. S. an den Verfasser des Deutschen, und die Beantwortung derselben *) veranlaßten mich, über unsere Bildung und den aus derselben fließenden Nutzen und Nachtheil nachzudenken. Vielleicht sind meine Betrachtungen nicht allemal neu, aber mich dünkt, sie sind durchgehends wahr, und verschiedne derselben scheinen mir nicht schlechthin unnütz. Dieses veranlaßet mich, sie in gegenwärtigen Blättern meinen Mitbürgern vorzulegen.

A 3

Zu

*) Man sehe das 17te, 19te und 20ste Stück dieser Schrift.

Zuerst will ich diejenigen reden lassen, die sich auf unsre Bildung viel zu gute thun. "Wir leben, sagen sie, in dem aufgeklärten Jahrhundert; unsre Zeiten sind erleuchtet; die Wissenschaften, die Künste stehen im vollen Glanz; die Menschen sind gebildet. Die Nacht der Barbaren schwebt nicht mehr mit bleyernem Fittig über unser Vaterland."

"Die Vernunft ist wieder in den Besitz ihrer Rechte getreten; wir verehren keine Götter mehr, die, von süßem Nektar bezaubert, mit Ambrosia überladen, wirblich vom Weihrauchdunst, und der olympischen Buhlerengen müde, versuchen, wie die Erderdchter küssen. Jupiter ceranus und das Fieber, Diana und Perzunda, der schöne Apoll und der garstige Priap haben Altäre, Bildsäulen und Tempel verloren; dem Thuiskon, Thor und Mana ist kein Eichenhain mehr heilig; den Elfen bluten keine Menschenopfer mehr; unsre Augen sind entschleiert; wir wissen,

wissen, daß wir nur vor dem einigen Gott niederfallen müssen; das Licht der Religion leuchtet; die Gewissen werden frey; der Aberglaube troht nicht mehr auf sein graues Haupt, und schmiegt seinen Nasen unter den Fuß der Vernunft; der freye Deutsche zittert nicht mehr vor dem Fluch eines Menschen. Die Nacht des Götzendienstes, des Vorurtheils und des Aberglaubens schwebt nicht mehr über unsre Seelen."

"Die Fackel der Wahrheit strahlt vor uns her, und verbreitet ihr Licht über die Schritte, die wir zu thun haben. Wir haben Priester des Herrn, Priester des Gottes der Sanftmuth, der Liebe und des Friedens. Ihr Amt, ihr Beruf ist, den Gott zu verkündigen, dessen Heiligthum sie bewahren; uns den nächsten und richtigsten Weg anzuzeigen, der uns zu seiner Erkenntniß und zu ihm führet; uns auf diesem Pfade, den wir wandeln sollen, zu leiten; die Dornen und Steine des Anstoßes,

ses aus dem Wege zu räumen; uns vor Ab-
 wegen zu warnen und zu sichern; den Ver-
 irrten mit Bruderkiebe, mit Geduld, mit
 Sanftmuth auf die richtige StraÙe zurück
 zu leiten, und uns durch Frömmigkeit, Reiz-
 nigkeit des Herzens, liebenswürdige Sit-
 ten, und ungeheuchelte Tugenden zum
 Muster zu dienen. Sie sollen uns die
 Pflichten des Christen lehren."

"Wir haben Priester der Tugend:
 Sie zeigen uns den Reiz derselben, und des
 Lasters Häßlichkeit. Sie sagen und lehr-
 ren uns durch Beispiele, daß man groß-
 müthig, gerecht, edelmüthig, mitleidig,
 hülfreich, freugebig, aufrichtig, und men-
 schenfreundlich seyn müsse. Sie arbeiten
 dem Priester der Religion vor, indem sie
 die rauhen Seiten des Herzens glätten, es
 sanft bilden, und dadurch fähiger machen,
 die Eindrücke einer Religion anzunehmen,
 deren Vorschriften nichts als Liebe sind.")

Sie

*) Die christliche Religion hat nur diese drei Vor-
 schriften: Liebe deinen Gott, liebe dich selbst,
 liebe deinen Nächsten.

Sie empfehlen uns Menschlichkeit und Freundschaft; sie predigen den wahren Adel des Herzens; sie lehren uns die Pflicht des Menschen."

"Wir haben **Priester der Gerechtigkeit**. Richter, welche das Rechte handhaben, der Ungerechtigkeit steuern und vorbeugen, den Unterdrückten schützen, den Unterdrücker bändigen, Stützen der Wittwen, Väter der Waisen, Versorger der Armen seyn, und den Widerspännigen anhalten sollen, die Pflichten des **Bürgers** zu erfüllen; **Anwälde** und **Sachwalter**, die sich der leidenden Unschuld annehmen, für sie reden, ihr zu Erlangung ihres Rechts, oder zur Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame, und dem Richter zur Erkenntniß der Wahrheit behülflich seyn sollen. Wir haben **Gesetze**, heilsame Verordnungen, nach denen gesprochen wird. Niemand darf mehr sein eigener Richter seyn; das Faustrecht ist abgeschafft; kein Zweykampf wird

mehr öffentlich gut geheissen. Asträa ist mit Wage und Schwert vom Himmel gestiegen, und wohnet, in den Gesetzbüchern sichtbar, unter den Menschenkindern." *Die Tugend der Weisheit.*

"Wir haben Fürsten, werth dieses Namens; Bilder der Gottheit, welche für die Ruhe, für die Sicherheit, für das Wohl, für das Beste ihrer Völker waren. An ihrer Spitze steht Joseph, der Menschenfreund. Ihre Größe ist die unsrige, denn durch sie wurden wir, was wir sind: eine gebildete Nation; durch sie bleiben wir, was wir waren: ein freyes Volk."

Dieses ist die allgemeine Stimme unsrer Nation; dieses ist das Lied unsers Jahrhunderts. Aus allen Winkeln schalle es. Auf der Tuba wird es gesungen und auf dem Haberrohr. — Es kommt mir ganz wahrscheinlich vor, daß unsre Nachkommen noch etliche Jahrhunderte hindurch dasselbe Lied nachtrompeten und —
nach:

nachdudeln, auch im Tone um desto höher steigen werden, je mehr sich die Ursachen, ihn herunter zu stimmen, vervielfältigen.

Diese Schilderung unserer Zeit ist glänzend, und nicht durchgehends erdichtet, das gebe ich zu. Aber wißet ihr, daß ich, dieses glänzenden Gemäldes ungeachtet, ein paar tausend Jahre früher gelebt haben möchte? — oder, wenn ich doch einmal jetzt leben sollte, daß ichs herzlich zufrieden wäre, unter den Huronen zu leben? — Ihr lächelt — Lächelt nicht.

Saget mir, welchen haltet ihr für den ersten, allgemeinsten und natürlichsten Wunsch des Menschen? — Ist's nicht dieser: glücklich zu seyn?

Und welches haltet ihr für die erste, allgemeinste und natürlichste Pflicht des Menschen? — Ist's nicht diese: der Glückseligkeit nachzustreben?

Kann man in diesem Seculum des Geschmacks, des Witzes und der Bildung glücklich seyn? — Ich habe gelebt; ich habe

habe Länder, ich habe Menschen gesehen, aber keinen Glücklichen.

Vor zwanzig oder mehr Jahrhunderten war keine aufgeklärte Zeit, wie ihr sagt; kein Sekulum des Geschmacks, des Wihes und der Bildung: aber — die Leute waren glücklich.

Woher kommt beides? Sollte es die Bildung seyn, die der Glückseligkeit im Wege steht? Es scheint mir widersinnig, dieses überhaupt bejahen zu wollen. Sollte es unsre Art der Bildung seyn? Das müssen wir erst untersuchen.

Unbekümmert, ob man mir Gerechtigkeit widerfahren lasse, bestrebe ich mich, gegen jedermann gern gerecht zu seyn. Ich begehre, meiner Nation das, was sie Bildung nennet, nicht abzusprechen — denn die Bedeutung der Wörter ist willkürlich. Und sollte man mich fragen, ob nach meiner Meinung unter allen heutigen gebildeten Völkern eins dem unsrigen vorzuziehen sey? Keines, würd ich antworten;
kein

Fein einziges, es müßten denn die Engländer seyn. Aber was beweiset das? — Nehmet diese vierzig oder fünfzig Schullnasben; wer unter ihnen seinen Donat so fertig, und fertiger inne hat, als irgend einer von seinen Mitschülern, wofür haltet ihr den? — Nun ja, für einen Burschen, der Kopfs genug hat, seinen Donat zu begreifen; für einen fleißigen Schüler, wenn ihr wollet. Ist er deswegen schon ein guter Schüler? ein wohlgerathener Knabe? Was meint ihr? — — Seht her! jetzt schleicht der Bube in den Obstgarten des Schulmeisters. Seht her, bey jeder Gelegenheit läßt er seine Mitschüler empfinden, daß seine Fäuste um nichts schlechter sind, als sein Kopf. — Aber der Knabe kann doch sein amo und sein typus, und machen seine Exercitia. — Wie ich sage, ich mache meiner Nation ihre Bildung nicht streitig; ich habe nur Lust, diese so gewiesene Bildung etwas näher und ohne Vorurtheil zu betrachten.

Wor:

Worinn besteht also die Bildung unserer Nation?

Eine kurze Frage; aber ich möchte denn sehen, der sich getraute, sie in funfzig dicken Folianten vollständig, und in ihrem ganzen Umfange zu beantworten, so ansehnlich ist das Register unserer Vollkommenheiten; es läßt sich aber, Gott sey Dank! ins Kürzere ziehen. Lasset uns demnach das Loblied, welches sich unser Jahrhundert singt, diese bescheidne Schilderung unserer aufgeklärten Tage, welche ich an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt habe, als einen Text zum Grunde legen, und darüber commentiren.

I.

Von unserer Gelehrsamkeit muß ich demnach wohl den Anfang machen. Ehre dem Ehre gebühret.

Wir haben Männer, die in allen neuen Büchern lesen können, welche ein gewisser Cicero, der vor etwa achtzehnhundert Jahren lebte, ein gewisser Cäsar, Livius,

plus, Tacitus u. a. m. in ihrer Muttersprache schrieben; sie wissen auf ein Haar, ob man *saltem* oder *salim*, ob man am Anfang eines Wortes ein *v* oder ein *u* schreiben müsse; sie können euch in grundgelehrten Noten sagen, daß *caldior* gerade so viel bedeute, als *caldior*, und daß man in der und der Satyre Horazens, in dem und dem Verse, *appellet* für *impellat* zu lesen habe, u. s. w. Wir haben andere Männer die noch hochgelahrter, aber auch nicht so gäug und gebe sind; diese sind im Stande, im Homer Schönheiten und Fehler zu finden. Noch andre, die aber ganz entseßlich gelehrt sind, sollen, wie man sagt, außer der Sprache des Cicero und Homer, sogar Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Arabisch verstehen. Männer dieser Art werden *Philologen*, d. i. Sprachkundige genannt.

Ein anderer, und bey weiten zahlreicherer Haufe weiß, was *ouy*, *Monsieur*, *vous*, *terva*, *et*, *Sei* und *come* *la signora* auf deutsch heißen. Es ist wahr, daß man diese deswegen nicht für Gelehrte hält, und jene griechischen und hebräischen Männer wollen diese armen Teufel nicht einmal für *Philologen* gelten lassen, weil es leichter ist, lebendige, als todte Sprachen zu lernen.

Diese

Diese rächen sich, indem sie jene für Pedanten erklären, und sagen: es sey lächerlich, Sprachen, die kein Mensch mehr spricht, solchen vorzuziehen, die uns den Umgang mit andern Völkern erleichtern.

Wie es nun auf diesem Erdball nicht leicht möglich ist, daß zweien Menschenköpfe, so verschieden sie sich auch bemühen zu denken, nicht in einem und andern Punkte überein kommen sollten: so kommen auch die Sprachkundigen mit den Austerphilologen darin überein, daß beide Herze ihre Muttersprache von Herzensgrunde verachten. Das philologische Gehirn denkt, die deutsche Sprache sey ganz gut, um Fleisch, Käse, Butter u. s. w. zu fodern, mit seiner Frau zu lachen, eine Predigt herzusagen, und zu andern dergleichen Dingen; nur lauge sie nicht, etwas Gelehrtes recht gelehrt zu sagen. Die Austerphilologen behaupten, sie lauge gar nichts, und sey eine harte, raube, tschechische Sprache, die keine Marthe in Paris und keine Adon in London, und keine Signora zu Rom verstände.

Dem lateinischen Manne wird es als äußerst lächerlich und schändlich ausgelegt, wenn er im geringsten wider die Sprachgesetze des Donatus verstoßt. — Der Ignorant muß weder Grammatik noch Verbsion haben! — Die Herren, die sich den Umgang mit Ausländern erleichtern wollen, nehmen es in ihren Liebessprachen schon so genau nicht; denn, wenn sie ihren Vorreiter gemacht, Voltaire auf Italienisch die Hände geküßet, oder sich auf Englisch nach Euerem Bedenken erkundiget haben — dann haben die meisten unter ihnen alles gesagt, was sie von ihrem Sprachmeister beargüßten hatten. Beide Klassen aber halten es weder sich, noch tragend einem Deutschen für schimpflich, wenn er seine Muttersprache schlecht versteht, erbärmlich schreibt, und elend redet. — Abgenuß von den Philologen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der
D e u t s c h e.
Vier und funfzigstes Stück.

Hamburg, am 9^{ten} Jenner, 1773.

Erste Fortsetzung.

Wir haben Männer, die vom Dinge, von Geistern, von Gott, von der Seele, von Welten, von Monaden und von — Nichts zu reden wissen, und durch seine Schlüsse in Barbara und Baraliptron alles beweisen können, was ihnen einfällt; am öftersten aber beweisen — was ihnen nicht einfällt — daß sie nichts wissen. Diese Herren lehren uns, daß das sey, was ist; daß es gerade das sey, was es ist, u. s. w. sie zanken unter einander, ob diese Welt die beste sey, oder ob Gott eine bessere Welt habe machen können? Ob alles von ungefähr sey, oder ob alles
Fünfter Theil. B seinen

seinen zureichenden Grund habe? oder ob
 Etwas nur von ungefähr sey, und das
 übrige seinen zureichenden Grund habe?
 Ob man von der Möglichkeit Gottes auf
 seine Wirklichkeit schließen könne, oder
 nicht? Ob man an allem, was sich dem
~~den Licht zuwenden muß?~~ oder ob man
 wohl Etwas glauben, und von Etwas
 überzeugt seyn dürfe? .

Wie viele Seraphim mit schön vers
 goldten Schwingen
 Durchs Oehr der feinsten Nadel
 giengen?

Ueber solche und funfzig tausend
 andre Fragen von eben dem Schlage zanz
 ten diese Männer mit einer unbeschreib
 lichen Hefigkeit und Hartnäckigkeit, wor
 bei sie, es sey nun, daß sie auf lateinisch
 oder Deutsch, oder in einer andern Mund
 art zanken, sich befeissen, eine solche Spra
 che zu reden, die kein Menich versteht, der
 nicht in ihrer Schule gewesen ist. Ein
 Beweis, daß sie selbst ihre Lehren und
 Streis

Streitigkeiten für unerheblich und unnütz, in Absicht auf das übrige Theil der Menschen und auf das gemeine Wesen, halten. In ihrem Cirkel aber machen dergleichen Dinge, so abgedroschen sie auch zum öftern sind, allemal ein beträchtliches Aufsehen; (weshalb zu vergleichen, wenn der, welcher einen solchen Streit aufwärmet, einigen Ruf hat. Denn ein unbekannter Mann mag schreiben, was er will, man wird weder auf ihn, noch auf sein Buch sonderlich acht geben, indem jeder nur damit beschäftigt ist, seine Freunde zu loben, oder seine Feinde zu schimpfen.) Dieses alles schmeckt nun wohl nicht sonderlich nach Weisheit: dem ungeachtet nennen sich diese Herren mit einem sehr bescheidenen Namen Philosophen, das ist verdolmetschet: Weltweise.

Wir haben Männer und Knaben, die von allen Dingen Bücher in allerley Form zu schreiben wissen, und andre Männer und Knaben, welche alle diese Bücher

beurtheilen können, und zu dem Ende an
 drei Bücher schreiben. Diese letzte Art
 von Bücherschreibern wird mit einem bes
 ondern Namen Journalisten genannt;
 sie selbst nennen sich Kunstschreiber. Einis
 ge unter ihnen geben sich wirklich die Müs
 he, das Buch, welches sie beurtheilen wol
 len, durchzulesen, es zu studiren, und dem
 Schriftsteller nachzudenken; dabey sind sie
 so gewissenhaft, sich auf diejenigen Wis
 senschaften einzuschränken, von denen sie
 eine hinreichende Kenntniß haben. Die
 übrigen aber begnügen sich, das Verzeich
 niß der Kapitel anzusehen, und etwa zwei
 bis drey einzelne Stellen eines Buches
 flüchtig durchzulaufen, dann wissen sie
 schon genug, um den Werth desselben ent
 scheidend zu bestimmen, und dem Verfaß
 ser seinen Platz anzuweisen. — Im Vor
 bengehen gesagt: mir mögen diese gnügs
 samen Leute jeden Platz anweisen, der ihr
 nen bequem dünket, wenn wir nur nicht
 in eine Klasse kommen. — Etliche sind
 vollends

Vollends so scharfsichtig, daß sie nur den Titel des Buchs und den Namen des Autors, oder allenfalls nur den kleinen Umstand wissen dürfen, ob der Verfasser sich für Berlin oder Halle erkläre, um sogleich dem lehrbegierigen Publikum sagen zu können, was an dem Werklein sey. — Sollen wir die Musarion um ihres Verfassers willen schön finden? Lasset uns lieber das Genie bewundern, das eine Musarion erschaffen konnte.

Wir können untersuchen, was ein Nordlicht und eine Sternschnuppe, ein Blitz und ein Irrewisch sey; wir können muthmaßen, warum ein Johanniswürmchen und eine Schellfischnase im Finstern leuchten; wir können vom Magnet und vom Erdbeben unsre Meinung sagen; wir können nachdenken, woher Ebbe und Fluth entstehe; wir wissen alle Namen, mit welchen unsre Vorfahren, Zeitgenossen und Nachbarn eine große Menge von Fliegen und Würmchen belegten,

und haben ihre Flügel, Beine, Ringe u. s. w. gezählet; wir wissen alle Bäume, Stauden, Kräuter und Pflanzen, von der Ceder bis zum Ysop, in ihre Geschlechter und Arten einzutheilen, und haben die Blätter, Staubfaden u. s. w. der meisten Blumen gezählet; wir können alle zwölf himmlischen Zeichen, vom Widder bis zu den Fischen, mit Namen nennen; wir können den Abstand von uns zur Sonne, von der Sonne zum Sirius, von da — Gott weiß, wohin? ausmessen; wir können den Lauf der Gestirne und ihre Größe, den Lauf des Sterns, auf dem wir selbst wohnen, und seine Größe, samt der Wiederkunft einiger Kometen berechnen; wir messen die Bahn des Monds und die Handhaben des Saturn; wir steigen zu den Eingeweiden der Erde hinab, und erklären die Entstehung der Metalle; wir können unsre guten Ursachen angeben, warum der Donner kracht, das Feuer heiß, und das Wasser naß ist u. s. w.

Wir

Wir haben Männer, die einem jeden, der über Leibschmerzen klagt, stehendes Fußes sagen können, daß er die Kolik habe, und die Odontalgie, wenn ihm die Zähne wehe thun. Sie können euch Digestiv- und Roboranten, Panchymagogica und Diapnoica verordnen, und auf ihren Befehl stehet euch eine andre Klasse von Leuten, mit Incisionen und Amputationen zu Dienste.

Wir haben Männer, die, dem Scheine nach, mit Leib und Seele in Griechenland oder dem alten Rom zu Hause gehören. Diese Leute, die ich beynahe gar vergessen hätte, halten unsere Zeiten nur für gebildet, weil sie in denselben leben; und ihre eigne Bildung bestehet darinn, nichts für erträglich zu halten, was unter tausend Jahr alt ist. Sie werden euch nimmer zugeben, daß Gessner so gute Idylle machen könne, als weiland Theokrit, oder Gleim so gute Kriegslieder, als Tyrtäus. Nach ihrer Meinung werden heutiges

Tages keine lesenswürdige Bücher geschrieben, als die sie selbst schreiben. Lessing, Weiße, Klopstock, Wieland, Ramler, und alle andere, denen wir Unsterblichkeit zutrauen, sind in ihren Augen nichts. Aber Aristophanes und Terenz, Homer, Musäus, Horaz — und was weiß ich? o das waren große Männer! Fragt einmal diese Leute, was ein *Virgatus*, eine *Toga*, eine *Prætexta*, ein *Circus* war? Ich wette, was ihr wollt, auf ein Haar werden sie das wissen. Sie können euch den *latus Clavus*, das *Forum*, die *Koſtra* und *Fasces* aufs eigentlichsie beschreiben. Haben sie die Dinger gesehen? — Das nun eben nicht; aber sie kennen sie doch; und es ist doch hübsch, Sachen zu kennen, die nicht mehr in der Welt sind. Fragt sie um die Theile und die Zusammensetzung eines Pflugs, den sie alle Tage sehen könnten — Behüte der Himmel! den kennt jeder Bauer, und seinen Nutzen dazu; ein großer Mann beschäftigt sich nur mit solchen

solchen

solchen Dingen, die zu nichts nütze sind, und die andre Leute nicht kennen; das Marsupium Merkurii zum Exempel, o was das für ein kurioses Ding war! — Sie wissen den Unterscheid zwischen Toga und Sagum, zwischen Söklus und Kos thurn; sie wissen, wo Baja, Präneste, Brundisium und Tuskulum lagen — Dafür wissen sie freulich die Topographie ihres Vaterlandes nicht; aber nehmt ihnen das nicht übel! Alles kann man nicht wissen! genug, daß sie auf dem Forum boarium gleichsam in ihrer Heimath sind, und auf der Via Appia mit verbundenen Augen zurecht finden könnten. Den Stammbaum aller Römischen Geschlechter haben sie inne; alle Aemter und Bedienungen in Rom sind ihnen bekannt, vom Diktator an bis zum Viktor, der die Ruthen trug. — Sie kennen die ganze Staatsverfassung der Römer, und erklären euch aufs genaueste, was die Comitia waren, wovon bis auf den heutigen Tag

der Morbus komitialis den Namen hat. — Es ist wahr, daß ihnen die deutsche Verfassung nicht gar zu eigentlich bekannt ist; allein wo hätten sie die Zeit hernehmen sollen, Deutschland kennen zu lernen? und gesetzt, die Zeit hätte sich gefunden, Saget mir, wo wäre unter allen ledigen Fächern eines so gelehrten Gehirns wohl eins, in welchem die Kenntniß vaterländischer Sachen eine schickliche Möbel seyn könnte? Ein Gelehrter braucht nicht sein Vaterland zu kennen; umgekehrt! sein Vaterland muß ihn kennen! Genug, daß sie, statt der einheimischen Einrichtung, wissen, was der Arcopagus und Ostracismus war, und eine Katavultra, Testudo oder Sambuka beschreiben können?

Ferner kennt diese Art Leute alle die reducirten Göttheiten des Griechischen und Römischen Alterthums, vom Jupiter bis zur Kloacina, und alles, was zu ihrem Dienste und Opfern gehörte, von
der

der Helatombe bis zur alltäglichen Vibatio. — Es würde ihnen ein leichtes seyn, daferne sie malen könnten, auch alle Priester, vom Pontifex maximus und Flamen Diolis an, so lang die Reihe ist, bis zu den Kastraten der Eubele, in ihrem vösligen Schmuck auf den Tisch zu zeichnen, als wenn sie lebten. — Zwar trägt sichs bisweilen zu, daß sie ein Bildchen eines Deutschen Bergmannes für einen Priester der Isis mit der Situla in den Händen ansehen; doch was schadet das? Irren ist menschlich, wie wir alle wohl wissen; und wer heißt es auch die deutschen Bergleute, sich wie Priester der Isis zu kleiden? Noch mehr, was bewog den heillosen Bösewicht von Bildschnitzer, solch ein ärgerliches Bild zu verfertigen? Hätte der Dummkopf nicht vorher sehen sollen, daß seine einfältige Arbeit Gelegenheit geben könnte, einem Manne, der alle lateinischen Bücher versteht, und die Priester der Isis kennt, einen garstigen Fleck anzuz

anzuhängen? Hätte er nicht wenigstens sein Bildchen, wenn er doch ein Bildchen machen wollte, auf ein Fußgestell setzen, und darunter schreiben können: Das ist ein deutscher Bergmann, gefertigt in dem und dem Jahre; so hätte doch ein ehrlicher Gelehrter wissen können, was er uns gefähr aus dem Dinge machen solle, und kein Mensch würde in seinen gesunden Tagen auf den Einfall gekommen seyn, ein Deutsches Spielwerk für eine Egyptische Antiquität zu halten.

Mich deucht, mir wird eine Einwendung wider diese Anekdote ins Ohr geflüstert; wenn man mir dieselbe laut zuruft, so bin ich genöthigt, mich mit etlichen ganz deutschen Anekdoten zu vertheidigen, welche dieser nichts nachgeben.

Ferner haben die großen Männer, von denen wir jetzt reden, alle die sehr wahrhaftigen Geschichten von den Titanen, dem siebenköpfigen Drachen, dem dreyleibigen Geryon, dem Atlas welcher die Welt
 trug,

trug, dem goldnen Bliesie, sammt einer unzählbaren Menge anderer eben so lehrreichen Historien gelernt — in welchen mich meine selige Amme zu ihrer Zeit sorgfältig unterrichtete. Der Himmel erfreue ihre Seele! sie hatte einen vor trefflichen Kopf! Ich gestehe zwar zu Steuer der Wahrheit, daß die gute Frau, deren Milch mir wahrscheinlich in den ersten Monaten meines Lebens nützlicher war, als in der Folge desselben, ihre Gelehrsamkeit — ich gestehe, sage ich, daß sie manchen Namen häßlich verstümmelte, manchen Umstand sehr unrichtig erzählte, und daß ich manche Geschichte von verwünschten Prinzessinnen oder zauberten Rittern viel weniger langweilig fand: allein die Weisen, deren Leitung ich während meiner akademischen Jahre überlassen war, verbesserten jene Unrichtigkeiten, und gaben meinem Geschmac eine gesündere Richtung.

Wir haben ferner — — doch was haben wir nicht alles! D

O der Aethem will mir fehlen,
Alle Weisheit herzuzählen!

Dergleichen Dinge sind es indessen,
Die wir Wissenschaften nennen, und wer
davon, nach Beschaffenheit der Umstän-
de, am weitläufigsten, am dunkelsten,
und — am zuversichtlichsten reden kann,
heißt ein Gelehrter.

Unsere Künste: Anfänglich wohnten
die Deutschen in Wäldern; sie wurden
dieses Aufenthalts müde, und daran tha-
ten sie nicht Unrecht. Denn ich gebe es
willig zu, daß es sich in einem hohlen
Baume, oder in geflochtenen Laubhütten
nicht bequem, und in Höhlen und Felsen-
klüften nicht gesund wohne; ich liebe die
Tenne nicht, so gut ich übrigens dem Dio-
genes bin. Unsere Vorfahren fiengen dem-
nach an, sich gute dichte Hütten zu ma-
chen, die sie von innen mit Pelzwerk ta-
pezierten, und befanden sich in denselben
sehr wohl. Wir halten es für unanstän-
dig und armselig — oder, welches unge-
fähr eben so viel ist, für ungebildet, in
Hüt-

Hütten zu wohnen, und haben es so weit gebracht, daß wir große steinerne Häuser bauen können, zehn, zwanzig, hundertmal größer, als nöthig ist. Die Natur, so wie sie des Schöpfers Hand geschmückt hatte, in ihrer majestätischen Einsalt, war unsern Vätern schon genug. Ein Wald, der seine bemoosten Wipfel den Wolken entgegen wölbte; eine Wiese mit bunten Blumen und balsamischen Kräutern bedeckt; der Schlummer an einer rieselnden Quelle, welche dem Wirt der Natur durch die Schatten der Erlen folgte; ein grüner Hügel, an dessen Abhang der muthige Stier brüllte, oder auf dessen Rücken muntere Lämmer weideten — wirklich, dergleichen Lumperereien schienen den einfältigen Leuten vollkommen annehm und reizend. Und was brauchte ein gutes, unschuldiges, unverderbtes Volk auch mehr? — Wir sind klüger; wir wissen die Natur unter unsre Gesetze zu zwingen, und zauberische Gärten zu erschaffen, die — uns in ein paar Monas-

ten

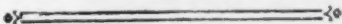
ten Eckel verursachen, und über ein paar Jahre nach einem andern Risse umgearbeitet werden müssen, weil eine ansteckende Seuche, die wir Mode nennen, alsdann gebeut den gegenwärtigen Riß, den wir jetzt reizend, entzückend, himmlisch finden, nach etlichen Jahren für abgeschmackt und abscheulich zu halten. Eine frische Quelle? ein Bach? nun, die laufen da so hin, immer über den Sand weg; das ist nichts! Die Natur verstand es nicht besser. — Aber wir, wir wissen das Wasser durch Röhren zu leiten, und es zu zwingen, daß es hübsch in die Höhe springen muß. Und ich versichre euch, es ist keine geringe Freude, eine Fontäne zu haben, die um einen ganzen Fuß höher springt, als die Fontänen aller Nachbarn. — So freuet sich der Bürger in Braunschweig und dauert seine Schlackewurst und Schiffnummern mit zwiefachem Stolge, wenn der Ochse, den er heuer geschlachtet hat, um etliche Pfund schwerer war, als die übrigen Ochsen in der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der
D e u t s c h e.

Fünf und funfzigstes Stück.

Hamburg, am 16ten Jenner, 1773.



Zweite Fortsetzung.

Wir können Schiffe bauen, die uns und
unsre Lasten an die entlegensten Ufer
bringen. Wir können Bildsäulen aus
Marmor hauen, aus Holz schnitzen, und
aus Metall gießen. Wir können alles,
was uns beliebt, in Kupfer stechen oder
äßen, und mit Farben abbilden. Wir
können Spazierstöcke mit Sonnenschir-
men, hölzerne Mäuse, die von selbst in der
Stube herumlaufen, Schiffchen, die von
selbst auf dem Tisch herumsegeln, Sta-
tuen, welche Toback rauchen, und viele
andre dergleichen Spielwerke für bärtige
Knaben verfertigen und anstaunen. Wir
Fünfter Theil. **E** können

können unverständlichere Verse machen, als vor zwey tausend Jahren. Wir haben seit ein paar hundert Jahren, vermittelt der Buchdruckerkunst, alle mögliche Bequemlichkeit, unsere Träume und Thorheiten weit leichter als vormals, zu verwirklichen und unsern Namen den entferntesten Nationen so wohl, als den spätesten Nachkommen bekannt, angesehen und verächtlich zu machen; wir verstehen Musik; wir können nach Pohluischer, Englischer und Französischer Weise tanzen; wir erstechen einander nach Regeln; wir lehren unsere Pferde allerley Sprünge machen, ohne daß wir deswegen sicherer reiten sollten, als unsere Vorfahren.

Dergleichen Dinge nennen wir strenge, schöne, bildende, nützliche, galante Künste.

Unsre Handwerker. Es wimmelt um uns her von Schneidern und Schuhstern, weil Faulheit und Stolz verbieten, sich die Kleider und Schuhe selbst zu verfertigen. Wir können Heere von Friseurs
und

und Perrückenmachern ins Feld stellen, weil wir uns schämen, unser Haar so zu tragen, wie es Gott geschaffen hat. Wir haben Schuhmacherinnen trotz Paris; wir haben Uhrmacher und Bartscherer, Auswelirer und Bürstenbinder, Goldschmiede und Posamentirer, Seidenfabrikanten und Schlottfeger, Fleischer und Backer, Tuchmacher und Bierbrauer, Leineweber und Strumpfstriker, Drechsler und — und so weiter.

Um der Wahrheit ihr Recht widerfahren zu lassen, darf ich nicht verschweigen, daß wir auch einige Handwerke haben, die, wo nicht in ihrem ganzen Umfange, doch wenigstens zum Theil nicht ganz überflüssig sind; dahin rechne ich die Schmiede. die Scheerenschleifer, und zwey oder drey andre, obwohl ich glaube, daß man eben; gut sein eigener Schmied, als sein eigener Koch seyn könne.

Noch haben wir Leute, die zwar nicht zu den Handwerkern gehören, die ich aber

nicht in ihre Klassen vertheilen mag, und gleichwohl nicht übergehen darf, weil sie theils Werkzeuge, theils Beweise unsrer Bildung sind. Wir wollen sie hier, ohne auf den Rang zu sehen, Anhangsweise betrachten.

Da sind also zum Ersten: Professoren mancher Art, deren Handwerk ist, andre das zu lehren, was sie selbst wissen sollten, unsern Jünglingen den Kopf mit Dunst zu füllen, ein jährliches Gehalt zu verzehren, *) und andre solche Beschäftigungen; Doktoren der Weltweisheit und Meister in den freien Künsten und schönen Wissenschaften, Advokaten, Notare u. s. w.

Ferner die zahlreiche Schaar der Kaufleute, als da sind Seidenhändler, Holzhändler, Käsekrämer, Galanteriehändler, Tuchhändler u. s. w. keinen einzigen ausgenommen.

Drit-

*) Von denen, die das lehren, was sie selbst wissen, und den Kopf unsrer Jugend mit Weisheit und gesunder Vernunft füllen, rede ich hier nicht.

Drittens die ganze Junst derer, denen unsere gebildete Nation mit schwerem Gelde Krankheit, Tod und Verderben abkauft; dahin gehören die Weinhändler, Kaffe- und Branweinshenken, Apotheker, Köche, Konditors, Parfümeurs, Marktschreyer, Würzkrämer, Säugammen, Hurenwirth u. s. w.

Sodann, die schreyenden Männer mit Karitätentkasten, Zauberlaternen, Nuzmelthieren, Glückstöpsen &c. Kavaliers mit tanzenden Bären, Hunden, Affen &c. Schauspieler, Pantomimen, Seiltänzer, Luftspringer, Kunstspieler, Taschenspieler, Nequibristen, u. s. w.

Weiter, da unsre Bildung die alten Saine Germaniens durchsichtig gemacht hat, und sie überdem uns lehret, daß nicht jeder Erdensohn ein ungezweifeltes und gleiches Recht an den frehwilligen Geschenken der Natur habe, gehören hieher die reitenden und gehenden Förster, die Holzknechte und Jagdbediente; ferner die Fischereypächter, u. a. m. End:

Endlich und lehtens, die Zierden und verdenden Beweise einer gebildeten Nation: Visitatoren, Stockmeister, Bettelvbgte, Bucherer, Häfcher, samt den übrigen Handlangern der Gerechtigkeit, als da find: Profosse, Scharfrichter, Henker, Schinder und Schinderknechte, Büttel, Steckenjungen, und desgleichen. Nicht minder auch die honette Gesellschaft in den Spinn- und Zuchthäusern, die Karrengefangenen und andere ehrliche Leute von dem Schlage.

II.

Die Vernunft, heißt es weiter in meinem Texte, ist wieder in den Besiz ihrer Rechte getreten.

Ist sie das? Ich wünsche ihr von ganzem Herzen Glück dazu, im Fall ihr die Wahrheit sagt. Die gute Dame ist so lange in der Irre gegangen, daß michs wundert, wie sie — — Aber laffet uns doch erst ein wenig genauer zusehen! Von Natur bin eben nicht mißtrauisch; aber die Menschen haben mich so oft getäuschet,
daß

daß ich mich schwerlich überwinden kann, ihnen auf ihr Wort etwas zu glauben, woferne sich nicht mit Händen greifen läßt.

Es ist wahr, wir haben den Olymp entvölkert. Jupiter und das blinde Schicksal herrschen nicht mehr; Ceres und Diana, Saturn und Neptun wer: den nicht mehr angebetet. Apoll und Pluto, Mulciber und Gradivus, und was die Römer sonst von Gottheiten über den Rhein gebracht hatten, das haben wir mehrentheils abgeschafft, und die Göt: tinn der Weisheit haben wir glücklich ver: jaget; alles das ist unwidersprechlich wahr. Lasset uns weiter gehen.

Numa Pompilius hatte der Fides, Cäsar der Clementia, Atilius der Pie: tas, die Stadt Athen der Misericordia Tempel gebauet. Konfordia, Veritas, Justitia, Pax, Pudicitia und andre mehr, hatten ebenfalls Altäre und Tempel in Rom. Dort glaubte man thörichter

Weise, die wahre Ehre fließe lediglich aus der Tugend; unsre Zeiten erklären diese Meinung für grundfalsch, und halten dafür, man müsse seine Ehre in der Tasche, oder in einem stark mit Eisen beschlagenen Kasten haben. Die Römer aber, bey denen die Vernunft ihre Rechte verlohren hatte, waren von der Richtigkeit ihres Satzes so sehr überzeugt, daß sie es ganz vernünftig fanden, wie Marcus Marcellus der Virtus und Honor, jeder einen Tempel weihte, daß er dieselben dergestalt bauen ließ, daß man in den Tempel der Ehre nicht kommen konnte, ohne durch das Heiligthum der Tugend zu gehen. — Alle diese Tempel und Altäre haben wir theils von den Römern nicht angenommen; theils haben wir sie abgeschaffet. Freylich war das nun wohl ein Recht, welches die Vernunft ausübte; dafür aber bekam sie stracks einen Nasenstüber. Denn, es sey nun, daß wir befürchteten, wir mögten früh
oder

oder spät wieder in die Versuchung gerathen, den Tugenden göttliche Ehre zu erweisen, oder daß wir andre Ursachen hatten: so ist doch dieses gewiß, daß wir weiter giengen, als die Vernunft. Wir waren nehmlich damit nicht zufrieden, alle diese Heiligthümer zerstöret zu haben, sondern wir verbanneten die Treue und Güte, Mitleid und Erbarmen, Keuschheit und Scham, Wahrheit, Gerechtigkeit, Eintracht, Frieden, Mäßigkeit, Gnügbarkeit, kindliche Liebe, Brudersliebe, Vaterlandsliebe, Menschenliebe — alle Arten edler Liebe, Versöhnlichkeit, Gastfreiheit, Freundschaft, samt alle übrigen Tugenden, weß Namens sie sind. Alles das erklärten wir in die Acht, nach dem Beispiele andrer Nationen, von denen wir den Zuschnitt zu unsrer Bildung nahmen, und verbanneten es aus Deutschland; wohin? das mag Gott wissen! Die wahre Ehre mußte zur Gesellschaft mitschleutern, und die

Vernunft gaben wir dem in den Kauf, der die Tugenden, und ihre Tochter die Ehre, aufnehmen wollte, weil sie sich unglücklicher Weise einfallen ließ, gerade zu zu behaupten, sie sey einem Volke ohne Tugend nicht so viel nütze, als das fünfte Rad dem Wagen.

Unterdessen fanden sich einige Leute, welche mit dieser allgemeinen Verbannung nicht allerdings zufrieden waren. Nicht eben, als ob ihnen an den Tugenden selbst etwas wäre gelegen gewesen: nein, das nicht; sondern man nahm ihnen ihr tägliches Brodt, welches sie damit erwarben, daß sie von den Tugenden viel schöne Sachen redeten. Man betrachtete diese Leute, und fand, daß es gefährlich seyn dürfte, mit ihnen zu zerfallen; es waren nemlich Poeten, Moralisten, Reichen und Lobredner, Verfertiger der Grabscriften, Satyrenschrreiber u. s. w. lauter Männer, denen es weiter nichts, als ein paar Federzüge kostet, um euch

ben

bey der izelebenden und kommenden
 Welt lächerlich, im Fall ihr Narren, und
 stinkend zu machen, im Fall ihr Bösewiche
 te seynd. Gleichwohl war man nicht wils
 lens, die Verbanneten zurück zu rufen.
 Man fand einen Mittelweg: ihre Na
 men konnte man, unbeschadet, zurückbe
 halten. Diese überließ man den Miß
 vergnügten zum ewigen Eigenthume,
 und verstattete den Dichtern, Sitten
 Lehrern und Satyrenschreibern, so viel
 schöne Sachen davon zu sagen, als sie im
 mer wollten, bey Strafe, selbst lächerlich
 zu werden, wenn sie sichs einkommen ließ
 sen, ihre Rechte weiter, als auf den Bes
 sitz der Namen auszudehnen. Den Pa
 rentatoren aber, den Leichenpredigern, Lob
 rednern &c. gab man die Erlaubniß, so
 unverschämt zu lügen, und dem selig Ver
 storbenen so viele Tugenden nachzurüh
 men, als man ihnen bezahlen würde, u. s. w.
 Daher kommt es, daß man in den Schrif
 ten dieser Männer noch von Zeit zu Zeit
 der:

dergleichen schöne Namen findet; sie brauchen dieselben aber mehrentheils, wie sie Orkus und Elysium, den Styx und Cerberus nennen — ohne etwas dabei zu denken, und das Papier zu füllen, weil es nun einmal Mode ist, daß der Verleger Bogenweise bezahlt.

In Vorbengehen kann ich nicht unerinnert lassen, daß dem Einfalle eines wißigen Kopfes, den ich, ich weiß nicht mehr, wo, gelesen habe, die Wahrheit fehle. Der Mann sagt: man lasse die Dichter deswegen hungern, weil sie mit leerem Magen am besten singen. Das Ding ist falsch. Man hänge ihnen den Brodekorb hoch, damit es ihnen an Kräften fehlen möge, gewisse Tugenden, z. B. Barmherzigkeit, Gastfreundschaft, Gutthätigkeit, u. dergl. zur Beschämung ihrer Mitbürger, auszuüben, wenn sich ja der Fall ereignen sollte, daß sie sich durch das öftre Besingen dieser und anderer Tugenden, in dieselben verliebten. Freugebig mögen sie

sie seyn; verschwendrisch sogar: aber wohl zu merken, nur mit Weihrauch.

Als die Spanier den Mauren befah-
len, sich auf ewig von den Spanischen
Grenzen zu entfernen, gehorchten zwar
die meisten diesem Befehle, dem sie nicht
ungehorsam seyn konnten, ohne die äus-
serste Gefahr zu laufen. Viele aber, des
nen das Vaterland süßer war, als die Si-
cherheit, fanden doch Mittel, heimlich im
Lande zu bleiben, oder unvermerkt wie-
der hinein zu kommen. Nicht anders
geht es in Deutschland mit den Tugens-
genden. Völlig hat man das Land von
ihnen nicht säubern können; hin und wie-
der ist jezuweilen eine zurück geblieben,
die sich nicht überwinden konnte, ihren
Waterheerd, und ein Land zu verlassen,
welches sie seit Jahrtausenden als ihre
eigentliche Heimath und ewigen Wohn-
sitz zu betrachten gewohnt war. Aber —
vor der Gefahr, vergöttert zu werden, ist
sie vollkommen in Sicherheit. Im Ge-
gen

gentheil, man macht es mit ihr, wenn man sie entdeckt, wie dort mit den Mauren: sie wird verfolgt; oder wie bey uns mit den Israeliten: sie wird geduldet, aber im Drucke, ist ein Ziel des Hohngelächters und der Verspottung, und darf ihr Haupt nicht empor heben.

Wir wissen, daß wir nur vor dem einzigen Gott niederfallen müssen.

O! wir wissen vieles, das wir deswegen dennoch nicht thun. Diesem einigen Gotte haben wir, zwey andre Gottheiten an die Seite gestellt, eine Göttinn und einen Gott, ein übelthätiges Paar, die schändliche Frucht und zugleich das Werkzeug unsrer Bildung. Dieses Paar haben wir von den Römern angenommen. Die Göttinn *) heißet Geld, und der Gott, den sie gebohren hat, heißet mit seinem schwarzen Namen Eigennutz.

Beide

*) Daß die Römer uns mit dem Gelde bekannt gemacht haben, weiß jedermann, der den Tacitus gelesen hat. Aber daß die Römer die Göttinn Vefunia anbeteten, ist wohl nicht so allgemein bekannt. S. Augustin. de Civit. Dei, L. IV. c. 21.

Beide Götzen haben ihre Tempel und
 Opfer. Der Gott ist allgegenwärtig
 unter den gebildeten Menschen, und woh-
 net ohne Unterscheid unter jedem Dache.
 Die Göttinn hergegen thut, nach der
 Weiber Weise, etwas spröde, und begün-
 stiget mit ihrer Gegenwart nur ihre Lieb-
 linge, welche zum öftern Dummköpfe,
 oder Schurken, oder Schurken und
 Dummköpfe zugleich, sind. Verständige
 und rechtschaffne Leute pflegen sich nicht
 in die Dame zu verlieben, und sind ge-
 meiniglich zu weise und zu stolz, als daß
 sie dem Eigennuße fröhnen sollten, daher
 pflegt die Mutter des Eigennußes nicht
 häufig bey ihnen einzukehren. Zuweilen
 zwar wird sie durch ein Vermächtniß,
 durch eine Quaterne, oder durch andre
 Zufälle dazu gezwungen; aber nehmt euch
 in acht! dann steht sie immer auf dem
 Sprunge, und ehe ihrs euch versehen, ist
 sie dem ehrlichen Manne aus den Händen
 entschlüpfet, und zu ihren Lieblingen über-
 gegangen.

Selt:

Seltfam ist es, daß beynahe jedermann durch seine Handlungen den Eigennutz von ganzem Herzen ehret, aber ihn mit dem Munde aus allen Kräften verleugnet. Dem von Ewigkeit Allmächtigen hergegen trillert beynahe jeder Mund Lobgesänge, von denen nur wenige Herzen etwas wissen, und wenn man ja aus Herzensgrunde etwas von ihm bittet, so ist es nicht: Dein Wille geschehe; dein Name werde geheiligt; dein Reich komme, u. s. w., sondern: gieb uns Brodt! — das heißt: gieb uns Geld, damit wir Essen und Trinken, reiche Kleider und Korduanschuhe, einen Pallast in der Stadt, und einen Garten ausserhalb der Stadt, Pferde vor die Kutsche und Haser für die Pferde, Uhren, Ringe, Sofa's, Kanape's, u. s. w. kaufen können, auch im Stande seyn mögen, etliche Tagediebe in Lieverer zu unterhalten; keine andere Gesetze, als unsre Willkühr, annehmen dürfen; den Nächsten unterdrücken, den Richter erkaufen, und Dir ungestraft Trotz bieten können. (Die Fortsetzung folgt.)

Der
D e u t s c h e.
Sechs und funfzigstes Stück.

Hamburg, am 23^{ten} Jenner, 1773.

Dritte Fortsetzung.

Was sonst noch Luther und andre Ausleger unter dem täglichen Brodt begreifen, als fromm Gemal, fromme Kinder im eigentlichen Verstande, Zucht, wahre Ehre und dergleichen, das mogte zu ihren Zeiten gut genug seyn; heutiges Tages ist es in diesem Gebete nicht mit begriffen, weil keiner, oder sehr wenige dergleichen Narrenpossen verlangen. Uebrigens bekennen alle Zungen den Herren, und beynahe jedermann verleugnet ihn durch Thaten.

Der Allmächtige von Ewigkeit ist gut.
Er hat uns seinen Willen eröfnet, und
Fünfter Theil. D diesen

dieser Willen ver-spotten, wir, ungeachtet uns die Vernunft überführt, daß er im höchsten Grad vollkommen sey. Der Gott der Liebe ist sanftmüthig, barmherzig, geduldig, und voll von Güte und Treue; dieses will er, sollen auch die Menschen seyn. — Sind sie es? —

Liebet euch unter einander, sagt er; daraus wird jedermann erkennen, daß ihr mir angehört! — Lieben wir einander? —

Er gebet: "Thut andern nicht, was ihr nicht wollet, daß sie euch thun!" — Das ist die Rechtschaffenheit. — "Thut andern das, was ihr wollet, daß sie euch thun sollen!" — Das ist die Tugend. — Kann es liebenswerthere, ehrwürdigere Gebote geben?

Suchet den ruchlosesten, ehrvergessensten Bösewicht auf; fraget ihn, ob er gegen die Vortrefflichkeit dieser Gesetze etwas einzuwenden wisse? — Und wenn er zehnmal mehr Teufel wäre, als alle Teufel zusammen genommen, so wird er
vers

verstummen. Nun schließe ich, was alle Menschen, ohne eine einzige Ausnahme, durch ihr eignes Gefühl gezwungen, zu allen Zeiten für gut erkennen müssen, das muß wirklich gut seyn, und das Gegentheil muß nichts taugen.

Die Vernunft — oder, wenn ihr lieber wollet, schon das einem jeden Menschen von der Natur verliehene Gefühl des Wahren (Sensus communis) überzeugt demnach jedweden, daß er nichts Bessers, nichts der Menschheit würdigers thun könne, als sich durch Beobachtung dieses Willens der Gottheit zu nähern.

Beobachten ihn die Menschen? — O wenn sie es thäten! Dann, dann wäre die Vernunft wieder in den Besitz ihrer Rechte getreten.

Lasset uns nun einmal die Stimme des Götzen, den wir anbeten, dagegen halten.

„Sei hart! gebeu der Eigennutz; aber recht hart, unempfindlich, unerbittlich, ungerecht, raubgierig, grausam und

unmenschlich! Laß dich weder durch das
 Jammern der hilflosen Wittwe erwei-
 chen, noch von entgegen gebreiteten Hän-
 den des verlassenen Waisen zum Erbar-
 men bewegen, wenn ich dir gebiete, sie zu
 plündern! Meine Stimme nur müsse an
 dein Herz dringen, jeder andren sey dein
 Ohr verschlossen! Scheue dich nicht, dem
 Unglücklichen sein letztes Gewand vom
 Leibe zu reißen! Verbanne auf ewig alles
 Gefühl der Barmherzigkeit aus deinem
 Busen, und ersticke das Mitleid! fort
 mit dem Plander! Mitleid und Erbar-
 men machen nicht reich. Scheue dich
 nicht, die Tugend deiner Gattinn, die
 Unschuld deiner Tochter, deinen König,
 dein Vaterland, deine Seele und deinen
 Freund zu verkaufen, zu verrathen, zu
 würgen, wenn ich rede! Nichts sey dir
 heiliger, als ich! Gib nichts weg, ausser
 wenn ich dir's rathe; was man weggiebt,
 das hat man nicht mehr — und durch
 Geben setz man sich nur in Gefahr, Uns-
 dank!

Dankbare zu machen. Willst du ja von dem Deinigen etwas los seyn, so verschwende es lieber; denn die Leute, bey und mit denen du dein Geld verzehrest, werden dich zu rühmen wissen; und dein Aufwand, samt ihrem Lobe macht dich bekannter, als die stille Thräne der Dankbarkeit, die dir etwa ein Armer weinen könnte. Ueberhaupt mußt du mit Dürftigen nichts zu schaffen haben, es mögte denn dieses seyn, daß du sie vollends plündertest; ausserdem keine Gemeinschaft mit ihnen! Reiß an dich, was du kannst, und auf jede Art; denn was du selbst hast, ist dir immer besser, als was andre Leute haben, und jeder ist sich der Nächste; nur mußt du alles mit einem Anstrich von Gesehmäßigkeit, welche unter den Menschen mehr, als Gerechtigkeit gilt, überspleistern, und deine Hülfbegierde, Menschenliebe, Mitleid und andre große Wörter ohne Unterlaß im Munde führen, und unaufhörlich seufzen, daß dein Herz gar

zu gut seyn. Am meisten rühme dann die Güte deines Herzens, wenn deine Handlungen dir gerade den allerwenigsten Grund dazu geben; du findest immer auf eine oder andre Art deine Rechnung dabey. Nur hüte dich sorgfältig, jemals den geringsten Zug von einem guten Herzen zu haben; denn wo hast du jemals einen gesehen, den sein gutes Herz reich gemacht hätte? Bettler mag es gemacht haben! Hart mußt du seyn, voll Ränke und voll von mir! Dann wird meine Mutter bey dir einkehren; und hast du diese, so hast du alles. Fehle sie dir, dann sey immer, was du willst, du bist dennoch nichts; und sie wird dir fehlen, wenn du auf den rasenden Einfall kommst, Gewissen und Tugenden haben zu wollen. Sey kein Narr! Gewissen und Tugenden sind Hirngespinnste, leere Namen — denn sie bringen nichts ein. Sey reich, so hast du alle Tugenden, denn nur die Dürftigkeit ist ein Laster, ein schändliches Laster, und

und ein abgetragenes Kleid ist der einzige Schandfleck. Sieh nur um dich her! wo erblickst du einen reichen Mann am Galgen oder in der Karre? wohl aber Arme in Menge. Ein sicherer Beweis, daß Reichthum die wahre Tugend sey." u. s. w.

So spricht der Sohn des Geldes, der Eigennutz. Seine Gebote sind dem Willen des Gottes der Liebe gerade entgegen entgegen gesetzt, und wir sehen, es sey unmöglich, beyden zugleich dienen zu können. Die Wahl ist unser. Wir prüfen und finden, daß der Wille des wahren Gottes erhaben, vollkommen, liebenswürdig, und der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit; die Vorschrift des Eigennutzes hingegen verachtenswerth, abhüthlich, und der sichere Weg zu Schande und Verderben sey. Nun wählen wir, und wollen nicht Kinder des Gottes der Liebe seyn, Kinder und Erben eines gütigen Vaters: nein, wir finden es vorzüglicher, veräch-

liche, nichtswürdige Sklaven des Reichthums zu seyn.

Das sind die Rechte, in deren Besitz sich die Vernunft befindet.

Mit Einem Worte: Gott schenkte uns den lehten und göttlichsten Zug seines Bildes, die Liebe, und rüstete uns mit Vernunft aus, um uns über das Vieh zu erheben. Der Mensch zieht das Bild der Gottheit aus, und der Gebrauch der Vernunft ist mehrentheils Mißbrauch derselben. Also geben wir uns Mühe, tief unter Teufel und Vieh hinabzusinken.

Hier könnte ich zugleich von der Götzinn reden, zu deren Füßen wir uns krümmen, um deren Bilderchen wir uns erwürgen, die allein uns Ehre, Ansehen und Gewalt giebt: es wird sich aber in der Folge dieser Schrift mehr als eine Gelegenheit darbieten, ihrer zu gedenken.

Den Elfen bluten keine Menschenopfer mehr. Das ist wahr; allein sind wir dars um besser? — Erst müssen wir, ohne die
Wahr:

heit zu verfehen, sagen können, daß unter uns gar keine Menschenopfer mehr blusten, wenn man uns, im wahren Verstande des Wortes, für gebildet halten soll. Denn, seht ihr, so lange ihr noch Menschen opfert, gilt es gleich viel, ob sie den Elfen, oder einem andern Ungeheuer fallen, ihr seyd um nichts weniger Barbaren.

Den Elfen und den kriegerischen Gottheiten der alten Deutschen wurden nur, wie schon in einem der vorhergehenden Blätter gesagt ist, etliche der gefangenen Feinde geopfert. Die treuherzigen Deutschen überredeten sich in ihrer frommen Einfalt, es könne ihren vaterländischen Göttern kein Opfer lieblicher seyn, als ein Feind des Vaterlandes. — Gebet wohl acht, ich sage ein Feind des Vaterlandes; Verräther desselben hatten die Mannusöhne nicht, denn sie waren Barbaren, wie ihr wisset. — Ihre Priester, die, wie es scheint, des Volkes Herzen in ihrer Hand hatten, lehrten sie, der

Zorn der Götter wurde durch das Blut dieser Geschlachteten versöhnet, und wir der die Hände gelenket, u. s. w.

Opferschlachten, in der Absicht, den Trugzen des Vaterlandes zu befördern, das konnte freylich nur ein ungebildetes Volk. Gebildeten Leute haben kein Vaterland; sie sind Kosmopoliten, und sahen es längst ein, daß sie dem Winkel der Erde, in welchem sie geböhren wurden, keine Pflichten schuldig sind, weil er nichts dafür kann, daß sie gerade dort zum erstenmal von der Sonne beschienen wurden. Einige zwar haben den Wahlspruch: *patria est ubicumque bene est*; aber sie verstehen hier unter dem Worte *patria* nur den Ort eines beständigen Aufenthaltes, und glauben nicht, oder nur selten, daß das Land, in welchem sie sich wohl befinden, wiederum einiges Recht auf ihre Dankbarkeit habe; noch weniger halten sie sich gegen dasselbe zu andern Pflichten verbunden, als zu solchen, die ihnen unmittelbar

be:

bezahlet werden. O die Bildung hat den Menschen klüger gemacht! das Vaterland ist eine Chimäre, er selbst aber ist Etwas. Nicht der Chimäre opfert er, sondern dem Etwas. Grausamer als vormals die Kuren würgte er — nicht eben allemal seine Feinde, — nein, Vater, Bruder, Gattinn, Tochter, Ehre, und mehr als das alles, den Freund; kurz, was ungebildeten Nationen von je her das Heiligste und Ehrwürdigste war, was jedem Menschen das Heiligste und Ehrwürdigste seyn muß, das opfert er dem Eigennuße. Mit unerschüttertem Herzen sieht er seine Opfer um sich her bluten, und — —

Stärkerer Schauer, als ich am Eingang der Höhle Belledens empfinden könnte, fasset mich beim Haar *) wenn ich die Opfer unsrer Zeit mit den Elfen opfern vergleiche. Lasset uns davon abbrechen.

Es

*) S. den Gesang des Varden Rhingulph, als Varus geschlagen war.

Es giebt Opfer, welche dem Gott der Liebe gefallen; dieses sind edelmüthige Thaten; Handlungen voll Menschenliebe; Versöhnlichkeit, wenn Rache Gerechtigkeit wäre; Werke des wahren Erbarmens, des uneigennüthigen und demüthigen Wohlthuns, u. s. w. Allein, so unzählbare Opfer ich dem Eigennutze fallen sah, so wenige habe ich dem Allgütigen bringen sehen.

Das Licht der Religion leuchtet. Das ist wahr. Aber, sagt mir, was nützet eine Fackel dem, der sich die Augen verbündet? — Eigennutz und Religion können unmöglich übereinstimmen.

Wer es nicht glauben will, daß die Religion unserm gebildeten Lande eine Thorheit sey, der kann mir zwar vielleicht durch diesen Zweifel ein günstiges Urtheil von seinem Herzen beibringen, aber mir wird es leicht seyn, ihn von seinem Unglauben zu heilen. Versucht es, gehet einmal in eine gebildete Gesellschaft; redet

redet mit aller Würde von der Vortrefflichkeit unsrer geoffenbarten Religion; redet von den erhabnen Pflichten, welche sie vorschreibt; redet von der Liebenswürdigkeit der Tugend; waget es, alles das anzupreisen; saget, daß — — Doch alles um mich her gähnet schon icht, wie ich sehe! wie würde nicht eure gebildete Gesellschaft gähnen, wenn ihr den Versuch anstellen wolltet, den ich euch vorschlage.

Die Gewissen werden frey. Das ist das beste und vielleicht auch das schlimmste, was man von unserm aufgeklärten Sekulum sagen kann. Man erlaubt in unserm Vaterlande einem jeden, das zu glauben, was er glaubwürdig findet; das ist vollkommen billig, und ein Vorzug, den Deutschland vor den mehrsten übrigen Ländern hat. In diesem Stücke folgen wir dem Beispiele Christi, welcher die Menschen durch kein Auto da Fe, noch durch Folterbänke oder Dragonerzwang, seine Lehren anzunehmen; er war sanfte

saufemüthig und von Herzen demüthig, ertrug die Irrenden und belehrte sie, aber er verfolgte sie nicht. Send mir gesegnet, welse Fürsten Germaniens! ihr habet den Verfolgungsgeist gebändigt, und glaubet nicht mehr, daß der dem Höchsten diene, der dem Eiferer erlaubt, das Blut der Irrenden stromweise zu vergießen!

Wögte Wahrheit mir doch nicht die Bemerkung abnöthigen, daß Deutschland eine zwote Art von Gewissensfreiheit mit den mehrsten übrigen Völkern gemein hat: diese, daß beynahе ein jeder sich erlaubt, zu thun, was er thulich findet, so weit ihn Rang oder Vermögen vor der Ahndung der Obrigkeit sicher stellet! Laßet sich etwas Nachtheiligers von Deutschland sagen, als daß auch bey uns nur der Dürstige verbunden ist, gewissenhaft zu seyn, und das auch hier die Vergleichung jenes bekannten Britten sehr passend ist? Das Gewissen, sagt dieser Mann, kommt mir vor wie ein paar Beinkleider, welche

eigentlich zur Bedeckung der Ueppigkeit und Unflätereſen angezogen werden, aber eben ſo geſchwind zum Dienſte beyder heruntergezogen werden können.

Der Aberglaube iſt unter die Füße getreten. Das iſt ziemlich wahr; nur Schade, daß es nicht immer Vernunft, Wahrheit und Religion, ſondern wenigſtens eben ſo oft der Unglaube iſt, der ihm den Fuß auf den Nacken ſetzt! Ich bin weit davon entfernt, dem Aberglauben das Wort zu reden; ich verabſcheue ihn im Gegentheil, und erkenne die Schädlichkeit ſeiner Gewalt. Aber, eins gegen das andere gerechnet, mögt ich wohl wiſſen, ob wir gewonnen oder verlohren haben? Was iſt gefährlicher, zu viel glauben, oder nichts glauben?

Der freye Deutſche zittert nicht mehr vor dem Fluch eines Menſchen. Lächerlich, daß die Leute darüber ſo laut jauchzen! Wie ſollte der Menſch den Fluch eines
eines

eines Sterblichen fürchten, er,
Der Gottes
Fluch verachtet, und ihn, als wärs ein
Säufeln,
Das fürchterliche Wetter Gottes von
Ebal
Als wärs ein sanftes Wehn, vers
nimmt? —

Wetter unten werden wir noch häufige Gelegenheiten haben, die Rechte zu betrachten, in welche die Vernunft wies der getreten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der
D e u t s c h e.

Sieben und funfzigstes Stück.

Hamburg, am 30^{ten} Jenner, 1773.

Vierte Fortsetzung.

III.

Das Loblied über welches ich commentire, führt mich nun auf die Priester des Herrn.

Boten Gottes, Priester des Herrn, Priester des Gottes der Sanftmuth, der Liebe und des Friedens, Haushalter über die Geheimnisse des Unbegreiflichen! — Ehrwürdige Namen! Den Allgütigen verkündigen, den Verirrten mit Bruders liebe und Sanftmuth auf den Weg zum ewigen Heile leiten, durch unerlogene Frömmigkeit, Reinigkeit des Herzens, und unsträfliche Sitten uns allen zum Bey-
Fünfter Theil. E spiele

spiele — zum Muster sogar, dienen sollen! — Ehrwürdiges Amt!

Die Betrachtung dessen, was die Priester Gottes seyn könnten, und sämmtlich, ohne die geringste Ausnahme, seyn sollten, erfüllet mich mit den stärksten Empfindungen der tiefsten Ehrfurcht. Die Betrachtung dessen, was so manche unter ihnen sind, erfüllet mich mit desto lebhafterem Unwillen und Abscheu, je größer die Ehrerbietung ist, die ich vor ihrem Stande hege.

Wer darf es wagen, wider diese lehren zu reden? — Wenn ich einfältiger Lane sonst die heiligen Bücher verstehe, so ist der Wille Gottes, daß wir inogesamt uns aus allen Kräften bestreben sollen, ihm nachzuahmen; und mich denkt, ich stehe in keiner irrigen Meinung, wenn ich behaupte, daß diejenigen, welche sich vorzugsweise Diener Gottes nennen, in diesem Inogesamt nicht nur begriffen sind, sondern, wenn man die Sache ein wenig

wenig genau nehmen will, auch vorzugsweise die Pflicht auf sich haben, dem Gott nachzuahmen, den sie predigen. Und was ist dieser Gott? Er ist, wie ich schon gesagt habe, liebe reich, barmherzig, sanftmüthig, von Herzen demüthig, geduldig, und ein Gott der gern verzeihet. Unter seinen Priestern aber ist ein ansehnliches Theil nicht so sanftmüthig, als der Gott, den ihre Lippen verkündigen; sie haben die üble Gewohnheit, ihre Sache den Augenblick zur Sache Gottes zu machen. Priester Gottes, wo denket ihr hin? Ist die Sache eines Mannes, der das Heiligthum entehret; der sich von dem Altar mästet und ihn bestielt, von dem er sich nähren soll; der voll Härte, eitel, aufgeblasen, hochmüthig, rachgierig, und selbst dann noch, wenn seine Seele sich mit Rache gesättiget hat, unversöhnlich ist; der dem Bauche, der Wollust, der Raubsucht, dem Geize und allen Lastern fröhnet; der den Glauben

mit Füßen tritt, den er ausbreiten soll; der den Samen der Zwietracht ausstreuet; der ein Zänker *) ist, und den Gott des Friedens, — ein grausamer Mann, und den Gott des Erbarmens verkündigt; der seine Stirn gewöhnet hat, nie zu erröthen, der ein Trunkensbold, ein Speichellecker, ein Spieler, ein schlechter Unterthan, ein Müßiggänger, ein Wucherer, ein Unterdrücker des Dürstigen, ein Verschwender des geraubten Gutes, ein Verläumder ist; der sein heiliges Amt vernachlässiget, und nur das Theil desselben, das zur Befriedigung seiner Habsucht dienet, in eigner Person, und den Rest durch Miethlinge und Tagelöhner verwaltet; der ein ungehorsamer Sohn, ein unnatürlicher Vater, ein

*) Diejenigen vom geistlichen Stande, die aus einem treugemeinten Eifer in theologischen Kontroversen weiter gehen, oder heftiger sind, als sie sollien, verstehe ich hier nicht unter der Benennung: Zänker; sondern nur die, welche als Bürger betrachtet, weder mit ihren Obern, noch mit ihren Schafen, noch mit ihren Nebenmen, chen in Frieden leben können.

ein schlechter Ehemann, ein Ränkeschmied, ein Verführer der Unschuld, ein Ehebrecher, ein Heuchler, ein Meinenziger, ein hämischer, tückischer, arglistiger Mann und voll von Schadenfreude — mit Einem Worte: der ein Schänder seines Amtes, ein Verächter des göttlichen und menschlichen Fluches, und dennoch unverschämt genug ist, sich einen Priester des Allerhöchsten zu nennen — sagt mir, ist die Sache eines solchen Mannes Gottes Sache? Wie? oder ist die Sache des heiligen und ehrwürdigen Priesteramtes, welches ein solcher Mensch entehrt, der Verachtung bloß stellt, und dem Hohngelächter des Spötters Preis giebt; die Sache der gekränkten Unschuld, der leidenden Tugend; ferner, die Sache der Wahrheit und der Religion, welcher er schadet; und endlich die Sache des Mannes, dem Gott Muth verleihet, sich über Verfolgung und Gefahr wegzusehen, und dem unheiligen

Theile des Priesterstandes den Spiegel vorzuhalten: ist das nicht vielmehr die Sache Gottes? —

“Aber giebt es dergleichen Leute unter den Geistlichen?”

Ich würde es herzlich bedauern, wenn mein Buch Einem Menschen in die Hände fiele, der so sehr ein Fremdling in der Welt wäre, um diese Fudge im vollen Ernste vorbringen zu können. Feyerlich bekenne ich hiermit, daß ich diese Stelle meines Kommentars nicht würde geschrieben, oder für keinen Preis dem Druck übergeben haben, hätte ich unter der beträchtlichen Zahl von Menschen aus verschiedenen Ständen und Altern, mit denen ich umgegangen bin, nur Einen gefunden, der das, was ich wage, zu sagen, nicht gedacht, und aus Erfahrung gedacht hätte. Priester Gottes! — mit euch rede ich, ihr Nichtlinge! — sehet, wie sehr ihr der guten Sache schadet! Ihr seyd es, von denen geschrieben steht, daß sie

sie die Schlüssel des Erkenntnisses und des Himmelreiches haben, selbst nicht hinein kommen, und denen wehren, die hineingehen wollen! — Wie viele unter euch habe ich angetroffen, deren Sanftmuth, Geduld und Brudersliebe auf die Probe zu stellen, ich keiner Seele rathen möchte! wie manchen, der, anstatt dem Irrenden zu helfen, den, der auf dem rechten Wege ist, irre führet, und statt der Fackel der Wahrheit, mit welcher er vorleuchten soll, Irrlichter anzündet! wie viele, die den Gott, welchen sie predigen, durch ein böses Herz, durch ärgerliche Sitten, und ein ruchloses Leben verleugnen! wie viele, die statt des göttlichen Wortes ihr eignes Wort verkündigen! — Ich rede mit keiner einzelnen Religionsparthen insbesondere; unter denen Priestern, die heirathen dürfen so wohl, als in den Klöstern sind mir diese Züge ins Auge gefallen. Ich könnte jeden Zug mit Exempeln bekräftigen, allein ich würde mich noch für ver-

achtenswürdiger halten, als du bist, Diosphant, wenn ich den Menschen verachte, indem ich den Bösewicht rüge. —

Priester Gottes! wer ist am meisten Schuld daran, daß die Religion den Menschen ein Aergerniß und eine Thorheit ist! — Seid ihr es nicht? O wenn ihr in der That Priester des Herrn seyn wolltet! Gebet, gebet dem Volke Beispiele, das euch zu weiden anvertrauet ist, und dessen Seelen ein strenger Richter, den keine Heuchelen täuscht, von eueren Händen fordern wird! Lieber weniger Lehren und mehr Werke! zeigt durch Thaten, daß ihr euch des Evangelii von Christo nicht schämet!

Ihr klaget; das Predigtamt sey ein Gegenstand des Spottes. Ihr thut den Leuten Unrecht. Nicht das Amt, sondern ihr seid es, die dem Spotte und der bittersten Verachtung zum Gegenstand dienen, so bald ihr glaubt, daß euer Stand und Kleid euch schon zu hoch und wohl-
ehrt

ehrwürdigen Männern machen. Ich würde selbst den Freigeist verachten, dem euer Amt nicht ehrwürdig wäre: aber ihr seht es, selbst in meinen Augen, nur dann, wenn ihr euch bestrebet, eueres Amtes Pflichten, zugleich mit den Pflichten des Christen und Menschen, rechtschaffen zu erfüllen. Wißet, daß aller Augen auf euch gerichtet sind; daß eure kleinsten Fehltritte bemerkt werden, und erinnert euch, daß manche Dinge, die man andern nur als Schwachheiten, höchstens als Fehler anrechnet, an euch zu Verbrechen werden, weil sie Aergerniß geben, und die erhabnen Lehren, die von euren Lippen fließen, dem Blödsinnigen verdächtig machen. Uebrigens vergeihet, daß unter den Hunderttausenden, welchen ihr täglich zurufet, was sie seyn sollen, ein Mann auftritt, der euch aus guter Absicht entdeckt, warum eure Lehren bey vielen Leuten keinen Eindruck machen, und euch erinnert, daß ein Bedröckter, wenn

er sauber seyn soll, so wohl in Absicht auf die innere, als auf die äussere Seite gereinigt werden müsse.

Auch an Euch wende ich mich, rechtschaffne Priester des Höchsten! ich bin nicht besorget, euch in dem, was ich eueren unwürdigen Amtsgenossen zurief, missfallen zu haben. Ihr wiisset so gut als ich, daß funfzig Spötter der Religion vielleicht weniger schaden, als Ein Mann, der sie ausbreiten soll, und sie durch Herz und Sitten verleugnet. Ich rechne es unter meine vorzüglichsten Freuden, daß etliche unter Euch, und zwar aus den protestantischen Kirchen so wohl, als aus der römischen, mich kennen und lieben! Dieses setzet mich vor dem gehässigen Namen eines Priesterfeindes, womit einige Leute aus christlicher Liebe nicht ermangeln würden, mich zu belegen, in Sicherheit. Zweien aus Euerem Mittel hier nicht öffentlich nennen zu dürfen, fällt meinem Herzen sehr schwer. Mit diesen bin ich
durch

durch eine lange Reihe von Jahren genau verbunden, und stets habe ich sie benähe über allen, auch den schärfsten menschlichen Tadel erhaben gefunden. Diese Männer sind mir ehrwürdig, und sie sollen es seyn, so lange mein Herz Verdiensten, Frömmigkeit, und Tugenden Gerechtigkeit widerfahren lassen kann.

Indessen, unter hundert Geistlichen sind neunzig rechtschaffne Männer schon viel zu wenig, und eine einzige schlechte Seele ist schon beträchtlich zu viel, und vielleicht weit mehr, als erforderlich ist, in unserm sehr erleuchteten Jahrhundert des Witzes, des Geschmacks und der Bildung, ein gehässiges Licht über den ehrwürdigsten Stand zu verbreiten.

Daß selbst dem gebildetesten Volke die Prediger von wahrem Nutzen, und folglich unentbehrlich sind, hat der heilige Paul schon lange vor mir gesagt und erwiesen. Aber was für Prediger? Solche,

che, ohne Zweifel, die das ausüben, was sie predigen. Lauter solchen Männern müßte man nur die Aufsicht über die Gemeinde des Herrn vertrauen; einem Heuchler und Lasterhaften hergegen müßte man den Hirtenstab schlechterdings nicht in die unheiligen Hände geben. Und trüge sich zu, daß ein Diophant sich, aller Vorsicht ungeachtet, den Hirtenstab erschliche, so müßte man ihm denselben ohne alle Weitläufigkeit nehmen, so bald sein wahrer Charakter im mindesten durch die Laster hervorzuschimmern begann. Denn das kann man von einem gebildeten Volke mit allem Rechte fordern, daß es die Sorgfalt für seine Seelen keinen ungebildeten Leuten überlasse, sondern daß es durchaus keine andere, als solche Männer wähle, die es sich ernstlich angelegen seyn lassen, für ihre eignen Seelen zu sorgen; Männern von ungeheuchelter Gottesfurcht, von unsträflichen Sitten, von unverdächtigem Charakter und exemplarischem Wandel. Wenn

Wenn ihr an einem unsichern Orte einen Schatz hättet, und ihr wolltet einen Wächter dabey stellen, sagt mir doch, ihr wichtigen, geschmackvollen und gebildeten Leute, würdet ihr bey demselben ein Kind auf sein kleines Armstühlchen setzen? — Ich glaube nicht. Würdet ihr einen Wahnsinnigen, einen Blinden, einen Trunkenbold, einen Furchtsamen, einen Krüppel, oder gar einen Dieb zum Wächter nehmen? — Auch das nicht. Würdet ihr den Better eurer Magd, den Freyer eurer Kammerjungfer, den guten Freund eurer — Mätresse bloß deswegen zum Hüter wählen, weil er mit eurer Stöchin verwandt ist? weil er Vater der zu hofenden Kinder eurer Kammerjungfer seyn will? oder weil er euch von einer H** vorgeschlagen wird? — Ihr würdet Bedenken tragen. Nun, also würde eure Wahl auf keinen andern, als auf einen treuen, wachsamen, beserzten und starken Mann fallen, dem ihr die Hut
eures

eueres Goldklumpens anvertrauen könnten, ohne mehr dabei zu wagen, als wenn er unbewacht bliebe. — Sonach send ihr um den Goldhaufen mehr, als um euer Seelen besorgt? — Meinen dienstlichen Gruß an euch alle, und ich erkenne euch für gebildete Leute!

Es könnte sich leicht zutragen, daß jemand, dem unsere Bildung nicht einleuchtend wäre, die Frage aufwürfe: Woher wir so viele unsträfliche Männer nehmen sollten, als zur Besetzung der geistlichen Aemter erfordert werden? —

Unter uns gesagt, ich bin wegen der Antwort auf eine so abgeschmackte Frage in einiger Verlegenheit. — Ich überlasse es euch, ihr Bewunderer und Lobredner unsers aufgeklärten und erleuchteten Sesulums, den Frager abzufertigen.

Entweder unsere Nation ist gebildet, oder sie ist es nicht. Ist sie es, wie ihr saget, so kann, meines Bedünkens, an rechtschaffnen Männern kein Mangel seyn

— wosern anders die Rechtschaffenheit als ein wesentliches Stück zur Bildung gehöret. Und alsdann wäre es gar nicht schwer, die Frage zu beantworten. — Ist aber unsere Nation nicht gebildet, habet ihr in einer so zahlreichen Klasse, als die Theologische ist, nicht einmal so viel unsträfliche Männer, als ihr brauchet, die geistlichen Aemter würdig und zweckmäßig zu besetzen: — je nun — Dann weiß ich freulich nicht, ob der Stolz, mit welchem ihr euch der Bildung rühmet, Mitleid, oder was er sonst verdiene, und ich sehe nicht wohl, was man dem Frager antworten könne.

Wäre der Mann so unverschämt, seine Frage drucken zu lassen: — Dann wäre wohl der beste Rath, es auf eine oder andre Art dahin zu bringen, daß sein Buch, jedermann zur Warnung und Abscheu, öffentlich dem Feuer übergeben würde.

Wenn ich diesen Abschnitt hier beschliesse, so wird man mir wenigstens die Gerechtig:

tig:

tigkeit widerfahren lassen, es nicht der Menschenfurcht bezumessen, daß ich auf einem so weitaufstigen Felde nicht weiter gehe. Ich stehe hier stille, weil ich, meines Bedünkens, hinlänglich gezeigt habe, daß ich auch in diesem Punkte nicht Ursache finde, die Bildung unsers Jahrhunderts so ausnehmend zu bewundern, in einem Punkte, in welchem ich sie am liebsten bewundern möchte. — Denn es gehet mir mit dem geistlichen Stande, wie mit der Menschheit überhaupt: das schlechtere Theil der Menschen, ungeachtet es bey weitem das Zahlreichste ist, hält mich nicht ab, die Menschen überhaupt zu lieben, und der geistliche Stand und seine rechtschaffnen Mitglieder besitzen meine ganze Ehrfurcht, ob ich gleich verschiedene Geistlichen kenne, die der Menschheit zu desto größern Schimpf gereichen, je mehr die Pflichten ihres Standes sie auffordern, die Ehre derselben zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Der
D e u t s c h e.
Acht und funfzigstes Stück.

Hamburg, am 6ten Februar, 1773.

Fünfte Fortsetzung.

IV.

Wir haben Priester der Tugend.

Positiverlich genug, daß wir sie haben.
Hätten wir an ihrer Stelle die Tugend,
mich deucht, wir ständen besser dabey.
— Aber das ist nur meine unvorgreifliche
Meinung, die ich keinem aufzudringen
begehre.

Was meint ihr, wenn vor neunzehn
oder zwanzig Jahrhunderten unter den
gerechten und guten *) Deutschen ein
Mann

*) Dieses waren Beynahmen, welche sich, wie
Tacitus versichert, vormalo die Ebrusker er-
worben hatten.

Mann, aufgestanden wäre, und ihnen zu-
 gerufen hätte: "Völker, send gasiren,
 "redlich und tapfer! scheuet euch nicht,
 "euer Leben fürs Vaterland zu wagen!
 "liebet eure Gattinnen! fliehet den
 "Geiz, die Habsucht, den Eigennuß!
 "Tusdet weder Huren, noch Hurenwirth
 "unter euch! fürchtet die Götter, und
 "ehret ihre Priester!" u. s. w. was mei-
 net ihr, das unsre Vorfahren diesem
 Priester der Tugend würden geantwor-
 tet haben? — Was hätten sie antworten
 können, als etwa dieses: "Geiz? Eigen-
 "nuß? Hurenwirth? was sind das für
 "Dinge? — Die Priester wollen wir
 "ehren, wenn sie gut sind. Was das
 "übrige betrifft, wozu du uns ermahnest,
 "so fragen wir dich, hast du je in den Wäl-
 "dern Teutoniens ein Beispiel vom Ge-
 "gentheil gesehen? Gehe demnach hin,
 "Unsinniger, und ermahne die Sonne,
 "daß sie leuchte, und die Sterne, daß sie
 "funkeln! — sie werden es wohl ohne
 "dich thun."

Ein

Ein tugendhaftes Volk bedarf keiner Priester der Tugend, so wie ein muthiges Roß keines Sporns bedarf. Wer ein Volk vor Lastern warnet, die es nicht kennt, der giebt sich di. Mühe, diese Laster zu lehren und einzuführen. — Lasset uns indessen die Augen ein wenig auf unsere Priester der Tugend richten, auf diese weisen Sittenlehrer, denen, wie es scheint, unsere Glückseligkeit so nahe am Herzen liegt.

Mich will bedünken, man würde auf dieser Welt glücklich seyn können, wenn nur das dritte oder vierte Theil unserer Sittenlehrer selbst Sitten hätte, oder wenn man sie zu allererst anhielte, zu thun, was sie lehren. Ein schönes Geschwätz von Tugend ist die beste Maske, hinter welche ein schwarzes Herz sich verbergen zu können glaubt, und es ist leichter und einträglicher, die Tugend anzupreisen, als sie auszuüben. Wem Jahre und Erfahrung die Augen noch nicht

geöffnet haben, der wird, im Fall er kein
gebohrner Bösewicht ist, den Moralisten
mit beynahe so ehrerbietigen Blicken an-
sehen, als die Tugend selbst, wenn sie sich
ihm sichtbarlich darstellte. Schicket mir
das gutherzige Bürschgen auf etliche
Jahre in die Welt, lasset ihn die Leute
selbst kennen lernen, die er bis jetzt nur
aus ihren Schriften kannte, und ich stehe
euch dafür, er wird seine Meinung än-
dern. Er wird sehen, daß die Begierde,
die Sitten zu verbessern, kaum der klei-
neren Hälfte der Moralisten, und auch
dieser zum öftern nur beyläufig, ins Herz
komme. Eitelkeit, Ruhmdurst, und
Hunger oder Geiz sind es gemeiniglich,
welche die Werke der Sittenlehrer so-
wohl, als die mehrsten Postillen und übris-
gen Bücher erzeugen. Er wird finden,
daß der Moralist eben wie die übrigen
Erdensöhne, seine Lieblingslaster habe;
eine allgemeine Verbesserung der Sitten
würde ihn nöthigen, diesen zu entsagen;
Daben

Daben würde er seine Rechnung nicht finden; folglich ist ihm die Sittenbesserung selten ein Ernst.

Einen Moralisten habe ich gekannt, der noch besser, und bey weitem besser war, als seine vortreflichen Schriften — ich darf Gellert nennen; er hat von den Menschen nichts mehr zu befürchten. — Aber das ist nur Einer. Noch etliche weiß ich, die wenigstens halb so gut sind, als ihre Bücher; die übrigen — — Je nu, möget ihr sie doch selber besehen.

Einer von unsern größten und berühmtesten Schriftstellern sagt irgendwo: mit oder wider Willen schildre man sich immer in seinen Schriften. Einem Manne, der so viel gelesen, so viele Schriftsteller gekannt, und selbst so viel geschrieben hat, will ich dieses auf sein Wort glauben — wenigstens will ich ihm nicht widersprechen — und mich deucht, das ist bey einem solchen Sage alles, was sich thun läset. Aber des

Wunsches kann ich mich nicht enthalten, daß es diesem großen Genie möglich und gefällig seyn möchte, festgesetzte und untrügliche Regeln anzugeben, nach welchen man aus einer jeden Schrift, die wahren Züge, die zur Abbildung des Verfassers gehören, sammeln könne. Die Sittenlehrer — oder Priester der Tugend, wie ihr sagt — haben gemeiniglich das Talent, die Sprache eines jeden mit gleicher Fertigkeit zu reden; Grandison z. B. und Lovelace haben Einen Schöpfer — wessen Sprache soll ich nun, wenn ich den Herrn Richardson nicht kenne, für die eigenthümliche dieses Schriftstellers halten? welches Bild hat er aus seinem Herzen genommen? in welcher von seinen Schriften soll ich ihn suchen? — Es wäre nicht übel, wenn wir dergleichen Regeln hätten. Das Bild eines Autors, aus seinen Schriften gezogen, und mit eben diesen Schriften verglichen, würde vielleicht größern Nutzen stiften, als alles, was der Autor je

ge:

gesagt haben mag. Man würde manchen Heuchler in seiner Blöße sehen, und sich überführen, daß der oftmals bey weitem nicht gebildet sey, der von der Tugend schön zu reden weiß.

Die Schriftsteller stimmen in den herrschenden Modeton, und sind übrigens wie die Maler. Für baares Geld machen dir diese einen Teufel oder einen Engel, ein Pferd oder einen Esel, was du willst. So sang Dreyer (um ein bekanntes Vesperspiel anzuführen) was man wollte, heute ein geistliches Lied — morgen die garstigsten Zoten; jezt starb unter seiner Feder ein guter Name; — es ward ihm bezahlt; eine Stunde später lobte er die Tugend — weil es ihm bezahlt wurde. Zwar gibt es etliche, welche beständig Waare von einerten Schlag in die Buchladen liefern — aber diese sind deswegen noch um nichts besser, so wie ein Maler ein Erzichurke seyn kann, wenn er gleich sein ganzes Leben hindurch nichts als Engel,

Tugenden, Auferstehungen, Himmelfahr-
 en und andre Altarstücke gepinselt
 hätte.

Wenn alle Kayser, Könige, Herzoge,
 Fürsten und Herren, ein jeder in seinem
 Lande — — Jedoch das wäre zu viel ge-
 fodert. Wenn also nur Ein Regent eins-
 mal auf den Einfall gerieth, und etwa
 ein halbes oder ganzes Schock solcher
 Leute, die anders denken und handeln,
 als sie schreiben, anders leben als sie lehr-
 ren, männiglich zur Warnung und wohl-
 gemeintem Exempel, zum Galgen verdam-
 met — mir gefallen sonst die harten
 Strafen nicht — aber ich meine, in dem
 Lande dieses Herren würden wir wenig
 Moralsysteme, Komödien, Satyren,
 Lehrgedichte — Postillen so gar, zu lesen
 bekommen, oder die Sittenlehrer des Lands
 des müßten gesittete Leute werden.

Aber, sagt ihr, wenn die Lehren gut sind,
 was liegt daran, wenn gleich das Herz
 und der Wandel des Lehrers nichts taugt?

Wahr

Bleiben Religion und Tugend nicht was sie sind, und wenn ein Teufel sie lehrte?

Mit euerer Erlaubniß, es liegt sehr viel daran! Man fühlt Ekel gegen Speisen, die man aus unsaubern Händen empfangt, oder in schmutzigen Töpfen bereiten siehet. — Wahrheit bleibt allerdings Wahrheit, selbst im Munde eines Lügners, aber sie verliert die Glaubwürdigkeit, wenn sie ein Lügner vorträgt. Es ist unwidersprechlich wahr, daß Lehren durch eigene Beispiele des Lehrers bestärket, ungleich wirksamer und überzeugender seyn müssen, als solche, die von keinem Beispiele begleitet werden; und daß vollends die, welchen die Handlungen gerade widersprechen, das Schicksal einer Wahrheit im Munde des Lügners haben, welche kein Mensch glaubt — noch mehr, die bey der größten Wahrscheinlichkeit verdächtig wird, eben darum, weil sie von den Lippen eines Lügners kommt. —

Wenn demnach euerer Priester der Tugend euch lehren, daß man großmüthig, gerecht, edelmüthig, zur Freundschaft geneigt u. s. w. seyn müsse: so haltet sie an, daß sie dieses durch ihr eigenes Beispiel lehren.

Aber auch dann, wenn diese Tugendspriester samt und sonders gesittete und tugendhafte Leute wären, sind sie wohl ein Beweis eurer Bildung? Ein Volk, dem Sittenlehrer nöthig sind, giebt das durch zu erkennen, daß die Laster, wider welche die Sittenlehrer eifern, unter demselben im Schwange gehen müssen, und daß die Tugenden, welche sie anpreisen, demselben fehlen. Es gereicht euch demnach nicht sonderlich zum Ruhm, daß ihr die Nützlichkeit der Tugendspriester unter euch zugestehen müsset; denn anders verhält es sich mit diesen, als mit den Priestern der Gottheit. Diese lehreren sind selbst dem gebildetesten Volke schlechterdings unentbehrlich, sonst würde es,

es, dünkt mich, bald Gefahr laufen zu verwildern; und in der geoffenbarten Religion kann man der Unterweisung nicht entübriget seyn. Die Tugendpriester hergegen sind dem Volke, das Tugend und Sitten hat, weder nothwendig, noch von erheblichem Nutzen, weil bey demselben die Tugend keiner Empfehlung bedarf, und derjenige eine lächerliche Rolle spielen würde, der einen gerechten Mann zur Gerechtigkeit ermahnen, ihm ihren Werth beweisen, und die Häplichkeit des engerengesetzten Lasters vorhalten wolte.

Unsere uralten Väter, welche ihre Wilde und Barbaren scheltet, hatten auch Priester der Tugend, aber von einer andern Art, und die besser ihr Handwerk verstanden als die unsrigen. Dieses waren die Barden. Sie schrien sich mit unfruchtbaren und Millionenmal wiederholten Ermahnungen zur Tugend, den Hals nicht wund. Sie riefen nicht: Völker des Mana! seyd keusch, seyd mäßig.

mäßig, send tapfer, u. s. w. sondern sie verewigten Ruhm und Schande; sie bemerkten den Mann, der sich durch ausnehmende Tugenden auszeichnete, sie versagten ihm ihr Lob nicht, sie nannten ihn in ihren feyerlichsten Gesängen, und entflammten dadurch den Geist der Nachahmung, welcher mehr werth ist, und mehr würket als alle euere schaaalen Tugendspredigten. Den Namen des Helden, des weisen Fürsten, des guten Bürgers, des Vaterland- und Freiheitfreundes, des gerechten und billigen Richters vermachten sie dem Vaterlande nicht bloß bekannt, sondern theuer. Ihr Lob war den Tugendhaften die schönste Belohnung, und die stärkste Aufmunterung für jedermann, denn es war unverdächtig; Schmeicheln ist nicht der Fehler ungebildeter Völker. — Daher schmerzte ihr Tadel heftiger als der, mit dem unsre heutzigen Dichter oft so freigebig sind. Jener war verdient und stamte nicht aus Leidenschaft;

schaft; von diesem weiß man einmal, daß er
 zum öftern Schlangenbissen gleicht. So ist
 auch das Lob der jetzigen Tugendpriester
 von keinem sonderlichen Gewichte, weil
 es mehrentheils aus Hunger, oder aus
 Absichten entspringt die dem Lobredner
 und dem Gelobten gleich unruhig sind,
 und nicht selten dem Golde feil ist. In je-
 nen Zeiten aber, wo ein Eichenkranz me-
 halt als heute ein Ritterband, war ein
 Mann, dessen Namen der Garde zu neu-
 en würdigte, gewiß, daß er unter den
 Deutschen nur erst mit ihrer Tugend ster-
 ben würde! Er war gewiß, daß sein Name
 nach Jahrhunderten noch ein wirksamer
 Sporn seyn und deutsche Tugenden in
 deutschen Seelen ansachen würde. Der
 Mann, dessen Tugend hervorleuchtete,
 ward der Freund und Liebling des Für-
 sten. Mit Reichthümern konnte ihn dieser
 freylich nicht überschütten, denn es war
 damals nicht der Geschmack der Nation,
 mehr zu besitzen, als man zum Unterhalt
 braucht;

braucht; und ein paar Dufend Kühe mehr oder weniger, gaben und nahmen dem Ansehen eines rechtschaffenen Mannes kein Gewicht. Aber rechnet ihr das für nichts, im Treffen der nächste bey dem Regenten, bey'm Feste der nächste am Altar, im Krieg und Frieden ein Vespriel seinem Volke, dessen Zierde und Stolz zu seyn, und bey'm Rathschlag zuerst gehöret zu werden?

Unter unsern Schönen — — In Zweifel zu ziehen, daß es Priesterinnen der Tugend unter ihnen gebe, wäre die abscheulichste Ungerechtigkeit. Aber auch das ist unseugbar, daß es unzählbare Priesterinnen des Lasters unter ihnen giebt. — Unter unsern Schönen sind die Grundsätze aus der Mode gekommen, welche ehemals in jenen alten ehrwürdigen Wäldern den Geschmack der Töchter Ihuistons bestimmten. Die guten Mädchen, so ungebildet sie waren, hielten ein glattes unbärtiges Kinn, einen zierlichen

Kraß:

Kraßfuß, einen bunten Pelz, eine goldne-
 fige Zunge u. wiewohl dergleichen Dinge,
 wenn sonst noch einige andre Eigenschaf-
 ten zugleich in Anschlag gebracht werden
 können, keinesweges zu verachten sind —
 alles dieses, sage ich, hielten sie für kein
 hinreichendes Empfehlungs-Schreiben
 eines Jünglings. Sie foderten Tugend,
 Sitten, Tapferkeit von ihren Liebhabern,
 und hielten den für den Schönsten, der
 in solchen Dingen seine Mitwerber am
 weitesten hinter sich ließ. Sie waren
 nicht stolz darauf, den wohlgemachtesten
 Jüngling zu besitzen, sondern dadurch
 rechtfertigten sie ihre Wahl, und das
 war ihr Stolz, wenn vor ihrem Geliebten
 kein Feind bestehen konnte, wenn er an
 Patriotismus und den übrigen deutschen
 Tugenden wo nicht jeden seiner Mitbür-
 ger übertraf, doch wenigstens keinem
 wich. Durch eine Denkart von diesem
 edlen Gepräge erhöheten sie sich sämtlich
 zu Priesterinnen der Tugend.

Doch

Doch dieses ist ein Gepräge, mit welchem nur ungebildete Seelen bezeichnet sind ; denn unsere heutigen gebildeten Mädchen — — Aber still! ich mag es nicht mit ihnen verderben, da ich selbst, wie meine selige Frau mich vor unserer Verheirathung oft versicherte, nicht häßlich ansehe, seit der Zeit eben nicht gealtert habe, und überhaupt für meine Jahre noch frisch genug bin, auch mich leichtlich zur zweiten Ehe entschließen dürfte. Ich will es also nicht mit euch verderben, ihr lieben Mädchen! man weiß nicht wie es in der Welt noch kommen kann, aber dieses weiß ich,

Eurer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn,
Und Euren Zorn sich zuzuziehn,
Ist, leider! eine leichte Sache.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Der
D e u t s c h e.
Neun und funfzigstes Stück.

Hamburg, am 13^{ten} Februar, 1773.

o>=====<o

Sechste Fortsetzung.

Ehe ich mir also diesen fürchterlichen
Zorn zuziehe, lieber will ich, weil ich doch
einmal Verse anführe, noch einen Dicht-
ter reden lassen, einen Mann, der Euch
beobachtet hat, der Euch zu kennen scheint,
den ihr liebet, wie mich dencht, und der
sich über Eure Denkart folgendergestalt
ausdrücket:

Der Weise nur, wenn wir der
Stoa glauben,

Ist schön und voller Reiz, nur Er ist
groß und frey,

Hochedel, Hochgelahrt, ein Arösus
noch dabey,

Fünfter Theil.

W

Und

Und ein Monarch, so gut, als Duzim
Oschanten.

Doch bey den Stoikern in Hauben
Ist dieser Lehrsatz Keheren;
Was Krantor und Chrysipp von
ihrem Weissen prahlen,
Das legen sie dem Schönen bey.
Seh schön, ich meine schön zum Malen,
Ein Celadon, und auf mein Ehrens
wort,

Sie schicken dir zu Lieb' den Zoroaster
fort;

Du machst beym ersten Blick die Her-
zen unterthänig,

Bist weise, tapfer, edel, ja, wie dort
Aristolphens Zwerg beym Ariost, ein
König,

Wo nicht der Könige, doch oft der
Königinnen —

Sie leugnens zwar, allein das irrt
mich wenig,

Was Herz und Mund verhehlt, läßt
oft ihr Aug' entrinnen.

Da

Da es übrigens, wie ich schon im vorhergehenden Stücke gesagt habe, einer Nation nicht zum Lobspruch gereicht, wenn sie Tugendpriester nach heutiger Art hat; noch mehr, da es nichts weniger, als ein Beweis der Bildung ist, dieser Leute zu bedürfen: so wüßte ich wohl ein Mittel, wie dieser Fleck abzuwischen wäre — aber es gehet mir, wie vielen Projektmachern: mein Mittel ist vortreflich — untrüglich sogar, wenn es einmal in Aufnahme gebracht ist; nur weiß ich nicht, wie es mögte in Aufnahme zu bringen seyn. Indessen, um euch, so viel an mir ist, nichts Gutes vorzuenthalten, will ich das Mittel selbst mittheilen; sehet, ob ihr an demselben, so wie es ist, Geschmack findet. Ich rathe euch nehmlich, die Tugend zu lieben und zu schützen, wo ihr sie auch antreffet, es sey in Pallästen oder unter Strohdächern; den Tugendhaften vorzüglich zu ehren, er mag sich in Seide oder in Lumpen klei-

den; das Laster, sogar das glückliche Laster, mit Schimpf und Schande zu überhäufen; den Lasterhaften trotz Stand und Reichthum zu verabscheuen; und endlich die Tugenden, die ihr des Landes verwiesen, oder die eurer Weichlichkeit, euerem verfeinertem Geschmack, euerem Eigennuß und andern Produkten eurer Bildung weichen mußten, wieder herbeizurufen, und nebst denen, die ihr etwa der Bildung zu verdanken habet, willig auszuüben. Wenn ihr auf diese Art euer Vaterland von allen ausländischen Thorheiten und Lastern gesäubert, und das Gute und Ehrwürdige der altheidischen Sitten wieder hergestellt hättet, dann müßte jenes alte scythische Gesetz wieder eingeführet, oder ein ähnliches geschaffen werden. Das scythische, dessen schon vormals in diesen Blättern gedacht ist, sprach dem Verderber vaterländischer Sitten und Einführer fremder Laster nur das Leben ab; das unsrige müßte

müßte schärfer seyn, und einem solchen Verbrecher nicht das Leben nehmen, sondern ihn mit immerwährender Schande bezeichnen; ein jeder, der nicht an seiner Strafe theilnehmen wollte, müßte den Ehrlosen als einen mit der Pest behafteten fliehen; diese Strafe, so hart sie ist, müßte sich bis auf die Asche und das Grab des an seiner Ehre gebrandmarkten erstrecken; und, anstatt daß ihr, bey euren Kenntnissen in den schönen Künsten, zum öftern durch lügnerische Epitaphien dem verstorbenen Bösewichte Tugenden nachrühmet, deren Namen sogar, wenn er sie auch kannte, er lebend verabscheuet hat, müßtet ihr dem Gesetze die Hand bieten, und durch Ehrengedächtnisse dem Tugendfreunde, und durch Schandsäulen dem Lasterhaften Unsterblichkeit geben.

In unsern Tagen hat Deutschland, auch was diesen letzten Punkt betrifft, einen Vorgänger an einem Fürsten, der zu

allem, was wirklich groß ist, geschaffen ist,
 und bey dessen Bildung die Natur sich
 erschöpft zu haben scheint. Dieser Kö-
 nig, bey dem man zweifelhaft ist, ob er im
 Frieden oder im Kriege mehr Bewun-
 drung verdienet, weiß den Meißel des
 Künstlers würdig zu beschäftigen, und
 die Ehrensäule, welche er dem tapfern
 Feldmarschall Schwerin weihte, bringt
 ihm so viel und mehr Ruhm, als die
 glorreichste seiner Schlachten. Sie ver-
 ewiget den Namen des Monarchen der
 sie errichtete, zugleich mit dem Helden, den
 sie abbildet. Schwerins Geist bedurfte,
 wie der Dichter sagt, keines Todtens-
 opfers, denn

Die hundert Hekatomben bedecken
 Ezechus Erde,
 Die sich sein eigner Donner
 In Eines Tages Schlacht
 Von Friedrichs stolzen Feinden zum
 Opfer dargebracht;
 aber der große Friedrich glaubte, daß
 Schwe:

Schwerins Tod für das Vaterland Ehrensäulen verdiene.

Ein rühmliches Treffen? — Es sind viel rühmliche Treffen geliefert. Ein erschotener Sieg? — Er wird unter der Menge der erschotenen und mit dem Blute des Heerführers erkaufen Siege verzessen. Aber das zeichnet den Preussischen Monarchen aus, daß er Verdienste kennt, sie zu schätzen weiß, und dann noch lohnet, wenn der verdienstvolle Mann nicht mehr ist. Ich wünsche, daß Deutschland nie wieder seinen Boden mit dem Blute seiner Bürger düngen möge; aber davon bin ich überzeugt, daß in dem spätesten Kriege, in welchen die Preussen verwickelt werden mögten, diese Bildsäule des unsterblichen Schwerins noch große Thaten wirken, und Schlachten gewinnen wird. Die Siegeszeichen der Miltiaden rauben den Themistoklen den Schlaf. —

So viel vermag Ein Denkmaal, welches der Tapferkeit und den Kriegestugenden

den gewidmet ist. Sollten nicht Ehrenzeichen, den friedlichen, bürgerlichen und häuslichen Tugenden errichtet, in ihrer Art eben so viel vermögen? Sollte unsere Nation so ausgeartet, so seelenlos seyn, daß der Racheiferungsgeist, welcher vormals ein Vater so vieler schönen Thaten war, schlechterdings nicht zu erwecken wäre? Wie? oder hält etwa der Deutsche nur Heldenmuth und tapfere Thaten seiner Racheiferung würdig? Mich denkt, wenn der Name des besten Bürgers, des redlichsten Mannes, des Gerechtesten, des Menschenfreundes, des besten Vaters, der besten Gattinn u. s. w. so wie der Name des Helden, durch Denkmaale verewigt, und in den Jahrbüchern der Vergesslichkeit entrißen wird: dann wird es auch Seelen geben, denen diese Namen so ehrwürdig, und so werth der Racheiferung seyn werden, als jedem Preussischen Krieger der Name Schwerin ist.

Jetzt

Jetzt gilt in unserm Vaterlande nur der Reichthum. Nehmet einen Mann in einem schlechten Kleide, mit so viel Verstand, Erfahrung, Gelehrsamkeit u. s. w. als nur immer ein Kops zu fassen vermag, ausgerüstet, und mit so viel Rechtschaffenheit, weisem Patriotismus, und allem, was zur schönsten Seele gehört, versehen; gebt ihm aber keinen Heller in die Tasche. — Komm, lieber Damon! Du bist ungefähr solch ein Mann, wie ich ihn brauche. Auf der andern Seite nehmet den dümlichsten, dickköpfigsten Schurken, ziehet ihm einen Sammtrock an, gebt ihm Kutsche, Pferde und Lakaien, und vor allen Dingen vergesst einen schweren Kasten voll Dukaten nicht, und dann sehet, ob er nicht ein unglaubliches Uebergewicht über jenen Mann im schlechten Rocke hat? — Das Ding ist lächerlich, aber es ist doch nun einmal so: wer Geld hat, hat alles; daher trachtet jedermann, sich Reichthum

zu erwerben. Lasset einmal in Deutschland nur Verdienste gelten; nehmet einmal dem Reichthum die Macht, sich Ansehen, Ehrenstellen, Titel, und das Recht, ungestraft zu sündigen, erkaufen zu können; belohnet nur Tugenden mit Ansehen, und wahre Verdienste mit Ehrenstellen und Titeln, gesetzt auch, der Mann von Verdiensten wäre ärmer als der geringste Bettler; entziehet dieses verliehene Ansehen wieder, nehmet diese Ehrenstellen, Titel und Rang wieder zurück, so bald der, dem ihr sie verliehet, sich ihrer unwürdig machet: und ich wette, was ihr wollt, jedermann wird trachten, sich Verdienste zu erwerben. Dann sehet zu, ob ihr nicht in kurzer Zeit das erste Volk auf diesem Erdball seyn werdet.

Alsodann sehet euere Varden wieder in ihre alten Rechte. In den alten Zeiten war ihr Lob, so wie ihr Tadel, vollgültig; denn loben und tadeln war ein Theil ihres Berufs. Durch jenes feuerz

ten sie die Seelen zu edlen und großen Thaten an; durch ihren Tadel — ob er den, welchen er traf, gebessert haben mag, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß die unauslöschliche Schande, in den Vardenzliedern mit Verachtung genannt zu werden, bey einem so ehrliebenden Volke, als unsre Vorfahren, ein kräftiges und um so viel wirksameres Mittel seyn mußte, die Leute von unrühmlichen Handlungen abzuschrecken, da diese Lieder nie der Vergessenheit übergeben wurden. Wenn ich von den heutigen Dichtern etliche wenige ausnehme, so bleibt ein Haufe übrig, nach dessen Lob kein ehrliebender Mann geizen wird. Die Ursachen sind am Tage, und liegen bekannter Massen theils in dem Hunger unsrer Dichter und in ihrer Verschiedenheit von den Alten, theils in der ausgearteten Denkart der Nation. Die Varden erhielten das Volk bey den guten Sitten; die heutigen Sängere (wenn ich auch den schamlor
sen

sen Verfasser der Gedichte in Geschmack des Greccourt, und die übrigen abscheulichen Sängers dieser Art samt ihren Schriften nicht in Rechnung bringe) verderben hergegen zum östern durch ihre kriechende Schmeicheln das wenige Gute, was uns noch übrig blieb. — Der Elende, der von Hunger und Dürstigkeit getrieben, und noch mehr durch die Härte, womit ihr ihn hilflos laßt, gezwungen wird, sich eines Theils von euerem Ueberflusse zu bemächtigen, wird ein Dieb genannt, und zu den härtesten Strafen verdammet. Es gehöret nicht hiesher, zu untersuchen, ob der Mensch, den die äußerste Armuth zum Diebstahl verleitet, oder der hartherzige Reiche, der ihn gelassen verhungern läßt, härter gestraft zu werden verdienet; dieses aber darf ich sagen, daß ich einen solchen Dieb für ehrlicher halte, als den Niederträchtigen, der auch nur einen einzigen Bißsen der Schmeicheln zu verdanken haben mag.

Vers

Verurtheilet demnach euere schlechten Sängers zum Stillschweigen, und gebet den übrigen mit dem Brodte die Glaubwürdigkeit. Machtet es, wie euere Väter, welche nur das Andenken großer Thaten als einen würdigen Stoff zum Liede betrachteten. Verbietet es diesen Leuten, einen jeden bey jeder Gelegenheit mit Liedleinchen und gereimten Dedikationen zu überlaufen, *) jeden Narren einen Günstling der Musen, jeden Dummkopf einen großen Mann und eine Zierde des Staats, oder jeden vornehmen Musiggänger eine Stütze desselben zu nennen. Auf die Art wird die Dichtkunst ihre alte Würde wieder erlangen, und die wenigen übrigbleibenden Lieder werden gelesen und auswendig behalten werden.

*) Noch vor wenig Tagen habe ich ein schönes Lied auf die Hochzeit eines ehelichen Tischträmers gelesen, — es handelte darüber — worin der gute Mann, so sehr er Kaptramer ist, ein Freund und Kenner und Beschützer der Musen, ein Mann, der tausend Löhnen verdient (vermuthlich, weil er wohl zehntausend bezahlen kann) zu seinem großen Ersäunen genennet wurde.

Sehet, dieses wäre ungefähr das Mittel, welches ich euch vorzuschlagen hätte. Urtheilet selbst, ob es nicht vortrefflich ist? Wenn es nur, wie gesagt, nicht den kleinsten unbedeutenden Fehler hätte, daß es nicht zu bewerkstelligen ist! Alsdenn würdet ihr ein Volk seyn, das, so groß die Erde ist, seines gleichen nicht hätte; ein Volk, bey dem man nichts lächerlicher würde thun können, als Moralsysteme zu schreiben, und sich mit Ermahnungen zur Tugend außer Athem zu setzen. Aber es ist euer Sache, den Schwierigkeiten abzuhelpen, welche sich der Aufnahme meines Mittels in den Weg stellen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Mein Herr Deutscher.

Mit Entsetzen vernehme ich den Entschluß, den Sie gefaßt haben. Ihre Blätter sollen noch ein Jahr fortgesetzt werden? — Der Himmel stehe mir bey! O
die

die verwünschten Blätter! Sagen Sie, welche Elfe oder Nörne hat Ihnen den unglücklichen Entschluß eingegeben? Haben wir nicht schon die ersten Theile Ihrer bösen Schrift Herzeleid genug verursacht? — Ja, wahrhaftig! seiner Herr, mehr, als Sie wissen. Denn seitdem ich zum zweytenmal an Sie schrieb, hat ich meinen Vater um Erlaubniß, einer Maske-
rade beyzuwohnen zu dürfen. Glauben Sie, daß er es zugeben wollte? Gehorsame Dienerinn! da kennen Sie ihn nicht. Er nahm Ihr abscheuliches Buch her; sieh Mädchen, sprach er, die Maskeraden sind eine undeutsche und ärgerliche Sitte! Der Deutsche sagt kein Wort davon, daß sie in dem alten Deutschland gebräuchlich gewesen wären, u. s. w. — Sie müssen wissen, mein Herr, daß Ihr Buch in allen Stücken sein Orakel ist. Ich wiederholte meine Bitte auf das dringendste, und endlich willigte er drein. Aber nun kommt das schönste. Ich mußte mich,

mich, trotz der Kälte, wie eine Deutsche aus Hermanns Zeiten anziehen, und er bestand darauf, mich in altdeutlicher Tracht zu begleiten. Hätten Sie nur gesehen, wie er in dem Dinge, welches Sie Rhennennen, aussah! und eine alte pohlnische Ochsenhaut mit Ellenlangen Hörnern drüber her! — Es festete freylich Rünste, ehe die Hörner aufrecht auf dem Kopfe stehen wollten! — Hätten Sie nur gesehen, wie er ein Menuett tanzte! Der verzweifelte Ochsenchwanz schlang sich immer um seine Beine! Und ich, ich sah aus wie die ärgste Heye. Ich sehe vorher, daß Sie so unverschämt seyn werden, auch diesen Brief drucken zu lassen; mögen Sie doch! Aber lassen Sie auch das mit drucken, daß ich Ihre Blätter (denn mein Vater hält ein eignes Exemplar für jedes seiner Kinder) zu Haarwickeln verdamme, weil Sie sich durchaus nicht bessern wollen.

Sophia.

Der
D e u t s c h e.
Sechszigstes Stück.

Hamburg, am 20^{ten} Februar, 1773.

o>=====<o

Siebente Fortsetzung.

V.

Wir haben Gesetze, nach welchen gesprochen wird.

Desto schlimmer für euch! — Denn ihr verdient es, Gesetze zu haben, und unter euren Gesetzen sind ziemlich viele, die — nichts taugen.

Nur die Gesetze sind gut, die billig sind; denn die Billigkeit ist das höchste Gesetz. Nun klagen aber euere Rechtslehrer selbst, daß in Deutschland, wie in andern Ländern, zwischen Gesetzmäßigkeit und Billigkeit sehr oft ein großer Unterschied sey.

Fünfter Theil.

H

Nur

Nur die Gesetze sind gut, die sich vollkommen für das Volk schicken, dem sie gegeben sind. — Sonst rüflet der Ueberwin- der dem Ueberwundenen Gesetze zu geben; bei uns verhält es sich anders. Wir haben uns von den Römern nie überwinden lassen; im Gegentheil, sie wichen uns, und unser Thron steht auf den Trümmern Roms. Dennoch haben wir die Gesetze der Römer nicht nur angenommen, sondern bis auf den heutigen Tag beybehalten; wir richteten nach denselben, ungeachtet es augenscheinlich ist, daß viele derselben, wenn sie auch zu ihrer Zeit gut, oder wenigstens notwendig waren, für unser Volk und unsre Zeiten gar nicht schicklich sind.

Ein gutes Gesetz muß deutlich seyn. Sobald es eines Kommentars bedarf, taugt es sicherlich nichts; denn es ist wider die Billigkeit, mich zu der Beobachtung eines Gesetzes verpflichten, und wegen der Verletzung desselben strafen zu wollen, wenn ich es nicht verstehen kann.

Ein

Ein Gesetz, wenn es gut seyn soll, muß folglich auch keinen Doppelsinn enthalten. Denn ein Gesetz, das sich auf mehr als eine Art erklären läßt, nimmt mit einer Hand, was es mit der andern giebt.

Ein gutes Gesetz muß man erfüllen können, ohne dem Gefühl des Guten, das Gott in unser Herz gelegt hat, zuwider zu handeln. Ein Gesetz, welches man nicht mit unverletztem Gewissen zur Ausübung bringen kann, taugt nichts.

Ein gutes Gesetz muß keine Uebel hervorbringen, die entweder an sich, oder in ihren Folgen schädlicher sind, als das, was es verhüten soll: u. s. f.

Es ließen sich noch verschiedene Kennzeichen eines guten und vollkommenen Gesetzes anführen; und schwer würde es wenigstens nicht seyn, den Beweis durch Beispiele zu führen: aber was ich gesagt habe, reicht schon hin, einen untrüglichen Probestein abzugeben, an welchem ihr

euere Gesetze, sonderlich diejenigen, die ihr von den Römern geerbet habt, reiben könnet, um zu sehen, ob sie sämtlich Strich halten. *)

Aber, im Fall ihr auch sündet — und es wäre mir in alle Wege lieb, wenn sich dieses zutragen sollte — daß euere Gesetze, von allen Seiten betrachtet, sich über jeden Tadel erheben? Noch mehr, wofern ihr zu geschäftig, oder — zu träge seyd, diese Untersuchung anzustellen: so will ich euch lieber von freyen Stücken zugeben, daß euere Gesetze, so viel ihrer sind, samt und sonders gut, weise und unver-
best

*) Anmerkung des Herausgebers.

Um allen Mißdeutungen vorzubeugen, bitte ich die Uebeldenkenden (wenn es wider meinen Wunsch dergleichen geben sollte) unter den Verfern des Deutschen, daß sie das, was der Verfasser sagt, nicht dahin deuten, als wenn er den Unterthan von der Pflicht losspräche, unvollkommene Gesetze zu befolgen. Er erkennet sich und jeden Bürger zur Beobachtung aller Gesetze schlechterdings verbunden, die den göttlichen Gesetzen nicht zuwider laufen, wenn sie übrigens auch bloß auf die Willkühr der gesetzgebenden Macht gegründet seyn sollten.

besserlich eingerichtet sind; ich gebe euch zu — ich behaupte es sogar, daß unter denselben viele heilsame Verordnungen, viele jetzt unentbehrliche, und von der dringenden Nothwendigkeit, gewissen häßlichen Uebeln und Unarten abzuheben, erschaffne Gesetze sind. Sind ihr nun zufrieden? — Aber was folgt daraus? beweisen nicht euerer Gesetze, samt allem dem, was zu ihrer Aufrechthaltung nöthig ist, als da sind Richter, Advokaten, Nachrichter, Halseisen, Ruthen, Pranger, Rabensteine, Galgen, Räder u. s. w. beweiset nicht alles dieses, daß ihr eine große Menge Schurken unter euch habt, die sich nicht anders, als durch Schwert und Galgen und Gesetze u. s. f. im Zaum halten lassen? Noch sehet ihr, daß unter euch nur die Verbrechen gestrafet werden; die Laster schenkt man euch, sonst, glaube ich, würde keine größere Seltenheit seyn, als ein Haus, vor dessen Thür kein Galgen, oder Pranger, oder dergleichen, errichtet wäre. Un,

Unsere liebenswürdigen Vorfahren hatten wenig oder keine Gesetze, und waren dennoch gut. Wie gieng das zu? Tacitus mußte die Ursache. *)

Ein Volk, das der Vernunft folgt, und gute Sitten schätzt, bedarf, gleich den alten Deutschen, keiner andern Gesetze, als derer, welche die Natur dem Menschen ins Herz gelegt hat. Wofern es ja etlicher bedarf, so sind es belohnende Gesetze; diese erhalten ein Volk gut; sie sind ein kräftiges Mittel, die Zurückbleibenden aufzumuntern, und ein Sporn zur Tugend. Freylich werdet ihr einwenden, „Daß eine solche Tugend nicht lauter sey; daß man das Gute um des Guten selbst willen, und aus keinen Nebenabsichten, schätzen und üben müsse; daß Tugenden, die ihre Ausübung bloß den belohnenden Gesetzen zu danken haben, im Grunde tadelnswürdig sind &c.“

— D,

*) Plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. Tacit. Germ.

— O, • meinerwegen tadelnswürdig, so viel euch beliebt! sie sind doch immer besser, ohne Verhältniß besser, nützlicher, rühmlicher, als aus Furcht der Strafe! unterlassne Verbrechen. Es ist nichts sonderlich rühmliches dabei, daß Aleipp den Galgen nach unsern Gesetzen nicht verdient hat. Alles, was er that, um ihn nicht zu verdienen, war dieses, daß er sich vor Einbruch und Diebstahl hütete. Dafür wußte er andre Mittel, sich zu bereichern; ein dunkler Laden und verlegne Waare, aufgeborgte Gelder und die Absicht, sie niemals wieder zu bezahlen, tausend Kunstgriffe, die ich mich scheue anzuführen, weil ich nicht Gefahr laufen mag, sie zu lehren, und ein gut ausgedachter Bankerout zu rechter Zeit — das war sicherer, aber freylich mühsamer und langweiliger. Was meint ihr, was würde Aleipp gethan haben, wenn die Furcht vor dem Stränge ihn nicht abgehalten hätte?

Die strafenden Gesetze, wie sie eigentlich nur für den Bösewicht gemacht sind, wirken demnach keine Tugenden; sie stehen den mehrsten Lasten nicht im Wege, sondern sie schrecken bloß von offenbaren Bosheiten ab; und auch nicht einmal zu diesem Zwecke sind sie hinreichend. Wenn ihr an dieser Unzulänglichkeit zweifelt, so wendet eure Blicke auf die täglichen Beispiele derer, die ihr in die Karren schmieden sehet, oder die euch vom Galgen, und mit ihren zerschmetterten Knoschen, vom Rade herab, noch lange nach ihrem Tode die Tugend predigen.

Die belohnenden Gesetze, wenn sie auch nur eigennützige Tugenden hervorsbringen, scheinen mir dennoch ehrwürdiger, als jene, und sie würden es mir auch dann seyn, wenn ich mich überreden könnte, sie für eben so unzulänglich zu halten, als die strafenden. — Hausväter, euch frage ich, haltet ihr nicht den unter eueren Söhnen, der, von dem edlen Ehrgeiz,
eurer

enerer Liebe vorzüglich werth zu seyn, getrieben, sich nach eueren Vorschriften richtet, für besser und wohlgearteter, als den, der sich schlechterdings nicht anders, als durch gewaltsame Mittel zur Folgsamkeit bewegen läßt, auch dann nur widerstrebend folgt, und bloß durch die Furcht vor noch schärfern Züchtigungen als Ruthen und Prügel sind, von denen Ungezogenheiten, wozu ihn seine Neigung trägt, abzuhalten ist? — Gerade so, wie ihr von eueren Söhnen, urtheile ich von meinen Nebenbürgern.

Und euch, meine lieben Nebenbürger, frage ich, ob ihr nicht dafür haltet, daß ein Hausvater, der seine Kinder durch gelinde Mittel ziehet, und durch Belohnungen, die sie aufmuntern, ohne dem Eigennutz zu schmeicheln, zum Guten gewöhnet, schwerlich ungerathene Kinder haben werde? — Wie ihr von den Hausvätern, so urtheile ich von den Gesetzen.

Der Mann, der aus Ehrgeiz tugendhaft ist, muß nothwendig dem Staate zu weit größerm Nutzen gereichen, als ein andrer, der bloß aus Furcht vor den Strafen das Böse unterläßt. Die Tugend des ersteren ist zuverlässig; Jedermann, vom Regenten an, bis zum letzten Untertan, kann sich ihm sicher vertrauen; er wird jeden Fehltritt vermeiden, weil die kleinste verletzte Pflicht ihn um alle gehoffte oder bereits erlangte Ehre bringen würde. — Hätte Aristides die Verbrennung der Lacedämonischen Flotte gut geheissen, würde man ihn wohl bis auf den heutigen Tag mit dem Namen des Gerechten beehren haben? — Die Tugend des letzteren hergegen wird verschwinden, so bald er ohne Besorgniß, eine Beute der strafenden Gesetze zu werden, den Gesetzen Troß bieten kann.

Ich zweifle nicht, ihr werdet mit mir das vollkommenste Wesen für den vollkommensten Gesetzgeber halten, sonst müßte

müßte ich beweisen, daß zweimal zwei — gerade nicht mehr und nicht weniger sey, als drei und eins. — Wenn wir also hierüber nicht in Streit sind, so er-
innert euch, wie die Gesetze Gottes beschaffen waren, und wenn er sie gab.

Dem Stammvater der Menschen, unschuldig, wie er war, sehr gut, und ein Abdruck des göttlichen Bildes, gab Gott keine Gesetze. Er warnte ihn bloß vor einer Sache, die der Mensch von selbst nicht wissen konnte: iß nicht, sprach er, von der Frucht dieses einzigen Baumes, denn sie wirkt den Tod. — Wollet ihr dieses ein Gesetz nennen, so habe ich nichts dawider; ich streite nicht gern über Worte. — Als Gott der Menschen Mutter zu Adam brachte, ließ er es immer noch bei dieser liebevollen Warnung bewenden, und fügte nichts hinzu, als seinen Segen. Gott wußte, daß die ersten Menschen sehr gut, oder, welches eben so viel ist: gebildete Leute waren.

waren, die weiter keines Gesetzes bedurften.

Als Evens Neugier die Sünde und den Tod in die Welt gebracht hatte, versuchte Gott die Erde um des Menschen willen; aber man findet nicht, daß er Gesetze gegeben. Die Menschen wußten nun, was gut oder böse war, und die Vernunft, die Gott ihnen gegeben hatte, war hinreichend, sie zu lehren, daß das Gute besser sey, als das Böse. Bestimmte Gesetze waren ihnen nicht nöthig.

Erst spät, als die Menschen so verderbet waren, daß sie sich nicht mehr verschlimmern konnten, sprach Gott: du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, nicht ehebrechen, u. s. w. und alle diese Gesetze beschließt er mit der aufmuntern den Verheißung, daß er den Frommen und Tugendhaften noch in seinen spätesten Nachkommen belohnen wolle.

Was ich mit allem diesem sagen will?

— Dieses, daß ihr ein sehr böses Volk,
und

und noch ungebildeter, als die Israeliten seyn müßet. Diesen waren die wenigen Gesetze, welche Moses aufbehalten hat, hinreichend; bey euch sind außer denen vielen Tausenden, die ihr bereits habet, täglich neue Gesetze nothwendig. Hiernächst mögte ich auch daraus herleiten, daß es eine sehr gute Sache um belohnende Gesetze seyn muß, da Gott selbst dem Beobachter seines Willens, das heißt: dem frommen und tugendhaften Manne, Belohnungen ohne Ziel verheißet.

Es scheint mir demnach ein Mangel an unsern Gesetzen zu seyn, daß gegen eine so beträchtliche Menge, welche das Böse strafen, kein einziges ist, welches die Tugend lohnet. Man giebt sich Mühe, die Gelehrsamkeit auszubreiten, die dunklen Fächer derselben zu erhellen, die Künste zu verfeinern, und immer nützlicher zu machen, den Fleiß aufzumuntern und zu belohnen, der Handlung aufzuheben

helfen, u. s. w. Alles das ist schön, und gut, und rühmlich. Man hat z. B. für den Mann, der sich durch seine Gelehrsamkeit auszeichnet, Plätze in den Akademien und gelehrten Societäten, *) und wenn auch hier und da Einer dieser lohnenden Ehre entbehren muß, so lohnt ihn Ruhm und Nachruhm. Ein großer Gelehrter mag die Zierde und der Stolz seines Volkes seyn; aber zehn große Gelehrte sind nicht so viel werth, als Ein tugendhafter Mann; und dieser hat lebend nichts, und vom Nachruhm eben so wenig zu hoffen. — Sagt mir nicht, daß ihn sein eignes Herz lohne! ich erkenne dieses als wahr, und halte es für den herrlichsten Lohn; er reizt aber nicht zur Racheiferung; er entzündet nicht den glüh-

*) Das ist freylich Etwas; aber wie wenig ist es gegen das, was andre Völker für ihre großen Männer thun! — Uebrigens rede ich nicht von den kleinen Societäten, in welchen sich Jünglinge auf hohen Schulen blähen; von diesen "Bänderchen, welche die spielende Knaben und tändelnde Jünglinge nach dem Muster der großen Ordensbänder zu "schneiden." (S. Abte vom Verdienste.)

glühenden Trieb zu schönen Thaten; er erweitert das Gebiet der Tugend nicht.

Warum überläßt man die Verbrecher nicht bloß der Strafe ihres eignen Gewissens? — Weil die Qualen desselben, so entsetzlich sie seyn mögen, andere nicht abschrecken; Ruthen, Karren, gute Nichtschwerter, Räder, Scheiterhaufen u. s. f. sind eine kräftigere Arznei, theils das Ungefunde abzutreiben, theils das Uebrige gesund zu erhalten.

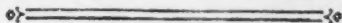
Wenn demnach die Strafe so viel vermag, daß sie eine große Zahl Menschen von Verbrechen abhält, sollte nicht die Belohnung über die meisten aus dieser Zahl so viel vermögen, daß sie zu guten Handlungen aufgelegt würden? Oder haltet ihr den Menschen für so beschaft, daß er Böses thun sollte, bloß, weil es böse ist? Das hieße die Menschen noch unter ihre Tiefe hinabsenken. Mich hat die Erfahrung gelehret, daß sie nur deswegen Böses thun, weil ihr Eigennutz auf

auf eine oder andere Art seine Rechnung dabei findet. Da nun einmal der Eigennuß die Triebfeder — fast möchte ich sagen, aller menschlichen Handlungen ist: so dünkt mich, es wäre gut, wenn man sich diese so allgemeine Gesinnung der Menschen zu Nuße machte, und sie eben durch diesen Eigennuß zum Guten lenkte.

Ich wiederhole es: da es ein äusserst seltner Fall ist, daß ein Mensch die Tugend bloß um ihrer Vortreflichkeit willen übet, ohne jemals durch andre Gründe bewogen zu werden; so ist ein Mensch, der seine ganze Lebenszeit hindurch, wenn gleich aus Ehrgeiz, tugendhaft lebt, immer ehrwürdiger, als der ganze elende Haufe derer, die, ohne je etwas Gutes zu thun, bloß aus Furcht vor den Gesetzen und Strafen, heftenswerthe Verbrechen unterlassen, und übrigenß alle Laster ausüben, die unsre Geseße dem Ewigen zu richten anheimstellen.

Der
D e u t s c h e .
Ein und sechszigstes Stück.

Hamburg, am 27^{ten} Februar, 1773.



Achte Fortsetzung.

Der Satz, welcher das vorhergehende Stück beschließt, kann, meines Erachtens, schwerlich oder gar nicht geläugnet werden. Wer ihn zugeibt, der muß zugleich Zeit den Nutzen belohnender Gesetze zugeben. *) Es ist allerdings wundernswerth, daß man im Ganzen diesen

*) Noch besser als belohnende Gesetze, noch rühmlicher, und ein über allen Widerspruch weit hinausgeworfener Beweis der Bildung wäre freylich eine allgemeine edle Denkart der Nation, vermöge welcher sie von freyen Stücken und aus eigenem Triebe den tauchthastigen Mann mit Ehrerbietung betrachtete, und dem ebenen Verdienste, eine halbe Million zu besitzen, kein Gewicht einräumte.

Diesen Nutzen vernachlässiget, den man in gewissen einzelnen Fällen so gut zu erkennen scheint.

Kleanth hatte in einem hitzigen Gefechte Wunder der Tapferkeit gethan; seinem Obersten hatte er das Leben gerettet; seinen Hauptmann aus den Händen des Feindes gerissen; eine schon versohrte Fahne wieder erobert. Mit dieser Fahne in der Hand stürzte er sich unter die Feinde, und belebte seine Kameraden, die schon zu weichen begannen, durch seinen Muth und sein Beispiel. Seine Parthen, ungeachtet sie bey weitem die schwächste war, behielt die Oberhand, und der tapfere Kleanth kam, mit Blut und Wunden bedeckt, zurück in sein Zelt. Er war nur gemeiner Soldat; dieser Tag brachte ihm eine Vientenanstelle zu wege. Dieser ehrende Lohn verursachte, daß in dem Herzen Kleanths, dessen glänzende Thaten nicht aus der Tapferkeit, sondern aus Ueber-

druß

brust des Lebens flossen, wieder einige Liebe zum Leben erwachte. Er ward nun ein wirklich tapferer Mann, und sein erweckter Ehrgeiz hat ihm den Weg zu seiner izeigen ansehnlichen Kriegsbedienung, und zu Ordensbändern sogar, gebahnet. — Lohnte man Heldenthaten nicht, wir würden nicht viele Helden haben; davon sind die Fürsten überzeugt. Lohnte man die Tugend, wir würden mehr tugendhafte Männer haben. Von diesem Satze scheinen die Fürsten nicht überzeugt zu seyn.

Der tapfere Krieger wird mit Ehre und Einkommen zugleich belohnet; wie sollte man nun den tugendhaften Mann lohnen? Mit Reichthümern? — Schlechterdings nicht. Mit Titeln? Eben so wenig. *) Wie sehr ist es zu bedauern, daß unsere Nation die alte edle Einsicht

J 2

im

*) Der Titel eines Conferenzrathes, Geheimenrathes u. s. w. ist eine gute Belohnung gewisser Tathente; er würde aber ein seltsamer Lohn für den besten Vater oder besten Ehemann seyn.

im Charakter und Denkart so ganz versöhren hat, welche vormals nicht nur in Deutschland, sondern auch bey andern Völkern herrschte. Rom lohnte seine guten Bürger mit Kränzen, mit Ehren: denkmäalen, das Volk stand vor verdienstlichen Männern auf, u. s. w. In einem der vorhergehenden Blätter habe ich der Ehrenbezeugungen gedacht, welche unter unsern Vorfahren üblich waren: dahin gehöret die Ehre, in den Bardengesängen rühmlich genannt zu werden; der nächste Platz bey dem Feldherrn im Gefechte, oder bey dem Opfertische; die Oberstelle bey Gastmählern; der Vorzug, im Rathschlag die erste Stimme zu haben; ein Eichenkranz, und dergleichen mehr. Ich schäme mich für mein Volk, daß heutiges Tages ein Eichenkranz die Wünsche sehr weniger Deutschen auf sich ziehen, wenige zur Racheiferung reizen, und dem Manne, der ihn verdienet hätte, ein sehr unbeträchtliches Ansehen verleihen

hen würde, wosern er ihn nicht gar lächerlich machte. Durch die Bildung ist unsere Nation so verfeinert, daß sie an glänzenden Spielwerken mehr Geschmack findet, als an den simplen Ehrenzeichen, welche vor diesem Mode waren und verdienet werden mußten. Zufrieden, wenn er begrüßet wird, bekümmert Kleon sich nicht darum, ob man vor seinem Stern, vor seinem Schlüssel, und vor seinen Titeln den Hut abziehet, oder ob es seine Person ist, die man grüßet; Genug, mit demüthiger Bewundrung, die kein Eichenkranz sich erwerben würde, gafft der Pöbel den vornehmen Kleon an, von seiner Seite unbekümmert, ob Kleon diese Zeichen eines vornehmen Mannes erschlichen oder erhandelt habe. — Daß sie kein lohnendes Zeichen seiner Verdienste sind, weiß jedermann.

Indessen wollte ich nicht gern, daß der tugendhafte Mann mit denselben Zeichen (so sehr sie dem Volke gefallen) bekleidet

würde, welche einem Kleon statt der Verdienste sind. Mein Wunsch ist, unsere Nation wieder zu ihrer vormaligen edlen Simplicität zurückgeleitet, und den ächten deutschen Geschmack wieder eingeführt zu sehen. Ehrenzeichen, welche ausschließungsweise für gewisse Tugenden *) erfunden wurden, sind nicht für die übrigen, und Belohnungen, welche die Habgucht befriedigen, sind für keine Tugend schicklich. — — Doch, wenn unsere Fürsten nur erst anfangen, die Tugenden, so wie die Talente, durch belohnende Gesetze aufzumuntern: dann werden sie schon auf solche Belohnungen denken, die zur wahren Ehre gereichen und Nachahmung erwecken, ohne dem Golddurst die Taschen zu füllen.

Noch ein Wort von den strafenden Gesetzen. Man führet hin und wieder bittere Klagen, daß unsere strafende Gesetze gemeiniglich den, welchen sie treffen,

bloß

*) Wie z. B. die Ritterorden für den tapfern Mann.

bloß strafen, ohne ihn zu bessern; daß, wenn sie auch dem Gezüchtigten Zeit genug zur Besserung lassen, sie ihm doch die Gelegenheit nehmen, Beweise seiner gebesserten Gesinnungen an den Tag zu legen. Zur Abhelfung dieser Klagen thut man den Vorschlag, einige von denen Strafen allgemein zu machen, welche bis jetzt nur bey den Armeen üblich sind; oder, welches man noch für besser ausgiebt, unsere sämtlichen strafenden Gesetze nach den militärischen umzuschmelzen, welche mehrentheils züchtigen, ohne zu schänden.

Für ein Volk, das sich der Bildung rühmet, stehen diese Klagen und Vorschläge nicht fein, wie mich dünkt.

Diese Leute, wofern sie anders wissen, was sie sagen, reden bloß von denen Gesetzen, die am Leibe oder am Leben strafen; und, wenn sie auch eine und andere Deutsche Provinz kennen, so ist ihnen doch die Brandenburgische Einrichtung nicht

bekannt, wie es scheint — oder sie dachten gerade nicht daran. Aber hiervon wollen wir weiter unten reden.

Es ist wahr, ein Mensch, der auf den ganzen Rest seines Lebens zum Gefängniß oder zur Karrenstrafe verurtheilet ist, wird durch diese Strafe fast gänzlich aus der menschlichen Gesellschaft hinausgestoßen; er höret auf, ein Bürger des Staats zu seyn; er kann die Pflichten des Bürgers, des Vaters, des Vaters nicht mehr, und nur selten eine Pflicht des Menschen erfüllen. Bennahe schränkt sich seine ganze Nukbarkeit darauf ein, daß er dem Staate einige Kosten erspart, und etliche arme Bürger desselben verschiedner theils mühseligen, theils als verächtlich angesehenen Beschäftigungen überhebet, aber zugleich ihnen ihre Nahrung raubet. Allein, saget mir, was sollte man mit diesem Menschen anfangen? — Höret, ich will euch ein Geschichtchen erzählen.

Peter

Peter war, als er noch Peterchen hieß, ein kleiner rothköpfiger Junge, der mit der besten Art von der Welt die Obstkammer seiner Mutter, und von Zeit zu Zeit ihren Geldbeutel heimzusuchen verstand. Der Junge machte die drolligsten Poffen! Bald bestrich er seines Vaters Tobakspfeife mit spanischem Pfeffer; bald mischte er den Mägden etwas von dem Staube, der den Pferden abgestriegt wird, unter das Bier; zu einer andern Zeit streuete er ihnen kleingeschnittenes Pferdehaar ins Bett; er nagelte Krebse unter den Tisch; er haschte alle Katzen aus der Nachbarschaft, und weil sein mitleidvolles Herz nicht dulden konnte, daß die armen Thiere barfuß gehen sollten, so schenkte er ihnen großmüthiger Weise die Schalen von den welschen Nüssen, die er genaschet hatte, und besetzte sie mit Pech unter die Katzensfüße. Alsdann räumte er diesen beschuhten Käthchen einen Saal über seines Vaters

Schlafzimmer ein, und damit das liebe Vieh keine Langeweile haben mögte, gab er ihnen den Hofhund zur Gesellschaft. Kurz, Peterchen war ein possierlicher Knabe. Sein Vater, den man sonst für einen gelehrten, verdienstvollen und verständigen Mann hielt, war kein Liebhaber von dergleichen Kurzweil, und bey ihm stand Peterchen, den alle Spinnstuben ehrten, in gar schlechtem Ansehen. Auch versuchte der gute Vater jedes dienliche Mittel, vom gelindesten bis zum schärfsten, und als nichts anschlagen wollte, prophezeihete er — mit vieler Einsicht, wie mich denckt — Peterchen würde, vorzüglich wegen seiner fertigen Fingerg, dem Galgen schwerlich entgehen. Die Mutter hergegen, welche auch kein Dummkopf war, die Mutter, sage ich, urtheilte ganz anders, und weil Peterchen zuweilen seine Ränke mit vieler List ausdachte, und allemal die feinsten Schuhreden in Bereitschaft hatte: so sagte

sagte sie oft im Vertrauen zu ihrer Gervatterin: aus dem Knäblein würde dermaleinst etwas werden; es werde ein perfekter Advokat in ihm. — Wir wollen sehen, wer von beiden richtiger prophezeihte. So viel will ich zum voraus sagen, daß von der mütterlichen Weissagung nur die eine Hälfte in Erfüllung gieng.

Peterchen ward zum Peter, und derselbe Hang zu losen Streichen und Ränken, ein unüberwindlicher Abscheu vor allen ernsthaften und anständigen Beschäftigungen, samt einer herzlichen Neigung zum Müßiggange begleitete ihn durch die Jünglingsjahre bis ins reifere Alter. Peter ward der berüchtigste Betrüger. Eine gelinde sechsmonatliche Gefängnißstrafe, und bald darauf eine harte Dreijährige, worauf die Landesverweisung folgte, brachten ihn nicht zu besseren Gesinnungen. Er begieng ein Duzendstück, dem alle seine vorhergehende Thaten

ten

ten nicht das Wasser reichen. Er hatte den Galgen hundertfältig verdient. Nun saget mir, wie hättet ihr ihn gestraft?

— Bis ich euere Meinung erfahre, will ich euch unterdessen melden, daß der Landesherr das Todesurtheil dahin milderte, oder vielmehr schärzte, daß Peter lebenslang, zum Zeichen seiner Verdienste, einen eisernen Galgen mit einem Klöckchen auf seinem scharfsinnigen Kopfe tragen, und, um der Hypochondrie vorzubeugen, sich täglich eine hinreichende Bewegung mit einem Karrn machen mußte, und nach seinem Tode unter dem Galgen begraben werden sollte. So gieng die väterliche Prophezeiung ganz, und die mütterliche zur Hälfte in Erfüllung. Aus dem Knäblein ward kein Advokat, aber doch Etwas. —

Die bey dem Kriegesstande eingeführten Strafen unterscheiden sich von denen im bürgerlichen Stande strengh nicht durch Gelindigkeit; im Gegentheil, sie

sie sind schärfer; sondern dadurch, daß sie mehrentheils den Bestraften nicht aus der menschlichen Gesellschaft stoßen. Der Soldat, der aus der Gasse lebendig zurückkömmt, wird, wosern ihn nicht eine besondere Klausel in seinem Urtheile ehelos macht, für so ehrlich gehalten als vorher. Das ist wahr: Allein ist dieses darum eine bessernde Strafe? — Ungeachtet die Erfahrung zeigt, daß mancher, der schon zu wiederholten malen wegen des Ausreißens mit Gassenlaufen gestrafet ist, sein Verbrechen dennoch so oft erneuert, bis der Strang es ihm wehret — ungeachtet dessen will ich zugeben, daß diese Strafe manchen vom Ausreißsen abhält. (Sie würde es ebenfalls thun, wenn gleich die Ehelosigkeit darauf folgte.) Bessert aber diese Strafe? Macht sie den, den sie trifft, und die, welche sich daran spiegeln sollen, ihrem Fürsten getreuer? Die Milde, die dem Verbrecher bey Ehren erhält, ihm alle
 Brauche

Brauchbarkeit läßt, und ihn nicht zum
 unnützen, allgemein verachteten und ver-
 abscheueten Auswurf der Menschheit
 machen will, ist es diese mit der Strafe
 verknüpfte Milde, welche den Gestraften
 zur Reue bringet? — Ich glaube es
 nicht. Wohl aber kann und wird ihn
 die Vorstellung der bevorstehenden, oder
 die Erinnerung der ausgestandnen
 Schmerzen zur Reue bewegen, nicht daß
 er ausreißen wollte, sondern daß er seine
 Maasregeln nicht klüger genommen.

Ich könnte, und müßte vielleicht hier
 von den oft lächerlichen, oft verächtlichen,
 und selten nützlichen Geldstrafen reden;
 aber wenn ich Alles auführen sollte, was
 den ewigen Pralereien von Bildung und
 erleuchteten Zeiten widerspricht, so wür-
 de ich in meinem Leben nicht fertig wer-
 den. Ich will nur dieses einzige sagen,
 daß es mit den Gesetzen spielen heißt,
 wenn man Gesetze, und zugleich einem
 jeden die Erlaubniß giebt, gegen baare

Erla-

Erlegung etlicher Thaler das Geseß zu übertreten. Indessen freue ich mich, daß diejenigen Gesetze dieser Art, auf die ich vorzüglich ziele, in sehr wenige deutsche Gesetzbücher aufgenommen sind.

Ich habe versprochen, von einer Einrichtung, die vorzüglich in den Staaten des Preussischen Monarchen statt findet, zu reden. Es ist diese, daß daselbst auch härtere Strafen nicht allemal auf lebenslang schänden. Der große Friederich will nicht, daß die Reichen unter seinen Unterthanen, stolz auf ihren Reichthum, den Gesetzen trocken sollen. Er glaubt, daß sie, so gut als andre, an seinen Festungswerken arbeiten können, wenn sie sich einer härteren Strafe würdig machen, und will nicht, daß dieselbe ihrer Ehre nachtheilig sey, weil nicht die Strafe, sondern das Verbrechen ehrlos macht.

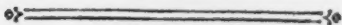
Mit eben dem Freymuthe, mit dem ich leugne, daß Gesetze, auch wenn sie die besten wären, einen Beweis der Bildung

abgeben, bekenne ich hiermit, daß ich
Dumm genug bin, unbegreifliche Dinge
nicht begreifen zu können. Denn, so
begreiflich es ist, daß ein Volk durch
Aufmunterungen und Belohnungen
schöner Handlungen gebessert werden
kann: so unbegreiflich ist es, daß dieser
Zweck durch Strafen erreicht werden
könne; diese haben keinen Nutzen, als
daß sie der Bosheit Grenzen setzen, und
vielen Leuten zum Zügel dienen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Der
D e u t s c h e.
Zwey und sechzigstes Stück.

Hamburg, am 6ten März, 1773.



Neunte Fortsetzung.

„Astræa, sagt mein Text weiter, ist mit
Wage und Schwert vom Himmel gestie-
gen, und wohnet, in den Gesetzbüchern
sichtbar, mitten unter den Menschen-
kindern...“

Bei Gelegenheit dieses Lobspruches
auf unsere Zeiten, dessen Richtigkeit ich
völlig unangefochten lassen will, kann ich
nicht umhin, einige Kleinigkeiten zu er-
innern.

Ich will es glauben, daß die Gerech-
tigkeit in den Gesetzbüchern sichtbar sey.
Ihre Bildsäule sogar habe ich mit diesen
meinen Augen über manchem Rathhause,
Fünfter Theil. A über

über dem Eingang mancher Gerichtsstube, und sonst noch hin und wieder gesehen; und ich kann mit Grund der Wahrheit sagen, daß sie daselbst eben so hübsch ließe, als das Bild der Weisheit über oder neben der Thür manches akademischen Hörsaales. Allenthalben sind auch diese Bildsäulen mit Schwert und Wage versehen, und das gefällt mir gut genug, aber etwas vermisse ich doch dabey. Diese beyden Möbeln schildern mit die liebe Gerechtigkeit zu armselig, wenn sie die Wage bloß dazu braucht, das Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafe zu finden; und zu eigennützig, im Fall sie, wie jener Spötter sagt, ihre Einkünfte mit derselben abwägen soll. Mich dünkt, mit eben der Wage, womit sie die Schwere des Verbrechens erforscht, und Strafen zutheilet, müßte sie auch untersuchen, wie schwer Verdienste wiegen, und Belohnungen abwägen. Alsdann müßte man ihr noch ein Zeichen geben, welches

welches die Bereitwilligkeit zum Belohnen eben so kenntlich ausdrückte, als das Schwert die Macht zu strafen. — Wißet ihr nicht, wohin ihr dieses dritte Zeichen thun sollet, so malet inskünftige die Gerechtigkeit mit drey Armen; es ist kein größerer Uebelstand, als wenn ihr die Natur mit einem halben Schock Brüsten abbildet. — So wie sie jetzt von eueren Malern und Bildhauern vorgestellt wird, kommt die Abbildung zwar mit euerem Begriff von der Gerechtigkeit überein, aber nicht mit der Gerechtigkeit selbst. Denn — nehmt mirs nicht übel — euer Begriff ist ziemlich einseitig, und da ihr ihn bildetet, sahet ihr die Dame nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern ihr begnügten euch, sie seitwärts anzuschauen, sonst hättet ihr bemerken müssen, daß sie eben so gerne belohnet, als strafet.

Bei der römischen Wendung, die euere Gelehrsamkeit genommen hat, und bei

euerem häufigen Gebrauch der römischen Fabellehre solltet ihr doch wissen, daß dieses Volk drei Göttinnen der Gerechtigkeit zählte: Themis, Astræa, und Nemesis, von welchen ich euch vieles erzählen könnte, aber

Schlagt euren Pomen selber nach,
Das läßt sich nur auf römisch sagen.

Auch das gefällt mir nicht, daß ihr der Gerechtigkeit die Augen verbunden habet. Glaubt es mir, für eine Frau, die zum allerwenigsten so alt ist, als die Welt, schickt sichs nicht, Blinden zu spielen.

Ich lasse es gelten, daß ihr die Liebe mit einer Binde über die Augen maleet. Dieses geschieht zu dem Ende, damit man nicht sehen möge, daß sie wirklich blind ist. So bildete jener Künstler einen Einäugigen im Profil und von seiner sehenden Seite ab, und ein schielens des Mädgen malte er schlafend. — Aber die Gerechtigkeit? o ich versichere euch, sie

sie hat gute, scharfe Augen! und mit diesen hübschen hellen Augen malet sie nur immer; ich bin euch Bürge dafür, daß sie derselben bedarf, nicht eben, wie obens gedachter Spötter sagt, um die Geschenke beurtheilen zu können — dazu wäre allenfalls die Wage und das Gefühl hinreichend; sondern zu einem ganz andern Zwecke, den ich euch gleich eröffnen will.

Das Böse, dessen Ahndung ihr von Rechtswegen gebühret, zu bemerken, dazu kann sie der Augen entbehren; es ist an den Ohren schon genug. Eure christliche Liebe ist ja gewohnt, laut genug davon zu reden, und was dieser abgeht, ersetzt ein Fiskal. — Aber das Verdienst auszuspüren, gute, löbliche, edle Handlungen zu bemerken, wahrhaftig, dazu braucht sie Augen, und zwar rechte Luchsaugen. Denn, eines Theils kommen dergleichen Dinge heutiges Tages unter uns nicht eben so gar häufig vor, wie ihr wißt; zum andern wandelt die Tugend

gern im Stillen, wahres Verdienst pflegt nicht zu prahlen, und die mehrsten guten Handlungen lieben das Aufsehen nicht; zum dritten giebt sich niemand die Mühe, von solchen Sachen zu reden, es müßte denn auf eine verkleinernde Weise seyn; zum vierten, fünften und sechsten — — Aber es ist an dem gesagten schon genug, zu beweisen, daß in unserm Lande die Gerechtigkeit mehr als Ohren brauche; wir wollen demnach nach unsrer löblichen Weise, und, ungeachtet wir oft weitläufig genug sind, dennoch um beliebter Kürze willen ein deutliches u. s. w. hierher setzen, und uns zu einer andern Betrachtung wenden.

Saget mir, ist es zum Ruhm einer Nation, und zu einem Beweise ihrer Bildung schon hinlänglich, wenn man von ihr sagen kann, daß in ihren Gesetzbüchern die Gerechtigkeit sichtbar sey?

Die alten Deutschen überhaupt hatten den Ruhm der Gerechtigkeit; vor:
zügs

zöglich wurden, wie ich schon öfter gesagt habe, die Ebrusker mit dem neidenswerthen Bennamen die Gerechten beehret. Nicht durch ihre Gesetze, sondern unstreitig durch ihre Denkart, durch ihre Handlungen, durch ihr Betragen hatte sich diese an keine oder nur sehr wenige Gesetze gebundene Nation diesen, und den noch rühmlichern Bennamen der Guten erworben. — Wäret ihr gerecht: so brauchtet ihr keine Gesetzbücher, keine Gerechtigkeit mit Wage und Schwert in den Händen. Diese ist, um mich der Worte eines bekannten Schriftstellers zu bedienen, ein Damm, welcher euerm ungerechten Betragen entgegen gesetzt werden mußte, als es unter euch zur herrschenden Gesinnung wurde, das nützliche mit dem angenehmen zu verwechseln, und die Billigkeit aufhörte, euere Leidenschaften und Begierden zu lenken. Nicht also in den Gesetzbüchern allein, sondern in allen euren Handlungen muß die Ges

rechtigkeit sichtbar seyn. In eueren Tempeln der Gerechtigkeit müßtet ihr nicht Versöhnopfer allein, sondern auch Dankopfer bringen. Nicht bloß in eueren Rathhäusern, Gerichtstuben, Tribunälen u. s. w. sondern in jedem deutschen Herzen müßte die Gerechtigkeit wohnen: Dann wäre unter euch, wie bey eueren Vorfahren

Auch ohne der Gesehe Schwert,
Das Recht gesichert, Tugend werth.

Ein anderer Punkt, den man unmöglich für löblich und billig ausgeben kann, ist dieser, daß sich nirgends, als etwa bey denen Völkern, denen wir die Bildung absprechen, die Gerechtigkeit unentgeltlich erlangen läßt. Ist es billig, wenn ich Recht habe, daß ich dieses Recht bezahlen muß? und wie theuer kommt es öfters zu stehen! —

Dieser einzige Umstand, ich gestehe es offenhertzig, erweckt in mir den unüberwindlichsten Widerwillen gegen die Richter
stühle

stühle aller gebildeten Völker; — denn soviel ich weiß, thut bey ihnen insgesamt die Gerechtigkeit nicht viel umsonst.

Ich will der unzähligen Ungerechtigkeiten nicht gedenken, zu welchen selbst der gewissenhafteste Richter durch eine Einrichtung von dieser Art gezwungen werden muß; — um alles in der Welt mögte ich nicht Richter unter einer jezigen gebildeten Nation seyn! — nur diese schlimme Folge will ich berühren, daß es durch eine solche Verfassung einer großen Menge von Leuten unmöglich gemacht wird, ihr Recht zu suchen; und schon diese einzige Folge ist, wie mir dünkt, schlimm genug.

Philint hat eine Frau und sechs unermöglichte Kinder zu ernähren. Philint ist der redlichste, arbeitssamste und brauchbarste Mann in seiner Stadt, aber er ist arm, und wird nicht gebraucht. Seine Vorsahren hatten ehemals einer öffentlichen Kasse auf hunderttausend Dukas

ten vorgeschossen; Philints Großvater foderte das Geld zurück. Man machte Schwierigkeiten, und er schritt zur Klage. Sein Recht war einleuchtend und unwidersprechlich; dennoch wußten seine Gegner ihn so lange aufzuhalten, bis der gute Mann darüber starb. Philints Vater erbte diesen Rechtshandel, und setzte ihn aus allen Kräften fort, bis er mit völliger Erschöpfung seines Vermögens die Sache dem entscheidenden Urtheile sehr nahe brachte. Hier starb er, und ließ seinem Sohn zur ganzen Erbschaft nichts als diesen Proceß, beträchtliche Schulden zu bezahlen, und — keinen baaren Heller. Philint muß ein Vermögen, das ihm, selbst nach der Ueberzeugung seiner Richter, zukommt, in ungerechten Händen sehen; er muß eine liebenswürdige Gattinn und sechs Kinder dem äußersten Mangel überlassen, weil die Gerechtigkeit Geld kostet; weil er dieses Geld nicht aufbringen kann; weil,
nach

nach unserer Verfassung, in dergleichen Sachen die Gerechtigkeit schweigt, so bald der Kläger aufhört zu reden. Könnte der arme Philint den Proceß fortsetzen, so würde er ihn ohne Zweifel gewinnen, weil Billigkeit und Geseze auf seiner Seite sind. Er würde aus seinen Söhnen nützliche Männer bilden können; er selbst würde dem Staate nützlich werden, und, mehr als alles: die Ungerechtigkeit der Räuber, die ihm sein Vermögen vorzuenthalten, würde ihre Strafe empfangen.

Ich kann mich sicher auf die Erfahrung und Ueberzeugung aller meiner Leser berufen, — wenn auch Richter und Advokaten darunter seyn sollten — daß es keine liebenswürdige Sache um eine Gerechtigkeit ist, die mit Golde muß aufgewogen werden, und daß es besser wäre, wenn sie unentgeltlich ausgetheilet würde. — Doch genug für jetzt; in der Folge, wenn wir von den Priestern der Gerechtigkeit reden, werden wir diese Materie

Materie in einem deutlicheren Lichte zeigen müssen.

„Niemand darf mehr sein eigener Richter seyn; das Faustrecht ist abgeschafft; kein Zweykampf wird öffentlich mehr gut heißen.“

Das wäre alles ganz gut, wenn es alles wahr, und in seiner völligen Stärke wahr wäre. Wer Benßpiele verlangt, der wird sie, wenn er nur die Augen aufschlagen will, zu tausenden um sich her finden, daß es in sehr vielen Fällen einem jeden erlaubt ist, sein eigener Richter zu seyn. Der Reichthum z. B. giebt seinen Besitzern dieses Recht über den Dürstigen, weil der letztere ohne Geld den Benßstand der Gerechtigkeit gegen den eigenmächtigen Richter nicht anrufen kann. u.

Daß das Faustrecht abgeschafft ist, das ist weise, löblich und gut. Aber in wie fern wird der Zweykampf öffentlich nicht mehr gebilliget? Wird er von der
gesetz

gesetzgebenden Macht gemißbilliget? — Ja. Wird er durch die allgemeine Denkart, durch die einmüthige Stimme der Nation öffentlich verworfen? — Das werdet ihr nicht finden.

Wenn ich die Ausnahme, deren Beruf es mit sich bringet, so sind es nur die Weisheit und einige verständige Männer, die aus Herzensgrunde wider den Zweykampf deklamiren. Die übrigen wagen es nicht, ihn zu verwerfen, aus Furcht, man mögte sie für verzagt halten; diejenigen, denen er am schärfsten verboten ist, können ihn am wenigsten vermeiden, und beynahe hat es wirklich das Ansehen, als ob zuweilen mehr Muth erfordert werde, dem Zweykampf auszuweichen, als sich zu schlagen.

Wieland's Diogenes hat den Glauben, daß die Meinung, so die Menschen von ihm haben könnten, ihn weder besser noch schlechter mache. Wer eben dieses für richtig hält, und sich überzeuget, daß
die

die wahre Ehre keinesweges auf die Meinung des großen Haufens beruhe, sondern vielmehr in unsrer Brust wohnen müsse: nur der wird es wagen, den Zweytkampf öffentlich zu verwerfen, und er wird sich auf keinerlei Weise bewegen lassen, den Degen zu ziehen. — Wie viele Leute von dieser Denkart sollte man aber unter denen wohl finden, deren Stand sich des Rechts anmaasset, jeden Zwist mit dem Degen zu entscheiden? — Wer einen Zweytkampf von sich ablehnet, den erklärt die allgemeine Stimme für einen Verzagten, für einen Nichtowürdigen. Er wird fast von jedermann verachtet; jeder glaubt das Recht zu haben, ihn ungestraft zu verspotten; wohin er geht, findet er Hohn in jedem Gesichte. Dieses Schicksal erwartet ihn zuverlässig, wofern er nicht ehemals schon ungezweifelte Proben abgelegt hat, daß es ihm nicht an Herzhaftigkeit fehle. Schlägt er sich hergegen, so läuft er freylich Gefahr, von
der

der gesetzmäßigen Strafe getroffen zu werden: aber diese Gefahr ist ungewiß, und wenn sie ihn trifft, so ist sie ihm in dem Urtheile der Menschen lange nicht so nachtheilig, als der Vorwurf, eine Beleidigung vergeben zu haben; im Gegentheil, man bedauret ihn, und er wird immer Leute genug finden, die das Gesetz tadeln, welches ihn wegen seines bewiesenen oder vorgeblichen Muthes zur Keuschenschaft zog. Also gehöret fast mehr Entschlossenheit dazu, den Gesetzen zu gehorchen, und des größten Haufens Versachtung zu ertragen, als dem Gesetze Hohn zu sprechen, und von allen für einen Mann von Ehre gehalten zu werden.

Wenn wir die Beweise der Bildung, und die Tugenden eines Volkes berechnen wollen: so müssen wir nicht die gegebenen, sondern die beobachteten Gesetze in Anschlag bringen; — Gute Gesetze zeugen nur von der Weisheit des Gesetzgebers; Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Gesetze

Gefetze zeugen von dem Werth eines Volkes. Nicht das befohlne Gute und verbotene Böse, sondern die herrschenden Tugenden und unterlassnen Laster müssen angeführt werden; nicht was die gesetzgebende Macht, sondern was die allgemeine Gesinnung der Nation verwirft. Ist es demnach ein Beweis der Bildung, daß die Zweykämpfe scharf verboten sind? Wohl würde das ein sehr günstiger Beweis seyn, wenn sie ohne Verbot verabscheuet, und durch das einstimmige Urtheil der ganzen Nation verworfen würden. Dann müßte man schließen, daß diese Nation sehr geläuterte und richtige Begriffe von der wahren Ehre besitze. Indessen gereicht dieses doch unserer Nation zum Ruhme, daß, wenn wir die Armeen und Universitäten ausnehmen, der Zweykampf bey uns weit seltner ist, als bey andern Völkern. Und ich glaube behaupten zu können, daß er auch unter den Kriegern sowol, als auf den hohen Schulen, durch eine kleine Veränderung in den Gesetzen, wo nicht ganz zu verhüten, doch wenigstens noch viel seltner zu machen sey. (Die Fortsetzung künftig.)

Der
D e u t s c h e.

Drey und sechszigstes Stück.

Hamburg, am 13^{ten} März, 1773.

Mein Herr,

Ob Ihre übrigen Leser es bemerkt haben, weiß ich nicht: ich bemerke es, daß der Deutsche noch nicht geträumet hat.

Zwar ist es mir nicht eigentlich bekannt, ob jeder Verfasser einer Wochenschrift von Amtswegen verbunden ist, zu träumen: wohl aber finde ich, daß unter denen, die ich gelesen habe, kein einziger ist, der nicht träumen sollte. Ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie, durch die Beispiele anderer Wochenschriftsteller verführet, einschlafen und träumen sollen; im Gegentheile, ich wies

Fünfter Theil. 8 ders

derrathe es Ihnen, und gestehe, daß ich an dem Manne, der es zuerst wagte sich vor den Augen aller seiner Leser, die er unterhalten soll, in den Großvaterstuhl zu setzen und ihnen vorzuträumen, nichts als die Dreustigkeit bewundre. Wenn Sie aber ja einmal auf den Einfall kommen, einen Traum zu erzählen, so will ich Ihnen hier einen leihen, den ich für eben so gut halte, als irgend einen Traum in der Welt.

Ich las in Ihren letzten Blättern, und meine Aufmerksamkeit blieb sonderlich an denen Stellen hängen, wo Sie von Aufmunterungen zur Tugend, von belohnenden Gesetzen u. s. w. reden. Der Mann hat nicht Unrecht, dachte ich.

Es fiel mir ein, warum wir bey allen dem, was wir von den Römern annahmen, nicht auch die Censoren beybehalten haben? — Ich erinnerte mich gelesen zu haben, daß man in Venedig verbunden sey, zu gewissen Zeiten von seinem Vermögen

mögen Rechenschaft zu geben. Wäre es nicht gut, dachte ich, wenn es bey uns Mode würde, daß die Leute von ihren Sitten Rechenschaft geben müßten?

Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen schiummerte ich ein. Mir träumte, ich wäre auf einer weiten Ebne, welche rings umher mit uralten Eichenhainen umgeben war. In der Mitte dieses Feldes stand eine große Eiche auf einem Hügel; unter ihrem Schatten war ein erhabner Sitz von Rasen errichtet. Eine unzählige Menge Volks erfüllte die Ebne, und vermehrte sich beständig. Endlich erschienen drey ehrwürdige Greise in einsältiger und ehrbarer Tracht, welche sich durch das Gedränge dem Hügel näherten. Jedermann machte ihnen mit Ehrerbietung Platz, und das Gemurmel des Volkes verwandelte sich in eine tiefe Stille.

Neben mir stand ein alter freundlicher Mann, der völlig das Ansehen hatte, als

ob er eine neugierige Frage nicht übel aufnehmen würde. Ich erkundigte mich bei ihm, was dieser Zusammenlauf von Menschen bedeute? — "Haben Sie nicht in den Kalender gesehen?" — Ich wußte nicht, antwortete ich. — "Desto schlimmer für Sie, versetzte mein Nachbar; denn wir schreiben heute den letzten May." — Um Vergebung, mein Herr . . . "Ach! fiel er mir ins Wort, Sie sind gewiß ein Fremder, sonst würden Sie wissen, daß an diesem Tage in ganz Deutschland das Sittengericht gehalten wird. Heute muß jeder Deutscher, von dem man es verlangt, von seinen Sitten, von seinem Betragen gegen das Vaterland, gegen den Mitbürger, den Freund, u. s. w. Rechnung ablegen. Es steht einem jeden frey, alles Pöbliche und Tadelnswerthe vor die 3 Sittengerichter eines jeden Orts zu bringen, was er von seinem Mitbürger weiß, und diese ermangeln nicht, einem jeden nach dem Maasse seiner Verdienste

dienste zu begegnen, wie Sie gleich sehen werden."

Unterdessen hatten die drey Richter auf dem Rasensitze ihren Platz eingenommen, und das Gericht nahm seinen Anfang, ohne andere Feyerlichkeiten, als daß ein Herold mit lauter Stimme das Volk auffoderte, alle vorzüglichen Thaten, die ein jeder von seinem Mitbürger wisse, vorzubringen.

Ein Mann, dem Wucher und Procente aus jedem Zuge sprachen, trat hervor, und zog einen Jüngling aus dem Gedränge. "Weise Richter, sprach er, sehet diesen jungen Menschen! Sein sterbender Vater ernannte mich zu seinem Vormund, und übertrug mir die Sorgfalt für seine Erziehung. Was diesen letzteren Punkt betrifft, habe ich freylich weder Kosten noch Mühe gespart; ich war nicht zufrieden, ihm die besten Lehrer zu halten: sondern ich wachte selbst über ihren Fleiß; kurz, ich versäumte nichts,

was seine Bildung befördern konnte. — Aber die Vormundschaft? Nun freylich möget ihr euch keinen schlimmern Vormund denken, als ich war. Es ist genug, wenn ich euch sage, daß ich nicht nur sein ganzes Vermögen, so groß es war, an mich zu bringen wußte — ich gestehe es, der Geiz ist meine herrschende Leidenschaft — sondern — — —”

Um des Himmels willen! unterbrach ihn der junge Mensch, um des Himmels willen, Herr Orgon, hören Sie auf! — ich beschwöre Sie, mein theuerster Herr

— — —
 “Schweigen Sie, Amnnt! sprach der Alte; erinnern Sie sich, daß wir vor dem Richtstuhl der Wahrheit stehen.”

Dem jungen Manne liefen die Thränen über die Wangen.

“Wißet demnach, erleuchtete Richter, und ihr insgesamt, versammelte Deutsche, daß ich besorgte, es mögte mit meiner abzulegenden Vormundschaftsrechnung

nung nicht so ganz gut ablaufen, und deswegen zweymal den Versuch machte, mein Bündel aus dem Wege zu räumen. — Es wird mir lieb seyn, wenn ihr mir eine umständliche Erzählung dieses Verbrechens schenken wollet! — Meine Versuche mißglückten; Ammynt, dessen Verdict auf niemand als auf mich fallen konnte, rächete sich nicht an mir. Ammynt, der überzeuglich wußte, daß ich ihn geplündert hatte, nahm meine Vormundschaftsrechnungen an, ohne die geringste Einwendung zu machen, ob er gleich durch diese falschen Rechnungen mein Schuldner wegen einer starken Summe ward. — Ich kannte Sie nicht, Ammynt! ich glaubte Sie wirklich hinter das Riche geführt zu haben; ich ward in dieser Meinung vollends durch ihr demüthiges Betragen gestärket, als ich Sie aus meinem Hause warf. — Ja, ihr Richter! ich habe ihn aus dem Hause gestoßen, weil mein Geiz einem Menschen, den ich

um so viele Tausende betrogen hatte, den elenden Unterhalt nicht gönnete. — Amynt gieng; und, könnt ihr es glauben? er umarmete mich mit Thränen! er segnete mich! — ”

“Amynt gieng nach Amerika, und kam nach einigen Jahren mit Reichthümern beladen zurück. — Alles Glück war mit ihm aus meinem Hause gegangen. Amynt fand mich bey seiner Zurückkunft bettels arm. Ich war so unverschämt, ihn wegen der Gelder zu mahnen, die er mir, noch als seinem Vormunde, schuldig seyn sollte. Ich kam zu Ihnen, sagte er, um diese Gelder zu bezahlen. Bey diesen Worten legte er einen Beutel mit Gold auf den Tisch, worinn ich die Summe doppelt fand, die ich zu fordern haben wollte.”

“Das Unglück und die rächende Hand Gottes verfolgten mich immer mehr. Auch dieses Geld zerrann in meinen Händen. Der großmüthige Amynt that mir zu ver-
schied:

schiednen Zeiten ansehnlichen Vorschuss, um meine zerrütteten Umstände wieder herzustellen; umsonst! er bezahlte meine Schulden; auch das war umsonst. — Alles dieses that er durch die dritte Hand. — Ich gerieth immer tiefer ins Verderben. Meine Gläubiger nahmen mir, was mir noch übrig blieb; ich kam ins Gefängniß. Amynot hatte sein Vermögen erschöpft, um mir aufzuhelfen, aber seine Großmuth noch nicht. Er gieng zu meinen Gläubigern, er bat sie, mich ledig zu lassen. Gönnen Sie, rief er, gönnen Sie dem Manne die Freyheit! er hat mich erzogen, er hat mir Lehrer gegeben, die meinen Verstand und mein Herz bildeten, ihm bin ich alles schuldig! Lassen Sie ihn frey, und erlauben Sie mir, statt seiner in die Gefängnisse zu gehen. Vermögen habe ich nicht, aber mit meiner Person will ich für ihn bürgen."

"Meine Gläubiger, durch eine so seltene Großmuth gerührt, willigten in meine

Frenheit, und waren mit einer Handschrift zufrieden. Man öffnete mir den Kerker; ich erfuhr, was Amyné für mich gethan hatte; — mein Herz war wie umgeschaffen; ich stieg zu dem liebenswürdigen Jüngling, und warf mich, von Scham und Reue durchdrungen, zu seinen Füßen; ich wollte ein offenherziges Geständniß meiner Verbrechen ablegen — Lassen Sie uns nicht davon reden, unterbrach er mich. Alles, dessen Sie sich jetzt anklagen, wußte ich längst; aber Sie haben mich gut erzogen; konnte diese Wohlthat theuer genug bezahlet werden? —

„Sehet, ihr Richter! wenn ihr diesem Jünglinge nicht den Preis der erhabensten Großmuth zugestehen müßet; wenn es möglich ist, unter den Bürgern Tenioniens — was sage ich? unter den Bürgern einer ganzen Welt ein edleres Herz zu finden; wenn ihr“

Ihr habt es gefunden, versammelte Mitbürger! ihr habt es schon gefunden!
tief

rief Amynt mit glühendem Gesicht. Seit dem Orgon redet, habt ihr es gefunden.

Die ganze Versammlung richtete nun ihre Blicke, die bisher auf den Jüngling geheftet waren, auf den Vormund.

Ihr Richter, fuhr Amynt fort, ihr habt meinen Vormund gehört; er ist es, dem der Preis gebühret. Erlittenes Unrecht verzeihen ist nicht allemal schwer; einem Manne, dem das Glück den Hülfen lehret, hülfreiche Hände bieten, ist eine so allgemeine Pflicht, daß nichts wundernswerthes dabey ist: — aber sich selbst anklagen, seine Fehler, seine Vergehungen gestehen, (Vergehungen, von denen man glaubt, daß sie nur dem Himmel bekannt sind) auf die Art und in der Absicht, wie jetzt mein Vormund, das kann nur eine außerordentliche Tugend.

Das Volk erhob ein Freudengeschrey, — denn in meinem Traume waren die Deutschen bey schönen Handlungen nicht fühllos — und die Richter konnten sich
nicht

nicht entbrechen, den Jüngling zu umarmen.

Ampt winkte der Versammlung, er wollte reden, aber es war nicht so leicht, die Stille unter dieser entzückten Menge wieder herzustellen. Als sie endlich ruhiger wurde, sprach er:

Send nicht ungerecht, ihr Deutschen! Noch einmal sage ichs, ich verdiene keinen Preis. Wisset, daß ich in meinem Vormund nur Aminens schonte; wisset, daß ich nur Aminens Vater mit Gelde unterstützte; daß ich nicht für Orgon, sondern für den Vater Aminens ins Gefängniß gehen wollte; wisset, daß alles, was ihr meine Großmuth nennet, nichts als Liebe war. Ja, ihr Richter! ich liebe Aminen; ich durfte nicht hoffen, sie von ihrem Vater zu erhalten, darum suchte ich sie zu verdienen.

Das Volk unterbrach den Jüngling durch ein neues Freudengeschrey. Jüngling, sagte der oberste Richter, nach Ih-

ren eignen Grundsätzen müssen Sie gerichtet werden. Ein Geständniß, welches Sie vielleicht bey jedem andern Volke, als den gerechten und guten Deutschen, um alles Lob bringen würde, das Ihr schönes Betragen gegen einen pflichtvergeßnen Vormund sich erwerben konnte — ein solches Geständniß, sage ich, muß Ihnen viel kosten, muß der Ausbruch einer außerordentlichen Tugend seyn. — Gesezt, wir hätten keinen Lohn für Sie, so wird Oregon Sie lohnen, für dessen Großmuth wir keinen bessern Preis wissen, als einen Schwiegersohn, wie sie sind.

Hierauf trat ein junger Mann vor die Richter, dessen edles Ansehen im voraus für ihn redete.

„Ich habe einen Freund, sprach er, den ihr vielleicht alle kennet, und wehe dem, der ihn kennet, ohne ihn zu lieben!“

Das ist ein seltsamer Eingang, dachte ich; aber laß uns weiter hören.

„Theon

"Theon

Ein leises Gemurmel floss durch die ganze Versammlung, so bald der Name Theon genannt wurde.

"Theon, so fuhr der Redner fort, ist, damit ich ihn kurz schildre, ein ächter Deutscher; er ist redlich, offenherzig, großmüthig, gastfren, und ohne eine Spur von Eigennutz; bey dem allen hat er Verstand und den Ruhm der Gelehrsamkeit. Theons unglückliche Schicksale sind bekannt; und wenn sie es auch nicht wären, so würde ich es doch nicht über mich erhalten können, eine Geschichte zu erzählen, die unserm Vaterlande so nachtheilig ist — — Aber damals war dieses Gericht noch nicht eingeführet."

"Theon ist arm bis zur Dürftigkeit. Er liebte Rosalien, und verbarg eine Liebe nicht, welcher er sich nicht schämen durfte. Rosaliens Vater, ein Mann, der sich einigermaßen auf Verdienste versetzt, fand den Gedanken, der Schwieger:

getvater eines solchen Mannes zu sehn, wie Theon ist, so schmeichelhaft, daß er ihm, noch ehe mein Freund redete, seine Tochter mit dem dritten Theile seines Vermögens anbot. Das ist alles, sagte er, was ich thun kann: Sie sind mit meinen Umständen bekannt: ich bin nicht viel reicher als Sie; indessen Sie haben reiche Verwandte; nehmen Sie, was ich Ihnen geben kann, zum Anfang; Ihre Familie muß Sie unterstützen. Theon erschaute über Adelberts Großmuth; ich nehme, sprach er, die Hand Ihrer Tochter an, weil ich sie liebe, weil sie mich liebt, weil ich weiß, daß wir ohne einander nicht glücklich seyn können. Aber diese Hand sey alles, was ich von Ihnen annehme; behalten Sie das Theil Ihres Vermögens, welches Sie mir anbieten; freylich kenne ich Ihre Umstände, und weiß, daß sie eingeschränkt sind. Erlauben Sie mir, meine Verbindung mit Rosalien noch einige Zeit zu verschieben. Ich fühle mich; ich weiß es, ich bin zu gebrauchen; vielleicht erwerbe ich mir Gönner; vielleicht brauche ich mein Vaterland. Das Glück fällt nicht immer die Stirne."

"Adelbert war anderer Meinung. Ich lese in Ihrem Herzen, liebster Theon! erwiderte er. Sie halten das, was ich für Sie thun will, für eine Wohlthat, und schämen sich, Wohlthaten anzunehmen — — Mein Vater, fiel ihm Theon ins Wort, — von nun an nenne ich Sie Vater! — Sie können mich! Wohlthaten aus der Hand würdiger Leute anzunehmen, ist nicht demüthigend. — Jetzt nehme ich Ihr Erbieten an, um Sie völlig zu widerlegen. Nur vergönnen Sie mir, mich nicht eher mit Rosalien zu verbinden, bis ich mich durch Hülfe dessen, was Sie mir abtreten, in den Stand gesetzt habe, meine Gattin vor dem Rangelt sichern zu können."

"Theon widmete sich nun der Handlung, denn Adelbert war ein Kaufmann, dessen ganzes Vermögen

gen aus einem kleinen Waarenlager bestand, von dem er das Drittel dem Geliebten seiner Tochter überlieferte. Theon war von Kindheit an den Wissenschaften gewidmet, und in großen Hoffnungen erzogen; diese Hoffnungen waren bisher noch nicht ganz bereitet, aber Theon gab sie alle auf, wandte alle seine Sorgfalt auf seinen neuen Stand, und war überzeugt, daß es gleichviel sey, in welchem Stande er seinem Vaterlande nütze. Er wendete sich an seine Verwandte, er bat sie, ihm eine mäßige Summe vorzulegen: man mache Schwierigkeiten. Er zeigte ihnen, daß sein Plan so gut angelegt und durchgedacht sey, daß er, menschlicher Weise zu urtheilen, bei einer geringen Unterstützung unmöglich selbstschlagen könne; er bat um diese Unterstützung: man schlug sie ihm ab. Könnet ihr glauben, erleuchtete Richter, daß dieses in Deutschland möglich sey?"

"Ihr müßet nicht vergessen, daß diese Verwandte, deren Hülfe er suchte, in sehr guten Umständen, und sogar in beträchtlichem Ansehen waren, und daß die Unterstützung, die er forderte, eine sehr kleine Summe ausmachte. —"

— Aber mein Herr Deutscher, die Finger thun mir vom Schreiben weh. Begnügen Sie sich auf heute an diesem Fragmente meines Traumes. Ich verspreche Ihnen, daß Sie nach dem Verfolg desselben nicht lange aussetzen sollen. Sie wissen, daß ich Wort halte. Ich bin

Ihr

alter Korrespondent
Lucius.

Der
D e u t s c h e.
Vier und sechzigstes Stück.

Hamburg, am 20^{ten} März, 1773.

Zehnte Fortsetzung des 53^{ten} Stückes.

Am Schluß des zwey und sechzigsten
Stückes redeten wir von denen, die so
gern

als Helden sechten,

Und nicht als kleine Zänker rechten.
Wir wagten es, die Möglichkeit zu bes-
haupten, daß ihre Zahl wenigstens bes-
trächtlich verkleinert werden könne.
Schade, daß wir in unsern aufgeklärten
Zeiten keine Möglichkeit sehen, die Zahl
der kleinen rechtenden Zänker zu vermins-
dern. Diese Herren sind es ohne Zwei-
fel, die am meisten damit zufrieden sind,

Fünfter Theil.

W

daß

daß Themis ihre Tempel und Priester hat, und daß unter diesen Priestern gewisse Gewohnheiten gelten, welche ihrer Themis zu keiner sonderlichen Empfehlung gereichen. Es ist freylich eine Sache, die ihre Schwierigkeiten hat, und nicht ganz ohne Besorglichkeiten ist, von den Priestern der Gerechtigkeit seine Meinung zu sagen: auch habe ich mir vorgenommen, nicht selbst zu reden, sondern andre Leute, deren Stimme ohnehin vielleicht wichtiger ist als die meinige, für mich reden zu lassen, weil doch die folgende Stelle des Lobliedes auf unser gebildetes Sekulum eines Kommentars so sehr bedethiget ist, als irgend eine andere. Es heißet nehmlich daselbst:

„Wir haben Priester der Gerechtigkeit: Richter, welche das Recht handhaben, der Ungerechtigkeit steuern, Stützen, Versorger, Beschützer des Unterdrückten, des Armen, der Witwe und des Waisen seyn sollen; 10. Anwälde und Sachwalter, die sich der leidenden Unschuld

schuld annehmen, ihr zu Erlangung oder Aufrechterhaltung ihres Rechts, und dem Richter zur Erkenntniß der Wahrheit behülflich seyn sollen 2c. „

Je größer mein Widerwille gegen abzuschreiben, übersetzen und nachbeten ist: desto leichter hoffe ich Verzeihung zu erhalten, daß ich einige Gedanken eines Mannes hierher schreibe, dessen Buch um nichts schlechter ist, ob es gleich, nach Urtheil und — Recht, wie man zu sagen pflegt, vom Scharfrichter öffentlich verbrannt wurde.

„Die Gerechtigkeit, sagt mein Schriftsteller, muß unentgeltlich, unverzüglich und unpartheyisch ausgeübet werden.“

„Man leugnet unter uns eben so wenig, als in andern Ländern, daß die Gerechtigkeit nichts kosten müsse. Dieses ist eine ewige und ausgemachte Wahrheit: aber in allem Unglück ist sie nur eine theoretische Wahrheit. Denn was die Praxis betrifft, wußte man so gut bey

ihr als bey unzähligen andern Dingen ein Mittel zu finden, der Strenge der Sittenlehre auszuweichen."

"Wozu bedarf ich eines feilen Sachwalters, den ich bezahlen muß, um meine Sache zu vertheidigen, die ich besser vertheidigen würde, als er? — Ist diese Sitte auf billige Ursachen gegründet: so gestehe ich willig, daß es mir an hinlänglicher Einsicht mangelt, diese Ursachen begreifen zu können; aber ihre nachtheiligen Wirkungen einzusehen, dazu habe ich Einsicht genug. — Der Sachwalter, sagt ihr, wird euere Sache dem Richter mit mehrerer Kürze, ohne Leidenschaft und Hefigkeit vorstellen. — Ey, konnte ich dem Advokaten meine Sache begreiflich machen, warum sollte ich nicht eben das dem Richter thun können? Wer ist mir Bürge, daß der Advokat dieselbe recht verstanden, daß er ihren wahren Sinn eingesehen, daß er sich die Mühe gegeben, die Schriften zu lesen, die ich ihm

ihm zugestellet? wer stehet mir dafür, daß er sich meiner Sache mit wahren Ernst annehmen, die gute Seite derselben in ihr Licht stellen, keinen meiner Beweise vernachlässigen, sondern sie insgesamt in ihrer völligen Stärke vortragen werde? wie weiß ich sogar, ob er sich nicht vollends von meinem Gegner bestechen läßt, und ihm durch eine schwache Vertheidigung den Sieg in die Hände spielt? — Alle diese und noch mehrere Arten der Untreue werden zum öftern begangen; daher habe ich Ursache, sie alle zu befürchten. Lasset mich mein Recht selbst vertheidigen, so bin ich vor jeder dieser Besorgnisse in Sicherheit."

"Wir wollen den Fall annehmen, ich hätte einen verständigen, geschickten Sachwalter, auf den ich mich sicher verlassen könnte, gefunden: was nützen mir alle Talente, die ihr ihm beylegen könnet? Er hat Einen Fehler, der sie alle auslöschet: er ist eigennützig und gewinnsüchtig.

tig. Alles das Meinige ist in den Händen unrechtmäßiger Besitzer; vergebens beut die Gerechtigkeit mir gegen dieselben ihren Bestand an, so lange ich zu ihr nicht anders Zutritt finde, als durch Geld."

"Habe ich den ersten Zutritt gefunden, so bin ich darum noch eben nicht viel weiter, weil dieselben Hindernisse mir bei jedem Schritte immer wieder in den Weg kommen. Der Tempel der Gerechtigkeit ist ein verderbliches Zollhaus, wo hundt geddgierige Einnehmer einer dem andern folgen, und den armen Processirenden beynahe mutternackend ausziehen. Der Richter selbst an ihrer Spitze berechtigt sie zur Plünderung, und ist beschäftigt, sie zu vollführen. Indessen ist er bedächtlich in der Art zu plündern; er würde sich schämen, seine Hände durch Geschenke zu vereinigen: aber der Varr fordert Geld, und wird euch ohne Bezahlung kein Recht verschaffen."

"Wer?

„Vergebens stellet man mir hier entgegen, daß die unmäßigen Proceßkosten als gerechte Strafen für diejenigen anzusehen sind, die eine ungerechte Sache haben, weil diesen am Ende doch die Kosten zufallen.“

„Ich antworte hierauf zuerst: daß ich überhaupt nichts von Geldstrafen halte, als wovon derjenige allein den Nutzen hat, der sie auferleget. Alle Gerechtigkeit, woben Gewinnsucht und Eigennuß sich ins Spiel menget, ist mir verdächtig. Warum soll mein Richter ansehnliche Urtheilsgelühren genießen, wenn mich Sarpast ohne Noth in einen bösen Rechts- handel verwickelt? Ich allein bin es, dem mein Schade vergütet werden muß, und nicht der Richter, welcher nichts davon zu verlieren hat, sondern eben so gut lossprechen und verurtheilen muß, ohne Geld dafür zu ziehen.“

„Zum andern behaupte ich, daß es nicht einmal immer wahr ist, daß eine

von den streitenden Parthenen fälschlich verfährt. Die Frage, worüber sie uneinig sind, kann zweifelhaft seyn, und in diesem Falle ist derjenige, so verliert, mehr zu bedauern als zu bestrafen."

"Geseht aber auch, daß die Unkosten auf demjenigen kommen, der sie billig tragen muß, weil er wider Recht processirt: so muß gleichwol der gewinnende Gegent part seinen Sieg noch theuer genug bezahlen. Man hat ihm unter der Hand hundert Ausgaben abzuwickeln gewußt, welche er nicht wieder fordern kann; und selbst die bekannten Kosten muß er allein tragen, wenn derjenige, dem sie zuerkannt sind, zum Unglück nicht im Stande ist, zu bezahlen.

"Ich sehe noch zuletzt einen Fall, wo die Unkosten derjenigen von den streitenden Parthenen zur Last kommen, die das von befreiet seyn sollte. Dieses geschieht, wenn die gerechte Sache aus Unwissenheit oder Partheylichkeit der Richter

ter unterlieget: dieser Fall ist nicht ohne Beispiele, denn diese strengen Gebieter über unsere Güter und über unser Glück haben nicht allemal eine untrügliche Einsicht und Gewissen vom Himmel erhalten. "

"Gebt mir demnach uneigennützigte Richter. Ihre Urtheile werden weiser seyn. Doch, auch dieses befriediget mich noch nicht; sie müssen weder träge noch langsam seyn. Man ist allemal ungerrecht, wenn man das Recht verzögert, das man sogleich hätte schaffen können. Die Zeit ist für denjenigen unschätzbar, dessen Angelegenheiten durch den Verzug Gefahr laufen. "

"Es ist eine allgemeine Schwachheit aller derer, die in Bedienung stehen, daß sie sich dasjenige als eine Gnade abbitten lassen, wozu ihr Amt sie schon verpflichtet. Man muß durch dämüthige Bittschriften von ihnen erkaufen, was man als eine Schuldigkeit von ihnen fordern

kann. Ich will noch lieber das Recht mit Golde aufwägen, wenn ich es nur alsobald erhalte. Ihr möget noch so sehr damit wuchern, so werde ich dennoch dabey gewinnen."

"Mancher Richter bildet sich ein, daß es seine Würde verkleinere, wenn ihm nicht täglich ein Schwarm von Supplikanten aufwartet. Die Unruhe, die er in ihren Augen liest, schmeichelt ihm, und er sagt mit einer innerlichen Zufriedenheit bey sich selbst: "Ich bin es, von dem das Schicksal aller dieser Leute abhängt." Er wird sich wohl hüten, ihre Sachen bald zu schlichten; seine Einsbildung würde ihre Rechnung nicht dabey finden."

"Es ist mir unbegreiflich, wie der erste, der seinen Richter bat, ihm Recht zu schaffen, das Herz hatte, es zu thun, und wie die Richter sich haben gewöhnen können, eine solche Beschimpfung geduldig zu leiden? — Was heißt das, einen
Richt:

Richter ums Recht bitten? Ist es nicht
 eben so viel, als ob man ihm sagte: "Ich
 "zweifle nicht, Sie würden meinen
 "Rechtshandel vernachlässigen, wenn ich
 "Sie nicht daran erinnerte. Es ist mir
 "bekannt, daß Sie ein Freund der Ruhe
 "und ein Liebhaber des Vergnügens sind,
 "und beides vielleicht den Pflichten Ihr-
 "res Amtes vorziehen möchten: aber ich
 "bitte, thun Sie mir zu Gefallen Ihre
 "Schuldigkeit; untersuchen Sie meine
 "Sache selbst, und wenn Sie dieselbe völ-
 "lig gefasset haben, so sprechen Sie Ihr
 "Urtheil, wie die Billigkeit es fodert.
 "Die schöne Hortensia ist meine Gegne-
 "rin; sie wird wider mich reden: ver-
 "schließen Sie die Augen vor ihren Rei-
 "zen. Dieser oder jener große Herr wird
 "Ihnen ihre Sache empfehlen: allein
 "überlegen Sie, daß dergleichen Vor-
 "spruch ihre Sache nicht gerechter macht.
 "Man wird sich bemühen, Sie durch
 "Geschenke zu blenden: aber seyn Sie
 "un-

„unbeweglich! Kurz, erzeigen Sie mir
 „den Gefallen und betragen Sie sich als
 „ein ehelicher Mann.“

„Wie viel schimpflicher sind nicht dergleichen Zumuthungen von Seiten desjenigen, welcher weiß, daß seine Sache ungerecht ist! Von einem unrechtmäßigen Rechtsandel seinen Richter um Recht bitten, heißt eben so viel, als ihm zu verstehen geben, daß man ihn für einen Schelm oder Dummkopf halte.“

„Ich weiß nicht, ob nicht auch das dem Richter schimpflich ist, wenn man ihm für den Gewinn des Processus Dank saget; es scheint, daß ihn dieses auf gewisse Weise einiger Nachsicht, oder unerlaubten Gefälligkeit verdächtig mache. Ist dieses nicht, wofür danket ihr? Hat er sein Urtheil nach der strengsten Billigkeit gesprochen, so sendt ihr ihm aufs äußerste nicht mehr Dankbarkeit schuldig, als euern Zinsleuten, die euch die Zinsen für ein verfloßnes Vierteljahr
 ente

entrichten. Beide haben nichts weiter gethan, als was sie ohne Unrecht nicht unterlassen konnten. Hochachtung so viel euch beliebt; denn die verdient ein redlicher Richter, aber keinen Dank."

"Er kann vielmehr mit aller seiner Redlichkeit noch strafbar seyn, wenn er die Parthenen zu lange in Erwartung des Urtheils hingehalten, im Fall er das selbe früher hätte sprechen können. Eine obrigkeitliche Person hat alle ihre Augenblicke zu verantworten, so lange sie noch einen unentschiedenen Rechtshandel unter Händen hat. Ist es denn nicht genug, daß einer der im Processe liegt, alle Langsamkeit der Unterbedienten anzustehen hat? Müssen diejenigen, die Recht und Gerechtigkeit zu verwalten haben, durch endlose Verzögerungen das Maas vollmachen?"

Nach vielfjährigem Warten, Unruhe und Mühe erfolgt endlich ein Urtheil. Was ist man dadurch gebessert? Der
Gegner

Gegner suchet dessen Wirkung zu verhindern, und man muß sich von ihm, vermittelst verschiedener auf einander folgenden Appellationen, von einem Gerichte vor das andere schleppen lassen. Und da halte man sein Recht ja nicht für sicher, weil man es für unwidersprechlich hält! Das Erimonialgesetz der Themis unterwirft ihre Klienten so mancherley nichtswürdigen Formalitäten, von denen ihr Schicksal abhängt, daß es ihnen schwer wird, zu ihrem Throne zu nahen, ohne zu straucheln. Daher sieht man auch alle Tage in ihrem fürchterlichen Heiligthume das Wesentliche durchs Aeufferliche verlieren, und das beste Recht wegen eines versehenen Wortes, eines Buchstaben, oder einer andern Kleinigkeit, aufs förmlichste verwerfen."

"Hätte man die Geschicklichkeit, allen diesen Klippen zu entgehen; so kann man noch vor dem Hafen selbst, durch die Ungerechtigkeit oder Unwissenheit der Richter, scheitern."

"Von

„Von allen Ständen ist der obrigkeitliche, meiner Meinung nach, der wichtigste für das gemeine Beste der Gesellschaft. Indessen weiß ich nicht, ob irgend ein Stand ist, woben man weniger Proben der Geschicklichkeit fodert, als bey diesem. Ein jeder wird für geschickt dazu gehalten, so bald er einen Gradum angenommen hat, im Stande ist, seine Verfassung zu bezahlen, und den erforderlichen Staat führen kann.“

„Ich will nicht sagen, daß der junge Adrast ein guter Richter ist. Er giebt sich mit nichts weiter ab als seine Meinung zu sagen; und vielleicht thut er auch hierinn schon zu viel. Ich kann euch aber von seinen Sitten, seinen Ergötzlichkeiten und seinem Zeitvertreibe Nachricht geben. Er liebt den Scherz, die Buhleren und den Müßiggang. In seiner Kindheit faßte er einen Widerwillen gegen seine Bücher, den er bis auf den heutigen Tag behalten, vorzüglich gegen die alten

alten Rechte, Verordnungen, u. s. w. Gegen kleine Schriften ist er schon weniger eingenommen, und er hat in dem Akajou, dem Grigri, dem Sopha u. a. m. geblättert. Er ist sehr für einen guten Tisch, sonderlich für lange Abendmahlszeiten. Er liebt das Spiel, den Tanz, die Jagd, den Fechtboden und die Reithahn. Alle Ergötzlichkeiten sind nach seinem Geschmack, wenn sie nur rauschend sind. That ich nicht wohl, euch gleich Anfangs zu verstehen zu geben, daß Adrast eine obrigkeitliche Person ist? sonst würdet ihr ihn nach dieser Schilderung ohne Zweifel für einen Pagen oder dergleichen gehalten haben."

(Die Fortsetzung künftigh.)

Der

Deutsche.

Fünf und sechzigstes Stück.

Hamburg, am 27^{ten} März, 1773.

Mein lieber Deutscher,

Künftig werde ich ohne Komplimente mit Ihnen reden. Leute, die sich, wie es scheint, so gut für einander schicken als wir, müssen eine trenherzigere Sprache unter einander einführen. Hier ist meine Hand; schlagen sie ein!

Ich versprach Ihnen in meinem letzteren Schreiben, daß Sie nach dem Verfolg meines Traumes nicht lange aussetzen sollten. Ich halte mein Wort, wie Sie sehen; und vielleicht früher als Sie vermutheten, indem ich Ihnen schon heute noch etwas von meinem nächsten fünften Theil.

M Ver

Gefichte erzähle. Wollte Gott, wir sähen dergleichen Dinge wachend!

„Aber, fuhr der junge Mann fort, so mäßig die Summe war, um die sich Theon bemühte, so wurde sie ihm doch allerorten versagt.“

„Besser, sagte ein feister Domherr, ich wollte Ihnen gern helfen; aber Sie wissen, daß ich auf die schönen Schimmel im Handel stehe. Bedenken Sie nur, man muß sich schämen, schon drey volle Jahre fahre ich mit den Schweißfüchsen; die Thiere waren auch wol gut genug, aber in drey Jahren wird man ein Ding müde. Die Schimmel müssen gleich bezahlt werden; und ich bin izt nicht sehr bey Kasse. Sie sehen, daß es mir unmöglich ist, Ihnen zu helfen. Es thut mir von Herzen leid, das versichere ich Sie!“

„Ueberlegen Sie, Theon, sagte ein anderer, was mich mein neuer Garten anzulegen kostet! Freylich wird er weit und breit der schönste Garten werden: aber

er erschöpfet meinen Ventel, und setze mich außer Stand, Ihnen dienen zu können."

"Der dritte sprach: Wenn es auf mich ankäme, so wollte ich Ihnen mit Freunden unter die Arme greifen, aber ich gebe mich, seitdem ich verheyrathet bin, nicht mehr mit dem Gelde ab. Meine Frau hat die Schlüssel zur Kasse; reden Sie mit meiner Frau."

"Theon redete mit der Dame. Sie scherzen, Herr Wetter! sprach sie. Glauben Sie, daß man bey jezigen Zeiten was übrig hat? — Unsr Gelder stehen aus. Ich kann Ihnen jezt nicht dienen. Halten Sie mich aber deswegen nicht weniger für Ihre Freundin."

"Die Dame ließ den Wagen anspannen, fuhr in Gesellschaft, und verspielte drey mal so viel als die Summe betrug, mit der sie das Glück eines rechtschaffenen Mannes hätte gründen können."

"Der vierte, ein armer Mann von sie:

benzig tausend Thalern, ließ sich in viel weitläufigere Klagen über die schlechten Zeiten ein. Ich halte Sie für einen ehrlichen Mann, sagte er; aber Herzogs Herr Vetter, die Zeiten sind schlecht, lassen Sie sich das gesagt seyn, blurschlecht! Es ist keine Nahrung mehr; man muß sein bißgen Armuth zu Rathe halten. Es giebt keine Treu und Glauben mehr auf der Welt; man kann seinem Schatten nicht mehr trauen, lassen Sie sich das gesagt seyn. Hier wird man betrogen, und da betrogen. Ich will das nicht um Ihtrentwillen gesagt haben; Sie mögen ein ganz ehrlicher Mann seyn; aber Sie sind doch ein junger Anfänger, und Vort erhasste Sie lange am Leben; aber ich will den Fall sehen, Sie stürben? an wen sollte man sich halten? — Indessen ich habe ein mitleidiges Herz, und diene meinem Nächsten gern. Wenn Sie also ein hinlängliches Unterpfand haben, so will ich Ihnen wohl aus christlicher Liebe mit so
 viel

viel an die Hand gehen; als Sie brauchen; und weil ich nicht der Mann bin, der auf seinen Nutzen sieht, so sollen Sie mir nur zwanzig pro Cent geben."

"Ich weiß nicht, woher Theon die Geduld nahm, die endlose Rede des abscheulichen Wucherers anzuhören. — Denn noch war der wuchernde Onkel gleichwohl noch der Einzige, der sich wenigstens zu Etwas erbot, wenn man nicht vielleicht das folgende für Etwas rechnen will."

"Theon versuchte nehmlich sein Glück auch bey einem sehr angesehenen Manne unter seinen Verwandten. Dieser Ehrenmann empfing ihn mit dem unerträglichsten Stolge, sprach viel von gelehrten Tagedieben und Bettlern, und näherte sich endlich der Bitte des guten Theons. Herr, sagte er, ich mag mein Geld nicht wegwerfen; ich kann nicht alle, die sich meine Verwandte nennen, unterhalten. Indessen will ich doch meine Hand nicht verschließen: komme er, so oft er will, und esse er mit meinen Kindern."

„Liebhaber! werdet ihr glauben, daß dieses sich in Deutschland jugetragen habe?“

„Der arme Theon war demnach von allen verlassen; — nur nicht von seinem edlen Stofze. Traurig, aber nicht muthlos, sah er, daß ihm keine Zuflucht übrig blieb, als zur Geduld und zu seinem eignen Fleiße. Er lernte, daß man auf nichts weniger bauen dürfe, als auf die Unterstützung der Verwandten; er fand, daß ihre Freundschaft leichter als Federn sey, und daß die beste Hülfe darinn bestehe, daß man sich selbst helfe. Er verbiß seinen Schmerz, und wandte alle Kräfte an, sich durch verdoppelten Fleiß ein hinlängliches Auskommen zu verschaffen. Er arbeitete, er dachte nach, er erfand: denn ungeachtet gieng es ihm nicht besser als es gehen kann, wenn man mit leerer Hand anfängt.“

„Liebster Theon! sagte die junge Rosalie, ich kann es nicht länger ertragen,
Siz

Sie allein in dieser widrigen Lage zu sehen. Sie erwählten mich zur Gefährtin des künftigen glücklichen Schicksals, das Sie zu bereiten bemühet sind. Theon, ich will Ihren Muth nicht schwächen; aber es ist doch möglich, daß Ihre Hoffnungen, gleich lächelnden Morgenräumen, verschwinden. Wer ist Ihnen Bürge, daß das Glück sich jemals mit Ihnen ausöhnet? Wer steht Ihnen für ein künftiges milderer Schicksal?”

“Gott, der die Tugend nie verläßt, fiel ihr Theon ins Wort, Gott; mein Fleiß; meine Redlichkeit; meine Arbeitsamkeit; mein Herz, dessen Ahnung mich aufmuntert; alles ist mir Bürge.”

“Gut, mein Geliebter! antwortete das liebe Mädchen, wir wollen annehmen, wir wollen sogar als gewiß voraussetzen, daß der Himmel Ihnen bessere Tage aufbehält; diese Tage soll ich dann mit Ihnen genießen, ohne sie verdient zu haben? — Nein, Theon! erlauben Sie

mir, Ihre gegenwärtige Dürftigkeit, Ihr arbeitsvolles Leben, und jede Ihrer Kümernisse jetzt mit Ihnen zu theilen! An Ihrer Hand kann ich alles ertragen. Wir werden arm seyn, aber wir werden uns lieben. Vielleicht wird nur Brodt auf unserm Tische liegen, aber es wird mit keinen Gläzchen beladen seyn; Ihr Fleiß wird es verdient haben, darum wird es mir herrlich schmecken. . . .”

“Halten Sie ein, meine Rosalie! rief Theon, Sie verkennen das Herz Ihres Freundes. Ich sollte Sie dem Mangel bloßstellen! — ich! — Nein, Rosalie! nein, würdiges, bestes Geschöpf, mein Herz wird Ihnen ewig gehören, aber meine Hand nicht eher, bis ich bessere Aussichten habe.”

“Glauben Sie, Theon, daß es so schwer sey, die Armuth zu ertragen? — Glauben Sie, daß meinem Herzen eine Last schwer fallen könne, die es Ihnen nur zum Theil abnimmt? Nein, Theon! nur das
wird

wird mich schmerzen, daß ich sie nicht ganz von Ihren Schultern nehmen kann! — Theon! — Mein Geliebter! hier ist meine Hand! Hätten Sie wohl das Herz, sie auszuschlagen? — ”

“Ja, Rosalie! antwortete mein edler Freund; ich fühle, daß ich das Herz habe, alles zu thun, was mir die Ehre befiehlt.

Und eine Thräne, da ers spricht,
Beneht sein weggewandte Gesicht.

“Adelbert kam dazu; Theons und Rosaliens Bewegung war zu sichtbar. — Kinder, was ist euch? — Keiner vermogte zu reden. Endlich nahm Theon das Wort. Adelbert, sagte er, was für eine Tochter haben Sie! welch ein himmlisches Herz! — Hierauf erzählte er ihm den ganzen Vorfall. Der Greis umarmte beide; ich setze mich an die Stelle meiner Tochter, rief er aus; ich fühle es, ich würde eben so handeln! Geben Sie ihr nach! Seyn Sie von heute mein Sohn!”

N 5

“Run,

„Nun, Adelbert! antwortete Theon, sehen Sie sich auch an meine Stelle! würden Sie in meiner Lage die Hand dieses Engels annehmen? —“

„Theon blieb unbeweglich. Er liebte Rosalien zärtlicher als jemals; er wünschte nichts eifriger als sie zu besitzen; sein Herz blutete, indem er ihre Hand ausschlug: und dennoch schlug er sie aus. Er verdoppelte indessen seine Bemühungen, seine Lage zu verbessern, und es gewann das Ansehen, als ob der Erfolg seinen Wünschen entsprechen würde.“

„An einem Abend, der einen mühseligen und sorgenvollen Tag beschloß, saß Theon einsam, und dachte einem neuen Entwürfe zur Aufnahme seiner Handlung nach. Plötzlich ward an die Thür geklopft; Theon öffnet; ein Unbekannter übergiebt ihm ein versiegeltes Päckchen, und verschwindet. Theon erbricht es, und findet dreihundert Thaler, nebst einem

einem Briefchen folgenden Inhalts :

Mein Herr,

Ich höre, daß Sie eine kleine Summe suchen. Hier sende ich Ihnen mehr als Sie verlangen, und erspare Ihnen dadurch die Demüthigung, Ihre Verwandte anzusehen. Forschen Sie nicht, wer ich bin. Machen Sie Ihr Glück mit diesem Gelde, welches ich Ihnen nur leihe. Segnet Sie der Himmel, so wird Ihr unbekannter Freund es schon wieder abfordern.

„Es giebt noch edle Seelen! rief Theon, als er sich von seinem ersten Erstaunen erholet hatte! Er flog zu seiner Geliebten, und erzählte ihr mit Freudenthränen sein Glück und die Großmuth des Unbekannten. Sie mischte ihre Thränen unter die seinigen. — Nun, meine Rosalie, sollen Sie bald mein Schicksal theilen! In wenigen Monaten wird Ihr glücklicher Theon die Hand besitzen, die Sie ihm mit so vielem Edel-muth anboten!“

„Theon,

„Theon nuzte sein kleines Capital mit so vieler Einsicht und Klugheit, daß seine Umstände ein ganz verschiedenes Ansehen erhielten.“ — —

— Sie werden begierig seyn zu vernehmen, von wem Theon diese unerwartete Hülfe erhalten hatte: aber mein lieber Deutscher, da dieses gerade das Beste in meinem Traume ist, so erlauben Sie mir die kleine Bosheit, daß ich Ihre Neugierde bis zum nächsten Posttage — oder, nachdem es meiner Faulheit belieben wird, noch etwas weiter hinaus, verweise.

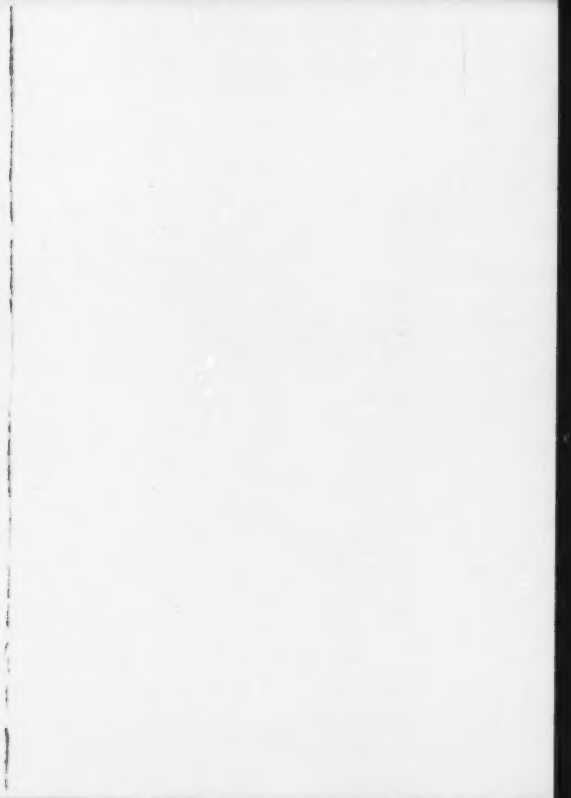
Ich bin indessen

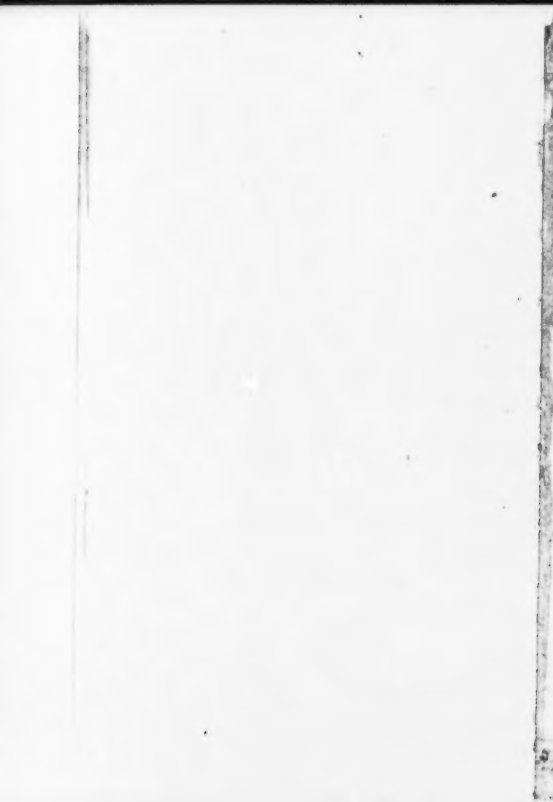
Ihr

aufrichtiger Freund
Lucius.

Nachricht.

Der Verleger ersucht die auswärtigen Herren Pränumeranten, sich an die Postämter jeden Orts, oder an den Herrn Meyer, Königl. Großbritannischen Oberpostmeister in Hamburg, wie auch an die Scheidhauersche Buchhandlung in Magdeburg zu wenden.

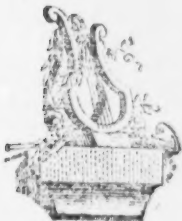




80) 150. 45-16
Der

Deutsche.

Sechster Theil.



•••••

Hamburg,

im Verlag der Wülferschen Buchhandlung.

1773.

*Einziges Exemplar ist in der Bibliothek der
Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin*

Univ. Bibl.
München

8 10 11 4 2 15
Der
Deutsche.

Sechster Theil.

✱ **Laudator temporis acti.**

Horat.

Der

Deutsche.

Sechs und sechzigstes Stück.

Hamburg, am 3^{ten} April, 1773:

(Eilfte Fortsetzung des 53^{sten} Stückes.)

Meine Leser mögen mirs verzeihen, wenn ich fortfahre, ihnen die Gedanken des Schriftstellers vorzulegen, den ich im vier und sechzigsten Blatte dieser Schrift für mich reden ließ.

„Nahe bey Adrast, so fährt mein Autor fort, sihet der podagrische Menasipp, ein alter Richter, bey dem eine lange sechszigjährige Uebung die Stelle der Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit versitt. Ein Sachwalter darf nur den Mund öffnen, so weiß er schon alles, was derselbe sagen will, und so lange dieser redet, Schorer Theil. D 3 schläft

schläft Menalipp recht sanft und fest. Darum aber sagt er nicht weniger seine Meinung, wenn die Reihe an ihn kommt. Sein Alter und seine Schwächlichkeit stellen ihn vor den Verführungen einer reizenden Supplikantinn in Sicherheit, und von dieser Seite ist er unbeweglich. Wenn ihn etwas zu gewinnen vermag, so ist es der blendende Glanz des Goldes; doch müßte die Summe der Mühe werth seyn; — denn seine Tugend würde es verzeifelt übel nehmen, wenn man sie durch ein mittelmäßiges Geschenk verführen wollte. Eben so wenig hat ihn zu besorgen, daß er aus Zärtlichkeit oder Mitleid seine Pflicht aus den Augen setzen werde, und daß die Betrübniß, der Schmerz oder die Verzeifung eines Beklagten ihn rühren und gewinnen mögte. Wenn es auf eine Todesstrafe ankommt, so könnt ihr euch sicher darauf verlassen, daß er diese Gelegenheit nicht versäumen werde, sein Ansehen und seine Gewalt

Gewalt zu zeigen. Seit langer Zeit ist er gegen Bitten und Weinen abgehärtet, und die härtesten Martern und Strafen sichtet er ungerührt an. Daher läßt er eher zwanzig Unschuldige zum Tode führen, ehe er Einen Schuldigen sollte davon kommen lassen."

"Sehet mir zwanzig dergleichen Köpfe wie Adrast und Menalipp in ein Gericht? was dünket euch, sollte dann wohl das beste Recht von der Welt vermögend seyn, eine Parthen vor dem Verlust ihrer Sache in Sicherheit zu stellen? Ist es aber etwa ein seltner Fall, daß die Gerichte so übel besetzt sind? Gegen Einen Richter, der seiner Stelle würdig ist, giebt es mehrertheils eine Menge, die nichts anders zu thun haben müßten, als im Gerichte den Schwähern das Stillschweigen zu gebieten."

„Man hat die Gewohnheit eingeführt, daß man im Gerichte die Streitigkeiten nach der Mehrheit der Stimmen entscheidet. Dieses ist, wie mich dünkt, etwas zu viel Ehre, die man den Obergkeiten erweist. Setzt man nicht das durch voraus, daß die meisten unter ihnen einen hinlänglichen Grad von Einsicht und Redlichkeit besitzen. Ich weiß nicht, ob es nicht bennähe besser wäre; wenn die kleinere Zahl der Stimmen ein Urtheil gütig machte. Ist es nicht billiger, zu glauben, daß unter fünf und zwanzig Rächen sich fünf kluge finden, als daß zwanzig gegen fünf vernünftig seyn sollten? Die Klugheit ist eine Gabe, die nicht so gänge und gebe ist.“

„So fremd und paradox auch diese Meinung scheinen mögte, so ist sie doch so alt, als die Bücher Moses. Dieser Schriftsteller berichtet uns, daß Gott schon

schon damals den Kindern Israel gerathen, ihr Urtheil nicht nach den Meinungen der meisten Menschen einzurichten." *)

"Die Stimme eines einzigen Richters, der seine Meinung auf gesunde Vernunft gründet, würde mir lieber seyn, als funfzig andere von solchen Leuten, welche nur obenhin, auf gut Glück, oder nach ihrem Instinkt urtheilen."

"Die feinste, und folglich die gefährlichste Versuchung für einen Richter, ist eine falsche Großmuth; eine Begierde auch dann seinen Freunden zu dienen, wenn selchs nicht anders als zum Nachtheil der Billigkeit geschehen kann. Ein Richter der stark genug war, allen Versprechungen und verführerischen Aners-

D 5

bix

*) 2 B. Mosse, 23, 2.

bietungen zu widerstehen, hat vielleicht nicht Kräfte genug gegen das dringende Anhaften einer Person die er liebt. Er glaubet, in den Gründen, welche ihn bewegen, seine Entschuldigung zu finden. Er würde sich nicht vergeben, wenn er sich durch die schändlichen Reizungen eines Gewinnes, oder durch andere Absichten hätte verleiten lassen; aber Zärtlichkeit, Liebe, Freundschaft, Erkenntlichkeit! Diese Empfindungen sind allzu edel! — Ja, in der That, sie sind es, so lange sie mit der Tugend übereinstimmen! sie hören aber auf, es zu seyn, und werden sehr verdächtig und verdammlich, sobald sie desselben zu nahe treten."

"Es ist die Gewohnheit, und sogar die Schuldigkeit, daß ein Richter, sobald eine von den streitenden Parteyen mit ihm verwandt oder verschwägert ist, in die Untersuchung ihrer Sache sich nicht einlasse.

Es

Es giebt aber in der menschlichen Gesellschaft andre Verbindungen als Bluts- Freundschaft und Verschwiegerung, die nicht weniger Gewalt über unser Herz haben. Auch dagegen laßet ihn auf seiner Hut sehn. Es kann ihm hart scheinen, seinen Freund verurtheilen zu müssen: gut, so muß er ihn nicht richten."

"Es kommt niemand zu, als allein Gott, und den Beherrschern dieser Welt, die an seiner Stelle sind, in ihren Urtheilen einige Nachsicht zu haben, und für diejenigen, die sie lieben, etwas mehr thun zu können. Aber eben diese, ja sogar Gott selbst, können es nicht zum Nachtheil der andern Parthen thun."

"Die Obrigkeiten hergegen haben nicht im geringsten das Recht, gegen ihre Freunde die mindeste Nachsicht zu üben. Sie haben keine andre Macht, als die ihnen

ihnen die Gesetze vorleihen, von denen sie nichts weiter als die Bewahrer und Werkzeuge sind. Weichen sie von denselben ab, es sey aus welcher Ursache es immer wolle, so sind sie ungerechte Haushalter."

"Wenn aber das Gesetz keine ausdrückliche Verordnungen wegen Desjenigen enthält, worüber die Parthenen streitig sind: ist es einem Richter auch alsdann nicht erlaubt, durch eine günstige Auslegung der Sache seines Freundes zu statten zu kommen? Im geringsten nicht. Schlechterdings muß der Freund bei dieser Auslegung nicht in Betrachtung kommen. Die Folgerungen, die man aus einem Gesetze zieht, sind ein Theil des Gesetzes selbst, und eben so ehrwürdig als das Gesetz. —"

Dieses sind die Gedanken eines Mannes, der, wie es scheint, für die Bildung seiner

keiner Zeiten eben nicht sehr eingenommen ist. In wie fern er Recht oder Unrecht hat, überlasse ich dem Urtheil meiner Leser. So viel getraue ich mir indessen zu behaupten, daß der Mann selbst Prozesse muß gehabt haben; wenigstens hat es bey manchen Stellen das Ansehen, als ob er aus Erfahrung spräche.

Unsere Priester der Gerechtigkeit zu tadeln, ist eine Sache, die ich nicht wagen mag; — Ich habe einen bösen Nachbar, der mich leicht einmal mit einem Prozesse heimsuchen möchte. — Aber die Frage möchte ich aufwerfen; brauchen wir Priester der Gerechtigkeit?

Unsere alten Vorfahren, deren Sitten und Gebräuche meine Leser aus den vorhergehenden Theilen dieser Schrift mehrentheils bekannt seyn werden, überließen die Entscheidung ihrer etwanigen Streis

Streitigkeiten einem oder zweien ehrlichen und verständigen Leuten, die, ohne dazu beeidigt zu seyn, den Fall mit deutscher Redlichkeit untersuchten, und ein Urtheil sprachen, das der Billigkeit angemessen war. — Wenn der Fall sehr wichtig war, so kam er vor die Richter, oder vor die Fürsten, und vor die Versammlung des Volks. Vielen Streitigkeiten wurden bey einem fröhlichen Schmause entschieden. Alle diese Arten zu processiren, waren mit keinen Kosten verbunden, und ein jeder Rechtshandel wurde in der möglichsten Kürze abgethan, denn die guten Leute, welche damals Priester der Gerechtigkeit abgaben, sahen ihre Rechnung nicht dabey, einen Proceß durch eine endlose Reihe von Jahren hindurch zu schleppen. — Richter konnten auch ein so gutes Volk als unsere Väter waren, nicht entbehren, und ich gebe gern und willig zu, daß kein Volk,

so gebildet man sich dasselbe immer zu denken vermag, redlicher, unpartheyischer und weiser Richter entübriget seyn könne, weil auch unter den gesittetesten Leuten Streitigkeiten möglich sind. — Aber euere übrigen Priester der Gerechtigkeit, die Sachwalter und Anwälde, sind gewiß entbehrlich, und ich bekenne, daß ich in diesem Punct dem Verfasser, den ich anführte, völlig beppflichte. Man weiß, daß unsre Vorfahren die Advocaten aufs äußerste verabscheueten; und vielleicht haben wir es diesem Hasse mehr als irgend einer andern Ursache zu verdanken, daß die Deutschen ein freyes Volk blieben, und nicht in die Sklavereyen der Römer fielen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Mein Herr Deutscher,

Sie gehen in der Fortsetzung Ihrer Schrift fast alle Stände durch, aber einen vergessen Sie: den Kriegszustand.

stand. Wollen Sie von dem nichts sagen? oder halten Sie dafür, daß von uns Soldaten nichts zu sagen sey? Das Ding verdrießt mich nicht wenig. Noch eins, wenn Sie einmal Zeit haben, so ermuntern Sie die Leute, fleißiger in die Zahlenlotterien zu sehen. Ich bin bey verschiedenen interressiret, und mich dünkt, die Leute sehen nicht mehr. Leben Sie wohl.

Si

H

or

E

Bes

son

schen

zubl

sähe

Gor

Edd

mei

wen

bun

de

seht

E

Der

Deutsche.

eben und sechszigstes Stück.

Hamburg, am 10^{ten} April, 1773.

ist eine von meinen angenehmsten
Schäftigungen, die Edda, und was ich
von den Ueberbleibseln des nordis
Alterthums sammeln könnte, durchs
attern. Heute gerieth ich von unge
auf die abentheuerlichen Reisen des
tes Thor. Bey der Seltenheit der
a glaube ich verschiedenen unter
nen Lesern nicht mißfällig zu sehn,
n ich ihnen jetzt diese Reisebeschreis
g, und in der Folge einige andre Stüs
aus diesem Buche mittheile.

Der Gott Thor, ein Sohn Wodan's,
e sich eines Tages auf seinen Wagen,
Zehnter Theil. P vor

vor welchen zween Böcke gespannt waren. Zur Gesellschaft nahm er den Loh mit sich, welcher damals noch nicht zu der in einem der vorhergehenden Theile gedachten Strafe verurtheilet war. Am Ende der ersten Tagereise kehrten sie in dem Hause eines Bauern ein. Thorospannete seine beiden Böcke aus, schlachtete sie, zog ihnen das Fell ab, und fieng an zu kochen und zu braten. — Die Götter machten in den damaligen Zeiten nicht viel Umstände, wie man siehet, und waren nicht zu vornehm, sich selbst zu bedienen.

Wie ihm seine Gerichte gut schienen, richtete er an, setzte sich zu Tische, und lud den Bauer nebst dessen Sohne Tialf und der Tochter Kaska zu Gaste. Neben der Tafel hatte Thor die Felle seiner beiden Böcke hingebreitet, und ermahnete seine Gäste, sie mögten ja alle Knochen sorgfältig in diese Felle zusammenwerfen. Tialf aber, der sich einbildete, so gute
Böcke

Wöcke mußten auch gutes Mark in den Knochen haben, schlug heimlich ein Leidenbein entzwey, und langte das Mark heraus.

Wie die Morgenröthe anbrach, sprang Thor von seinem Lager auf, und kleidete sich an. Hierauf hob er die Handhabe seines Streithammers empor, und augenblicklich waren seine beyden Wöcke, die er am vorigen Abend geschlachtet und verzehret hatte, wieder hergestellet; aber der eine hinkte mit dem Hinterfuße. Thor schloß hieraus, der Bauer oder dessen Kinder müsse bey dem gestrigen Schmaus se einen Knochen dieses Boockes beschädiget haben, und gerieth in den heftigsten Zorn. Mit funkelnden Augen ergriff er seinen Streithammer, dessen Griff er so fest mit der Faust umschloß, daß ihm die Gelenke der Finger weiß wurden. Der gute Bauer gerieth in die größte Angst, und befürchtete, der Gott mögte ihn mit Einem seiner Blicke vernichten. Er bat,

so viel er nur konnte, um Verzeihung, und der Knabe Tialf nebst dem Mägdlein Kaska standen ihm treulich bey; auch bot er dem ergriminten Gotte sein ganzes Vermögen an, um ihn wegen des gelähmten Boockes zu entschädigen. Thoro wurde endlich durch so vieles Bitten gerührt, und begnügte sich, den Knaben Tialf und das Mägdlein Kaska statt seiner beyden Böcke, welche er zurücklassen mußte, mitzunehmen.

Mit diesen neuen Gesellschaftern und seinem Begleiter Lok brach der gute Gott Thoro auf, und zog immer auf das Land der Riesen zu. Tialf war außerordentlich schnell auf den Füßen, und mußte das Reisebündel des Gottes tragen. Sie gelangten bald an das Ufer des Meers; hier säumten sie nicht, sondern schwammen sämmtlich hinüber. Als sie das gegenseitige Ufer erreicht hatten, befanden sie sich auf einer unüberschbaren Ebne, auf welcher sie den ganzen Tag fortgingen,

gen, ohne das Ende zu erreichen; und was das schlimmste war, so reiseten sie mit ledigem Magen, denn die Vöcke waren zurückgelassen, und Lebensmittel hatten sie nicht bey sich. Es ward Nacht, und unsere Reisende suchten aller Orten einen bequemen Platz zum Nachtlager. Endlich kamen sie an ein großes Haus, dessen Thür so breit war, als die ganze Seite des Hauses. Sie giengen hinein, und ob sie gleich keinen Menschen darinn antrafen, so beschlossen sie doch, daselbst zu übernachten.

Ungefähr um Mitternacht spürten sie ein starkes Erdbeben, welches das ganze Haus gewaltsam erschütterte. Thor sprang auf, und rief seine Gefährten, um einen sicherern Ort zu suchen. Sie fanden gleich zur rechten Hand ein Zimmer, in welches sie sich versügten, und zwar krochen seine Begleiter in den tiefsten Winkel desselben; aber Thor blieb unerschrocken mit seinem Streithammer in

der Hand am Eingange stehen, um wider
allen Ueberfall auf seiner Huth zu sehn.
Das Getöse und die Erderschütterung
nahmen immer zu; endlich brach der Tag
an, da verließ Thoro das Haus; und er
blickte nahe bey dem Eingange desselben
einen Mann von ungeheurer Größe, der
sich auf die Erde gestreckt hatte, und aus
Leibeskräften schnarchte. Nun merkte
Thor, daß dieses Schnarchen die Ursache
des fürchterlichen Getöses sey, welches er
die ganze Nacht hindurch vernommen.
Schnell umgürtete er sich mit seinem
wunderbaren Gürtel, welcher die Kraft
hat, die Stärke dessen, der ihn trägt, zu
vermehrern; allein der Riese erwachte und
richtete sich auf, und Thor wurde über
den Anblick dieser ungeheuren Maschine
so bestürzt, daß er sich nicht getraute,
den Streithammer wider den Riesen auf-
zuheben. Er fragte ihn bloß nach seinen
Namen. Ich heiße Skrymner, ver-
setzte der Riese, und brauche dich nicht
lange

lange zu fragen, ob du der Gott Thor seyst, und ob du mir meinen Handschuh genommen habest?" — Indem er dieses sagte, streckte er seine große Hand aus, um seinen Handschuh zurück zu nehmen. Da sahe Thor, daß das, was er für ein Haus gehalten, und worinn er die Rache zugebracht, eben dieser Handschuh, und das Zimmer ein Finger desselben sey.

Skrymner fragte ihn hierauf, ob er mit ihm in Gesellschaft reisen wolle? Thor bejahete dieses. Da nahm der Riese seinen Quersack, und langte etwas zu essen heraus, und, nachdem sie mit einander ges frühstücket hatten, band Skrymner seinen und Thor's Reisebündel zusammen, warf den ganzen Krahm auf die Schulter, und schob seine großen Füße mächtig fort; Thor und seine Gefährten liefen neben her. Sie giengen den ganzen Tag; am Abend streckte sich Skrymner unter eine Eiche. Hier, sprach er zu Thor, will ich schlafen; hungerst dich, so

nimm Dir etwas aus meinem Bündel. Kaum hatte er das gesagt, so fieng er an zu schnarchen, daß die Erde bebt.

Thoro wollte den Quersack aufbinden, aber, o Wunder! er war nicht vermögend, nur den ersten Knoten zu lösen. Er ergrimmte, und in der ersten Auwandlung des Zorns ergriff er seinen Streithammer, und schlug den Riesen vor die Stirn; Dieser erwachte, und glaubte, es sey ihm ein Blatt auf den Kopf gefallen. Da stellte sich Thoro, als wollte er sich unter einem andern Baume schlafen legen. Gegen Mitternacht hörte er den Riesen abersmals schnarchen, da ergriff er seinen Streithammer, und schlug ihn auf das Hinterhaupt. Skrymner erwachte, und fragte den Gott Thor: woher der Staub komme, der ihm so eben auf den Kopf gefallen sey, und warum Thor nicht schlase? — Ich werde schon einschlafen, sagte Thor. Er wartete aber, bis Skrymner wieder schlief, da ergriff er zum drittenmal

mal seinen Streithammer, und schlug aus allen Kräften auf die Backe des Riesen, dergestalt daß der Hammer bis an das Hest hineinfuhr. Skrymner erwachte, griff nach seinem Gesichte, und fragte: sitzen hier Vögel auf dem Baume? mich deucht, es fiel mir eine Feder auf die Backe — Aber warum schläfst du nicht, Thoro? Doch der Tag bricht an, und wenn wir weiter wollen, so ist es Zeit aufzustehen. Ihr habet nicht mehr weit zu gehen, dann kommt ihr nach der Stadt Ulgard. Ich hörte gestern wohl, daß ihr euch unter einander über meine Größe wundertet: aber dort werdet ihr Leute finden, die viel größer sind als ich, und ich rathe euch wohlmeinend, daß ihr euch dort alles Großsprechens enthaltet; denn, damit ihr es wisset, so kleine Leute, wie ihr, sind daselbst ohnehin nicht sonderlich willkommen. Wenn ihr guten Rath annehmen wolltet, so wäre das Klügste, das ihr thun könntet, ihr gienget wieder

euerer Wege, wo ihr hergekommen seid. Wosern ihr aber auf eueren Kopf bestes het, so wendet euch gegen Morgen, denn mein Weg gehet seht gegen Mitternacht. — Hierauf warf er sein Reisegeräth auf den Rücken, und gieng in einen Wald.

Thor fuhr seines Theils den Weg fort, den ihm Skymner bezeichnet hatte, und kam ungefähr um die Mittagsstunde mit seinen Gefährten an die Stadt Ulgard, welche mitten auf einer großen Ebene lag. Die Häuser in dieser Stadt waren so hoch, daß unsere heutigen höchsten Thürme Kartenhäuserchen dagegen sind. Das Stadthor war mit einem Gatter versperrt, welches Thoro nicht im Stande war zu öffnen, sondern er mußte nebst seiner Gesellschaft zwischen den Stangen hindurch kriechen. Das Erste, was ihnen innerhalb der Stadt in die Augen fiel, war ein unmäßig großer Pallast, und Leute von einer entsetzlichen Höhe. Sie verlangten den König dieses Landes zu
sprechen

sprechen; man führte sie zu ihm, und sie grüßten ihn aufs ehrerbietigste. Der König betrachtete sie, und schlug ein großes Gelächter auf; man wisse aber, daß das Lachen dieses Königs, welcher Uegarsda-Lok hieß, das übelstehendste Mault verzerren war, das sich nur denken läßt.

Es ist heute zu spät, sieng er endlich an, uns von der langen Reise, die ihr zurückgelegt habet, Nachricht geben zu lassen; indessen wo ich nicht irre, so ist das kleine Männchen dort der Gott Thoro. Vielleicht ist er größer, als er mir scheint; — doch, um mich dessen zu überführen, so laß mich wissen, in welcher Kunst du und deine kleinen Gefährten euch hervorgethan habet; denn es ist so unsere Sitte, daß niemand sich bey uns aufhalten darf, wenn er sich nicht in irgend einem Fache hervorthut, und zwar so hervorthut, daß ihn niemand übertrifft. — Hierauf antwortete Lok: seine Geschicklichkeit bestände darinn, daß er mehr essen

konne,

König, als irgend jemand, und daß er bereit sey, sich mit dem stärksten Fresser in einen Wettstreit einzulassen. — Nun ja, erwiderte der König, du mußt es in deiner Kunst sehr weit gebracht haben, wenn du dich hier mit jemandem messen willst; doch, wir wollen sehen. — Darauf rief er einen von seinen Hofbedienten, mit Namen Loge, *) und befahl ihm, mit Lok in die Wette zu essen. Es ward demnach ein großer Trog mit Fleisch angefüllt, und auf die Erde gestellt; Die beyden Fresser machten sich jeder an ein Ende des Troges, und fiengen mit solcher Geschwindigkeit an, das Fleisch zu verschlucken, daß sie gar bald in der Mitte des Troges zusammen kamen. Nur war dieses der Unterscheid, daß Lok nur bloß das Fleisch gegessen hatte, Loge hergegen hatte sogar die Knochen mitgefressen. Es ward demnach das einstimmige Urtheil gefällt, daß Lok überwunden sey.

Was

*) Das ist: Feuerflamme.

Was kannst denn du? sagte der König zu Tialf. Der Knabe Tialf antwortete, daß er mit jedermann in die Wette laufen wolle. — Das ist viel, sagte der König, und lobenswerth; allein ich versichere dich, du mußt sehr flink seyn, wenn du hier bey uns nicht zu kurz kommen willst. Sie giengen demnach heraus auf die Ebne, und ein junger Mensch, Namens Hugo, *) mußte mit Tialf um die Wette laufen. Aber Hugo gewann einen solchen Vorsprung, daß er das Ziel erreichte, wieder zurück lief, und dem Tialf noch ganz nahe bey dem Maale, von welchem sie angefangen hatten zu laufen, begegnete. Da sprach der König: Auf ein andermal mußt du hurtiger seyn. — Die beyden Läufer fiengen den zweiten Wettlauf an, in welchem Tialf sich besser hielt; dennoch aber kam ihm Hugo ungefähr um einen Bogenschuß zuvor. Sie liefen zum drittenmal; aber Hugo war bereits

*) Das ist verdolmetschet: der Gedante.

bereits am Ziele, ehe noch Tialf die Hälfte der Laufbahn zurück gelegt hatte, daher auch der letzte für überwunden erklärt wurde.

Darauf wendete sich der König zu Thoro, und fragte, in welchem Stücke er seine Geschicklichkeit wolle sehen lassen? Thor versetzte auf gut Deutsch: er wolle mit einem von des Königs Leuten in die Wette trinken. Der König ließ sich gefallen, und holte ein großes Trinkhorn aus seinem Vassale; der Mundschenck füllte es an, und reichte es dem Thoro. — Ob er es kredenzt habe, davon sagt die Edda nichts. — Thor nahm das Horn, und bewunderte dessen Länge; der Gott dachte ohne Zweifel nicht daran, daß in einem Lande, wo die Einwohner Riesen sind, auch die übrigen Geschöpfe verhältnißmäßig groß seyn müssen.

„Ein guter Trinker, sagte der König, muß dieses Horn ohne abzusehen austrinken können; ein mittelmäßiger muß es
we:

wenigstens auf zweymal ausleeren, und unter uns ist kein so schlechter Trinker, der nicht höchstens auf drey mal damit fertig werden sollte." Thor, welcher großen Durst hatte, trank aus allen Kräften und in einem Athem, so lange er nur immer konnte, in Hoffnung, das Trinkhorn ohne Abscheu auszuleeren; als er aber das Horn vom Munde nahm, und hineinsah, konnte er kaum merken, daß das Getränk abgenommen habe. Er sieng von neuen an, und trank als ein deutscher Gott; aber da er wieder in das Horn lachte, fand er es noch so voll, als das erste mal. Hierüber gerieth er in großen Eifer, setzte zum drittenmal an, und bot alle seine Kräfte auf, um wenigstens auf diesen dritten Zug das Horn völlig auszutrinken; wie er aber ins Horn sah, fand er, daß das Getränk sich nur sehr wenig vermindert habe, deswegen gab er das Horn sehr mißvergnügt zurück.

Man

Man sieht ihn, sagte der König, daß du kein so guter Trinker bist, als wir geglaubt hätten. Doch es soll dir frey stehen, deine Talente in einem andern Fache zu zeigen. — Wahrlich, antwortete Thor, ein einziger solcher Trunk, wie ich deren jetzt drey gethân habe, würde selbst unter Göttern für keine Kleinigkeit gerechnet werden.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Im sechs und sechzigsten Stücke hat sich ein Druckfehler in den Paginis eingeschlichen. Die Pagina auf dem Stücke müssen mit 205 anstatt 105 angehen.

Der
D e u t s c h e.

Acht und sechszigstes Stück.

Hamburg, am 17^{ten} April, 1773.

or

 20

Gemeiniglich ist man geneigt, von sich auf andre zu schließen. Ich will es gern zugeben, daß uns diese Art von Schlüssen zum öftern irre führet; indessen glaube ich nicht zu irren, wenn ich diesmal von meiner Begierde, den Verfolg der Geschichte Theon's zu wissen, auf meine Leser schlicße. Meines Theils gestehe ichs, daß ich die Fortsetzung dieses — Traumes mit Ungedult erwartet habe. Erst heute erhalte ich dieselbe in einem Schreiben meines Lucius, und ich gebe es gleich in die Druckerey, ungeachtet schon ein andrer Aufsatz zu dem heutigen Stücke bestimmt war.

Lieber Deutscher,

Wenn wir jetzt nicht Freunde sind, so ist es zum wenigsten nicht meine Schuld; —

Sechster Theil. 2. doch

doch in dem Stücke verlasse ich mich auf
Ihr Herz.

Theon, so fuhr der Redner fort, hatte
vor verschiednen Jahren mit einem Man-
ne, der mit ihm von einerley edler Denks-
art und ungefähr von gleichem Alter war,
die innigste und zärtlichste Freundschaft
errichtet. Beyden war die liebenswür-
digste Seele in das Antlitz gezeichnet: sie
durften sich nur sehen, um sich zu lieben.

Das Freundschaftsbündniß edler
Seelen

Knüpft oft der erste Augenblick.

Wenn andre, eh sie Freunde wählen,

Was sich dabey gewinnt, berechnend
überzählen,

So bindet jene schon ein Wunsch, ein
stillter Blick.

Gleich Spiegeln strahlet eins des and-
ern Bild zurück.

Sie wählen nicht, sie fühlen sich ge-
trieben,

Und lieben ihren Freund, wie sie sich
selber lieben.

So

So liebten sich Theon und Damon; und vielleicht waren niemals zwei Seelen gleicher gestimmt und besser aus der Hand des Schöpfers gegangen. Kaum ein Jahr lebte Theon in den Armen dieses einzigen, den er, im göttlichsten Verstande des Worts, seinen Freund zu nennen würdigte, als das Schicksal sie von einander riß. Bald darauf ward auch ihr Briefwechsel eine Zeitlang unterbrochen, und Theon wußte nicht, ob sein Damon noch lebe, oder ob ihn ein sanfterer Wink des Geschickes in eine bessere Welt berufen habe. Alle Nachricht, die er von seinem Freunde hatte, war diese, daß derselbe zu einer kleinen Bedienung gelangt war, die nur von einer sehr mäßigen Besoldung, aber desto reichlicher von Arbeit begleitet war."

"Damon hatte sich seiner Seits nach seinem Freunde erkundiget. Theon's Name war bekannt genug, daß er an keinem Orte verborgen bleiben konnte. Auch

Q. 2 erfuhr

erfuhr Damon nicht nur den Aufenthalt seines Theons, sondern auch das größte Theil seiner Begebenheiten. Damon war — wie die meisten vortreflichen Herzen — sehr arm. Außer seinem kleinen Amte bestand sein ganzes Reichthum in einem kleinen Hause, welches er von seinem Vater geerbet hatte. In diesem Häuschen war er geboren; hier hatte er die zufriednen Jahre der Jugend durchlebt, und diese arme Hütte war ihm so lieb, daß er sie nicht um den herrlichsten Pallast gegeben hätte. Jetzt aber, da er die widrige Lage seines Freundes erfuhr, beschloß er den Augenblick, sein Haus zu verkaufen. Die Eilfertigkeit, mit welcher er dieses Geschäft betrieb, machte, daß er für sein geliebtes Häuschen nicht mehr, als dreihundert Thaler bekam, und er schloß den Handel mit solcher Hitze, als ob er besorgte, der Käufer mögte sein Wort zurück nehmen. Er wußte, daß sein Theon nur um eine weit kleinere Summe bemühet gewesen war.

war. Drenhundert Thaler, rief er voll Entzücken, drenhundert Thaler werden für meinen Freund hinreichend seyn. O wie wird sich der fromme Theon freuen! er wird seine Rosalie besitzen! er wird sie glücklich machen, und — Dank sey euch, himmlische Mächte! ihr habet mich gewürdigt, der Schöpfer seines Glücks zu seyn!"

"Er bediente sich einer fremden Hand, um das obgedachte Briefchen zu schreiben, packte die drenhundert Thaler eilig zusammen, und ließ sie dem Theon durch einen Mann der ihm gänzlich unbekannt war, zustellen."

"Theon hatte, wie ich schon gesagt habe, zu seinem künftigen Glücke den vernünftigsten Plan entworfen, nur am Gelde hatte es ihm bisher gefehlet. Jetzt hatte er mehr als er gehoffet hatte, und er sieng nunmehr mit allem Eifer an, seine gemachten Entwürfe ins Werk zu richten. Das Glück ward ihm gewogener, und seine Umstände besserten sich mit jedem Tage so,

daß er sich aus der Dürftigkeit in kurzer Zeit zum glücklichen Mittelstand empor schwang."

"Um ihn zum neidenswürdigsten unter den Sterblichen zu machen, vereinigte ihn das zärtlichste Band mit der liebenswürdigen Rosalie; sie durchlebten himmlische Tage, und die wahre goldne Zeit schien unter ihrem friedlichen Dache zu wohnen. Jetzt erinnerte er sich seines Damons, ich habe einen Freund, theuere Rosalie, sagte er zu seiner Gattinn, aber den besten, den zärtlichsten, den Sie sich denken können. Unsere Seelen waren in einander verwoben; wir lebten nur für einander, aber wir wurden getrennet, — weit auseinander geworfen. Zwey oder drey mal erhielt ich Nachricht von meinem Freunde, dem man ein elendes kleines Aemtlein gegeben hatte; seit der Zeit weiß ich nichts von ihm; und da ich ihn nicht unterstützen konnte, da ich nicht einmal Trost für sein Herz hatte, schrieb ich ihm nicht. — Sollte ich ihn
Durch

durch Nachrichten von meinen Widerwärtigkeiten vollends zu Boden schlagen, ihn, der an seinem eignen Schicksale schwer genug trug? Jetzt, Rosalie, da mir der Himmel Brodt giebt, jetzt muß es mein Damon mit mir theilen. Ich werde ihn schreiben. Aber meine Rosalie, wird Ihnen mein Freund willkommen seyn! —"

"Rosalie, die, wider die Gewohnheit des Frauenzimmers, nichts als die Glückseligkeit ihres Gatten vor Augen hatte, und jede Gelegenheit sorgfältig ausspähet, seine Zufriedenheit zu vermehren, willigte mit Entzücken in den Vorschlag ihres Theons. Dieser schrieb folgendes Briefchen:

"Ihr Theon ist jetzt glücklich; er besitzt
 "in seiner Rosalie die beste Gattinn, und
 "seine Aemsigkeit, die der Himmel segnet,
 "schafft ihm hinlänglichen Unterhalt.
 "Kommen Sie, mein Geliebter, und genießen Sie mit mir, was mir die gütige
 "Vorsehung gab. Geben Sie ein Amt
 N 4 auf,

"auf, in welchem Sie Ihre Kräfte ersche-
 "pfen ohne dem Vaterlande sonderlich zu
 "nützen, und sehn Sie wieder ein freyer,
 "unabhängiger Mann in den Armen Ihr-
 "res Theons."

"Rosalie fand für gut, dieses Briefchen
 mit etlichen Zeilen von ihrer Hand zu be-
 gleiten. Sie schrieb folgendermaßen:

"Damen,

"Ihrem Freunde fehlt etwas, um voll-
 "kommen glücklich zu seyn: die Freude,
 "es Ihnen stündlich sagen zu können, daß
 "er glücklich ist. Kommen Sie, würdiger
 "Mann, kommen Sie auf immer an seine
 "Brust, und besitzen Sie sein ganzes Herz
 "von Seiten der Freundschaft, welches ich
 "ganz von der Seite der Liebe besitze. Eilen
 "Sie zu uns; Rosalie bittet Sie darum.
 "Was Sie dieser abschlagen möchten, soll-
 "ten Sie das der Gattinn ihres Theons
 "versagen können?"

"Diese beyden Briefe sollten gleich
 versiegelt werden, und Theon war ganz
 ver-

versenkt in die Freude, seinen Damon immer bei sich zu haben, als der Unbekannte hinein trat, der ihm die dreihundert Thaler zugestellet hatte. Ob er schon damals, als er dem Theon das Geld überbrachte, gleich aus seinen Augen verschwand, so hatte derselbe doch seine Züge so stark ins Gedächtniß gefasset, daß er ihn den Augenblick wieder erkannte. Seyn Sie mir willkommen, rief er; und dann zu Rosalien: Sehen Sie, meine Liebe, den Abgeordneten unsers unbekannten Wohlthäters — vielleicht unsern Wohlthäter selbst — —

„Ich bin nur das erste, fiel ich ihm ins Wort — denn ich muß euch sagen, ihr Richter, daß ich es war, dem mein alter Freund Damon das Geld und sein Geheimniß vertrauet hatte. — Ich bin nicht ihr Wohlthäter, fuhr ich fort; und es ist mir noch nicht erlaubt, Ihnen denselben zu nennen. Ich komme bloß aus eigenem Triebe, um den Mann genauer kennen zu

Q 5 lernen,

lernen, daß mir sein seltenes Unglück ehrenwürdig gemacht hat. — Sie sind mir willkommen, antwortete Theon, aus was für einem Grunde Sie mich auch besuchen mögen.“

„Wir sprachen von verschiedenen Sachen, und aus allem, was Theon sagte, leuchtete der ausgebildete Verstand und die edelste Seele so sichtbar hervor, daß ich mir im Herzen tausendmal Glück zu einer solchen Bekanntschaft wünschte. Dennoch beschloß ich, ihn auf eine Probe zu stellen, aus welcher ich sein Herz ganz kennen lernen wollte.“

„Ich lenkte die Unterredung so, daß ich sie auf Damon bringen konnte, und ich that dieses auf eine Art, die nicht im mindesten vermuthen ließ, als ob ich die geringste Bekanntschaft zwischen ihnen bezeugen voraussetzte, sondern ich nannte den Namen Damons, als eines Mannes, der dem Theon in alle Wege unbekannt sey. — Kennen Sie Damon? riefen Theon und die

Die schöne Rosalia fast zu gleicher Zeit. — Ob ich ihn kenne? versetzte ich; Damon ist mein Freund, mein einziger Freund. — Dann sind Sie der Meinige, rief Theon aus der Fülle des Herzens, und warf sich in meine Arme. Er drückte mich lange an seine Brust, und ich gestehe, daß diese Minute eine der wollustreichsten in meinem ganzen Leben gewesen sey."

"Ungeachtet ich mir selbst insgeheim Vorwürfe machte, ein Herz von dessen Güte mich alles überzeugte, auf irgend eine Probe zu stellen, so beschloß ich doch, meinen Vorsatz auszuführen. Hierzu gab mir Theon selbst die beste Gelegenheit, indem er sich nach seinem Damon erkundigte. Er lebt in sehr kümmerlichen Umständen, sprach ich. Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß sein Knechtchen sehr wenig einbringt; theilen Sie dieses wenige in Kleidung, Tisch, Hauszins und andre Bedürfnisse, und dann — —"

"Haug:

„Hausjins? unterbrach mich Theon mit sichtlicher Verwunderung; Damon hatte ja ein eigenes Haus, von dem er mir oft gesagt hat, wie wir zusammen lebten; ein Haus, welches er sehr liebte, und um dessentwillen er sich allein in seine Vatersstadt zurück wünschte; weil, wie er sagte, das Vergnügen, in seiner geliebten väterlichen Hütte zu wohnen, ihm mehr werth sey, als der Besitz des schönsten Rittergutes.“

„Alles was Damon sein nennen konnte, antwortete ich, hat er der Freundschaft aufgeopfert. Der Wunsch, einen rechtschaffnen Mann, den er zärtlich liebte, in glücklichere Umstände zu versetzen, bewogte ihn alles zu verkaufen; und jetzt bestehet sein ganzer Reichthum in der süßen Zufriedenheit, seinem Freunde ein glückliches Schicksal bereitet zu haben. Diese Freude machet ihm die Dürstigkeit, in welcher er lebt, erträglich. — Aber dieser Freund, sagte die reizende Rosalie, vergißt er seines Wohl:

Wohlthäters? — Damon verbirgt die Hand, mit welcher er schöne Thaten thut, antwortete ich dem süßen Geschöpfe. Sein Freund weiß so wenig als Sie, aus welcher Quelle sein Wohlstand fließt. — Das entschuldiget ihn nicht, sprach Rosalie mit Hitze; ist nicht Damon sein Freund? Und muß man seinem Freunde gerade Dankbarkeit schuldig seyn, um seinen Bedürfnissen vorzubauen? Gibt es heiligere Rechte als die Rechte der Freundschaft? giebt es heiligere Ansprüche? — Indem der Engel dieses sagte, bemerkte ich, daß ihre Blicke sich mit einer in die Augen fallenden Zufriedenheit auf das heitere Gesicht ihres Theons hesteten. Ich verstand diesen Blick nicht, aber ich lernte ihn bald verstehen.”

“Theons Seele fühltz von allem, was gesprochen wurde, nichts als das Schöne und Erhabne in dem Betragen seines Freundes. Er, der die zeitlichen Güter nur in sofern achtete, als sie zum Anschaffen

sen

sen der unentbehrlichsten Dinge nothwendig sind; er, der die Seele seines Damons und die ächte Freundschaft so genau kannte, hielt die freiwillige Dürftigkeit seines Freundes mehr für neidenswerth als bedauernswürdig. — In dem, was Sie mir sagen, erdete er mich an, erkenne ich meinen Damon, erkenne ich das große Herz meines Freundes. Ich weiß, daß man jede Tugend von ihm erwarten kann. Rosalie, meine Liebe, sagen Sie unsern neuen Freunde, daß wir unsern Damon nicht vergessen haben. — Rosalie nahm die kühnen, abgedachten Briefe, welche noch unversiegelt auf ihres Gemahls Schreibtische lagen, und übertreichte sie mir, ich las sie begierig durch, und jedes Wort wirkte auf meine Seele. Jetzt verstand ich Rosaliens Blick."

"Theon, sprach ich, unser Freund, ist in deinst andern Umständen als ich sie Ihnen geschildert habe. — Ich kann es Ihnen nicht verschweigen, er bedarf einer schleunigen Hülfe, auch dann, wenn er ihr freundschaftliches Erbieten annimmt. — Reden Sie, mein Freund, rief Theon sehr dringend. — Ich bitte, werthester Herr, ich bitte inständig, erklären Sie sich, rief die reizende Rosalie, noch dringender. — Ich befürchte, sagte ich und sah so bekümmert aus, als ich wirklich war, ich befürchte, schöne Rosalie, die Hülfe, welche Damon braucht, übersteigt Ihre Kräfte. — Vielleicht nicht, rief Theon. Jetzt ist mit meinen Glücksumständen mein Ansehen und mein Credit angewachsen; reden Sie; es ist nichts, das ich nicht für Damon thue."

"Jetzt konnte ich mich nicht enthalten, mich an Theons Brust zu werfen. — Würdige, würdige Seele! rief ich aus! wie sehr verdienstest du —"

"Ich sagte mich wieder. Mein Geheimniß, oder vielmehr Damons Geheimniß schwebte auf dem Rande meiner Lippen, aber ich drückte es wieder

in mein Herz hinunter. Ihr werdet aber sehen, ihr Richter, daß es dajelbst nicht lange verborgen blieb."

"Als ich Theon aus meinen Armen ließ, drang er von neuen in mich, ihm zu entdecken, in wiefern er seinem Freunde nützlich seyn könnte. — Damon, sagte ich, ist einem hartherzigen Manne lebenslang Thaler schuldig; eine unermessliche Summe für ihn, und ich glaube, jetzt auch noch für Sie. — Nein, mein Freund, erwiderte Theon: Gott sey gedankt, ich bin im Stande, meinem Freunde zu helfen. — Er lenkte, indem er dieses sprach, ein versiegeltes Päckchen aus einem Schrank, welches er mir mit den Worten in die Hände gab: Die Rechte der Freundschaft sind der heiligsten, sagt meine Rosalie."

"Ich nahm das Päckchen, und fand diese Worte darauf geschrieben: Hundert und fünfzig Thaler für meinen unbekannten Wohlthäter. Dieses Geld, sprach Theon, hatte ich zurückgelegt, um es auf Abschlag meinem Wohlthäter zu bezahlen, so bald ich Sie sehen würde. Jetzt gebe ich es Ihnen für meinen Damon. — Und zugleich für Ihren Wohlthäter, fiel ich ihm ins Wort. Wissen Sie, liebster Theon, daß Sie es sind, dem zum Besten Damon sein Haus verkaufte."

"Es ist mir unmöglich, das Ersäunen zu beschreiben, in welches Theon und Rosalie gesetzt wurden. Theon riß sich zum erstenmal aus den Armen seiner Gattin, und eilte selbst zu seinem Freunde. Er ruhete nicht, bis er ihn überredet hatte, seinen Aufenthalt künftighin Theons Hause zu nehmen. Mein künftiges Schicksal wollte es, daß auch ich durch einige weise Aufschläge, die Theon mir gab, und die ich mit vielem Glücke befolgte, bey einem hinreichendem Auskommen sein Rithbürger ward. Seit dem mechen Theon, Damon und ich nur Eine glückliche Familie aus."

„Ich weiß, ihr Richter, daß ihr schon jetzt in Zweifel stehen müßet, ob Theon oder Damon eures Befalls würdiger sey. Euer Zweifel wird sich vermehren, wenn ich fortfahre, Theons Geschichte zu erzählen.“

„Ihr habt den Vater Kosaliens als einen ganz guten Mann kennen gelernt. Nicht wahr, er hat euch zu seinem Vortheil eingenommen? Sehet euch vor! der Schein betrügt nicht selten. Adelbert hatte bey einem nicht schlechten Herzen den Fehler, daß er sich von jedem Winde wenden ließ, und daß sein Nutzen — so uneigennützig er euch bisher scheinen mag — ihm über alles gieng.“

„Hermuntrud, Kosaliens Mutter, hatte nebst unzähligen Fehlern auch diesen, daß sie ihre Tochter und Schwiegerohn von ganzem Herzen haßte. —

— So weit war der Redner, und auf den ehrwürdigen Gesichtern der Richter war die Begierde geschilbert, den Verlauf von Theons Geschichte zu hören: aber ein Freund, der mich besuchen wollte, trat in mein Zimmer, weckte mich, und machte meinem Traume und der Geschichte Theons ein Ende. Ich gestehe, ich bin nie ungerner als diesmal erwacht: doch vielleicht träume ich künftig noch einmal.

Leben Sie wohl, liebster Deutscher! Ich bin ewig

Ihr

ganz eigener

Lucius,

Der
D e u t s c h e.

Neun und sechzigstes Stück.



(Beschluß des 67ten Stückes.)

Thor fragte hierauf den König, was für ein Fach er ihm vorschläge? — Höre, guter Freund, erwiederte Uggarda-Lok, wir haben hier ein leichtes unbedeutendes Spiel, eine Uebung für unsere Kinder; es bestehet bloß in der Kleinigkeit, meine Kake von der Erde aufzuheben. In der That, ich würde mich schämen, dir ein solches Lumpenspiel vorzuschlagen, wenn ich nicht mit meinen Augen gesehen hätte, daß der Gott Thor bey weitem der Mann nicht sey, den das Gerücht aus ihm macht.

Indem er dieses sagte, sprang ein entsetzlich großer Kater mitten in das Zimmer. Thor betrachtete ihn, gieng dar-

Sechster Theil.

X auf

auf hinzut, legte ihm die Hand unter den Bauch, und sieng an, aus allen Kräften zu heben. Aber das Thier machte, was man einen Katzenbuckel nennt, und alles, was Thor ausrichten konnte, erstreckte sich nicht weiter, als daß eine einzige Pfote des Katers ein wenig von der Erde gebracht wurde.

Ja, ja, rief der König, wie ichs vorher gesagt hatte, so kommts. Mein Kater ist groß, aber Thor ist klein gegen meine Untertanen.

Klein oder nicht, versetzte der Gott, laßt mir einen herkommen, mit dem ich ringen könne! Wir wollen doch sehen! — Je ja, wir wollen sehen! antwortete der König. Aber, fuhr er fort, und sah zugleich rings um sich her, aber hier ist nur die Frage, ob in meinem ganzen Lande jemand seyn wird, der es nicht für schimpflich hielte, sich in solche Kinderreihen einzulassen, als ein Ringkampf mit dir ist. Hier wenigstens sehe ich
niemand,

niemand, dem ichs zumuthen möchte. In dessen — ruft mir doch einmal meine Amme Hela, *) und fragt sie, ob sie mit dem Gotte Thoro ringen wolle? — Freylich hat sie wohl eher weit stärkere Männer zu Boden geworfen: aber, wie Thor vorhin sagte, wir wollen doch einmal sehen.

Die Amme Hela wurde gerufen, und Thoro sah ein steinaltes, dürres, zahnloses Mütterchen hereinschleichen. Das ist dein Gegenpart, sprach der König; nun siehe zu, was du auszurichten vermögest.

Der Kampf nahm seinen Anfang; es setzte von beyden Seiten tüchtige Stöße, und es ist wahr, daß die Sache ziemlich lange unentschieden blieb. Endlich aber, nach einem hartnäckigen Kampfe, lenkte sich der Vortheil auf die Seite der Amme, und sie brachte es dahin, daß Thor auf ein Knie fallen mußte; wiewohl man sagen muß, daß ihr dieses unsägliche Mühe kostete.

R 2

Hierauf

*) Hela oder Hella war der Name des Todes.

Hierauf trat der König hinzu, und gebot, dem Kampfe ein Ende zu machen. Thoro sprach er, du bist überwunden, und nun weiß ich in ganz Utgard keine Seele mehr, der ichs mit Ehren zumuthen dürfte, sich mit dir in irgend einen Wettstreit einzulassen, nachdem dich eine alte Frau auf die Knie geworfen hat.

Thor o war, wie man leicht denken kann, äußerst beschämt, und wäre gern augenblicklich aus der Stadt gegangen, wenn ihn nicht die eindringende Nacht verhin- dert hätte. Wider Willen übernachtete er demnach nebst seinen Gefährten bey dem Könige, und am folgenden Morgen fand ihn der anbrechende Tag schon reisefertig. So bald der König dieses hörte, ließ er ihn zu sich bitten, und bewirthete ihn erst mit einer wirklich königlichen Mahlzeit. Nach aufgehobener Tafel reiste der Gott ab, und der König gab ihm, nach altdentscher Sitte, das Geleite bis vor die Stadt.

Ehe

Ehe sie von einander schieden, fragte der König den Gott: wie er mit seiner Reise zufrieden sey? — Ich muß gestehen, erwiderte Thor, ich verlasse dich schamroth, und mit mir selbst äußerst unzufrieden.

Dann, ließ der König sich heraus, muß ich dir zu deinem Troste wohl die Wahrheit sagen, jetzt da wir uns verlassen, und du außerhalb meiner Stadt bist; — und ich bin dir Bürge, du wirst, so lange ich lebe und herrsche, niemals wieder einen Fuß hineinsetzen. Ich will dir sogar gestehen, daß du mir nimmermehr hättest hineinkommen sollen, wenn ich deine außerordentliche Stärke in dem Maße vorhergekannt hätte, worinn ich sie nun kenne.

Wisse demnach, daß ich es war, den du in der Gestalt des Strömmers gesehen hast, und daß ich dich schon in jener Gegend, wo du meinen Handschuh und mich antraffst, bezauberte. Erinnerst du dich deines Reisebündels, welches du nicht öffnen konntest?

Wisse, daß ich es mit einer Zauberfette verschlossen hatte. Erinnerst du dich, daß du den Entschluß gefasset hattest, mich während meines Schlafes zu tödten, und daß du deswegen zu drey verschiedenen malen mit dem Streithammer nach mir schlugst? Du meintest es wahrhaftig so gut, daß ich ohne allen Zweifel am ersten Schlage überflüssig genug gehabt haben würde, wenn du mich getroffen hättest. Und doch, nach deiner Art, war dieser Schlag eben nicht von so wundergroßer Erheblichkeit, wenigstens kam der letzte, den du mir zuschlugst, aus ganz andern Kräften. Geh nur hin, und wenn du bey deiner Rückreise auf die Stelle kommen wirst, wo ich das mal schlief, so wirst du dort einen sehr großen Felsen antreffen, und in demselben drey tiefe viereckige Hölen, immer eine tiefer als die andre, und sonderlich ist die dritte von ungeheurer Tiefe. Diese Hölen, oder Abgründe, wenn du willst, sind die Spuren, welche

welche dein Streithammer zurück ließ, als du nach mir schlugst. Denn ich muß dir sagen, daß ich diesen Felsen, den ich damals deinen Augen unsichtbar machte, zwischen uns beide gestellet hatte; ich verbarg mich hinter denselben; du glaubtest, mich zu treffen, und schlugst den Felsen.

In den mancherley Arten von Wettstreiten, worinn du dich, nebst deinen Gefährten, wider meine Leute einließest, bediente ich mich gleichermassen der Zauberer, um euch zu überwinden. In dem ersten Wettstreite fraß Lok wie ein Währwolf; aber sein Gegner Log war ein verheerendes Feuer, welches, wie du gesehen hast, mit unaussprechlicher Schnelligkeit Fleisch, Knochen und sogar den Trog selbst verzehrte.

Tialf lief mit Hugo auf Schlittschuhen um die Wette. Aber weißt du, wer dieser Hugo war? Es war mein Geist; *) und dieser mußte doch wohl etwas schneller seyn, als der Knabe Tialf. Nun

*) oder: meine Gedanken.

Nun kam die Reihe an dich. Du gabst dich als einen Trinker an, und als du mein Trinkhorn ausleeren wolltest, traun! Da thatest du ein Wunder, welches ich nicht glauben würde, wenn ich es nicht mit Augen gesehen hätte. Denn durch zauberische Geheimnisse hatten wir dir verborgen, daß das unterste Ende des Trinkhorns bis in das Meer reichte. Sieh nur zu, wenn du wieder an das Ufer der See kommst, du wirst finden, wie sehr das Wasser abgenommen hat.

Als du die Kasse aufheben wolltest, verrichtetest du, bey meiner Treu! kein geringeres Wunder. Und, aufrichtig zu reden, wir waren sämlich von Erstaunen und Schrecken eingenommen, als wir sahen, daß du eine ihrer Pfoten von der Erde brachtest. Denn, was du für eine Kasse hieltest, war in der That nichts anders, als die große Schlange von Midgard, welche die ganze Erde umgiebt; und wie du dich be-
mü-

mühetest, sie aufzuheben, kamst du wirklich mit deiner Hand dem Himmel so nahe, daß die Schlange kaum nur noch mit dem Alleräußersten ihres Kopfes und Schwanzes die Erde berührte.

Eben so hat es auch ein besonderes Bewandniß mit dem alten Weibe, mit welchem du rangest. Du hast gar nicht nöthig, dich zu schämen, daß du auf Ein Knie zu fallen gezwungen warst; vielmehr ist es das Erstaunenswürdigste von der Welt, daß diese Alte, die du für meine Amme hieltest, dich nicht völlig unter ihre Füße brachte. Denn du sollst wissen, daß du wider den Tod gerungen habest; und weder vor noch nach dir wird sich niemals irgend jemand rühmen können, mit diesem Gegner so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu seyn.

Siehe, fuhr der König fort, so war es eigentlich mit denen Proben der Fähigkeit: ten, die du nebst deinen Leuten hier abge:

gelegt hast, beschaffen. Aber noch Ein Wort, ehe wir von einander scheiden: es wird uns beiden, einem wie dem andern, zuträglich seyn, wenn du künftig nie wieder zu mir kommst. Und solltest du dennoch jemals wieder auf den Einfall gerathen, so sey versichert, daß ich mich durch anderweitige Zauberwerke dergestalt werde zu vertheidigen wissen, daß du dir niemals wirst schmeicheln dürfen, etwas wider mich ausrichten zu können.

Der Gott Thor glühete, wie man leicht denken kann, vor Unwillen, so lange er dem Könige zuhörte; aber bey dessen letzten Worten entbrannte sein Grimm über diesen vermessenen Rath dermaßen, daß er plötzlich nach seinem wunderbaren Streithammer griff, um ihm den Könige an den Kopf zu werfen.*) Allein dieser war mit
Der

*) Im Vorbeygehen wollen wir hier erinnern, daß der Streithammer des Donnerers Thor die wunderbarste Eigenschaft hatte, wenn er geworfen wurde, von selbst wieder in des Werfenden Hand zurück zu federn. *add. Mythol. VII.*

der Stärke des Donnergottes nunmehr gar zu wohl bekannt, daher fand er es nicht für rathsam, den Wurf anzuhalten, sondern verschwand vor seinen Augen. Hiernach verdoppelte sich Thoro's Grimm; er lehnte um, in der Absicht, die ganze Stadt zu verheeren: aber auch diese war verschwunden, und so weit sein Blick reichte, sah er nichts als grüne Gefilde. Demnach setzte er seinen Weg fort, und verfügte sich wieder in sein himmlisches Reich Thrudswangr.

Die Edda setzt hier die Bemerkung hinzu, daß die Gewalt des Königs Utgardalok, nach der erzählten Begebenheit zu schliessen, nicht geringe gewesen seyn müsse, und daß der gute Gott Thor, um sich zu rächen, beschlossen habe, bei erster Gelegenheit die große Schlange zu bekämpfen. Zu diesem Endzweck machte er sich zum zweytenmal auf die Reise, und begab sich gerades Weges, unter der angenommenen

nen Gestalt eines jarten Jünglings, zu dem Riesen Hymer, der ein trefflicher Fischer war.

Wenn du auf die Fischen fährst, sprach er zu ihm, so erlaube mir, mit dir zu Schiff zu gehen. — Der Riese Hymer meinte: ein so schwacher Bube könne ihm zu nichts nützen; Du würdest vor Kälte umkommen, setzte er hinzu, ehe ich noch einmal in die offene See gelange. — Sey unbesorgt, erwiderte Thor, ich scheue die Kälte nicht, laß mich nur mit dir schiffen. — Kurz, er drang so lange in den Riesen, bis dieser sich überreden ließ: und als Thor sich bey ihm erkundigte, was er statt des Kadders mitnehmen sollte? antwortete er ihm, er mögte sich nur selbst irgend etwas suchen. Der Gott Thors ließ sich das gesagt sehn, und gieng, da er gleich eine Heerde Rindvieh erblickte, welche dem Riesen Hymer gehörte, zu derselben hin, ergriff einen Ochsen, und riß ihm so mit den blossen Händen den Kopf

Kopf ab. Diesen Kopf nahm er zu sich, und schiffte sich nebst dem Riesen ein.

Thor setzte sich in die Mitte des Fahrzeuges, nahm in jede Hand ein Ruder, und ruderte mit beiden zugleich. Der Riese Homer saß vorn im Schiffe, ruderte auch, und war voll Erstaunen über die unbeschreibliche Schnelligkeit, mit welcher Thor das Schiff fortbrachte. Als sie einen guten Strich zurückgelegt hatten, nahm der Riese aus gewissen ihm bekannten Merkmalen ab, daß er die Stellen, die zu dieser Fischen die bequemsten waren, bereits erreicht habe. Dieses sagte er dem Gotte; aber der Gott ruderte nur desto stärker.

Anabe! Anabe! hör auf zu rudern! rief Homer; hier lohnet sichs der Mühe! hier giebt's rechte Fische! — Aber Thor, dessen Augenmerk ein ganz anderer Gang war, hatte hierzu ganz keine Ohren; vielmehr behauptete er, man müsse noch viel weiter

weiter schiffen. Sie ruderten demnach noch sehr lange, und so stark sie nur immer vermochten, bis endlich Hymmer versicherte, wofern sie noch weiter führen, würden sie die unausbleibliche Gefahr laufen, von der grossen Schlange ergriffen zu werden. Dem ungeachtet bestand Thor darauf, sie müßten noch viel weiter vorwärts; dabei ruderte er, was ihm auch Hymmer vorstellen mochte, immer fort, und hörte nicht eher auf, bis sie einen weiten, weiten Weg zurückgelegt hatten.

Wie sie nun endlich anhielten, zog Thoro eine sehr starke Angelschnur hervor. Nachdem er dieselbe auseinandergewickelt, befestigte er, statt des Ratters, den Ochsenkopf daran, und warf sie ins Meer. Kaum war dieses geschehen, so schoss die Schlange hinzu, und verschlang den Kopf; aber der Angelhaken blieb ihr am Gaumen haften. Dieses verursachte ihr heftige Schmerzen, und sie fieng an, dermassen zu jappeln, daß

Thor

Thor genöthiget war, sich mit beenden Händen aus Leibeskräften an den Pfählen zu halten, zwischen denen sich die Ruder bewegen. Allein, von der ungemeinen Stärke, die er anwendete, kam es, daß seine Füße den Boden des Fahrzeuges durchdrangen, und bis zum Grund des Meeres hinabgiengen. Bey dem allen aber, und ungeachtet des Widerstrebens der Schlange, zog er sie dennoch an das Schiff.

Das Ungeheuer spie ganze Ströme von Gift gegen den Gott; der Gott warf unbeschreiblich fürchterliche Blicke auf das Ungeheuer; jetzt war er im Begriff, sie mit seinem Streithammer zu zerschmettern, als der Riese Hymel mit Entsetzen bemerkte, daß das Wasser von allen Seiten in sein Fahrzeug drang. Schnell zog er sein Messer hervor, und schnitt die Ankerschnur entzwey, daß die Schlange wieder in das Meer hinabstürzte.

Einige wollen zwar versichern, sagt die Edda, daß der Gott Thor seinen Hammer der sinkenden Schlange nachwarf, und ihr mitten im Wasser den Kopf zerschmetterte, aber fügt

sie himin, es läßt sich doch mit größerer Gewißheit behaupten, daß das Ungeheuer noch im Meere lebt. Um aber den Riesen Hymr dafür zu züchtigen, daß er durch Zerschneidung der Angelschnur die Schlange gerettet hatte, stürzte ihn Thor mit einem einzigen Faustschlage über Bord. Hierauf verließ der Gott das lecke Schiff, und watete durch die See wieder zurück.

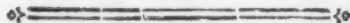
Unter dergleichen Arten von Schleyern verbargen die Celtischen Völker die Geheimnisse ihrer Religion und Weltweisheit vor den Blicken des großen Hausens, und der Ausländer. Diese gegenwärtige Probe, die ich meinen Lesern jetzt mitgetheilet habe, ist vielleicht eine von denen, die sich am leichtesten entzäheln läßt. Wenigstens bietet sich eine ganz natürliche Auslegung von selbst an. Meine Leser werden vielleicht eben so urtheilen, wenn sie die vornehmsten Lehrsätze der Religion der nordischen Celten, die ich in einigen der folgenden Blätter vorzutragen denke, des Durchlesens und der Aufmerksamkeit werth achten wollen. J. G.

Im 67ten Stück, S. 231. Z. 7. lese man: mit jedem mann auf Schlittschuhen in die Wette 2c.

Der

Deutsche.

Siebenzigstes Stück.



Als wir in den ersten Bänden dieser Schrift unsern Lesern einige Schilderungen der Sitten, Gebräuche, Kleidung, Lebensart, bürgerlichen und häuslichen Verfassung u. s. w. der Celten vorlegten, und hauptsächlich, so weit die sparsamen Quellen uns Stoff darboten, derjenigen Celtischen Völker, die wir als unsre Vorfahren betrachten können: thaten wir dieses in der Ueberzeugung, daß dergleichen Aufsätze, wenn gleich nicht vielen, doch gewiß etlichen Lesern behagen würden. Mehr Bedencklichkeit fanden wir bey dem Gedanken, ein Theil unserer Mitbürger auch mit den Lehrsätzen der Celtischen Religion bekannt zu machen.

Sechster Theil.

S Einen

Einen ganz kleinen Versuch wagten wir im 4ten Stücke, in welchem wir einige kurze Nachrichten von etlichen Celtischen Gottheiten, von ihren heiligen Versammlungsörtern, von einigen Lehrsätzen der Druiden u. s. w. als Fragmente hinwarfen, und uns dabei sorgfältig hüteten, nicht in die Sprache der Edda zu verfallen. Eine launigte Zuschrift, mit der uns ein Frauenzimmer beehrte, *) gab uns Veranlassung, von einigen Arten der Wahrsagungen, die bei unsern Vätern gewöhnlich waren, zu reden. Wir zeigten uns am Schlusse des Blattes nicht ungeneigt, die Celtische Dämonologie etwas weitläufiger vorzutragen; und kaum war das sechzehnte Stück dem Publikum vorgelegt, als wir schon in verschiedenen Zuschriften aufgemuntert wurden, unser Versprechen in Erfüllung zu bringen. Wir thaten dieses im vorletzten Stücke des zwenten Theils. Die günstige
Aufs.

*) Siehe das 16te Stück.

Aufnahme, die dieser Aufsatz fand, berechtigt uns zu hoffen, daß ein etwas ausführlicher bearbeiteter Abriss der Religion unserer Vorfahren, kein ganz undankbares Unternehmen seyn werde. Das Schicksal eines Theils der folgenden Blätter wird uns belehren, in wiefern unsere Hoffnung gegründet war. Wir haben den Vorsatz gefaßt, in demselben von den Gottheiten, dem Gottesdienste, der Sittenlehre, der Philosophie des Lebens &c. der Eelstischen Völker zu reden, und der Kürze so viel aufzuopfern, als nur immer mit der Vollständigkeit bestehen kann, so diejenigen unter unsern Lesern zu fodern berechtigt sind, die aus unserer Schrift lernen wollen.

Ich werde mich bloß auf die ältesten Zeiten, von denen wir Nachrichten haben, einschränken. In die etwas näheren Zeiten herabzusteigen, und meine Leser mit den neueren Auswüchsen des deutschen Götzendienstes, z. B. der Triglass, dem Brodo,

Swantewitb, u. a. m. bekannt machen zu wollen, würde eine weitläufige, ekelhafte, und unnütze Arbeit seyn. Unnütz, sage ich, weil diese neueren Hirngeburten des Aberglaubens uns nicht einmal Stoff darbieten, den Charakter und das Genie der Nation daraus kennen zu lernen; dieses aber können wir aus denen oft sinnreichen und die römische Fabellehre vielfältig übertreffenden Mythologien der Edda; aus denen bald mit der erhabensten Pracht der Dichtkunst geschmückten, bald in die bloße Schönheit der kunstlosen Natur gekleideten Nachrichten der Wolspe, die durchgehends ein ehrwürdiges Gepräge des grauen Alterthums an der Stirne tragen; dieses können wir aus Wodan's Moral und den übrigen uralten Denkmälern.

Es ist erweislich, daß die Deutschen so wohl als die übrigen Celten, in den frühesten Zeiten, die unsre Wißbegierde erreichen kann, ein einiges göttliches Wesen erkannten.

kannten und verehrten. Von dieser Gottheit lehrten sie: daß sie zum Beweise ihrer Macht, und zur Verherrlichung ihres Namens, Lust, Himmel und Erde, samt allem, was darinnen ist, hervorgebracht; daß sie den Menschen geschaffen, und ihm eine unsterbliche Seele gegeben habe, die, auch dann noch, wenn der Leib in Asche verkehret ist, leben sollte. Dieser Gott sey ewig, regiere sein ganzes Reich in Ewigkeit, und sorge für die kleinen Dinge so wohl als für die erheblichen.

Diese Gottheit ist es, nach unserer Meinung, die von den Galliern unter dem Namen *Esus* oder *Zesus* angebetet wurde; eine Benennung, die nichts weiter als eine provinciale Aussprache des celtischen Wortes *As* oder *Aza* ist, welches überhaupt einen Gott bezeichnet, und von gedachtem Volke vorzugsweise dem höchsten Wesen beygelegt zu seyn scheint.

Die Deutschen, und übrigen nordischen

Elten, welche vormalo zu den Deutschen gezählet wurden, nannten dieses oberste Wesen Alfader, (Vater aller Dinge,) und mit eben diesem Namen belegt ihn die Edda, *) von welcher er die erste und älteste Gottheit genannt wird. Ueberdem giebe sie ihm noch eilf Benamen, die ihm, wie sie sagt, in dem alten Asgard bengelegt wurden, als: Der Bielwissende, (Fjolner) der Herr der Heerschaaren, (Herian) u. s. w.

Sonderlich bey den Deutschen, diesem beträchtlichen Theile der Elten, war es ein heiliger Lehrsatz, daß Alfader der Beherrscher aller Dinge sey, und daß alles, was außer ihm ist, zur tiefsten Unterwürfigkeit und Gehorsam gegen ihn verpflichtet sey. Wenn wir mit der Edda vergleichen, was Tacitus †) von dem heiligen Haine bey den Semnonen, einer Suevoischen Völkerschaft, erzählet: so ist es ungemein wahrscheins

*) Mythol. 3. Edit. Renssen.

†) Germ. c. XXXIX. Man sehe auch das 4te Stück dieser Schrift, S. 49 u. f.

scheinlich, ich will nicht sagen, gewiß: daß dieser Hain dem Alfader geheiligt gewesen, und daß man damals schon zu dem grausamen Wahn herabgesunken war, ihn mit Menschenopfern zu versöhnen.

Man glaubte, daß Alfader durch Mißhandlungen beleidiget, aber durch Reue wieder versöhnet werde; daß man ihn daher anbeten, sich eines unsträflichen Wandels befleißigen, und keinen Menschen beleidigen müsse. Alsdann würde man nach dem Tode ewig bei ihm seyn, und der vollkommensten Glückseligkeit genießen; hingegen würde man von seinem Angesichte verstoßen und zu ewiger Qual verdammet seyn, wenn man ein böses Leben führte.

Dieses waren (die ebengedachten Menschenopfer ausgenommen, welche später aufkamen) die ältesten Glaubens- und Lebenslehren der Celtischen Völker. Wie sehr ist es zu bedauern, daß die gesunde Vernunft ihre Herrschaft so bald verlor; denn

es währte nicht lange, so fieng man an, die Götter zu vervielfältigen, welches auf diese Weise zugieng:

Man glaubte zwar noch, daß der ewige und unerschaffne Gott, oder der Allfader, alles gemacht habe, und seine Schöpfung regiere und erhalte; allein zu diesem Glauben setzte man den Afterglauben hinzu, daß er es nicht unmittelbar thue, sondern dazu eine Menge von Untergottheiten gebrauche, die ihren Ursprung aus ihm hätten, oder, wenn man lieber will, Ausflüsse seines Wesens wären. Auf diese Art, da sie dem Feuer, der Luft, dem Wasser, den Winden, den Bergen, der Erde, jedem Gestirn und jedem Dinge geistige Bewohner und Regierer zueigneten, fieng ihre Natur- und Sittenlehre an, ein leichtes Studium zu werden. Diese personificirten göttlichen Kräfte und Eigenschaften sind es, welche den Stoff zur Vielgötterey gaben, indem man mit der Zeit anfieng, ihnen göttliche Ehre

Ehre zu erweisen, und den Alfader für eine müßige Gottheit zu halten, der, zu groß, um an den allmächtigen Begebenheiten in der Natur und unter den Menschen, Theil zu nehmen, in seinem Himmelreiche ganz ruhig sitze; von dannen er aber dermaleinst kommen, und mit aller Herrlichkeit eines höchsten Gottes hervortreten würde, Gericht über Götter, Menschen, Eisriesen, Bergriesen, Elfen, Nornen, Dwerge, Herdwerge — kurz: über alles, was da hat, zu halten, und einen neuen Himmel und Erde hervorzubringen.

Diese ersten Zeiten der Vielgötterey wollen wir nunmehr betrachten, und uns dabey lediglich an die Edda und Voluspä binden; woben meine Leser zugleich den Vortheil haben werden, mit diesen beyden schätzbaren Ueberbleibseln der uralten Zeit bekannter zu werden, die noch ganz neuerlich ein Schriftsteller, dem ich recht herzlich gut bin, für fabelhafte Nachrichten von der

Geschichte der Schweden ausgab. Das sind sie nicht, lieber Freund! — verschmähen Sie diesen Namen nicht, den mir ihr Patriotismus abnöthiget. — Wohl aber ist die *Wolfs=spa*, d. i. die Offenbarung der *Wolfs*, ein erweislich uraltes Gedicht, welches die Geschichte der Schöpfung nach den Eeltrischen Begriffen, die Thaten, Begebenheiten und Nämter der Götter zc. die Lehre vom Untergang aller Dinge u. s. w. erzählt; und die *Edda* ist beynahe nichts als ein Kommentar über dieses Gedicht.

Vielleicht erwarten meine Leser, daß ich ihnen nunmehr die Götter, deren die *Edda* Meldung thut, nach der Reihe beschreibe: allein es ist noch weit bis dahin. Ich muß ihnen vorher die Geschichten der beyden Schöpfungen erzählen. — “Der beyden?” — Nicht anders; denn unsere Vorfahren nahmen nicht weniger, als zwey Schöpfungen an, von denen die zwote, oder die Schöpfung *Wodan's* sehr spät auf *Alfaders* Schöpfung

Schöpfung folgte. Lasset uns demnach die Edda vor uns nehmen.

— Aber, ehe ich weiter schreibe, sey hier: mit kund und zu wissen männiglich, daß ich meine Hände wasche, und unschuldig seyn will an allem Unheil, welches die folgenden Blätter anrichten mögten, wenn sie in die Hände der Unmündigen fallen sollten, die auf ihren Brummeisen und Maultrommeln nachdudeln, wenn Klopstock, oder die Varden Simed und Rhingulph die Teln rühren. Noch einmal sag' ichs: ich will unschuldig seyn an allem Unsinne, den diejenigen in alle vier Winde ausgehen lassen können, die mir etwa aus den folgenden Blättern das edle Rösslein, die Esche Ydrasil, die Degen klingen aus Wodan's Palast, das Einhornchen, oder die Kuh Derdumla entwenden, um ihre Liedleinchen damit aufzustafiren. Freylich treffliche Ingredienzien zu einem Hochsang*) für solche

Ver-

*) Sang, Minnesang, Hochsang, sind Worte, die bey den

Bersenänner, die mit geizigen Händen begierig zusammenraffen, was nur irgend ein altddeutsches Ansehen hat, ihre undeutschen Fragen damit durchspicken, und dann so uns verschämt sind, uns Derlen Alfsängerereyen für Bardenlieder aufzudringen. — Gerade als wenn das wesentliche des Bardengesangs in ungereimten Versen, alten Namen, rauhen Wortfügungen und Unsinn bestände! — Gott bewahre uns, daß diese Leutelein nicht dermaleinst Heimdal's Wächterhorn finden; dann würden sie drommeten, daß uns die Ohren gesten. Und sollten sie vollends dem guten Gott Thor seinen Hammer wegmausen, wehe dann euch, ihr ehrlichen Kunstrichter! ihr bösen Leute, die ihr den armen Schelmen die Rute gebt, da sie euch das Haupt hinhalten, um den Lorbeerkranz zu empfangen. Wehe euch, sage ich, wenn euch dann die heuerigen Skalden und Barden, ^{Quasers}trunken von den neueren Dichtern häufig vorkommen, und so viel sagen, als: Singsang.

Knafer's Blute, in der Kaseren ihrer Begeisternng, und noch schwindelnd vom Hochsang, für Rymthussen oder des etwas ansehen! Ich bekenne hiemit öffentlich, daß ich diesen Aufsatz nicht schreibe, um diese Hochsänger in ihrer Bosheit zu stärken; nicht, um ihnen Hübners Reimregister, welches ihnen dermalen unbrauchbar ist, zuersehen; daß ich ihn schlechterdings für sie nicht schreibe, und sollte von diesem Buche kein Bogen verkauft werden.

Dieses sey aber nicht gesagt, um diejenigen, so mit Ruhm in die Fußtapfen der Barden Slopstock, Kretschmann, und Denis treten können, zurückzusehen. Vielmehr wünsche ich herzlich, daß ihnen die folgenden Blätter, so wie die vorhergehenden Aufsätze antiquarischen Inhalts, von einigem Nutzen seyn mögen.

Also, für diesmal genug von der Sache.

Was that Alfader vor der Schöpfung der Welt? — Er hatte mit der Eieriesen
Rym

(Rymthussen) zu thun, antwortet die Edda; und da sie nun eine Beschreibung des Zustandes vor der Schöpfung geben will, beruft sie sich auf die Woluspa; daselbst heißt es:

„In der Morgenröthe der Zeit war nichts; weder Meer noch Ufer. Noch säu-
lete kein Lüftchen; keine Erde ward unter-
wärts erblickt, oberwärts kein Himmel.
Es war nichts als eine unermessliche Tiefe.
Man sah weder Bäume, noch Kräuter,
noch Gras. Es war kein Pallast der Son-
ne; der Mond wußte nichts von seiner
Kraft, und die Sterne kannten noch nicht
die Stellen, wo sie künftighin funkeln sollten.“

Sogar, fährt nun die Edda fort, ist Niß-
heim (der Aufenthalt derer, die an Krank-
heiten oder Altershalben starben) um vie-
le, viele Winter älter als die Erde. Das
allererste aber, was da war, ist eine helle,
lichte, brennende Welt, in der niemand
wohnen kann, der dort nicht einheimisch ist.

Diese

Diese liegt gegen Mittag an der äußersten Grenze der Schöpfung, und heißt Muspellsheim d. i. Muspells Wohnung. Dort herrscht Surtur, (der Schwarze) in seiner Hand führt er ein flammendes Schwerdt; er wird am Ende aller Dinge voll Trug und List kommen, und alle Götter überwinden. Eine bewegliche Sonne wird auf seinem Schwerte strahlen; er wird die Welt und den geborstnen Himmel den Flammen Preis geben u.

An den entgegengesetzten Gränzen, gegen Mitternacht liegt Niflheim. Mitten in Niflheim ist ein Quell, Zwergelmer genannt, aus welchem verschiedene Ströme entspringen, als die Todesangst, der Freudenhaß der — Doch die übrigen Namen will ich meinen Lesern erlassen.

Zwischen diesen beyden Vertern oder Welten Muspellsheim und Niflheim lag die oben gedachte unermessliche Tiefe, in welcher, wie wir im folgenden Stücke erzählen werden, die erste, oder Alfaders Schöpfung vorgieng.

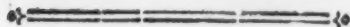
Von

Von der Entstehung der erwehnten zween
Lerter sind wir nicht im Stande, unsere Le-
ser zu unterrichten, weil alle Quellen davon
schweigen, und sich an der Anzeige begnügen,
daß beyde viel eher da waren, als irgend ein
andres erschaffnes Wesen. Eben so müssen
wir unsre Unwissenheit in Ansehung Surtur's
und Muspell's bekennen. Wir wissen ihre
Namen, wir wissen, daß Surtur und die Kin-
der Muspell's dereinst den Untergang aller
Götter (Alfader ausgenommen) und das En-
de der Welt bewirken sollten. Weiter lehrt
uns die Edda nichts von ihnen.

Der

Deutsche.

Ein und siebenzigstes Stück.



Wir haben im letzten Stücke die Lage der Tiefe zwischen Niflheim und Muspellsheim angezeigt, und bitten unsre Leser, sich der Flüsse zu erinnern, die aus dem Brunnen Hwergelmer entspringen.

Nun verstehe ich die Edda so, daß diese Flüsse sich so weit von ihrem Quell entfernt, daß sie sich endlich bis an die äußersten Grenzen Niflheims ergossen. Von hier, wo sie nun keine Ufer und kein Lager mehr hatten, flossen sie hinab in die Tiefe. Das höllische Gift und Euter, so in diesen Strömen floß, verhärtete sich, wenn es an Niflheims Grenzen kam, und lagerte sich in die Tiefe, wo es nicht mehr floß, sondern

Sechster Theil.

I

das

das erste Eis wurde. Das, dem Gifte bengenmischte Wasser, löbete sich, unter wärendem Hinabfallen in die unermessliche Tiefe, in Dünste auf, welche ebenfalls froren, und sich auf das erste Eis lagerten. Auf die Art entstanden in der Tiefe verschiedene Schichten von Eis und gefrorenen Dünsten, und das mittlernächtliche Theil der Tiefefüllte sich nach und nach mit solchen Dünsten und Eise an. Das Innerste aber dieses Eis- und Dunstberges war mit Sturmwinden erfüllet.

Hingegen an der entgegenliegenden Seite der Tiefe häuften sich die feurigen Ausflüsse und Funken, welche aus Muspellsheim kamen. Diese bildeten sich hier zu einer Art von Schlacken, und füllten das mittägliche Theil der Tiefe, in welcher nun beständig von der Mithheimer Seite ein schrecklicher Frostwind stürmte, da indessen die nach Muspellsheim belegne Gegend glühend und leuchtend war. In dem

Dem ledigen, zwischen diesen beiden Ausfüllungen belegenen Theile der Tiefe war eine leichte und ruhige Luft, ungefähr so, wie die Luft an einem heiteren Frühlungstage bei vollkommner Windstille seyn mag.

Da sandte Alfader einen warmen Hauch, welcher die gefrorenen Dünste in Tropfen schmelzte; und aus diesen Tropfen entstand durch die Kraft desjenigen, der den warmen Hauch gesandt hatte, ein Mann, Ymer genannt. Er ist der Stammvater aller Riesengeschlechter, die ihm aber den Namen Bergelmer beylegen. Diese Nachricht der Edda wird durch die Voluspa bestätigt; denn so oft es möglich ist, ist diese die Quelle, woraus jene schöpfer.

Wer übrigens zu wissen verlanget, auf welche Art dieser Ymer sein Geschlecht fortgepflanzt habe, und was die Alten von ihm dachten: der kann es vom Jafnhar in der Edda erfahren. "Wir halten, sagt

er, den Ymer für seine Gottheit, denn er war ein Bösewicht, und taugte eben so wenig als seine Nachkommen mit einander. Wie er schlief, brach ihm ein Schweiß aus, und aus seiner linken Achsel entsprang ein Sohn und eine Tochter; auch zeugten seine beyden Füße mit einander einen Sohn. So entstand das Geschlecht der Rymchussen, oder Riesen. Im Vorbengehen muß ich die Anmerkung machen, daß das Wort Thussmir, und so viel ich gelesen habe, jedem Schriftsteller vor mir, unübersetzbar sey. Ich glaube, dieses und andre Wörter von der Art, mit eben dem Rechte im Deutschen durch Riesen bezeichnen zu dürfen, mit welchem man Titanen und Giganten durch Riesen giebt. Dwerger, Herdwenger 2c. übersehe ich durch Zwerge. Nach den Begriffen des großen Haufens, hätte ich diese Erd- und Bergteufel Unterirdische nennen müssen.

Zugleich mit dem Ymer, entstand aus den geschmolzenen Dünsten auch die Kuh Dedumla. Aus dem Euter dieses Thiers flossen vier Ströme Milch, welche dem Ymer zur Nahrung diene. Ihres Theils nährte sich die Kuh Dedumla durch das Lecken etlicher mit Reis und Salz bedeckten Steine.

Dieses Lecken war abermals der Grund einer neuen Schöpfung; einer Erschaffung der Götter. Denn, als die gute Kuh Dedumla den ersten Tag hindurch an den gedachten Steinen gelecket hatte, wuchs aus ihnen am Abend des ersten Tages Menschenhaar hervor. Die Kuh fuhr am folgenden Tage fort, und am Abend desselben war schon ein vollständiges Menschenhaupt da; am Abend des dritten Tages aber ein vollkommener Mann, von ungemeiner Schönheit und Stärke. Diesen Mann nennet die Edda Bur. Auf eine Art, die wir nicht wissen, zeugte er den Bor, welcher sich mit

der Tochter des Riesen Baldorn, Namens
 Beyla vermählte, und in dieser Ehe dreyen
 Söhnen, Wodan, Wil, und We, das
 Leben gab.

Nun setzt die Edda drey Glaubensart-
 ikel fest:

1) Daß Wodan mit seinen Brüdern,
 Himmel und Erde regiere.

2) Daß Wodan, d. i. der gute Gott,
 sein wahrer Name sey.

3) Daß er der vornehmste und mäch-
 tigste unter den Göttern sey.

Von nun an wird Alfaders nicht mehr
 in der Edda gedacht. Zwar kommt dieses
 Wort noch häufig vor: allein es bezeichnet
 allemal ohne Ausnahme den Wodan.
 Wohl aber gedenkt die Wolsu:pa noch ein-
 mal dieses höchsten Wesens, wenn sie von
 dem Ende der Welt redet. Wir werden
 diese Stelle gehörigen Ortes anführen.

Wir wenden uns nunmehr zu der
 Schöpfung Wodan's, oder zu der Er-
 schaffung

schaffung des Himmels, der Erde und der Menschen. Hievon lehrten unsre Vorfahren folgendes:

Die Götter, das heißt: die obgedachten drei Söhne des Bor, lebten mit den Riesen, welche keine gutartige Wesen waren, nicht in gutem Vernehmen. Sie tödteten den Riesen Ymer, aus dessen Wunden eine solche Menge von Blut strömte, daß alle Rymthussen darinn ersäufet wurden, einen einzigen, Namens Bergelmer, ausgenommen, der sich nebst allen den Seinigen in ein Fahrzeug warf, und auf diese Weise der Sündfluth entkam, welche alle übrigen Geschlechter der Eisriesen ausrotete. Wegen dieser klugen Flucht wird er in alten Liedern der weise Riese genannt, und er ist der Stammvater aller nach Wodan's Schöpfung lebenden Rymthussen.

Die Söhne Bor's nahmen hierauf Ymers Leichnam, schleppten ihn in die obgedachte Mitte der ungeheuren Tiefe,

die noch zwischen dem Eisberge gegen
 Mistheim, und dem Feuerberge gegen Mus-
 spelloheim befindlich war, und machten die
 Erde daraus. Aus seinem Schweiß und
 einem Theile seines Blutes machten sie
 Seen und Flüsse; aus seinen Gebeinen die
 Gebirge; aus seinen Zähnen Klippen, Fels-
 sen und Steine; aus seinen Haaren Bäu-
 me und Kräuter; und aus einem andern
 Theile seines Blutes machten sie ein groß-
 ses Meer, in dessen Mitte sie die runde Erde
 befestigten. Das Becken oder den Raum,
 der dieses große Weltmeer in sich enthielt,
 verfertigten sie aus den Markknochen des
 Riesen, und die Ufer desselben wiesen sie
 den Rymthussen zum Aufenthalte an.

Aus der Hirnschale des Riesen mach-
 ten Vor's Söhne den Himmel, dessen Ge-
 wölbe sie ringsum auf die Erde stützten.
 Uebrigens theilten sie denselben in vier
 Theile, und ordneten jedem Theile einen
 Zwerg zu, ihn zu halten. Die Zwerge hie-
 ßen

sen Ost, Süd, West, und Nord. Noch war es aber dunkel in der neugeschaffnen Welt.

: Darauf hohnten die Söhne Bor's Feuer aus Muspellsheim, und vertheilten es oben an dem Gewölbe des Himmels, damit es hell in ihrer neuen Schöpfung sehn mögte. Einem jeden dieser Lichter bestimmten sie seinen eignen Platz; daher die Worte der Woluspa: "Die Sonne wußte noch ihren Pallast nicht; der Mond wußte noch nichts von seiner Kraft, so wenig die Sterne ihre künftige Stelle kannten." Aber von nun an wurde ein Tag von dem andern unterschieden, und Jahre gezählet.

Die Erde war rund, nach den Lehrsätzen unsrer Vorfahren, und rings um die Mitte derselben hatte Wodan und seine Brüder eine Festung wider die Riesen aus Ymer's Augenbrauen gebauet, und Midgard genannt. Nun war den Söhnen des Bor noch das Gehirn des Riesen übrig;

dieses ~~würfen~~ sie in die Luft, und machten
Wollen daraus.

Wir finden nicht, wie lange sie ihre Welt
ohne Bewohner ließen; wohl aber erzählt
uns die Edda, wie es mit der Schöpfung
des Menschen zugeht. Die drei Brüder
spazierten an einem schönen Tage am Ufer,
da erblickten sie zwei schwimmende Stücke
Holz: Sie zogen dieselben an das Land, und
machten aus dem einen Stücke einen
Mann; aus dem andern eine Frau. Der
erste von Bor's Söhnen gab diesen Ges-
chöpfen das Leben und die Seele; der zwey-
te gab ihnen Verstand und das Vermögen,
sich zu bewegen; vom dritten erhielten sie
Gesicht und Gehör — vermuthlich auch
die übrigen Sinne; überdem gab er ihnen
die Sprache, und lehrte sie, sich zu kleiden;
auch legte er ihnen Namen bey. Den
Mann nannte er Ask, (Esche) und die
Frau Embla, (Erle) vielleicht, weil das
Holz, woraus sie gemacht waren, von dies-
sen

sen beyden Bäumen war. Diese sind, wie unsere Väter lehrten, die beyden ersten Menschen, von welchen das ganze Menschengeschlecht abstammet, und denen die Götter ihren Aufenthalt in der Nähe von Midgard anwiesen.

Bey einem solchen Lehrgebäude war es nicht schwer, den Urfprung der Sonne und des Monden zu erklären, da man einmal das Daseyn der Feuerstadt Muspellshheim weit vor die Erschaffung dieser Welt hinaussetzte. Die Söhne Bor's durften sich, wie wir erzählt haben, nur dorthin bemühen, um einige Feuerklumpen herzuholen, und sie an dem Himmel zu vertheilen. Aber nun kam es darauf an, auch den regelmäßigen, und an eine festgesetzte Ordnung gebundnen Lauf dieser beyden Lichter, ihre Verfinsterungen, die Flecken im Monde und seine Veränderungen, das Abwechseln des Tages mit der Nacht, u. s. w. zu erklären. Wir wollen sehen, wie unsere Alten das anfiengen.

Sie

Sie nahmen ein Land an, Namens **Jotunheim**, oder **Jurtenheim**, dessen in den ältesten Schriften vielfältig gedacht wird, und worüber sich die Ausleger derselben die Köpfe sehr zerbrechen, ohne mit erröthlicher Wahrscheinlichkeit etwas ausmachen zu können. Die Edda meldet, der erste Bewohner dieses Riesenlandes sey der Riese **Vor** gewesen. Vor hatte eine Tochter, schwarz, wie ihr ganzes Geschlecht; diese Tochter war die **Nacht**. Nachdem sie vorher zweymal verheirathet gewesen, vermählte sie sich zum drittenmal mit **Daglinger**, einem vom Geschlecht der **Asen**, (**Götter**) und aus dieser Ehe wurde der **Tag** gezeuget, welcher, gleich dem ganzen Geschlechte seines Vaters **Daglinger**, schön und leuchtend ist.

Da nahm **Alfader** — — Ich bitte meine Leser, die vorhin gemachte Anmerkung nicht aus der Acht zu lassen, daß, seitdem zum erstenmal der **Söhne Vor's** gedacht ist,

ist, unter dem Namen Alfader nicht mehr das allerhöchste Wesen, sondern Wodan verstanden werde. — Da nahm Alfader die Nacht und den Tag, und setzte sie an den Himmel. Er bestimmte sie dazu, daß sie beide wechselsweise rings um die Welt reisen sollten. Zu dem Ende schenkte er jeden von ihnen ein Ross und einen Wagen. — Mich dünkt, es ist schon irgendwo in diesen Blättern, nach dem Tacitus,^{*)} gesagt, daß die alten Deutschen nicht nach Tagen, sondern nach Nächten rechneten, indem die Nacht den Tag gleichsam herbeiführe. Hier finden wir den Ursprung dieser Gewohnheit. Die Nacht, als Mutter, hatte den Vorzug, und vollendete zuerst mit ihrem Rasse Kymfara (Eismähne) die Fahrt um die Welt. Mit dem Schauwe, der vom Gebisse ihres Pferdes träufelt, besenchtet sie die Erde; das ist der Thau. Wenn sie ihre Reise vollendet hat,

bez

^{*)} Germ. c. XI.

besteigt ihr Sohn, der Tag, seinen Wagen, und fährt mit seinem Rosse um die Welt. Dieses Pferd hat, wie jenes, den Namen von seiner Mähne; es erleuchtete mit derselbigen Luft und Erde, und hieß Skinnfara, d. i. Lichtmähne. Nun war der Wechsel des Lichts und der Finsterniß erklärten. Der Lauf der Sonne und des Monden war noch übrig. Um diesen so wohl, als auch die Verfinsterung dieser beiden Himmelslichter begreiflich zu machen, erzählt die Edda folgendes:

Es war einmal ein Mann, der hieß Mundilfara. Dieser hatte zwei so außerordentlich schöne Kinder, daß er seinen Sohn Mana (Mond) nannte, und der Tochter den Namen Sunna (Sonne) beilegte. Diese letzte vermählte sich zwar mit einem gewissen Glenner: aber die Söhne Bor's nahmen es übel, daß sie so übermüthig gewesen waren, sich solcher erhabenen Namen anzumessen, und nahmen sie von
der

der Erde weg, Sie fanden es für gut, beide an den Himmel zu versetzen, und trugen der Tochter auf, inskünftige den Wagen der Sonne zu führen. Zu dem Geschirr der Sennepferde fügten die Götter zweien Schläuche für jedes Reß, welche unter demselben befestiget wurden; diese waren mit Luft gefüllet, und dienten dazu, die Pferde abzukühlen. Daher kömmt, nach der urältesten Sage, die kühle Morgensluft. Die Besorgung des Mondenlaufs und seiner Abwechselungen wurde hergelegen dem Mana aufgetragen.

Als Mana einmal den Mond führte, erblickte er zwei Kinder auf der Erde, Nazmens Bil und Hiuk, welche letztere an einem andern Orte der Edda auch Sol genannt wird. Diese beiden Mädchen hatten Wasser geschöpft, und trugen ihren Krug an einem Stabe auf den Schultern. Mana nahm die Kinder weg, ich weiß nicht, aus was für einer Ursache; sie begleiteten

ten den Mond beständig mit ihrem Wasserkrüge, und bis auf den hertigen Tag, wie man solches (sehe die Edda hinzu) ganz deutlich und ohne Mühe von dieser Erde aus, wahrnehmen kann. —

Von der Schnelligkeit im Laufe der Sonne und des Mondes geben unsre Väter gleichfalls auf ihre Weise einen Grund an, indem sie zugleich die Sonnen- und Mondfinsternisse erklären. Und wenn wir ihnen glauben, so hatte die liebe Sonne Ursache genug, ihren Weg zu beschleunigen. Wem nach mehreren Proben der Eeltischen Physik lüftert, dem zu gefallen wollen wir im folgenden Stücke von den beyden Wölffen reden, welche auf diese zwey Gestirne beständig Jagd machten, und für diesesmal damit schließen, daß es ein Glaubensartikel unsrer Vorfahren war, daß am Ende aller Dinge Sonne und Mond von gedachten Wölffen würden gefressen werden.

D e u t s c h e.

Zwey und siebenzigstes Stück.



Har giebt in der Edda dem Gangler folgenden Bericht von den beyden Wölfen, deren wir am Schluffe des vorhergehenden Stückes gedachten. Nach der Morsgenseite der Festung Midgard, sagt er, wohnet in dem Haine Jarnwid, eine alte Riesinn, welche die beyden Wölfe und verschiedne andere Riesen gebohren hat, so insgesamt die Gestalt wilder Thiere haben. Einen unter den Wölfen giebt man als den allerschrecklichsten an, der heist Managarm, und ist ein Ungeheuer, das sich von dem Leben derjenigen Menschen nähret, die dem Tode nahe sind. Manchmal greift er den Mond an, und röthet den Himmel und die Wollen mit Blut.

Sechster Theil. U te.

te. Auf eben die Art wird auch die Sonne verdunkelt. Zu mehrerer Bekräftigung beruft sich die Edda, ihrer Gewohnheit nach, auf die weit ältere Wolsuspa, welche eben das, beynahe mit denselben Worten sagt, und noch hinzusetzt: Der Vater der Zucht, welche die alte Zauberinn in dem Haine Jarnwind zur Welt bringt, sey der Wolf Fenris, den ich in der Folge meinen Lesern bekannt machen werde; "und Mas "nagarmet werde dereinst, mit der Beute "der übrigen Riesen beladen, kommen, und "die himmlischen Heerschaaren mit Blute "färben. Ein Jahr darauf werde das Son: "nenlicht vergehen, und verheerende Win: "de von allen Enden blasen."

Wie nun die Söhne des Bor auch mit ihrer Einrichtung der Gestirne fertig waren, baueten sie, recht in die Mitte der Schöpfung, ihre Burg Asgard. Dieses war der Ort, wo die Asen (Götter) und die zu ihrem Geschlechte gehörten, sich aufhiel: ten.

ten. Hier stand Wodan's Thron, dessen man sich aus einer Anmerkung zum achtzehnten Stücke dieser Schrift erinnern wird, auf dem erhabnen Plaze *Síðisfrjálf*.

Hierauf ordnete Alfader Wodan ein Gericht an, welches aus zwölf Richtern bestand, die ihm ein Theil der Regierungslast abnehmen, und sonderlich über die Vorfälle unter den Menschen richten sollten. Diese Richter sind die übrigen Götter, oder diejenigen vom Geschlechte der Asen, welche der Mensch zu verehren und anzubeten schuldig war. Auch nennt uns die Edda unter den Göttheiten weiblichen Geschlechts vierzehn, welche gleichermassen auf die Verehrung der Menschen Anspruch machten. Diese Götter und Göttinnen wollen wir nun nach der Reihe betrachten.

Man kann mit gutem Grunde, besonders in Absicht der nordischen Eelten, diese dreyzehn Götter und vierzehn Göttinnen

in Gottheiten vom ersten und zweyten Rang eintheilen.

Zu der ersten Klasse gehören drey: Wodan, Frigga und Thor.

1) Wodan oder Guodan, den die nordischen Völker Odin nannten, war ein Sohn des Bor und der Beyla, und ein Enkel des Bur; folglich der erste und älteste Gott. Er war es, auf dem die Regierung aller Dinge beruhete; und alle übrigen Götter, so mächtig sie auch waren, ehrten und gehorchten ihm, wie Kinder dem Vater. Dieses sind die eignen Worte der Edda.

Er wird Alfader genennet, weil er der Vater und Ursprung aller Götter ist, und weil er Himmel, Erde, Menschen, und alles hervorgebracht hat. Er heist Vater der Schlachtern, weil er alle die für seine Kinder erkennet, die im Gefecht, mit den Waffen in der Hand, sterben, denen er auch nach ihrem Tode den Aufenthalt im Walhalla und Wingolf anweist. Aus eben dem Grunde,

Grunde, und weil diese Helden auch in Walhalla noch Helden waren, und unter Wodan dienten, heißt er Vater der Heerschaaren. Außerdem werden ihm noch hundert und etliche und zwanzig Namen bengelegt, welche die Skalda sämtlich anführt, und die wir hier der Kürze aufopfern.

Die Edda giebt von dieser großen Zahl der Namen Wodans einen sehr guten Grund an, den ich hersetzen will, weil man ihn bey verschiedenen andern Beweisen als einen Grundstein ansehen kann. "Die Hauptursache, sagt sie, warum Wodan so viele und verschiedene Namen erhalten hat, liegt in der Verschiedenheit der Mundarten und Sprachen. Denn jedes Volk wollte ihn anbeten, und gab ihm in seiner eigenen Sprache einen Namen." Die übrigen Benennungen sind ihm theils wegen seiner Eigenschaften bengelegt, theils sind sie aus denen Begebenheiten

entspringen, die ihm auf seinen Reisen zur
 fließen, von denen die uralte Sage vieles
 erzählt. Alle diese Namen mußte man
 vormals wissen, und von der Ursache eines
 jeden Rechenschaft geben können, wenn
 man zu den Gelehrten gezählt seyn wollte.
 Vom Wodan hatte wiederum der Mitt-
 wochen seine Benennung, und hat sie, wie
 es scheint, bey den Britten noch bis auf den
 heutigen Tag.

Wodan hatte beständig, statt der Hun-
 de, zween Wölfe zu seiner Begleitung, Na-
 mens Geri und Freki; zween Raben saßen
 auf seinen Schultern, der eine hieß Zugin,
 (Geist, Gedanke.) Der andre Mininn,
 (Gedächtniß.) Diese beyden Raben ließ
 er täglich ausfliegen. Sie flogen durch die
 ganze Welt, und gegen die Tischzeit kamen
 sie wieder zu Wodan, setzten sich auf seine
 Schultern, und erzählten ihm alles, was
 sie gesehen und gehöret hatten. Daher kam
 es, daß Wodan so viel wußte, und daß man
 ihm

ihm den Namen **Rafnagod** (Rabengott) beylegte.

Wodan's Rüstung war von seinem Golde, und gab einen herrlichen Glanz von sich. Sein Schwert hieß **Gygner**. Sein Audienzsaal war mit hellgeschliffnen Schwertern, glänzenden Rüstungen und schönpolirten Schildern tapeziret, wodurch das Zimmer so erhellet wurde, daß man weder Sonne noch Licht bedurfte. Von seiner Residenz werden wir an einem andern Orte reden.

2) Die nächste der Gottheiten vom ersten Range ist **Frea, Fräa**, oder besser: **Frigga**. Man muß sie nicht mit einer andern Göttin **Frea, Freya**, oder **Fräa**, von der wir künftig das nöthige beibringen werden, verwechseln, wiewohl es scheint, daß diese beiden Göttinnen in der Folge selbst von den Celten verwechselt worden. Die **Fräa**, oder **Frigga**, von der ich hier rede, ist die Gemalin Wodan's, und

11 4 hat

hat einen gewissen Fiorgun zum Vater. Im mystischen Verstande wird sie auch Wodan's Tochter genannt. Die Edda meldet, daß Frigga die Mutter des Gottes Thor sey; und an einem andern Orte giebt sie der Mutter des Thor den Namen Jord, d. i. Erde. Mich wundert, daß dieser Umstand, so viel mir wenigstens erinnerlich ist, durchgängig außer Acht gelassen worden; und sogar von denen Schriftstellern nicht bemerkt wird, die mit Recht, wie uns dünkt, behaupten, daß Frigga und Hertha einerley, und dieselbe Gottheit sey, die bey Tacitus*) Herthus, und Terra mater genannt wird.

Diese Frigga, Jord, Hertha oder Mutter der Erde war die einzige Gottheit, welche die Zukunft kannte; doch offenbarte sie nicht, was sie mittelst dieser Kenntniß vorher sah, wie solches aus dem erhellet, was Wodan einst zum Völk sagte: Wahnsinniger Völk! wie willst du das Schicksal ergrün-

*) Germ. c. XL.

gründen? Frigga allein kennet die Zukunft, aber sie offenbaret sie niemanden."

Wir haben bereits gesagt, daß sie Wodan's Gattinn sey. Diese Ehe ist der Grund des ganzen Geschlechts der Götter oder Asen. Daher wird sie die Mutter der Götter, und in der Skalda die Königin der Götter genannt. Sie hatte einen herrlichen und über alle Beschreibung prächtigen Pallast, Namens Fensal, und drey andere Göttinnen standen unter ihren besondern Befehlen, nemlich:

a) Fylla oder Filla, eine Jungfer mit schönen, langen, über die Schultern herabschwebenden Haarlocken, und einem goldenen Stirnbande, war der Frigga Kammerjungfer und Vertraute, der sie ihre verborgensten Geheimnisse mittheilet.

b) Lyna oder Llyn. Dieser vertrauet Frigga die Vorsorge derjenigen Menschen, welche sie vor irgend einer Gefahr schützen will.

c) Gna



c) Gna wird von Frigaen gebraucht, ihre Vorthschaften im Himmel und auf Erden auszurichten; zu dem Ende ist sie mit einem Pferde versehen, welches in der Luft so sicher läuft, als auf dem Erdboden, und sich weder durch Feuer, noch irgend ein Hinderniß, aufhalten läßt.

Uebrigens hat, wie wir schon längst einmal bewiesen haben, der Frentag von Frigga seinen Namen.

3) Thor, Thoro, der Donnergott der Deutschen, war, dem Range nach, die dritte unter den obersten Gottheiten. Ich setze ihn in die erste Klasse, weil es erweislich ist, daß er von den nordischen Völkern in der That dem Wodan und seiner Gemalinn an die Seite gesetzt, und mit diesen beyden absonderlich verehret worden. Doch liegt uns diese Eintheilung nicht so sehr am Herzen, daß wir nicht gern einem jeden seine Meinung darüber lassen sollten, ungeach-

tet

tet zum Vorthail der unstrigen, außer dem vormals so berühmten Tempel zu Upsala, noch andere Beweise reden.

Dieser Gott, dessen Name nur selten ohne den ehrenvollen Zusatz Asa genannt wird, stand bei Göttern und Menschen in überaus großem Ansehen; mehr wegen seiner Eigenschaften, als weil er der Erstgebohrne Wodan's und der Erde (Frigga's) war. Seine Stärke wird so groß beschrieben, daß wider ihn nichts lebendiges bestehen konnte. Er war sehr schnell, deswegen hat er den Namen *Alfe-Thor*. Er war den Menschen sehr geneigt; hergegen haßte und verfolgte er die Riesen, Trolle, bösen oder schwarzen Elfen, (*Daukalsar*) und andern bösen Wesen, denen er, so oft er sie ertappte, mit seinem Hammer (*Donner*) die Köpfe zerschmiff.

Adamus Bremensis, ein Schriftsteller aus dem eilften Jahrhundert, hält dafür, man habe diesem Gotte die oberste Gewalt über

über Wind und Wetter zugeschrieben. Ich nenne meinen Mann, weil ich seine Meinung auf ihrem Werthe beruhen lassen muß, indem ich sie durch keinen andern gültigen Schriftsteller bestärkt, doch auch nicht widerlegt finde. Die Edda begnügt sich, ihn den Allerstärksten unter Göttern und Menschen zu nennen, und an einem andern Orte, wo von Loke's Flucht die Rede ist, legt sie ihm so viel Stärke bey, als allen übrigen Göttern zusammengenommen, selbst Wodan mit eingeschlossen. Kein Wunder also, daß er bey unsern Vätern (unter denen man, bekannter maßen, stark seyn mußte, um angesehen zu seyn) wegen seiner Leibesstärke und Tapferkeit eben so angesehen, als, wegen seiner guten Gemüthsart, beliebt war.

Sein Reich, welches ihm die Edda und weit ältere Gedichte belegen, hieß Thrudwangr; in demselben hatte er einen Pallast, der für die größte Wohnung

nung gehalten wurde, und aus fünfshundert und vierzig Gemächern bestand. Sein Wagen, dessen er sich bediente, wenn er gegen die Riesen zu Felde zog, wurde von zween Böcken gezogen, die, wie man sich aus dem sieben und sechszißten Stücke erinnern wird, eine treffliche Art von Thieren waren. Von ihrem Laufe, der die Winde übereilte, hat Thor einen besondern Benennamen erhalten.

Ueberdem besaß Asa: Thor drey kostbare Stücke, welche man mit allem Recht Kleinode nennen kann; nemlich: den mehrerwähnten Streithammer, welchen er Mjolner nannte. Diesen, sagt die Edda, können die Eis- und Bergriesen auf ein Haar, wenn er, durch die Wolken geschleudert, daher fährt. Kein Wunder, setzt sie hinzu, denn er hat ihren Vätern und Verwandten Köpfe genug gekostet. Dieser Hammer hatte die Eigenschaft, daß er, wenn Thor ihn fortschleuderte, von selbst
in

in seine Hand zurück kam. Allein er selbst, der Donnergott, durfte diesen seinen Donner nicht mit bloßen Händen angreifen, sondern er mußte nothwendig sein zweytes Kleinod, ein paar eiserne Handschuhe dazu haben, die stützigen, mit welchen Molner angegriffen werden konnten. Das dritte Stück war eben falls unschätzbar, und bestand in einem wunderbaren Gürtel, welcher die Kräfte des Gottes, so oft er sich damit umgürtete, um die Hälfte vermehrte. Dieser Stücke bediente er sich, wenn er die Rymthussen, und andre hößartige Wesen ihres Gelichters, seinen Haß empfinden ließ. Nicht selten suchte er sie in ihrer Helmath auf. Ich habe bereits im fünf und zwanzigsten Stücke, S. 390 u. f. eine Stelle angeführt, auf die ich meine Leser wegen dessen, was ich hier noch zu sagen hätte, verweise.

Nach der Edda soll übrigens der Gott Thor so viel bewundernswerthe Thaten verrichtet haben, daß keines Menschen Gelehrigkeit sie alle begreifen könne. Wir haben in den vorhergehenden Blättern bereits einige Proben derselben gegeben,
und

und werden auch künftig noch Gelegenheit haben, mehr davon zu reden.

Die Skalda giebt dem Gott Thor zwölf Namen, und nach ihm wurde der Donnerstag benennet.

Wir wenden uns nunmehr zu den Göttheiten vom zweiten Range; und zwar erst zu den Göttern.

1) Valder wird uns zuerst von der Edda genannt. Er war der zweite Sohn Wodan's und der Frigga, und ein ungemein gutartiger und menschenfreundlicher Gott, deswegen wird er auch der Gute genennet. Unsre Väter, welche der Meinung sehr zugethan scheinen, daß eine schöne Seele gern in einem schönen Körper wohne, beschreiben ihren lieben Valder als einen Gott von so außerordentlicher Schönheit und einer so herrlichen Gestalt, daß es das Ansehen habe, als verbreite er Strahlen rings um sich her. Auch war sein Haar von einer so angenehmen Farbe, daß man, ihm zur Ehre, die weißeste der Blumen Valder's Augenbrauen nannte. Dieser gütige Gott besaß eine treffliche Be-

rede

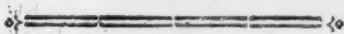
redsamkeit; aber das war ihm eigen, daß jeder Ausspruch, der aus seinem Munde gieng, schlechterdings unveränderlich und unwiederrüßlich war. — Vielleicht war er bey den Celten, was Fides und Veritas im Olymp waren. —

Seine Gemalinn hieß Nanna. Er wohnte in der himmlischen Stadt Breidablick, in welcher nichts Unreines bleiben konnte. „Ich weiß, sagt ein altes Lied, daß in Balders Vallästen Säulen stehen, worinn Runen eingegraben sind, durch deren Kraft man die Todten herauf rufen kann.“

Unter allen Göttern hat Valder der Gute unstreitig das seltsamste Schicksal gehabt. Ich werde nicht ermangeln, diese Geschichte, welche den Göttern und Menschen, ja, der ganzen Natur, die einzige alte Zauberinn Thor ausgenommen, so viele Thränen kostete, am gehörigen Orte einzuschalten. Auch behalte ich mir vor, mich, zu seiner Zeit, hinlänglich über die Runen, oder zauberischen Charakter der nordischen Völker, zu erklären.

Deutsche.

Drey und siebenzigstes Stück.



Wir fahren fort, unsre Leser mit den Göttern, die, der Edda zufolge, angebetet wurden, bekannt zu machen.

1. 2) **Njord**, der in vielen Stücken mit dem Neptun der Römer übereinkommt, wird zunächst nach Balder genannt. Er hatte den Wind und das Meer in seiner Gewalt, und man rief ihn an, daß er Schiffsfarth und Fischen segnen mögte. Auch die Jäger beteten ihn an, und die, so in Feuersgefahr waren. Von Gemüthsart war er jähzornig. Um ihn bey guter Laune zu erhalten, wurden ihm von einigen celtischen Völkern Früchte, Thiere, und auch Gold geopfert. Njord ist so reich, sagt die Sechster Theil. Edda,

Edda, daß er denen, die ihm dienen, Länder und Schätze geben kann. Sein Aufenthalt hieß Noatum.

Seiner Herkunft nach, war Niord eigentlich nicht vom Geschlecht der Asen, sondern er stammte aus Vanheim her. Seine Landesleute schlossen einst, nach einem langen Kriege, einen immerwährenden Frieden mit den Göttern, wobei von beider Seiten Geißel gegeben wurden. Sie gaben den Niord, und die Götter den Laner.

Niord vermählte sich mit Skada, einer Tochter des Bergriesen Thiaffa. Seine Gemalin zog aber den Aufenthalt ihres Vaters in den Gebirgen dem am Meer belegnen Wohnsitz des Niord vor. Sie schlossen daher unter sich einen Vergleich, daß sie instünftige allemal von zwölf Nächten dreyn am Seeufer und neune in den Gebirgen zubringen wollten. Die Edda führet noch ein Lied an, welches Niord

Njord einmal dichtete, als er aus den Bergen zurück kam, dieses Inhaltes:

„Zu wider sind mir die Bergwohnungen! Neun Nächte wohnt' ich nur da, aber wie lang dünkten sie mir! Statt des lieblichen Schwanengesanges, von dem die Ufer erschallen, hört man dort nichts, als das Geheul der Wölfe.“

Skada nahm, wie es scheint, diesen Gesang nicht sonderlich auf; denn sie antwortete ihm in einem andern Liede:

„Schlaf ich etwa ruhiger auf dem Lager des Meerergottes, wo mir mit jedem Morgen die Vögel des Hains durch ihre Stimme den Schlummer verschonen?“

Hierauf kehrte sie zu den Wohnungen ihres Vaters zurück, wo sie ihre Schlittschuhe unterbindet, und mit Bogen und Pfeilen das Wild verfolgt.

3) Der Gott Frey und die Göttin Freya oder Fräa waren Njord's Kins

der, und in seinem Aufenthalt zu Noatun
gebohren. Beide waren schön, gutartig,
wohlthätig und sehr mächtig. Frey wird
als der sanftmüthigste unter allen Göttern
beschrieben. Von ihm hieng Regen und
Sonnenschein, Mißwachs und Gedeihen
aller Früchte ab; zudem war er der Gott
des Reichthums und des Friedens. Grün-
de genug, ihn zu verehren. Er war der
Schutzgott von Schweden, so wie Asa-
Thor (wie wir schon im sechszehnten Stüs-
cke gesehen haben) der Landås oder Schutz-
gott von Norwegen war. Frey besaß ein
Schwert, welches von selbst ein schreckli-
ches Blutbad anrichtete, so bald sein Besi-
zer es ihm gebot. Von seiner Schwester,
der Freya, werde ich weiter unten in dem
Abschnitte reden, den ich den Göttingen be-
stimmet habe.

4) Der folgende Gott übertraf alle
übrigen an Kühnheit und Unererschrenk-
heit. Er war kein Freund des Friedens un-
ter

rer den Menschenkindern; hergegen stau-
den die Krieger unter seinem besondern
Schutz, und von ihm mußten die schlagens-
den Heere den Sieg erwarten. Sein Name
ist Tyr, und meine Leser kennen ihn schon
aus dem zehnten Stücke dieser Schrift als
den Mars der Deutschen. Seine Tapfer-
keit und Klugheit waren so groß, daß beyde
zum Sprüchwort wurden.

Er hatte nur eine Hand. Die andre hats-
te ihm der Wolf Fenris abgebissen. Die
Alten erzählten den Verlust derselben, als
einen Beweis seiner Unererschrockenheit.

5) Auf Tyr folgt Brage, ein schöner
weiser, beredter und thätiger Gott, von
majestätischem Ansehen. Wir brauchen an
diesem Orte nichts von ihm zu sagen, weil
meine Leser bereits alles, was hieher gehö-
ret, nebst einer hinlänglichen Nachricht
von seiner Gemahlinn Iduna und ihren
wunderbaren Äpfeln, im sechs und zwanz-
igsten Stück, nach der Edda, Mythol. 24,
gelesen haben.

6) Der folgende, ein sehr heiliger und mächtiger Gott, heißt Himindal oder Heimdall. Seine Geburt ist sehr geheimnißvoll, und, meines Wissens, in den Göttergeschichten aller andern Völker ohne Beispiel; denn er ist von neun Jungfern, welche Schwestern waren, geboren. Er hatte goldne Zähne, und war der himmlische Wächter. Aus dieser Ursache wohnte er in Himinborg, am Ende der Brücke Bifrost, um den Riesen zu wehren, daß sie nicht über diese Brücke in den Himmel dringen mögten. Um sein Wächteramt desto besser verwalten zu können, war er mit nützlichen Eigenschaften ausgerüstet, als dort der Keuschheitswächter Argus, der mit seinen hundert Augen, die sich doch am Ende in den Schlaf dudeln ließen, eine erbärmliche Figur macht. Kein Vogel hatte einen so leisen Schlaf, als Heimdall; er sah in der Finsterniß so scharf, als am hellen Mittage; auch konnte in einer Entfernung von

von hundert Meilen auch die geringste Kleinigkeit seinem Blicke nicht entgehen. Ueberdem war sein Gehör so fein, daß es noch bis auf den heutigen Tag die Veranlassung eines Sprüchworts ist: Denn er konnte das Gras auf dem Felde, und die Wolle auf den Schafen wachsen hören, wie uns die Edda versichert. Zu allen diesen Eigenschaften kam noch ein krummes Horn, welches einen so durchdringenden Ton von sich gab, daß man es an den entferntesten Grenzen des Himmels und der ganzen Schöpfung hören konnte. Man sang ihm zu Ehren ein altes Lied:

“In Himinborg wohnt Heimdall,
 der heilige Wächter des Himmels. In
 euren stillen Pallästen, ihr Götter,
 trinkt er himmlischen Meth.”

7) Der siebente Gott heißt **Höder**. Er besaß so viel Stärke, als man immer von einem deutschen Gott verlangen kann; aber dabei hatte er das Unglück, stockblind zu
 11 4 seyn.

seyn. Von ihm sagt die Edda: „daß sowohl die Götter, als die Menschen herzlich zufrieden seyn würden, wenn man niemals nöthig hätte, seinen Namen auszusprechen; aber, Götter und Menschen würden niemals das Andenken seiner Thaten aus dem Gedächtnisse verlieren.“ Wir wissen nichts von seinem Amte im Himmel, deswegen sind diese Worte ein Räthsel, von dem sich nur muthmaßen läßt, daß es sich zum Theil auf die Begebenheit mit Balder dem Guten, die ich künftig erzählen werde, beziehe.

8) Auf ihn folgt Widar. Er redet sehr wenig, deswegen er nicht unrecht für den Gott der Verschwiegenheit gehalten wird. Seine Schuhe oder Halbstiefel waren außerordentlich dick, und vermittelst derselben konnte er auf der Oberfläche des Wassers und in der Luft wandeln. Als Stärke, dieser allgemeinen Eigenschaft der seltsamer Götter, übertraf ihn niemand als Thor.

9) **Wil, Mali, oder Wala**, ein Sohn **Modan's** und der **Kinda**, war ein muthiger und kühner Gott, und trefflicher Bogenschütze.

10) **Uller** ist der Name des zehnten Gottes. Er war ein Sohn des Donnerers **Thor**, und mußte, gleich dem **Wala**, meisterhaft mit dem Bogen umzugehen; Diese Geschicklichkeit, nebst seiner vorzüglichen Fertigkeit, auf Schlittschuhen zu laufen, machte ihn unüberwindlich. Ihn rief man beim Zweikampf an.

11) **Forseter**, der letzte Gott, war ein Sohn des gütigen **Valder**. Seine Wohnung im Himmel heißt **Glitner**. Er war der Gott der Eintracht, wie man aus dieser Stelle der **Edda** abnehmen kann: "Alle die ihn zum Schiedsrichter nehmen, gehen versöhnt von einander. Unter Göttern und Menschen giebt es keinen bessern Richter, wie das Lied sagt: **Glitner** ruht auf goldnen Säulen, und Silber ist sein Dach.

Da wohnt Forseter, der allen Hader stillt.“

Ich habe im vorhergehenden Stücke gesagt, daß bey unsern Vätern vierzehn Göttern die Ehre der Anbetung vorzüglich genossen. Vier derselben, nemlich die Königin der Götter nebst ihren — Hofdamen, wenn man will, habe ich schon genannt. Die übrigen sind:

1) **Saga**. Ich wage es nicht, der Meinung beizupflichten, daß sie die Göttinn der Geschichte sey.

2) **Lira**, die Göttinn der Arzneykunst, war die Leibärztinn der Götter.

3) **Gefione**, eine Jungfer, war die Göttinn der Keuschheit. Sie nahm die abgeschiedenen Seelen aller unbefleckten Jungfern in ihre Dienste.

4) **Fräa**, **Frea**, eigentlich **Freya**, ist die Göttinn, die man, wie ich im vorigen Bogen erinnerte, von **Frigga** oder **Frigge**, **Wodan's** Gemalinn, wohl unterscheid
den

den muß. Sie kommt in vielen Stücken mit der Venus überein, nur läßt sie, nach deutscher Art, die Griechinn an Zucht und Schaam weit hinter sich.

Freya, die Schwester des Gottes Frey, und Tochter des Meergottes Niord, war die Göttinn der Liebe, und — vermuthlich, weil Liebende einander schwerlich anders als schön finden werden, die Mutter der Schönheit. Sie bewohnte einen weitläufigen und herrlichen Palast, und war, was man von der Liebesgöttinn erwarten kann, die gütigste, liebe reichste und den Menschen sehr gewogene Göttinn, der es eine Freude war, das Gebet derselben zu erhören; auch wurde sie von denen, die in der Liebe glücklich zu seyn wünschten, fleißig angerufen. An kenschen Liebesliedern fand sie ein ungemeines Vergnügen. Ihren Wagen zogen zwey Kafen; sie hatte aber auch ein Pferd, welches sie allenthalben hintrug, wo es Schlachten
und

und Gefechte gab; denn die Seelen der Helden, die im Kriege blieben, gehörten ihr zur Hälfte, die andre Hälfte dem Wodan. Sie war gemeiniglich mit einer goldnen Kette geschmückt. An Macht, Ansehen und Ruf gieng ihr unter allen Götinnen nur die einzige Frigge vor.

Diese gute Götinn war zwar vermählt; aber, Oder, ihr Gemal, hatte sie verlassen, um in sehr weit entlegene Länder zu reisen. Die römische Venus würde, nach dem Charakter der Dame zu schließen, eine solche Trennung eben nicht beschwerlich, oder doch gewiß irgend einen Trost in ihrem Gram gefunden haben. Freya herges gen war, als eine echte deutsche Götinn; über die Abwesenheit ihres Gemals so schmerzlich betrübt, daß sie seit der Zeit unaufhörlich weinte, und diese Thränen der ehelichen Treue verwandelten sich in das feinste Gold. Diellngeduld, ihren trauten Oder wieder zu finden, war so groß, daß sie sich

sich auf die Reise begab, um ihn aufzusuchen. Allein, ihre Mühe war verlohren, indem sie nichts weiter dadurch erhielt, als eine Menge von Beynamen, welche ihr die vielen Völker, deren Länder sie durchzog, benlegten, z. B. *Astagod*, (Liebesgöttinn) *Manadis*, (Göttinn der Hoffnung) u. s. w.

Indessen hatte sie doch von ihrem geliebten ~~Oder~~ eine Tochter, mit Namen *Tossa*, (die Schönheit) gebohren. Uebrigens soll, zufolge der Edda, das Wort *Frau* aus ihrem Namen entstanden seyn.

5) *Siona*. Unsere im Geräusch der Waffen und zu großen Thaten erzogene Väter haßten, so sehr sie Krieg und Kampf athmeten, dennoch die süßen Freuden der Liebe nicht. Eine Liebesgöttinn war ihnen nicht hinreichend, sie hatten sich reichlicher damit versorgt. Die jetztgenannte *Siona* hatte das Amt, die Seelen zu den sanften Eindrücken der Liebe vorzubereiten, und die Herzen der Jünglinge und Mädchen einander entgegen zu lenken; und



6) **Löfna** war so gut, und den Menschen so geneigt, daß Wodan und Frigga sie mit der Macht begabten, die verliebten Zäufereyen belegen, und Liebende oder Verehrliche, wenn sie sich auch noch so sehr entzweyet hatten, wieder ausöhnen zu können. Sie war die Göttinn der ehelichen Eintracht.

7) **Wara** hergegen war zwar überhaupt dazu gesetzt, auf die Eidschwüre der Menschen Acht zu geben: vorzüglich aber waren die Versprechen, Eide und Bündnisse der Liebenden ihrer Aufsicht anvertrauet. Es war ihr Amt, jeden Meineid zu rächen; insonderheit aber strafte sie die gebrochenen Liebeschwüre, und die verletzte Heiligkeit der ehelichen Gesetze.

Ich habe im Eingange zu diesem Aufsatze gesagt, daß die Götterlehre unsrer Väter uns zur Kenntniß ihres Charakters die Hand biete. Sollte es wohl nöthig seyn, meine Leser auf die liebenswürdigen Züge aufmerksam zu machen, welche Freya und Wara zu dem Gemälde des Volks Ehnistons hinzufügen?

8) **Synia** war die himmlische Pförtnerinn, welche denen, die nicht herein sollten, die

die Thür vor der Nase zumachte. Ausserdem mußte sie auf die verneinenden oder läugnenden Eidschwüre Acht haben.

9) Als eine sehr verständige und weise Göttinn wird **Wöra** beschrieben. Ihr konnte nichts verborgen bleiben, denn ihre Wissbegierde erstreckte sich über alles.

10) **Snotra** war die Göttinn der Weisheit, Gelehrsamkeit und Tugend.

Außer diesen Göttern und Göttinnen werden uns noch verschiedne vom Geschlecht der Asen, so wohl in der Edda, als in andern ältern Ueberbleibseln, genannt. Wir übergehen dieselben, theils, weil sie nicht unter die anzubetenden Gottheiten gehören, theils, weil wir unsern deutschen Lesern nur dasjenige vorzulegen entschlossen sind, was hinreichend seyn kann, sie über die ungemeine Seltenheit der Edda von der Ausgabe des Resenius, und Unvollständigkeit der Göranssonischen, zu trösten, und überhaupt ihnen den Besitz der Edda, so viel an uns ist, entbehrlich zu machen.

Uebrigens fühle ich, daß ich mich in eine mühselige, kostbare, und vielen Schwürigkeit

ten

ren unterworfenen Arbeit eingelassen habe;
ein Gefühl, das sich mit jedem Schritte, den
ich vorwärts thue, verstärkt. Ich muß hier,
obgleich mit Betrübniß, gestehen, daß ich mich
dieser Beschäftigung nicht hätte unterziehen
können, wenn ich nicht, in Absicht vieler
Hilfsmittel und Erläuterungen, bey den
entferntesten nordischen Gelehrten mehr
Höflichkeit und Dienstleifer, als bey verschie-
denen in meinem um sich selbst so unbeküm-
merten Vaterlande, angetroffen hätte.

Deutsche.

Vier und siebenzigstes Stück.



Nachdem uns die Edda mit den Göttern und Göttinnen bekannt gemacht hat, redet sie von den Jungfrauen, die im Walhalla aufwarten, und den Heldenfeelen Bier und Meth einschenken. Wir haben von denselben in den ersten Theilen dieser Schrift schon etliche mal geredet, und wollen hier, wo man, mehr Vollständigkeit von uns zu fordern, berechtigt ist, das übrige hinzusetzen.

Daß diese Jungfern Walkyrien genannt wurden, ist meinen Lesern schon bekannt. Zwo von ihnen, Rista und Mistra, hatten vorzüglich das Amt, die Trinkhörner herumgehen zu lassen. Woan bediente sich der Walkyrien, den Schlachten benzuwohnen; diejenigen, die im Gefecht bleiben

Sechster Theil. V solls

sollten, auszuwählen; und das Schicksal der Schlacht nach seinem Willen zu lenken. Alsdann waren sie zu Pferde in völliger Rüstung, mit Helm, Schild und Lanze. Diesen letzten Umstand habe ich aus einem alten Liede aus dem zehnten Jahrhundert genommen, wo es heißt: Die Valkyrien waren zu Pferde, mit Schild und Helm bedeckt, und dachten einen großen Gedanken.

Vorzüglich mußten zwei aus ihrem Mittel, Namens Gadur und Kosta, in Begleitung der Skulld, *) der jüngsten von den drei Nornen, welche der Zeit vorgesetzt sind, täglich ausreiten, um die Zahl derer, die sterben sollten, zu bestimmen, und zu wählen, wer sterben sollte.

Außer einer Gondunla werden hin und wieder noch verschiedene genannt, die eben dieses Amt hatten, und so bald ein berühmter Krieger fiel, spornstreichs fortjagten, um dem Wodan die Ankunft desselben
im

*) Man sehe das 18te Stück, S. 280. Imgleichen das 25ste, S. 392 und 393.

im Walfassa zu verkündigen. Wir könnten diesen Artikel noch um ein merkliches bereichern, wenn wir alles anführen wollten, was die Ueberbleibsel der grauen Zeit von den Walfyrten melden. Allein, das mehrste, wo nicht alles, gehört zu den Zierrathen, womit die Dichter, denen damals, wie jetzt

*Quidlibet audendi semper fuit aequa
potestas,*

ihre Erzählungen und Lobgedichte ausschmückten.

Sollten diejenigen unter meinen Lesern, denen es nicht lästig war, bis hieher zu lesen, sollten die nicht auch neugierig seyn, die Einrichtung des Himmels, samt einigen andern Werken, Verfügungen und Thaten der Götter kennen zu lernen? Immer will ich es wagen, dieses voraus zu setzen.

Der Erbauung der himmlischen Burg Asgard haben wir schon erwähnet. Ich

denke mir unter dieser Benennung (welche nach den Buchstaben den Aufenthalt der Götter bezeichnet) nichts anders, als eine allgemeine Befestigung des Himmels, welche alle himmlischen Städte zusammenengenommen umgab, und wider die Riesen sicherte. In diesem Asgard bauete Wodan seine eigene Residenz, die große Stadt Walaskialf, (vielleicht so viel, als: Todtenpforte) aus lauterem Silber, und stellte seinen Thron auf den erhabnen Platz Hlidskialf, von welchem er alles, was ist, überschauen konnte. Jedes Land entdeckte er von hieraus, jeden Menschen und seine verborgensten Handlungen; und von allem, was er sah, hatte er in dem Augenblicke die deutlichste Kenntniß.

Es war keiner andern Gottheit erlaubt, sich auf diesen heiligen Thron zu setzen, wie man aus folgender Begebenheit abnehmen kann, die ich, auf Treu und Glauben der Edda, erzählen will.

Die

Die Neugierde verleitete einmal den Gott Frey, sich auf Wodan's Thron zu setzen, und ein wenig in der Welt umher zu schauen. Da sah er eine gegen Mitternacht belegte Stadt, und in ihrer Mitte einen schönen Pallast, aus welchem ein Frauenzimmer kam, deren Haar so herrlich glänzte, daß es ringsumher die Luft erleuchtete, und sich, wie die Sonne, im Wasser spiegelte. Diese Schöne hieß Gerda und war die Tochter des Bergriesen Gimer und der Verboda. Zur gerechten Strafe für die Frechheit, sich auf Wodan's erhabnen Thron zu setzen, ward er von einer tiefen Schwermuth heimgesucht. Er begab sich in seine Wohnung, und wollte weder reden, noch schlafen; ja, er wollte sogar nicht trinken, und niemand hatte das Herz, ihn um die Ursache dieser plötzlichen Veränderung zu befragen.

Seinen Vater Niord jammerte das. Er ließ den Schildträger und Vertrauten seines Sohnes rufen; Skyrner, sagte

er, gehe hin und frage deinen Herrn, was ihm am Herzen liege? oder irgend einen Feind habe? oder was sonst die Ursache seines tiefen Stillschweigens sey. Skyrner gehorchte; und Fren offenbarte ihm, er habe ein so reizendes Mädchen gesehen, daß es ihm nicht möglich sey, ohne ihren Besiß zu leben. Er versprach seinem Skyrner, ihm alles zu bewilligen, was er nur von ihm verlangen würde, wenn er ihm diese Schöne zur Gemalin verschaffen könnte. Skyrner foderte das obengedachte Schwert des Gottes Fren zur Belohnung, und der Gott war von der Gewalt seiner strafenden Liebe so verblendet, daß er ihm auf der Stelle das wunderbare Schwert gab. Skyrner brachte freylich die Heirath zu Stande, welches die Edda weltläufig erzählt: aber, setzt sie hinzu, "am Ende aller Dinge, wenn die Kinder Muspells den Krieg mit den Göttern anfangen werden, dann wird Fren den Verlust seines

"nes

„nes Schwertes bereuen.“ So ward dieser Gott für seinen Voerwitz gestrafet.

Wir kehren wieder zu den ersten Beschäftigungen der Götter in Nigard. Damit Wodan und die übrigen Götter vom Himmel auf die Erde kommen könnten, baueten sie eine Brücke, welche meine Leser sehr gut kennen müssen. Wenn wir der Edda glauben, so ist niemals auf irgend ein Werk so viel Kunst verwendet worden. Sie war mit den schönsten Farben geschmückt; an Dauerhaftigkeit kam ihr nichts gleich; nach der Seite des Himmels war sie durch die Festung Himinburg, wo der Gott Heimdall wohnte, gedeckelt, und um jeden andern als einem Gotte, den Uebergang zu wehren, brannte sie beständig vom himmlischen Feuer. Diese Brücke hieß: Bifrost, oder auf Deutsch — der Regensbogen.

Und dennoch sollte diese Brücke, so fest sie auch war, dereinst einstürzen, wenn die Edhne Muspell's darüber reiten würden;

Deswegen aber müßte man die Götter, welche alles könnten, was sie wollten, keiner Ohnmacht oder bösen Absicht beschuldigen, daß sie diese Brücke nicht unvergänglich gemacht hätten; denn es sey nichts in der Natur, das alsdann bestehen könne, wenn das Ende aller Dinge kommen, und die Kinder Ruspell's den Krieg anfangen würden.

Als die Brücke fertig war, die von Asgard auf die Erde führte, setzte Wodan das im zwen und siebenzigsten Blatte beschriebene Gericht von zwölf Richtern nieder, welche die Vorfälle unter den Menschen entscheiden sollten. — Aus dieser und andern Stellen erhellet deutlich, daß die Begriffe, die man noch von einem einzigen höchsten und unerschaffnen Wesen hatte, immer verwirrt wurden, und daß der eigentliche Asfader sehr oft mit dem Wodan verwechselt wurde. — Witten im Asgard, in dem Thal Ida, sollten sich die gedachten Richter versammeln, und Wodan

dan war ihr Präsident. Sie erbauneten sich den größten und prächtigsten Saal, der je gewesen ist; er war von innen und aussen mit goldnen Zierrathen ganz übers deckt. Hier standen ihre zwölf Stühle, und in der Mitte ein herrlicher Thron für Wotan. Den Saal nannten sie Gladheim, d. i. Heimath der Freude. Hierauf baueten sie auch einen reizenden und ausnehmend schönen Versammlungsort für die Göttinnen, und nannten ihn Wingolf, d. i. Wohnung der Freundschaft.

Hierauf baueten sie eine Schmiede, die sie mit einem Ambos und den erforderlichen Hammern, Zangen und übrigem Schmiedegeräth versehen. Hier machten sie eine solche Menge Gold, daß sie ihren sämtlichen Hausrath, und sogar das Pferdegeschirre daraus versertigten; daher wird diese Zeit in der Edda die goldne genannt; es dauerte aber nicht gar lange, so ward sie von den Weibern, die aus dem Riesenlande kamen, verderbet. Da setzten

sich die Götter auf ihre Stühle, hielten Gericht, und rathschlagten über die Zwerge (Dwergar.) Diese Wesen waren in dem Staube der Erde entstanden, wie Maden im faulenden Fleische; oder, in der Sprache der Edda: sie hatten sich in dem Leichnam des Riesen Amer (ein sehr gewöhnlicher poetischer Ausdruck der Alten, um die Erde zu bezeichnen) erzeugt, und das selbst Leben und Bewegung erhalten. Die Götter wurden einig, ihnen die menschliche Gestalt und Vernunft zu schenken; doch sollten sie beständig, eine jede Gattung nach ihrer bisherigen Weise, ihren Aufenthalt in der Erde oder in den Felsenkluft^{en} haben.

Uebrigens war das Thal Ida von der großen Esche Ydrasil beschattet. Die Zweige dieses Baums breiteten sich über die ganze Erde aus, und giengen hoch über den Himmel hinauf. Er hatte drey Wurzeln; eine bey den Göttern; die andre bey den Riesen, da, wo vormals die unermess^{en}

meßliche Tiefe war; und die dritte in Niflheim.

Ben der ersten Wurzel entsprang der heilige Brunnen der vergangnen Zeit, und in eben dieser Gegend war es, wo sich die Götter täglich versammelten, um das obengedachte Gericht zu halten. — Ich gestehe gerne, daß ich mir von der Lage dieses Versammlungsortes keinen Begriff machen kann. Er war in dem Thal Ida, ben dem heiligen Brunnen, unter der Esche Ydrasil. Alles das war in dem Bezirke von Asgard. Bis so weit gehet alles recht gut. Nun stossen wir aber auf eine Stelle der Edda, *) dieses Inhalts: "Die Götter setzten sich täglich zu Pferde, und reiten über ihre Brücke Bifrost, (Regenbogen) um sich ben dem heiligen Brunnen der vorigen Zeit zum Gericht zu versammeln. Wodan reitet sein achtfüßiges Ross Sleipner, das beste unter allen Pferden, u. s. w. Thor gehet aber zu Fuße nach dem Rathhause der Götter, und muß durch verschiedene Flüsse
wa:

*) Mythol. XIV.

waten, u. ſw. - Alle Tage muß er zu Fuße durch dieſe Flüſſe, um dem Gericht unter der Eſche bezuwohnen, weil die Brücke der Götter beſtändig im Feuer ſtehet; denn die Röthe, die man von der Erde im Regensbogen ſehen kann, iſt Feuer, welches im Himmel brennet. 2c." —

Die zweite Wurzel der großen Eſche gieng in das Land der Rieſen. Unter derſelben entſprang der berühmte Brunnſtein der Weiſheit. Mimis, der Beſitzer deſſelben, war ſehr weiſe, weil er alle Morgen aus dieſem Brunnſtein trank. Wodan bat einmal den Mimis um einen Trunk aus ſeinem Brunnſtein; er bekam aber keinen Tropfen, bis er ſich bequeme, eins von ſeinen Augen zum Unterpfande zu geben, welches die Woluſpa in folgenden Verſen beſtätiget:

"Wodan, wo haſt du dein Auge verborgen? ich weiß es wohl, in dem Brunnſtein des Mimis. Mimis gieſſet alle Morgen Meth auf das Pfand, das Allſader

sader ihm gab. Verstehst du das, oder verstehst du es nicht?"

Dieses ist eine schwere Aufgabe für die Herren Ausleger, und vielleicht das aller dunkelste unter denen Bildern, deren sich die Prophetinn bedienet, ihre und ihres Volkes Weisheit zu verhüllen.

Unter der dritten Wurzel, die im Niflheim war, und an welcher das Ungeheuer Nidhoggur unaufhörlich nagte, entsprang der Brunnen Hwergelme, dessen wir im siebenzigsten Stücke gedacht haben.

Oben auf den Zweigen der großen Esche Ydrasil saß ein Adler, der, weil er alles übersehen konnte, sehr viel wußte; zwischen den Augen sitzt ihm ein Sperber. Ein Eichhörnchen läuft unaufhörlich am Stamme auf und ab, und bringt dem Adler schlimme Nachrichten von dem geflügelten Ungeheuer Nidhoggur; vier Hirsche laufen im Schatten ihrer Nester herum, und nagen ihre Rinde ab; und der Brunnen Hwergelme, worinn der Drache Nidhoggur

gür wohnet, ist mit unzählbaren Schlangen angefüllet; so daß die Edda wohl Recht hat, zu sagen, daß die Esche Ydrasil mehr ausstehet, als die Menschen glauben können.

Es lag aber unter der Esche, neben dem Brunnen der verfloßnen Zeit, eine schöne Stadt, wie die Edda (Mythol. XV.) berichtet; in derselben wohnen — oder im Styl der Edda: aus derselben treten hervor drey Jungfern, mit Namen **Wrd**, (die vergangene Zeit) **Wer**dande (die gegenwärtige) und **Skuld**. (die künftige Zeit) Sie bestimmen dem Menschen die Dauer seines Lebens, und werden **Nornir** genannt. Diese drey Jungfern schöpfen täglich von dem Wasser des Brunnens der verfloßnen Zeit, und begossen die Esche mit demselben, damit sie nicht verdorren mögte. Das Wasser selbst war so schön und heilig, daß alles, was man damit benetzte, schneeweiß wurde. Aus einem uralten Kede fuhr die Edda an, daß das Wasser, womit die große und heilige Ehe begossen wird, herab auf diese Erde tränke, welches der sogenannten Honigthau, und die beste Nahrung der Bienen sey. **Uebri**

Uebrigens schwammen zween Schwäne in dem heiligen Brunnen, von welchem alle übrigen abstammen sollen.

So viel von dem großen Eschenbaume. Bey Gelegenheit der jetztgedachten Wrdr, Verdande und Skuld, erinnert die Edda, daß es noch verschiedne andre Arten von Nornir gebe, welche bey der Geburt eines jeden Menschen sich einfänden, und ihm sein Schicksal bestimmten. Einige derselben sind göttlichen Ursprungs, andre gehören theils zum Geschlecht der Elfen, theils zu den Zwergen; überhaupt zu den Zwergen; überhaupt aber kommt das Schicksal, das sie dem Menschen zutheilen, so wohl als die Gemüthsart der Nornen, mit ihrem Ursprunge überein. Denn die Nornen, so von den Elfen abstammten, waren gut u. s. w.

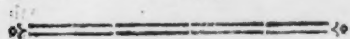
Die Götter baueten noch viele schöne Städte im Himmel, z. B. Alfheim, wo die Liosalfar (Lichtelle, oder gute Elfen) wohnten; Balders Wohnung, Breida-Bliß, u. a. m. Wir haben sie bereits alle genannt, wie wir von den Gottheiten redeten, bis auf eine einzige, deren wir noch gedenken müssen. Sie hieß Gimle, und lag an einem so sichern Orte,

te, daß sie am Ragnarockur, von dem Kriege zwischen den Göttern und den Rindern Muspells, nichts zu befürchten hatte. Denn, über dem Himmel, wo Asgard und alle bisher gedachten schönen Sachen waren, nahmen unsere ehrlichen Vorfahren noch einen andern an, der hellblauen genannt; und über diesem, einen dritten, den sie den unermesslichen nannten. In diesem dritten Himmel, den sie vielleicht für den eigentlichen Aufenthalt des Alfader oder aller höchsten Wesens hielten, lag die Stadt Gimle. Unsere Väter, welche bey jeder Gelegenheit die Unsterblichkeit der Seele, den Untergang des Himmels und der Erde, und nach diesem Leben ein ewiges Leben, betrachteten die Stadt Gimle als den künftigen letzten und ewigen Aufenthalt der Guten und Gerechten; einen Aufenthalt, der dann noch seyn würde, wenn Himmel und Erde ein Raub der Flammen geworden, und Wodan selbst den übrigen Göttern nicht seyn würde; die Bohnen und Glückseligkeit dieser seligen Wohnung sollte von Ewigkeit zu Ewigkeit dauern. Jetzt aber, und bis zum Ragnarockur, wohnten nur Weiße Elfen (Liosalfar) im dritten Himmel.

Der

Deutsche.

Fünf und siebenzigstes Stück.



Die Edda trägt fast keinen einzigen Lehrsatz, der nur irgend von einiger Erheblichkeit ist, vor, ohne sich auf das Zeugniß der Voluspa und anderer uralten Gedichte zu stützen. Auch bey der merkwürdigen Lehre von dem ewigen Aufenthalt der Guten und Gerechten im Gimle, führt sie folgenden Ausspruch der Voluspa an: "Ich weiß, daß ein Pallast, der an Glanz die Sonne übertrifft, in der Stadt Gimle ist; da sollen die Frommen wohnen, und in unendlicher Glückseligkeit leben."

Was sagen meine Leser zu dieser Lehre?
Ich, für mein Theil, wünsche, daß sie mich
Sechster Theil. 3 im:

immer mehr in der guten Meynung be-
 stärkt, die ich von dem Volke Thuisfons
 hege. Sie widerspricht dem verkehrten Ver-
 griffe, und widerlegt ihn völlig, den so viele
 noch immer von dieser Nation beybehals-
 ten, indem sie deutlich beweiset, daß eine
 wilde Tapferkeit, und Verachtung des Los-
 des bey weiten nicht die einzige Tugend
 war, die man in jenen Zeiten foderte. Dies
 se fand zwar ihren Lohn im Walhalla: ab-
 lein, die Belohnung Walhallens war vers-
 gänglich wie die Götter, die es bewohnten;
 und der tapfere Mann, der die Glückselig-
 keit desselben genossen hatte, mußte sich
 gefallen lassen, am Ragnarockur, nach
 Nastrand zu wandeln, wenn er bey sei-
 ner Tapferkeit ein Treuloser, ein Meineidi-
 ger, ein Ehebrecher, ein Bösewicht, im Ver-
 ben gewesen war. Dieses lehrten unsere
 Vorfahren, wie wir in der Folge mit mehr-
 rem darthun werden.

Es scheint mir hier der bequemste Ort
 seyn, meinen Lesern eine Beschreibung
 so oft gedachten Walhalla zu geben.
 Walhalla, ein Pallast Wodan's, war
 Gebäude, das man sich unermesslich
 groß denken muß, weil es allen erschlage-
 nen Helden, von Erschaffung der Welt, bis
 das Ende derselben (Ragnarockur) zum
 ewigen Aufenthalt dienen sollte. Die Zahl
 der Helden, die sich daselbst befanden, sagt
 Edda, ist unaussprechlich groß; sie wird
 bis ins unzählbare vermehren; und
 es werden die Götter wünschen, daß sie
 am letzten Tage, wenn der Wolf Fenris
 losgekommen wird, noch weit beträchtlicher
 seyn mögte. — Diese Versicherung der
 Edda hat ihren guten Grund; denn am Ende
 aller Dinge, wenn bey dem allgemeinen
 Aufstand wider die Götter, die Söhne
 Muspell's unter Surtur's Anführung,
 Rymthussen, der Wolf Fenris, die
 Schlange von Midgard, und alle übris-

gen bösen Wesen, den S. mit den Göttern anfangen würden: dann konnte die Zahl der Helden-seelen, als welche das Heer der Götter ausmachten, nicht zu groß sehn. Daher kam es auch, daß die Götter sich ungemein freueten, wenn die Zahl der Bewohner Walhalla's durch die Ankunft eines sehr berühmten Helden verstärkt wurde. Sie erzeigten einem solchen Anführer große Ehre; ein paar Götter wurden ihm entgegen gesandt, ihn zu bewillkommen, und alle übrigen standen bey seinem Eintritt in Walhalla auf, und empfingen ihn. — Wollen meine Leser ein Beispiel solcher Ehrenbezeugungen, so seyen das, was uns der Skalde Eywind vom König Haquin erzählt.

Haquin war von den Walkyrien nicht so bald zum Tode ausgezeichnet, als diese göttliche Mädchen schon ihre Pferde anspornen, um den Göttern die Ankunft dieses tapfern Königs zu verkündigen. Gleich
mußten

grüßten auf Wodan's Geheiß, Herz
 ode und Braga entgegen gehen, den
 elden zu empfangen. Haquin trat her
 n und erstaunte über Wodans ernste und
 rchbare Majestät; aber Braga redete
 n gleich an, und sprach: Willkommen,
 Haquin! Du Schröcken der streits
 arkten Krieger! u. s. w. Komm, und
 inke Bier mit den Göttern. Wie er
 ch näherte, grüßten und bewillkommeneten
 lle Götter den König, der noch vom Blute
 iefte.

So wurden große Helden im Walhalla
 geehret, wo es weder an Platz und
 Stühlen für sie, noch an Stallung für ihre
 Pferde mangelte. Wir haben in einem
 er vorhergehenden Blatte gemeldet,
 daß in dem Pallast des Gottes Thor, in
 einem Reiche Thrudwanger, fünfzehn
 ert und vierzig Zimmer waren. Eben so
 viele Eingänge hatte Walhalla, die sehr
 erdumig waren, weil in einen jeden acht

Helden zugleich hineinreiten konnten, ohne sich zu hindern.

Alle diese Helden im Walhalla vertrieben sich nun da die Zeit nach deutscher Art, mit Schlagen und den Freuden der Tafel. Denn mit dem frühen Morgen, wurden sie durch das Krähen eines Hahns mit einem goldenen Kamm, gewecket; alsobald sprangen diese Krieger auf, legten ihre Kleider und Rüstungen an, und setzten sich zu Pferde. Alsdann rückten sie hinaus vor Walhalla, lieferten sich Schlachten, und hatten die Freude, einander in Stücken zu hauen. Das war ihr schönster Zeitvertreib und vorzüglichstes Vergnügen. Aber, sobald die Zeit zur Tafel zu gehen herannahet, siehe da! flugs sind alle diese verwundeten und in Stücken gehackten Helden wieder frisch und gesund; sie schwingen sich wieder auf ihre Rosse, und lehren zum Walhalla zurück, um sich bey Tische gütlich zu thun.

Die

Ernährung einer so zahlreichen Gesellschaft setzte übrigens den guten Wodan in Kosten. Ein täglich erneuertes Lamm speisete alle diese Helden. Es war nämlich ein wildes Schwein im Walde, das hieß Serimner. Dieses hatte den herrlichsten Speck von allen Specken. Der himmlische Koch Audhrimer schlachtete den Keuler alle Morgen, und kochte ihn in dem großen Topfe Eldhrimer; und des Abends war der ehrliche Keuler Serimner wieder lebendig und gesund in seiner Hütte. Uebrigens wäre sein Fleisch für eine weit größere Tischgesellschaft, übrig geblieben gewesen.

Wunder dieser Art waren unter den Germanen nicht ungewöhnlich. Meine Leser werden die Bocke des Donnergottes Thor, nicht wohl noch nicht vergessen haben. Tacitus hat schon bemerkt, daß die Germanen gegen alles Ungemach abgehärtet waren; nur nicht gegen Durst und Hitze.

he. Man wird sich demnach leicht vorstellen
 können, daß es in diesem Aufenthalt
 der Heldenseelen, der so ganz nach dem
 deutschen Geschmacke war, eben so wenig
 an Getränk als an gutem Speck werde ge-
 mangelt haben. Sollte aber jemand glau-
 ben, es sey unmöglich, einer so großen Men-
 ge ein andres Getränk als Wasser vorzuset-
 zen: so werde ich ihm von Wort zu Wort
 entgegen stellen, was Har in der Edda dem
 Gangler auf eben die Frage antwortet.
 "Sie thun da eine Frage, mein Herr, die
 mich zum Lächeln zwingt. Können Sie sich,
 in aller Welt! wohl einbilden, daß Alfader
 Wodan so viele Könige, Herzoge
 (Feldherren) Fürsten, und Herren ein-
 laden sollte, um ihnen nichts als kaltes
 Wasser vorzusetzen? Würden nicht dieje-
 nigen, die sich durch blutige Wunden, und
 durch den schmerzvollen Tod des Schlach-
 tes, den Weg zu seinem Pallaste öffne-
 ten, würden die nicht, sage ich, die gerechte-
 ste

ke Ursache haben zu glauben, die Ehre, den Wodan Wasser zu trinken, käme ein wenig heuer zu stehen? Nein, mein Herr, Sie sollen sehen, daß es im Walhalla ganz anders hergehet." —

Wir haben nur eben gesehen, daß Wodan ein Gott war, der Lebensart besaß, in dem er seinen Helden-seelen ihre Lieblings-speiße, gutes Schweinefleisch versetzte. Mit eben der Höflichkeit richtete er sich in Ansehung des Getränks nach ihrem Geschmack. Es stand ein Baum im Walhalla, der hieß Lerada; dessen Blätter dienten einer Zierge zur Speise, und bekamen ihr so trefflich, daß aus ihrem Euter eine solche Menge des köstlichsten Meths floß, die hinlänglich war, täglich einen Krug von so ehrwürdiger Größe, daß alle Bewohner Walhalla's sich daraus heranschen konnten, anzufüllen. Die Walkyrien schenkten ein, und wer kein Freund vom Meth war, dem stand Bier zu Diensten.

Wodan selber aß nicht; sondern alle Speisen, die auf seine Tafel getragen wurden, theilte er unter seine beyden Wölfe, Geri und Freki, aus. Auch nahm er nicht mit Meth oder Bier vorlieb, wie folgende Verse beweisen: "Der erhabne Vater der Heerschaaren, der siegreiche Wodan füttert seine Wölfe selbst, und bedarf für sich keiner andern Nahrung, als des Weins, den er beständig trinkt.

Es war allen Nationen, die vormals das Volk Thuiskon's ausmachten, gewöhnlich, wie im Tacitus, und im zehnten Stücke dieser Schrift geschrieben steht, eines vornehmen Mannes Macht, Tapferkeit und Ansehen, nach der Tapferkeit und Zahl des Komitats, der sich von ihm unterhalten ließ, zu beurtheilen. Dieses wendeten sie auch auf Wodan an; daher ruft Gangler in der Edda, voll Bewunderung aus: "Wodan muß wohl ein tapferer Krieger seyn, weil eine so unaussprechlich

große Zahl streitbarer Helden seine
 fehle annimmt!" Und Har antwortet
 ; "Du hast Recht; er ist der Größeste
 und Mächtigste, welches auch das alte Lob
 auf die Götter bestätigt." — Um
 der Seltsamkeit willen mag ich diesen
 derbaren Lobgesang meinen Lesern
 nicht vorenthalten. Er lautet von Wort zu
 Wort also: Die Eiche Ydrasil ist unter
 den Bäumen der größte; Skidbladner
 das beste unter den Schiffen; Sleipner
 das größte Pferd; Braga ist der größte
 unter den Dichtern; Garm unter den
 Hunden; Wodan unter den Göttern;
 Asfrost unter den Brücken; und Habrok
 unter den Falken.

Ihre müßige Zeit, das heißt: die Zeit,
 die sie nicht zur Regierung der Welt, zum
 Anschauen vorgemeldeter Lustkriege der
 Helden-seelen, oder zum Essen und Trinken
 verwenden, fragt man mich, womit
 Götter diese zubrachten? so dienet zur
 Antz

Antwort: sie spielten mit goldenen Würfeln. Die Alten gaben, wie man sieht, den verstorbenen Helden solche Beschäftigungen im Walhalla, die den Neigungen der Nation am angemessensten waren. Eben so gütig waren sie gegen die Götter. Sie glaubten nicht, daß es diesen Regierern Himmels und der Erden an einem Zeitvertreiber fehlen würde, der den Menschen so vieles Vergnügen machte.

Aber für dieses mal genug von den Göttern. Wir müssen unsere Leser auch mit dem bösen Wesen bekannt machen, welches, nach der Lehre der Alten, den guten Göttern entgegen gesetzt war, ihnen nach äußerstem Vermögen entgegen handelte, unablässig auf Ränke dachte, und es zuletzt dahin brachte, daß sie seiner Bosheit, durch eine namhafte Strafe, Grenzen setzen mußten. Dieses böse Wesen hieß **Loth**, und ist eben derselbige, dessen in einer Anmerkung zum achtzehnten Stücke, und in den

n wunderbaren Reisen Asa Thors ge-
 cht wird. In der Edda und Skalda heißt
 ein Ränkeschmid, ein Feind, Lästler und
 Verläumder der Götter; ein Betrüger
 derselben; der Vater des Todes; die
 Schande der Götter und Menschen u. s. w.
 Er war, nebst zween Brüdern, Vileister
 und Gelblinder, aus der Ehe des Riesen
 Arbauer mit der Laufeyja, erzeugt.
 Alles lag an ihm, bis auf seine Gestalt;
 Inn bey einem schönen und angenehmen
 äußerlichen Wesen, war er innerlich voll
 Bosheit, arglistig, treulos, leichtsinnig
 und veränderlich; und mehr als einmal
 brachte er durch seine Ränke, selbst die Götter
 Verlegenheit und augenscheinliche Ge-
 hr; einmal sogar, stellte er sie insgesammt
 dem Tode bloß. Freylich zwangen ihn oft
 die Götter, das Unheil, so er durch seine
 Mäheben anzurichten dachte, abzuwen-
 den: aber auch dieses bewerkstelligte er
 durch neue Ränke, womit er diejenigen
 untergieng, die er gebraucht hatte, die
 Götter

zu hintergehen. Um dieses durch Beispiele bestätigt zu sehen, bitte ich meine Leser nur so lange um Geduld, bis ich sie mit der sauberen Zucht, die von ihm abstammte, bekannt gemacht habe.

Loß hatte mit Sinia oder Signia, seiner Frau, verschiedne Söhne, von welchen ein Paar, Namens Wal und Tara, oder Tars unten vorkommen werden. Ausserdem hatte er mit einer bösen Riesin, Namens Angerbod (Unglücksbothe) drey Kinder erzeugt: nemlich: den Wolf Fenris, die große Schlange von Midgard, und Lella, oder den Tod.

Die Götter wußten sehr wohl, daß diese drey Abkömmlinge des Loß, unter den Riesen erzogen wurden, und kannten alles Unglück, so ihnen von denselben dereinst erwachsen sollte, weil sie zum öftern durch verschiedene Weissagungen gewarnt waren. Allensfalls diente ihnen schon der Ursprung dieser Brut von mütterlicher, und noch mehr der von väterlicher Seite zu einer bösen Vorbedeutung und kräftigen Warnung. Deswegen sandte Wodan, Allfader einige Götter hin,
diese

diese so
Wi
und w
Mitte
Schla
gehene
die ga
komme
dem R
Ze
ab in
gierun
hin zu
die an
ihre W
Riße
und da
eiserne
ren. L
war, n
Reize a
halten
Hälfte
und na
spielte
man a

hohen Kinderchen vor ihn zu bringen.
 Als sie erschienen, nahm er die Schlange,
 warf sie in das große Meer, in dessen
 die Welt befestiget ist. Aber die
 unge gedieh in demselben zu einer so un-
 ren Größe, daß sie, unter dem Wasser,
 die Welt umgiebt, und zwar so voll-
 umgiebt, daß sie ihren Schwanz mit
 fassen kann.

Als aber Hella (den Tod) stürzte er hin-
 zu Asflheim, und gab ihr daselbst die Bes-
 der neuen Welten, um denen, die das
 br gefandt werden, das heißt: denen,
 Krankheiten oder vor Alter sterben,
 Wohnung anzuweisen. Dort unten, im
 Asflheim, hatte Hella viele weitläufige
 verhafte Wohnungen, die mit starken
 Gittern hinlänglich verwahret wa-
 ren. Ob sie für ihre Person liebenswürdig
 mag man aus der Schilderung ihrer
 annehmen, die uns in der Edda aufbe-
 steht. Dieser zufolge war Hella nur zur
 ihres Körpers mit Haut überzogen,
 rüthlich von Farbe. Die andre Hälfte
 in das ekelhafte Blauliche, welches
 in modernem Fleische wahrnimmt.

Ueber:

Ueberhaupt war ihr Ansehen scheußlich, und ihr Blick fürchterlich; so daß man die Dame an diesen ausgefuchten Unnehmlichkeiten leicht erkennen konnte.

So wie Balhalla keine immerdaurende Belohnung der Frömmigkeit und Tugend, sondern eigentlich nur ein Aufenthalt derer, die den Tod der Helden starben, bis zum Ragnarockur war: eben so war Niflheim kein Ort der ewigen Strafe, sondern nur ein Aufenthalt aller, so wohl Guten als Bösen, denen es auf der Erde nicht so gut werden wollte, daß sie den Heldenod sterben konnten; ein Aufenthalt, der gleichfalls nur bis an das Ragnarockur dauern sollte. Doch hatten die Bewohner desselben eben nicht sonderliche Bequemlichkeiten, und selbst die schöne Hela mochte sich in ihrem Reiche nicht gar zu wohl befinden. Dieses beweiset ihre Wohnung, die zum wenigsten eben so sonderbar ist, als sie selbst. Denn ihr Valtast war die Todesangst; der Schmerz, ihr Zimmer; ihr Bett, Krankheit; ihr Tisch, Hungersnoth und theure Zeit; ihr Messer, der Hunger; ihre Bediente hießen Schummis und Langsamkeit. u. s. w.

Deutsche.

und siebenzigstes Stück.

en einer solchen Beschreibung, wie ich
 am Schlusse des vorhergehenden
 meinen Lesern mitgetheilet habe,
 Nistheim, in der Vergleichung mit
 ten Tafel, und den übrigen Freuden
 alla's, unstreitig sehr verlieren. Der
 u vor einem solchen Aufenthalte,
 man die lachenden Aussichten der
 n Seite dagegen hielt, mußte noth-
 g sehr viel dazu bewürken, die Tas-
 it unsrer Vorfahren, bis auf einen
 Grad zu erhöhen, daß sie freudiger
 reffen giengen, als zum festlichen
 aufe. Aber dieses im Vorbengehen;
 urz davon abgebrochen, damit wir
 Wolf Fentis, den dritten von Locke's
 chster Theil. A a Zucht,

Zucht, nicht darüber aus dem Gesichte verlihren.

Den Wolf Jentis behielten die Götter bey sich, nachdem sie sich Zela und die Schlange auf vorgedachte Weise vom Halse geschafft hatten. Unter allen Göttern aber war kein einziger, der das Herz hatte, ihm sein tägliches Futter zu reichen, als der einzige Gott Tyr. Indessen bekam ihm die Himmelspeise aus den Händen des Kriegesgottes eben so vortreflich, als das deutsche Brodt den Franzosen; und der unerschrockne Tyr kam am Ende am schlechtesten dabey zu recht, daß er das gefräßige Ungeheuer so gut gemästet hatte, indem es ihm die rechte Hand abbis, wie meine Leser gleich hören werden, wenn sie noch ein paar Seiten lesen wollen.

Die Götter bemerkten mit Erstaunen, daß der Bube von Tage zu Tage stärker wurde, und zu einer fürchterlichen Größe aufwuchs. Dieses machte ihnen Sorge; und

und
Den
(My
daß,
term
Gew
den
könn
Gren
sage
zu kan
die sie
Seite
kündi
samm
müsse
Die
freylic
den gu
Mäuf
Schell
nach, d

nich dünkt, sie hatten Grund dazu.
 n, nach einem andern Orte der Edda,
hol. XLVIII.) war das Thier so groß,
 wenn es den Rachen öfnete, das Uns
 auf an die Erde, und die Nase an das
 öße des Himmels stieß; ja, es hätte
 Rachen noch viel weiter aufsperr
 en, wenn Himmel und Erde ihm nicht
 zen gesetzt hätten. — Diese Größe,
 h, ward den Göttern bedenklich; das
 nen noch verschiedne Weissagungen,
 zum öftern warnten, und ihnen von
 n dieses Wolfes viel Unglück vers
 gten. Da hielten sie eine Rathsverz
 lung, und beschloffen einhellig: man
 den Wolf an die Kette legen.

ser weise und gute Entschluß war
 leicht zu fassen; aber nun gieng es
 ten Göttern gerade so, wie dort den
 en. Keiner wollte der Kette die
 e anhängen. Sie beschloffen demz
 as Ding listig anzufangen. Zu dem

Ende ließen sie tüchtige eiserne Fesseln schmieden; alsdann giengen sie zum Wolfe, und nachdem sie, zum Schein, seine Größe und Stärke bewundert hatten, sprachen sie zu ihm: Fenris, solltest du wohl so stark seyn, diese Eisen zerbrechen zu können? — Warum nicht? sagte Fenris. — In der That sah er wohl ein, daß es ihm nur eine Kleinigkeit seyn würde, diese Fesseln zu zerbrechen. Er ließ sich demnach dieselben anlegen; aber kaum war er mit dem Geschniede gezieret, als er es auch schon zerbrochen hatte.

Die Götter lächelten bey bösem Spiele, und machten dem Wolfe große Lobeserhebungen wegen seiner Kräfte. Heimlich aber machten sie neue Fesseln, die wohl um die Hälfte stärker waren, als die vorigen, und überredten den Wolf, seine Kraft an diesen zu versuchen. Fenris, sagten sie, zerbrichst du diese, so müssen wir gestehen, daß kein Wesen stärker sey, als du. —

Fen-

Fenris, dessen Ehrgeiz in den Gang gesetzt war, und der bey sich überdachte, daß er, ohne etwas zu wagen, selten einen neuen Namen erwerben könne, ließ sich diese Fesseln anlegen, ungeachtet er wohl sah, daß sie nicht so leicht, wie die ersten, brechen würden. Nun schüttelte und rüttelte er sich, schlägt seine Fesseln gegen die Felsen, dehnt sich mit äußerster Gewalt, die Götter glauben schon, die Kette, die man sagt, in's Sacke zu haben — als er plötzlich seine Fesseln zersprengt, die Trümmer weit umher fliegen.

Nun gaben die Götter beynahe alle Hoffnung auf, das Ungeheuer jemals an eine Kette legen zu können. Doch sandte Odan den Waffenträger des Gottes Frey, Namens Skeyner, nach den Wohnsitzen der Däufalsar (schwarzen, bösen Götzen) zu einem Zwerge, welcher ihm neue, dauerhaftere Fesseln machen sollte. Skeyner kam wieder, und brachte we...

die, nach dem äußerlichen Ansehen, sehr schwach, in der That aber von der größten Haltbarkeit, und dabey sehr geschmeidig waren. Die Götter freueten sich ungemein, als sie dieselben erhielten, und nahmen den Wolf mit sich auf eine Insel. Hier zogen sie die neuen Fesseln hervor, und nahmen sie einer nach dem andern in die Hände, um zu versuchen, ob sie dieselben zerbrechen könnten. Nein, riefen sie, nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen, nein! Diese Bände sind ein wenig stärker, als sie aussehen; die kann niemand als Fenris zerbrechen.

Frenlich schmeichelte es der Eitelkeit des Wolfes, daß die Götter ihm etwas zu traueten, das sie selbst nicht vermogten; doch war er kein Narr. Die Bände, sprach er, so ihr da habt, sind so dünne, daß, dem Ansehen nach, wohl nicht viel Ehre dabey zu erjagen seyn dürfte, wenn man sie zerrisse. Weil aber hinter dieser anscheinenden

Schwache

Schwäche wohl eine List verborgen seyn
 mögte: so schwöre ich euch, daß diese Bän-
 der, sie mögen nun stark oder schwach seyn,
 nun und nimmer an meine Beine kommen
 können. — Hdr, Fenris, sey kein Geck, sag
 den die Götter; du hast die stärksten Ketten
 zerbrochen, und getrauest dir nicht, diese
 Schnürchen zu zerreißen? Es ist um einen
 Versuch zu thun, sehten sie hinzu; glückt
 es nicht, so binden wir dich wieder los. —
 Oh ja doch! rief der Wolf Fenris, wer so
 muthig wäre? Ich bin kein sonderlicher Lieb-
 haber von dergleichen Spielen. Das Los
 haben, denke ich, mögte wohl gute Wege
 geben, wenn ihr mich Einmal gebunden
 hättet, und ich könnte mich nicht selbst be-
 freien. Das ist die Ursache, damit ihr
 seht, warum unser einer sich nicht gern
 binden läßt. Doch, um euch zu zeigen, daß
 ich keinen Bärenhäuter vor euch habe, so
 komme doch, wunderswegen, einmal her,
 und legt mir euer Geschmeide an, aber mit

der Bedingung, daß er nie aus einem Missethater während des Versuches die Hand in den Rachen stecke, zum Unterpfande; daß ihm sich wieder losbinder.

Die Götter sahen einander an, und lacheten harte Lust, seine Hand daran zu wagen, bis endlich der unerschrockne Tyr hervortrat, und sich erbot, ihm seine rechte Hand zum Unterpfande zu geben.

Als nun die Götter den Wolf Jentis gefesselt hatten, wandte er seine äußerste Kraft an, seine Bande zu zerreißen; aber je mehr er arbeitete, desto fester legten sich dieselben an. Alle Götter hielten sich die Seiten vor, und sahen, nur Tyr nicht. Sie sahen, daß er die Bande durch ein großes Felsenstück, welches sie tief in die Erde hinab senkten; und um noch sicherer zu gehen, befestigten sie das äußerste Ende der Kette an einem ungeheuren Stein, den sie noch tiefer hinunter senkten. Jentis sah, daß ihn die Götter getäuscht hatten, und biß dem

dem Tyr die Hand ab. Hierauf sperrte er seinen großen Rachen auf, um die Götter zu beißen; doch einer derselben warf ihm ein Schwert so glücklich in das Untermaul, daß er dasselbe an den Gaumen festspießete. Da fieng der Wolf entseztlich an zu heulen; und seit der Zeit flieht ihm der Weiser so häufig aus dem Rachen, daß er einen Strom ausmacht, den man Worm (Vaster) nennet. Die Götter wußten freylich wohl, daß Fenris am Ende der Welt (Ragnarok) seine Fesseln zerreißen, und den großen Wodan um das Leben bringen würde; auch hätten sie jetzt den Wolf leicht aus der Welt schaffen können: aber sie schonten der Heiligkeit der himmlischen Wohnungen, die sie nicht mit Blute besudeln wollten.

Wir haben uns anheischig gemacht, unsern Lesern etliche Beyspiele von Loke's Betrügereyen vorzulegen. Hier sind zwey oder drey, die wir aus Bürgschaft der Edda erzählen wollen.

Unter

Unter einer angenommenen Gestalt kam einmal ein Riese zu den Göttern, und gab sich für einen Bauverständigen aus. Wenn ihr mir, sprach er, die Götterin Fräa zur Gemalinn, und überdem die Sonne und den Mond geben wollet; so baue ich euch dafür, in einer Zeit von sechs Monathen, eine Festung, die euch wider alle Riesen sichern soll, wenn sie auch schon bis in Midgard gedrungen wären. — Als Thor war gerade nicht zu Hause, sondern in den Ländern, die gegen Morgen liegen, wo er die Riesen bekriegte. Auf LoF's Anstiften bewilligten die Götter dem angeblichen Bauverständigen den verlangten Lohn; aber mit dem Vorbehalt, daß er ohne jemand's Hülfe, in einem einzigen Winter, den Bau dergestalt zu Stand bringen sollte, daß am ersten Sommer erge nicht das mindeste mehr zu machen übrig sey; widrigenfalls sollte er seines Lohnes verlustig seyn. Der verstellte Ries-

bedroht sich nur vor, sein Pferd brauchen dürfen; und **LOK** beredete die Götter, in dieses einzuräumen, indem er ihnen stellte, bey einem solchen Baue sey ein Pferd gerade so gut, als gar keines. Man ward von beyden Seiten einig, rief Zeugen zu, und beschwor die Bedingungen.

Darauf nahm der Bau seinen Anfang, und der angebliche Baumeister ließ des Nachts die ungeheueren Steine durch ein Pferd herbeschleppen, die er am Tage arbeitete. Die Götter sahen ihrerseits mit Erstaunen, was für unglaubliche Arbeit das Pferd verrichtete, und daß das Ungeheuer, welches sie für unmöglich gehalten hatten, beynahe zur Vollkommenheit gediehen war. Denn in der That fehlte am dritten Tage vor dem Ende des Unternehmens nur noch die Thore an der unverwindlichen Festung.

Nuns

Nunmehr giengen den Göttern die Augen aus. Diana, die süße Göttin der Liebe, einem Treiben zu geben? Sonne und Mond sich vor der Nase wegnehmen zu lassen, und im Finstern zu sitzen? Von wem rührte der Anschlag her? — Man hielt Rath, und fand, daß Loth den ganzen Handel geschwiegen habe. Da bandschien sich die Götter diesen arfinderischen Kopfes, und bedroheten ihn mit dem allerschmählichsten Tode, wofern er es nicht in die Wege richtete, daß die Götter ihres Eides entlediget würden, und der Baumeister kein Recht hätte, seinen Lohn zu fordern. Loth schwur ihnen in der Angst einen theuren Eid, daß er sie aus der Sache ziehen wollte, und um sein Wort zu halten, verbarg er sich, noch an eben dem Abend, in einen Wald, der an dem Wege des vorgeblichen Bauverständigen lag. Wie dieser, nach seiner Gewohnheit, in der Nacht die benöthige

thigten Steine herbeiführte, ließ der fromme Loß plötzlich ein Mutterpferd aus dem Walde laufen. Sobald das Ross des Riesen die Stutte witterte, zerriß es Zügel und Geschirr, und lief ihr nach; der Riese lief wieder hinter sein Pferd her, und die Nacht gieng verloren. Wie nun der Riese sah, daß sein Bau auf keine andre Art zu vollenden sey, nahm er seine eigenthümliche Gestalt wieder an. Da erkannten die Götter, daß er ein Riese war, und daß also die Verbindlichkeit ihres Eides von selbst wegfalle. Sie riefen den Gott Thor, welcher diesen Bauverständigen durch Einen Schlag seines Hammers, mit zerschmettertem Schädel, nach Niflheim hinabschickte.

Nach einiger Zeit fand sich Loß wieder ein, und berichtete, daß seine Stutte mit dem Pferde des Riesen ein achtbeiniges Füllen gezeuget habe. Dieses ist das berühmte

rühmte Ross Sleipner, welches Alfader Wodan zu seinem Leibpferde wählte, und dem alle Pferde, die jemals gewesen sind, an Stärke, Schnelligkeit, und andern Eigenschaften nicht das Wasser reichen.

Zu dieser Geschichte könnte ich viele andre Ränke des Loke, seine Streitigkeiten mit dem Gott Thoro, u. s. w. hinzufügen; ich könnte erzählen, wie er einmal die Götterinn Jouna, samt ihrer Büchse mit denen im sechß und zwanzigsten Stücke gedachten Aepfeln, entführte, und dadurch die Götter, die schon anfiengen, alle Beschwerlichkeiten des hohen Alters zu fühlen, in nahe Lebensgefahr brachte. Unter allen seinen Ränken wähle ich den Tod Balder's; theils, weil dieses Stück der Edda Lof's Böbartigkeit in ihrem stärksten Maasse zeigt, und, wie es scheint, der nächste Grund seiner Flucht und harten Strafe war: theils, damit ich meinen Lesern die versprochne Nachricht von dem Schicksale Balder's des Guten, nicht länger schuldig bleibe.

Der

Der Gott Balder, Wodan's und Frigga's Sohn, lag an einem schönen Abend auf seinem Lager und schlummerte. Da träumte ihm, sein Leben stehe in großer Gefahr; und der Eindruck, den dieser Traum auf ihn machte, war so stark, daß er sich nicht entbrechen konnte, den übrigen Göttern sein Gesicht zu erzählen. Diese waren samt und sonders der Meinung, man müsse alles, was dem guten Balder etwa gefährlich seyn könne, beschwören.

Frigga ließ sich demnach vom Gift, von allen Krankheiten, von den Metallen, und insonderheit vom Eisen; ferner von der Erde und allen Bäumen und Pflanzen, von allen zwey- und vierbeinigten gehenden, fliegenden, kriechenden, schwimmenden Thieren, vom Wasser, Feuer, von allen Steinen u. s. w. einen theuren Eid schwören, daß sie dem Gott Balder auf keine Weise schaden wollten.

Der Eid ward von allen diesen Dingen geleistet, und Balder der Gute war nunmehr unverleglich oder fest gemacht. Diese schöne
Eid

Eigenschaft gab den Göttern Gelegenheit zu einem neuen Zeitvertreibe, woran Valder selbst großes Vergnügen fand; denn, wenn die Götter ihre allgemeinen Versammlungen hielten, stellte er sich ihnen zum Ziele hin, und ließ einige mit Pfeilen auf sich schießen, andre warfen Wurfspieße auf ihn, oder schleuderten Steine, oder versuchten ihre Schwerter. Aber obgleich die Schwerthiebe, Steine, Wurfspieße und Pfeile so dicht als Hagel auf ihn fielen: so blieb er doch unverletzt; welches denn der himmlischen Versammlung nicht geringe Kurzweil machte, und, wie die Edda sagt, dem Valder zu großen Ehren gereichte. Aber dieser Spaß verdroß den neidischen Lof, und sein schelmischer Kopfknecht nicht, bis er einen Streich außgebrütet hatte, der, wie wir im folgenden Stücke erzählen werden, den Göttern das Spiel verdarb.

Der

Deutsche.

Sieben und siebenzigstes Stück.

— — — — —

Loß nahm die Gestalt einer alten Frau an, und begab sich in den Pallast der **Frigga**. Diese Göttinn bemerkte die Fremde, und ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein. Unter andern fragte sie das verstellte Weib: ob sie wohl wüßte, womit sich die Götter jezt bey ihren Zusammenkünften die Zeit vertrieben? — Ich weiß es wohl, Mutter der Götter, antwortete Loß; sie schleßen Pfeile und schleudern Steine auf den Gott **Balder**, und verlegen ihn nicht. — Ganz recht, versetzte Frigga, es können ihm weder hölzerne noch eiserne Waffen schaden, so wenig als sonst etwas; denn alle Dinge mußten mir schwören, ihn niemals zu verletzen, — Ey, das wäre! rief Loß; alle Dinge hätten die geschworen? — Alle mit

Sechster Theil. B b ein:

einander, sprach die Königin der Götter ein einziges schwaches Ding von einer Staude ausgenommen, welches an der Abendseite vom Walhalla wächst, und Mistelsteinn (Mistel) heißt. Ich hielt es nicht der Mühe werth, einen Eid von ihm zu fordern, weil es mir so jung und ohnmächtig vorkam, daß es meinem Sohne nicht würde schaden können, wenn es auch gewollt hätte.

Gerade so ein Umstand war es, den Loke gern wissen wollte; und kaum hatte er so viel herausgelockt, so verließ er die Göttinn, und nahm seine eigene Gestalt wieder an. Hierauf gieng er hin, und riß die bezeichnete Mistelstaude samt der Wurzel aus, und begab sich damit an den Ort, wo die versammelten Götter noch immer den guten Valder zur Scheibe brauchten. Dort sah er den Gott Höder abwärts sitzen, weil er, als ein blinder Mann, an der Ergöthlichkeit seiner Mitgötter keinen Theil nehmen konnte. Höder, sprach Loke, bist du der Einzige, der den Gott Valder beschimpfet? warum wirfst du nicht,
wie

Wie die andern, ein paar Wurfspieße, oder schießest mit dem Bogen? — Weil ich weder sehen kann, noch Waffen habe, antwortete Höder. — Wenigstens nimm diese Gerte, sagte Lok, und wirf den Gott Valder damit, so thust du doch Etwas zu seiner Ehre. — Ich bin blind, versetzte Höder. — Je nu, rief der Verführer, ich will dich schon zurecht stellen, und dir den Arm senken. — Der ehrliche Höder nahm das Reis, und Lok gab seiner Hand die gehörige Richtung; — Höder warf, und — durchbohrte den armen Valder, daß er nieder stürzte, und auf der Stelle starb.

Wie Valder sank, standen die Götter da in sprachloser Betäubung. Zwar sanken sie, daß sich kein Verbrechen erdenken ließe, das an Abscheulichkeit diesen Mord übertreffen könne: doch war die Heiligkeit des Ortes bey ihnen in so großem Ansehen, daß sie Bedenken trugen, stehendes Fußes den Missethäter zu strafen. Wodan übertraf alle andern Götter an unansprechlicher Betrübniß, denn er sah besser als die
 B b 2 übrigen

übrigen ein, was für eine Stütze mit seinem Sohne verloren sey, wenn die Kinder Muspell's dereinst kommen würden.

Indessen konnte alles Trauren den guten Balder dermalen nicht wieder beleben; darum trugen die Götter seinen Leichnam an das Seeufer, wo sein Schiff, auf den Strand gezogen, lag. Auf diesem großen Schiffe wollten sie den Holzstoß errichten, seine Leiche zu verbrennen; wie sie aber Hand anlegten, um das Fahrzeug ins Wasser zu schieben, fanden sie sich nicht im Stande, es nur im mindesten von der Stelle zu bewegen. Deswegen ließen sie eine berühmte Zauberin rufen; sie kam auf einem Wolfe, den sie, statt des Zügels, mit lebendigen Schlangen regierte. Vier der stärksten Riesen, die Wodan zu dem Ende kommen ließ, hatten genug zu thun, den Wolf so lange zu halten, bis das Schiff flott gemacht war.

Die alte Hexe brachte das Schiff mit einem einzigen Stöße ins Wasser. Aber
das

das war ein Stoß! Die Erde bebte davon, und die lichten Funken sprüheten aus dem Kiel des Schiffes, wie es über den Sand wegstrich. — Aber nun hätte sich bald ein neuer Lärm erhoben, denn Asa-Thor bekam die Zauberinn zu Gesicht. Dieser Gott, dessen natürlichen Willen gegen alles Riesens- und Trollengeschmeiß meine Leser längst kennen, zielte schon mit seinem Hammer nach dem Kopfe der Hexe, und hätte sie ohne Zweifel auf immer außer Stand gesetzt, ihren Wolf mit dem Schlangenzügel zu lenken, wenn ihm nicht die andern Götter in den Arm gefallen wären, und, in Betracht des geleisteten Dienstes, eine kräftige Vorbitte zum Besten der Riesinn eingelegt hätten.

Valder wurde demnach, nebst seiner Gemalin *Nanna*, die sich über den Verlust ihres Gatten zu Tode gegräret hatte, auf den Holzstoß im Schiffe gelegt. *Wodan* legte einen goldnen Ring auf den Scheiterhaufen, und gab ihm die Eigenschaft, allemal in der neunten Nacht acht ähnliche

B b 3 Ringe

Ringe herbor zu bringen. Der Holzstoß wurde angezündet; Thor weihete das Feuer mit seinem Hammer, (Donner) und warf einen Dwerger, der vor ihm her zu laufen pflegte, in die Flamme. Balder's Ross ward auch mit seinem Herrn verbrannt; und außer den sämtlichen Göttern war eine große Menge Riesen bey dem Leichenbegängnisse zugegen.

Loß war aber, so wie er dem guten Balder vom Leben geholfen hatte, auch die Ursache, daß der Tod diese seltne Beute behielt.

Die Göttinn Frigg machte allen vom Geschlechte der Asen bekannt, daß sie demjenigen der größten Hochachtung würdig schätzen wollte, der es auf sich nehmen würde, ihren Sohn Balder aus Niflheim zurück zu holen, und wegen des Lösegeldes, das Heimdall erfordern mögte, mit ihr einzig zu werden. Hermoder, einer von Wodan's Söhnen, versprach der Königin der Götter, ihren Willen zu vollbringen.

Zu

Zu dem Ende ließ ihm Bodan sein achtsfüßiges Ross Sleipner; dieses bestieg Frigg's Gesandter, und reisete neun Nächte und neun Tage unaufhörlich fort. Sein Weg gieng durch tiefe und düstere Thäler, die zuletzt so dunkel wurden, daß er nichts mehr unterscheiden konnte, bis er endlich an den Fluß Giall kam, über welchen eine schöne, mit hellpolirtem Golde gedeckte Brücke gehet.

So bald er über diese Brücke war, redete ihn die Hüterinn derselben, die Jungfer Modgudur (Götterhass, Götterfeindinn) folgendermaßen an: Wer bist du, und wie heißen deine Eltern? — Du hast keine Todtenfarbe. — Nur gestern noch ritten fünf Schaaren Todte hier vorüber, und von ihrem Zuge zitterte die Brücke nicht halb so sehr, als sie unter dir allein kracht. Du bist kein Todter; was willst du hier?

Ich suche Baldern, gab er zur Antwort; hast du ihn über diese Brücke kommen sehen?

Ja, verſetzte die Jungfer Nodgudur, Balder iſt über die Brücke gekommen. Aber der Weg, den die Todten nehmen, läuft dort hinunter, gegen Rittersnacht.

Auf dieſe Nachricht lenkte Wodan's Sohn in den bezeichneten Weg, und ritt immer fort, biß er vor das Gatter des Todes reichs kam. Hier ſtieg er zuvor ab, und gürtete, als ein guter Reiter, ſeinen Sattel nach. Darauf ſchwang er ſich wieder auf das Pferd, und ſetzte über das Gatter weg, ohne daß das gute Roß Sleipner auch nur mit Einem Huſe daran gerührt hätte. Als er nun glücklich in den Wohnungen der Todten angelanget war, ſah er ſeinen Bruder Balder an der Oberſtelle ſitzen. Er brachte die Nacht bey ihm zu, und am folgenden Morgen bat er Hella in den freundlichſten Ausdrücken, ſie mögte dem Balder vergönnen, mit ihm zurück zukehren, deſſen Tod allen Göttern ſehr zu Herzen gieng. Hella (der Tod) antwortete gar vernehmlich, wie folget:

Man

Man hat uns hinterbracht, daß Balder von allen Wesen in der Welt, über allen Glauben, geliebet werde. Laß sehen, ob sich das also verhalte. Wenn alle und jede Dinge, Lebendige und Leblose, seinen Tod beweinen, so mag Balder wieder zu den Göttern zurück lehren. Merk es wohl, alles soll weinen. Denn, wofern ein einziges Ding sich anschließt, so bleibt Balder hier.

Wie sie dieses gesagt hatte, stand Frigga's Gesandter auf, und Balder begleitete ihn bis vor den Valfast. Hier nahmen sie Abschied von einander, und Balder trug seinem Bruder auf, einen goldnen Ring, den er ihm einhändigte, dem Vater der Götter zu einem Andenken zu überreichen. Nanna gab ihm gleichfalls verschiedne Geschenke für Frigga mit. Hermod schwang sich wieder auf das Ross Sleipner, und eilte nach Asgard zurück, wo er den Göttern die Geschichte seiner Reise und Hela's Ausspruch erzählte.

Da sandten die Götter verschiedene Boten in alle Welt, und ließen alle Dinge bitten, zu Balders Befreyung aus den Wohnungen des Todes zu weinen. Alle Dinge ließen sich auch ganz willig finden, denn sie hatten Balder den Guten herzlich lieb. Alles weinte, und es war auf der ganzen Welt nicht anders, als wenn, nach lange anhaltendem Froste, plötzlich ein starkes Thauwetter einfällt. Man hatte also Grund genug zu der Hoffnung, daß Balder nicht lange mehr in dem Pallast der Hella auf der Oberstelle sitzen würde. — Allein, die Rechnung war ohne Loke gemacht. Denn, als die ausgesandten Boten, mit dem erwünschten Erfolg ihrer Bemühungen äußerst zufrieden, zurück kehrten, trafen sie eine Zauberin in einer garstigen Höle an, die sich den Namen Thof gab. Die Boten ersuchten, vermöge ihres Auftrages, auch diese, sie mögte doch ein paar Thränen an Balders Befreyung wenden; aber sie antwortete in folgenden Versen: Hella mag ihre Beute behalten. Thof wird Balders Holzstoß mit trockenem Auge beweinen.

Diese

Diese Here war niemand anders, als der verkappte Schadenfroh Lök, der ohne Unterlaß sein Gehirn anstrengte, auf alle mögliche Art den Göttern Verdruß zu verursachen. Bloß, weil er nicht weinen wollte, mußte Balder sich gefallen lassen, bis an das Ragnarökur in Nifheim bey der holdseligen Lella zu bleiben. Indessen zog sich Lök vornehmlich durch diese Buzzenstücke, die er gegen Balder verübte, die harte Strafe zu, deren wir in der Folge dieser Schrift Meldung thun werden.

Mit Vorbedacht habe ich diese Geschichte, oder dieses Gewebe von Allegorien, meinen Lesern vollständig und mit allen Umständen, die davon in der Edda aufbehalten sind, vorlegen wollen, um ihnen ein merkliches Beispiel des geheimnißvollen Vortrags der Edda zu geben, die sich eines siebenfachen Schleyers bedienet, die Geheimnisse der celtischen Religion und Philosophie zu verhüllen. Ich könnte ein häßliches dickes Buch zusammentragen, wenn ich meine und anderer Leute Rathmaßungen
und

und Träume über das Geheimniß des Ringes, der in jeder neunten Nacht acht andere seines gleichen hervorbrachte; über das Schiff, welches alle Götter nicht bewegen konnten; über die zauberische Riesin und ihren Wolf, die es so leicht ins Wasser brachte, und über andre dergleichen Dinge sammeln wollte. Ich halte es aber für besser, keinem unter meinen Lesern vor der Hand in seinen Auslegungen und Meinungen vorzugreifen.

Ende des sechsten Theils.

Inhalt

des sechsten Theils.

Sechs und siebenzigstes Stück.

Elfte Fortsetzung des 53sten Stückes. Von
den Priestern der Gerechtigken.

Sieben und sechszigstes Stück.

Reise des Gottes Thor nach dem Lande
der Riesen.

Acht und sechszigstes Stück.

Drittes Schreiben des Lucius an den Deuts-
schen, welches die Fortsetzung des fünf-
und sechszigsten Stückes enthält.

Neun und sechszigstes Stück.

Beschluß der Reise Asa-Thors, und
Kampf dieses Gottes wider die große
Schlange von Midgard.

Sie:

Siebenzigstes Stück.

Nachrichten von den Gottheiten, dem Götterdienste, der Sittenlehre u. s. w. der deutschen und nordischen Eelten. Sie erkannten anfangs ein einiges göttliches Wesen unter dem Namen Alfader. Auch die Edda kennt diese Gottheit. Bald wurden die Götter vervielfältiget. Was die Edda und Voluspa eigentlich sind? Zustand vor Alfaders Schöpfung; von Muspellshheim; Niflheim u.

Ein und siebenzigstes Stück.

Alfaders Schöpfung; Ursprung der Nymphen; von der Kuh Yedumla; Ursprung des Vur; von den Söhnen des Vur; Wodan's Schöpfung; Untergang der Nymphen bis auf Eine Familie, durch eine Ueberschwemmung; Erschaffung der Menschen; u. s. w.

Zwey und siebenzigstes Stück.

Die Götter bauen Asgard, und bringen den Himmelslauf in Ordnung. Wodan ordnet

ordnet zwölf Richter an. Von Wodan,
Frigga, Full, Hlyn, Gna, Thor, und
andern deutschen Gottheiten,

Drey und siebenzigstes Stück.

Von den übrigen deutschen Göttern und
Göttinnen, dem Riord, Frey, Fräa &c.

Vier und siebenzigstes Stück.

Von den Valkyrien; von der Stadt Was-
lastialf und dem Thron Wodan's. Be-
gebenheit des Gottes Frey; von der
Brücke Bifrost, der Esche Ydrasil, und
verschiednen Einrichtungen in Asgard.
Von der Stadt Gimle.

Fünf und siebenzigstes Stück.

Beschreibung des Walhalla. Von Lok
und dessen Kindern, Fenris, Hella, und
der großen Schlange. Hella's Gestalt
und Wohnung &c.

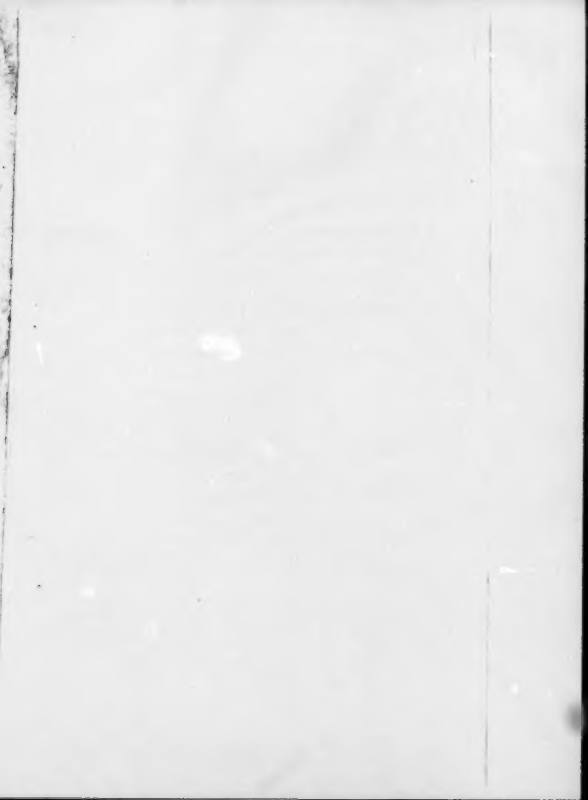
Sechs

Sechs und siebenzigstes Stück,

Vom Wolf Feurig. Böse Thaten des
Lofa. Balder's Traum.

Sieben und siebenzigstes Stück.

Fortgesetzte Erzählung von Lof's Ränken.
Balder's Tod, Fetschenbegängniß u. s. w.



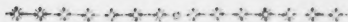


81
Der

Deutsche.



Siebenter Theil.

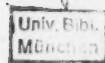


Neue und Hamburg,
im Verlag der Müller'schen Buchhandlung.

1774.



Go



Der
D e u t s c h e .

Siebenter Theil.

*Quid dem? quid non dem? renuis tu,
quod iubet alter. —*

Vorbericht.

Einige Leser des Deutschen haben mich getadelt, daß eine Fortsetzung dieser Schrift erscheint, ungeachtet ich im zwey und fünfzigsten Stücke förmlich, und mit dem Versprechen Abschied genommen, mich nie wieder in eine ähnliche Laufbahn zu wagen.

Von einem Manne, sagen sie, der sich als einen Deutschen ankündigt, fordern wir, mehr als von andern Erdenknechten, eine strenge Beobachtung seines Wortes.

Andre Leser behaupten, der fünfte, sechste, und die künftig vielleicht herauskommenden Theile wären unächt; die Fortsetzung dieser Schrift sey ein Buchhändlergriff, und der Herausgeber dieser neuen Bände ein Mann, der in seinem Vorbericht zum fünften Theil mit vieler Dreustigkeit vorgebe: er sey zu diesem Schritt von dem ersten Verfasser des Deutschen berechtigt; u. s. f.

Mit Erlaubniß aller dieser Leser nehm ich mir die Freiheit zu versichern, daß ich vielleicht nicht so schlechterdings tadelnswerth sey; daß es wirklich Umstände geben kann, die es dem gewissenhaftesten Beobachter seines Wortes nothwendig und sogar zur Schuldiakleit machen, von diesem gegebenen Worte abzugehen; und daß der Herausgeber des fünften und der folgenden Theile ein redlicher Mann und mein Freund sey, der sich auf mein Ersuchen, dieser Arbeit unterzogen.

In Sachen, die uns selbst betreffen, kann man dem Publikum nicht allerdings zumuthen, jemanden so schlechtthin, auf seine bloße Versicherung zu glauben. Ich erbielte mich demnach, die Ursachen anzugeben, die mich bewegen haben, meinen Voratz zu ändern.

Als die erste Idee in mir aufstieg, die etwanigen Kenntnisse deutscher Sachen, die ich mir erwerben können, meinen Landesleuten vorzulegen, in der guten Absicht, Deutsche zu erwecken: sah ich wo nicht alle, doch die mehrsten Schwierigkeiten vorher, die sich bey Ausführung dieser Idee auf mich zu drängen würden. Ich setzte mir vor, einigen derselben auszuweichen, und hoffte, andere zu überwinden; überhaupt schien mir der Gedanke, einen Deutschen zu schreiben, zu schön, als daß die von der Ausführung unzertrennlichen Schwierigkeiten nicht sehr viel von ihrer abschreckenden Gestalt verkehren haben sollten. Dennoch kannt' und fühlt ich mich hinlänglich,

lich, um aus Herzensgrunde zu wünschen, daß mein Einfall in einem bessern Kopfe gebohren seyn mögte. Da es aber nicht von uns abhängt, mehr Genie zu seyn als wir sind, und bessere Köpfe zu haben, als Mutter Natur auf unsere Schultern zu pflanzen beliebt hat: so beschloß ich, in der Erwartung, daß ein andrer es ein andermal besser machen mögte, vorgängig meinem Vaterlande so nützlich zu seyn, als ich könnte, und befürchtete nur, — was Eigenliebe sonst schwerlich einen Schriftsteller befürchten läßt — daß mein Buch keine Leser finden mögte. Die Aufschrift und der Inhalt schienen mir nicht von der Art, daß sie einen durch seine Ragouts und überwürzte Brühen verdorbnen Gaumen lüstern machen könnten. Beyde waren so ganz vaterländisch; beyde so ganz wider den Geschmack einer Nation, die von dem Nausche, den sie sich durch die übertriebenste Bewunderung des Ausländischen zugezogen hatte, noch nicht wieder nüchtern werden konnte; einer Nation, die
denen

denen Büchern herzlich feind war, die man nicht nach ausländischem Maasstabe zugeschnitten hatte. Indessen stand dieser Beforgniß nicht abzuwehren; ich mußte nichts, oder ein Deutsches Gerücht ausschüffeln, — einen Gerstenbrey, wenn ihr wollt — und ich konnte kein andres Schild ausstecken. Selbst der niedrige Kunstgriff, wodurch heutiges Tages so manches ursprünglich deutsche Buch sein Glück stehlen muß, indem man ihm das verächtliche Zeichen der Knechtschaft und Schande auf die Stirn prägt, konnte bey dem meynigen keinem Menschen, und wenn er der gewinnstüchtigste Verleger gewesen wäre, in den Sinn kommen; der Deutsche aus dem Französischen übersetzt, wirklich wäre das ein seltsamer Titel gewesen. —

Meine Furcht war vergebens, denn der Deutsche fand Leser. Ich freute mich darüber, ohne mein Buch darum für besser zu halten.

Eine andre Besorgniß, worauf ich freylich nicht sonderlich achtete, war indessen gegründet. Nothwendig mußte der Deutsche seinem Verfasser Feinde erwecken.

Schon das erste Stück erregte Lärm, ehe es noch gedruckt war. Denn, dem weisen Drucker schien das Ding mißlich, einen Aufsatz zu drucken, worinn die Nachahmungssucht der Deutschen und ihre lächerliche Liebe zum Ausländischen getadelt wurde. Er eröffnete seine Skrupel ich weiß nicht welchem Pfarrer in Magdeburg, und der fromme Eifer Seiner Hohehrwürden ermangelte nicht, Gott weiß, was für Kriegserklärungen, boshafte Sätze, samt allerley ärgerlichen Zeugnis in diesem Blatte zu finden. Er umzäunte die anstößigen Stellen mit Haken und Klammern; auf den Rand der Handschrift waren Talismans gemalt; und Bollwerke, oder Dinger die eben so aussahen, rings um die gefährlichen Sätze, die der ehrliche Mann gesehen hatte. Freylich

lich mochte die Schuld wohl meistens an der Brille Seiner Hochwürden liegen — denn was seine Augen betrifft, denen wollte ich nicht gern Schuld geben; — indessen, übersichtige Augen, oder gefärbte Brillengläser, das mag gleichgelten: die Wahrheit ist, daß es nicht an dem Herrn Prediger lag, wenn der Druck des Deutschen nicht verboten wurde. Mein Verleger ersuchte mich sogar, das erste Stück umzuarbeiten. Ich war mir bewußt, daß nichts Unrechtes in dem armen Blatte stand, und daß ich eher zu wenig, als zu viel gesagt hatte, und bestand darauf, daß meine Handschrift, ohne daß die geringste Sylbe darinn geändert oder weggelassen würde, gedruckt werden sollte. Das geschah, nachdem das Manuscript entweder durch so viele Hände gegangen, oder in der heiligen Censur so erbärmlich mitgenommen war, daß es, wie mich mein theurer Freund, der selige Herr Garnisonprediger Faber, dem ich die Korrektur aufgetragen hatte, versicherte —

(benn mir selbst ist diese Handschrift nie wieder zu Gesicht gekommen) einem zerrissenen Bettlermantel nicht unähnlich sah. — In den mehrsten katholischen, sonderlich in den Kayserlichen Erbländern ist der Deutsche verboten; an manchen Orten soll er sogar confiscirt seyn; und dennoch mußten die ersten Stücke aufs neue gedruckt, und die Auflage der folgenden verstärkt werden, ehe noch das fünfte Stück die Presse verließ. Solch ein böses und verdammlisches Buch hab ich dir in die Hände gegeben, lieber Leser, dessen Titel im Catalogo librorum prohibitorum, neben andern vielleicht eben so gottlosen Werken, zu finden ist.

„Ich habe nichts ärgerliches in dem Buche gefunden“ sagst du. —

Ich habe, meines Wissens, nichts ärgerliches hineingebracht, antworte ich. —

Hum!

Hum! die beyden Stücke vom Aberglauben, und Cramers Ode auf den Erzfeind sind doch im dritten Theile deutlich genug gedruckt? sagt der Censor, und slicht mir und meinen Lesern christfreundlich den Staat.

Wohl bekomme uns samt und sonders die Operation! — Hier, mein Herr Skulist, ist eine Kleinigkeit für Ihre Mühwaltung. — —

In der Zeit, als ich anfieng, den Deutschen zu schreiben und herauszugeben, schelte mirs zwar nicht an Arbeit: doch hatt' ich gerade so viel Mühe, als ich nothdürftig brauchte, wöchentlich die Handschrift zu Einem Bogen liefern zu können. Durch unvorsehene Zufälle ward ich zu beynahe unaufhörlichen Reisen genöthigt, welche, vereint mit der Besorgung meiner eigentlichen Geschäfte, mir mein armseliges Bisgen Autorschaft zur Beschwerde machten. Von meinen Büchern getrennt, mußte ich mich zum öftern auf die

Treue meines Gedächtnisses verlassen, und war
außer Stand gesetzt, von mancher Schrift
Gebrauch zu machen, die mir die Hand ge-
boten hätte, meinen Lesern nützlicher zu wer-
den. Ich konnte mich der Kritik meiner
Freunde nicht bedienen; ich mußte oft von
meinem vorgezeichneten Plan abweichen; ich
hatte sogar nur selten die erforderliche Zeit, das
was ich geschrieben, flüchtig wieder durchzu-
sehen; mit einem Wort: es ist wohl schwer-
lich je ein Buch unter so vielen Mühseligkeiten
des Lebens und unaufhörlichen Zerstreuungen
zu Stande gekommen. Einige Freunde un-
terstützten mich zwar, und auch von verschied-
nen Ungenannten wurden Beiträge einge-
sandt. Die Hülfe der Ersteren mußte ich mit
Dankbarkeit. Von den Geschenken der Letz-
teren konnte ich wenigen Gebrauch machen,
weil das meiste, einige Briefe ausgenommen,
meinem Zwecke nicht entsprach; oder wenn
dieses auch war, so verhinderte mich ihre Weit-
läufigkeit, sie in mein Buch aufzunehmen.

Ich

Ich bin nicht willens, eine Schutzschrift für mein Buch zu schreiben, und was ich gesagt habe, hat nicht die Absicht, daß der Leser bey den Mängeln dieser Blätter Ein Auge zuthun soll: sondern bloß, — die Nothwendigkeit zu zeigen, worinn ich mich befand, mit dem zwey und funfzigsten Stücke die Feder nieder zu legen, die ich viel früher würde weggeworfen haben, wenn ich nicht in der Unkündigung sowohl, als im ersten Stücke versprochen hätte, im Fall meine Schrift Leser fände, einen vollständigen Jahrgang zu liefern.

Ausser diesen Gründen meine Laufbahn zu beschließen, kamen bey mir noch andre Ursachen in Anschlag, die mir einen gegründeten Eckel vor aller periodischen Autorschaft beybrachten; Ursachen, die mich zu dem Gelübde bewogen, nie wieder als Wochenblättler aufzutreten. Sie sind jetzt, da ich dieses schreibe, für mich noch eben so geltend, als sie mir bey Abfassung des zwey und funfzigsten

sten Stückes waren. Die meisten sind von der Beschaffenheit, daß jeder, der an solchen periodischen Schriften gearbeitet hat, die nicht schlechterdings für den vornehmen und gemeinen Pöbel geschrieben sind, sie zu seiner Zeit eben so stark empfunden haben wird, als ich. Andern Leuten — ich will angehende Wochenblättler ausnehmen — mögten sie nichts weniger als interessant seyn; das überhebt mich der Beschwerlichkeit sie anzuführen.

Jetzt, lieber Leser, gebe ich dir Rechenschaft von dem, was mich bewogen hat, die Fortsetzung des Deutschen zu verstaten, und selbst einigermaßen Antheil an derselben zu nehmen.

Wie ich dem Verleger der ersten vier Theile, den Verlag des Deutschen versprach, schrieb ich ihm folgende unumgängliche Bedingungen vor: Die Namen aller derer, die an dieser Schrift den mindesten Antheil hätten, sollten
ver.

verschwiegen bleiben, hauptsächlich der meinige. Es sollte ohne mein Vorwissen keine zweite Auflage gemacht, die ganze erste Auflage auf Schreibpapier gedruckt, der erste Theil mit einem Zuckerpfer, und die übrigen mit Fleurons gezieret werden.

Von allen diesen Bedingungen wurde keine einzige erfüllt, so billig sie waren. Die Ankündigung war kaum erschienen, als er meinen Namen bereits einem jeden der nur so viel Neugierde hatte, darnach zu fragen, ins Ohr sagte, vermuthlich weil er eines Theils glaubte, mir dadurch Ehre zu machen, daß ich der große Mann sey, der den großen Vor-
 satz fassen können, ein Wochenblatt, respective zu schreiben und heraus zu geben. Der gute Mann dachte nicht daran, daß mein Buch schlecht gerathen könne — und auf den Fall hatte er mich mit der Ehre die er mir zu machen dachte, herrlich verathen. — Außerdem glaubte er, dem Deutschen durch
 meinen

meinen Namen, der in etlichen Gegenden nicht ganz unbekannt war, denselben Absatz zu verschaffen, den einige flüchtige Auffäge, die ich ihm vorinals in Verlag gab, glücklicher Weise gefunden hatten. Die Vignetten blieben weg; das Titeltupfer war erbarmenswürdig; nur für die etlichen hundert Pränumeranten wurde auf Schreibpapier, und die ganze übrige starke Auflage auf Druckpapier gedruckt; sonderlich wünscht ich nicht in meinem Leben ein Buch gesehen zu haben, das in Absicht auf den Druck, so abentheuerlich aussieht, als der vierte Theil. Das war nun die erste Ausgabe, bey der man aber das versprochne Verzeichniß der Pränumeranten vergebens suchen wird.

Ohne Schwur wird man mir glauben, daß ich bey einer zweiten Auflage einiges geändert, viel hinzugehan, und noch mehr weggelassen haben würde, sonderlich im zweyten und dritten Theile, bey deren Ausarbeitung ich auf dem

dem Postwagen oder zu Pferde studiren, und auf den Stationen schreiben mußte. Ich hatte aber das Mißvergnügen zu sehen, daß jeder Theil einzeln, treulich bis auf die unzähligen Druckfehler, zum zweyten mal, ohne mein Verwissen erschien. Vorzüglich behagt mich der zweyte, der sich auf grauen Löschpapier mit rosenfarbne Flecken ganz artig ausnimmt. Was meinen Verleger bewog, auch diese Bedingung nicht zu erfüllen, weiß ich um so weniger, da ich ihm mit meinen Handschriften ein freundschaftliches Geschenk machte, und ein ansehnliches Honorarium, so er mir anbot, ausgeschlagen hatte. Ich habe meinen Kopf nie vermiethen mögen.

Auf alle diese Arten sich an mir versündigt zu haben, war ihm noch nicht genug. Er beschloß, da ich den Deutschen auf sein Anhalten weder fortsetzen wollte noch konnte, ihn durch den bekannten Herrn Magister Wilke in Leipzig fortsetzen zu lassen; ich habe sogar
zwey

zwey Bogen von dessen Handschrift in Händen gehabt. Das war nun freylich zu viel, und setzte mich in die Nothwendigkeit, meine Freunde zur Fortsetzung des Deutschen zu bereben, damit meinem Buche nicht ein Schwanz angehängt werde, der Gott weiß durch wie viele Jahre nachgeschleppt haben würde. Im übrigen beziehe ich mich auf des jezigen Herausgebers Vorbericht zum fünften Theile.

Der Verfasser
und Herausgeber der ersten vier
Theile des Deutschen.

Der
D e u t s c h e .

Acht und siebenzigstes Stück.

Zwölfte Fortsetzung des 53ten Stücks.

Wir schlossen das sechs und sechszigste Stück mit der Frage: brauchen wir Priester der Gerechtigkeit? und warfen bey der Gelegenheit einige Anmerkungen hin, die wir izt mit Euerer Erlaubniß, etwas weitläuftiger aus einander sehen wollen.

Die Priester der Gerechtigkeit sind in zwey Hauptklassen eingetheilt: in Richter und Anwälde.

So bald die Menschen aufhörten, einzeln, ein jeder nach seiner Weise zu leben, so bald sie anfiengen sich durch das Band der Gesellschaft zu verbinden, und nun
Siebenter Theil. B Wöl.

Völker ausmachen: mußten sie auch darauf bedacht seyn, solche Mittel einzuführen, die hinreichen konnten, jenes Band unzertrennt zu erhalten.

Wo mehrere Menschen bey einander leben, da ist es unvermeidlich, daß nicht jezuweilen der eingebildec oder wahre Vortheil, die Absichten, die Bequemlichkeiten u. s. f. des Einen, wider die Vortheile, Absichten und Bequemlichkeiten des andern verstoßen sollten. Könnte sich wohl ein natürlicheres Mittel anbieten, als die Wahl redlicher und weiser Männer, deren Verstände und Einsicht die ganze Gesellschaft die etwanigen Streitigkeiten zur Entscheidung überlassen konnte? Ich sage, der etwanigen; denn in jenen ersten Zeiten schränkten sich die Bedürfnisse auf eine sehr kleine Zahl ein, und giengen nicht weit über die Grenzen des Unentbehrlichen. Der schmutzige Eigennuß, jetzt der Tyrann und die Schande der Menschheit, war damals eine unerhörte Sache, oder besser gesagt: ein Unding; man besaß und wünschte

te

te nicht mehr Eigenthum, als man zum Unterhalt für sich und die Seinige bedurfte; nur wesentliches und entschiednes Verdienst öffnete die Bahn zur Ehre; Tapferkeit nur, und wärmerer Patriotismus konnten den Helden an die Spitze seiner Gefährten, und den Bürger an die Spitze der Mitbürger erheben. Man trieb keine Handlung, man entlehnte und borgte nicht, der Wucher war unbekannt, und die Vorkünder waren ehrliche Leute. In diesen schätzbaren Zeiten müssen demnach die Streitigkeiten unter den Gliedern einer bürgerlichen Gesellschaft sich ebenfalls auf eine sehr kleine Zahl eingeschränkt haben, weil die Ursachen zu allen Wechsel: Injurien, und unzähligen andern Processen weghielen. Auch finden wir nicht, daß bey unsern Verfahren das ehrwürdige Amt eines Richters, dem Manne der es verwaltete, bey der Ausübung irgend einer Pflicht des Hausvaters und Bürgers in den Weg trat: noch weniger, daß es ihn von der Vertheidigung der Freiheit und des Vaterlandes hätte abhalten können.

Von den Deutschen zu den Zeiten des Tacitus wissen wir wenigstens, daß ihre obrigkeitlichen Personen diejenigen im Kriege anführten, denen sie in Friedenszeiten als Richter vorgelegt waren, wie bereits im zehnten Stücke dieser Schrift angeführt ist.

In unsern Tagen vervielfältigen sich die Rechtshändel bis ins Unendliche, weil mit dem Wachsthum der Bildung, der Stoff zu Zänkeren sich vervielfältigte. Noch viel weniger als ein schiefes Maul, das ein Geck dem andern macht, ist mehr als hinreichend, den fürchterlichsten Rechtshandel anzuspinnen, dessen endliche Entscheidung oftmals weder die ersten beyden Gecken, die ihre leeren oder ränkevollen Köpfe wider einander stießen, noch ihre Enkel und Urenkel, Erben und Erbnehmer erleben. Richter sind demnach uns gesitteten Leuten um so viel unentbehrlicher, da bey uns das gesellschaftliche Band unaufhörlich in Gefahr stehet. Das gebe ich als eine ausgemachte Wahrheit zu.

Frey

Freysich ist es eine Wahrheit, die unsern Tagen nicht eben zum Lobspruch gereicht: aber dafür kann ich nichts. Ich bin es nicht, der den Satz gefunden hat: daß es ein Beweis sey, daß die Privatgerechtigkeit unter dem Volke fehle, bey dem eine so große Menge genöthiget ist, zu der öffentlichen Gerechtigkeit Zuflucht zu nehmen.

Indem ich aber die Nothwendigkeit der Richter selbst bey dem besten Volk auf Erden für unwidersprechlich halte: so bleibt es darum immer noch eine ganz andre Frage, ob wir gerade solcher Richter bedürfen, die ihr Amt nicht als eine heilige, ehrwürdige, und unverletzliche Pflicht betrachten

— Dem Gebeugten Recht zu sprechen,
Und, wenn die Unschuld weint, am
Frevler sie zu rächen;

sondern es vielmehr als ein Handwerk, als ein schändliches Gewerbe brauchen? ob

wir Richter bedürfen, die mit der Handhabung der Gerechtigkeit den ehrlosesten Bucher treiben, und mit unverschämter Stirn dem Meistbietenden verkaufen, was sie der guten Sache unentgeltlich schuldig sind? Richter, die die rechten den Parteyen plündern, zwischen denen sie, nach ihrer eigentlichen Bestimmung, weiter nichts, als entscheiden sollten? Räuber, die alles mögliche gethan zu haben glauben, wenn sie die Schalen der streitigen Auster den Proceßirenden zukommen lassen? — Oder ob es nicht vielmehr der Bildung deren wir uns rühmen, weit angemessener wäre, das Ehrwürdige des Richteramts das es in jenen Zeiten hatte, die ihr barbarisch und wild scheltet, wieder herzustellen; unsre Richter jener Schande zu überheben, jener mehr als das verdienstteste Brandmaal entehrenden Schmach, die Gerechtigkeit feil zu bieten; die Schikane von unsern Gerichtshöfen ohne Wiederkehr zu verbannen; aus denselben die Räuberbanden, von denen so viele wimmeln, die, gleich reißenden Wölfen über
die

die unglücklichen Rechtenden herfallen, zu verjagen; einsichtsvolle, weise, gewissenhafte, und — wenn uns anders in unsern Tagen unsere Bildung noch uneigennützig Leute gelassen hat — uneigennützig Männer auf die Richtsäule zu setzen; und, (da doch, wie es scheint, die Privatgerechtigkeit nicht wieder zurückzurufen steht) die Tribunale zu wahren Zufluchtsörtern des gekränkten Bürgers zu machen; überhaupt aber eine solche Verfügung zu treffen, die es dem Richter unmöglich machte, von seiner Pflicht abzuweichen. — Alles dieses, sage ich, ist eine ganz andre Frage.

Richter, die ihr mit der Gerechtigkeit trödelt! — — Doch, ihr könnt nicht mehr erröthen; ihr verdienet nicht, daß man mit euch redet.

Genug sey dieses demnach von der ersten Klasse der Priester der Gerechtigkeit. Von der zweiten Klasse nehme ich mir die Freyheit, gerades Weges zu behaupten, daß sie von allen denen Uebeln von unsrer

Erfindung, unter deren Druck diese Erde
seufzet, das allerentbehrlichste ausmacht.

Die Wilden zu den Zeiten des Bar-
baren Hermann, — das heißt: die un-
gebildeten Leuten aus jenem armseligen
Zeitalter, in welchem, wie Jacobi sagt,

Die Deutschen noch ein Volk und eigne
Tugend hatten,

befassen trotz allem, was euch Barbaren
zu nennen beliebt, doch gerade Verstand
genug, bei vorkommenden Gelegenheiten ihre
eigne Advokaten zu seyn. — Es ist sogar
den Schulknaben bekannt, daß Deutsch-
land jenem gegründeten Abscheu vor den
römischen Sachwaltern, mehr als irgend
einer andern Ursache die damalige Erhal-
tung seiner Freiheit zu danken habe. —
Wir, die wir uns der Bildung rühmen,
und mit so vieler Selbstzufriedenheit auf
ein erleuchtetes Zeitalter pochen, sollten wir
die Sachwalter unentbehrlich finden?

Ich frage mit den Worten des Schriftstellers, den ich in einem der vorhergehenden Blätter *) reden ließ: wozu bedarf ich eines feilen Sachwalters, den ich bezahlen muß, um meine Sache zu vertheidigen, die ich ohne allen Zweifel weit besser vertheidigen würde, als er? — Dieser große Kenner der Gerechtigkeitspriester macht sich einen Einwurf auf diese Frage, und beantwortet ihn gründlich. Man dürfte mirs zwar verargen — doch, was kümmert das mich? ich habe nun einmal Lust, zu seiner Widerlegung noch etwas von dem meinigen hinzu zu fügen.

Man könnte sagen: „Euer Advokat wird ausserdem, daß er Euer Sache mit mehrerer Kürze, ohne Leidenschaft und Hestigkeit vorträgt, auch zugleich alles was zur Verstärkung Euerer Gründe, und zur Entkräftung der Gründe Eueres Gegners dient, besser einsehen und anführen können. Ueberdem wird er, als ein Ge-
 B 5 sch-

*) S. 180, im 5ten Th.

sehkundiger Mann, den Richter auf die Gesetze, die zu deinem Vortheil sprechen, verweisen, und jene Gesetze, welche dein Gegner, vielleicht fälschlich, zu seinem Behuf anführt, richtiger erklären.“

Ich möchte, wenn ich auch selbst zu der Kunst gehörte, das letzte dieses Einwurfs nicht zur Vertheidigung der Sachwalter vorbringen, weil es die Nation, den Richter und vielleicht auch den Sachwalter mit einerley Brandmark bezeichnet; und das erste nicht, weil es mir unmöglich seyn würde, so schamlos zu lügen.

Frenlich wohl, wer mir sagt: Dein Sachwalter wird den Richter auf diejenigen Gesetze verweisen, die zu deinem Vortheil sprechen; der bringt eine Sache vor, wider deren Wahrheit man an und für sich nichts einzuwenden hat — vorausgesetzt, daß der Advokat, was man eben nicht immer findet, ein redlicher und hinlänglich gelehrter Mann ist. — Mangel ihm Gelehrsamkeit, so wird er unge-
fähr

fähr so viel, oder nicht viel mehr von den Gesetzen verstehen, als ihr selbst. Fehlt ihm Niedlichkeit, so wird er sich bestechen lassen; er wird mit dem Gegner aus Einer Karte spielen; er wird seinen Klienten als ein Schaaf betrachten, dem man verschiedne Jahre hindurch die Wolle abnehmen kann, und das von Glück zu sagen hat, wenn es am Ende das kahle Fell behält. Vergesset nicht, daß er in jedem möglichen Fall unter einer großen Menge von Gesetzen zu wählen hat, und — wohl bekomme euch jedes, das er anführt!

Eine, leider! tägliche Erfahrung überhebt mich der eckelhaften Mühe, hier weitläufig zu seyn. Belieben Sie nur die Augen aufzuschlagen, meine Herren, und ein wenig um sich her zu sehen.

Mein Sachwalter soll demnach der Unwissenheit des Richters zu Hülfe kommen? — Wahrhaftig, das ist nicht übel ausgedacht. Ey! gebt mir dafür lieber einen Richter, der selbst in den Gesetzen hin-

hinlänglich erfahren ist. Was soll die Wage der Gerechtigkeit und ihr Schwert in der Hand eines Dummkopfs, der nicht weiß, was rechts und links ist? — Es ist mir unbekannt, ob dieß an einem oder andern Ort in Deutschland der Fall seyn mag; davon aber bin ich überzeugt, daß ein Mann, der mir mit dem Rechenbuch in der Hand beweisen wollte, daß zwey mal zwey, vier macht, schlechterdings voraussetzen müsse, ich habe mein Einmaleins nicht gelernt.

Freylich ist es schlimm genug, daß die Gesetze zu einer so unmäßigen Menge angewachsen, zum Theil so dunkel abgefaßt, und zum Theil in einer so unverständlichen Sprache geschrieben sind, daß die Kenntniß der Rechte, die billig einem jeden geläufig seyn sollte, ein besondres Studium ausmacht. Ich bin nicht der Erste — aber wollte Gott, daß ich der Letzte seyn mögte, der aus Herzensgrunde den Wunsch thut, daß der ungeheure Schwall von Gesetzen, wovon noch dazu ein beträchtliches Theil

Theil wider die Billigkeit ist, vermindert; die übrigbleibenden kurz und deutlich abgefaßt, und auf diese Art dem Volke ein mäßiges und für jedermann verständliches Gesetzbuch in die Hände gegeben werden mögte. Mich deucht, es würde mir hart scheinen wenn ich ein Regent wäre, mein Volk nach Gesetzen richten zu lassen, die es nicht kennet, nicht versteht, und nicht verstehen kann; nach Gesetzen, die vielsinnig, dunkel, widersprechend und nicht für unsre Zeiten gemacht sind, die sich willkürlich auslegen und drehen lassen, und womit die Advokaten nach Herzenslust den Ball spielen; nach Gesetzen, die zum Theil, wie Wieland's rasender Sokrates sagt, gegeben sind, bloß damit man viel zu dispensieren und zu strafen bekomme. — Ein kleines und faßliches Gesetzbuch welch ein göttliches Geschenk wäre dieses! welch eine Wohlthat für eine ganze Nation überhaupt, und vorzüglich für das redliche Theil der Richter und Rechtenden! — Zwar die Sachwalter würden nichts weniger als ihre
 Rech.

Rechnung dabei finden — Doch was läge daran, wenn nun auch eine ganze Zunft, die bloß auf Unkosten des Volks besteht, von dessen Thorheit und Herzensblute sie sich nährt, völlig eingienge?

Aber bey dem Fuße worauf heutiges Tages die Sachen stehen, saget mir, ihr die ihr es erfahren habt — doch was kummert das mich? — sagt es denen die dem Dinge abhelfen können, wie dem Manne zu Muth seyn, der in einem Rechtshandel, worauf vielleicht seine ganze zeitliche Glückseligkeit beruhet, bey der vollkommensten Gerechtigkeit seiner Sache, von der Unwissenheit oder Bosheit seines Richters unterrichtet, und mit der nichts weniger als seltenen Denkart der Sachwalter bekannt ist! Wie ihm zu Muth seyn, wenn er z. B. weiß, daß der Richter zu jenen alltäglichen Leuten gehöret, die mit der bewundernswürdigsten Kenntniß der Gesetze des Tarok oder Quadrille, die größte und unverzeihlichste Unwissenheit in Absicht

sicht auf die vaterländischen Gesetze verbind-
 den; daß in dessen Seele ein herrschender
 Hang zu den wollüstigen Zerstreuungen ei-
 nes üppigen Lebens, und ewiger Eitel vor
 allem was Arbeit heißt, obwaltet! Wenn
 er einen ernstlichen Blick auf die tausend-
 fältig in einander geschlungenen Labyrinth
 wirft, in welche er von seinem Gegner,
 von seinem Richter (wenn dieser, statt der
 Unwissenheit, mit Raubgier ausgerüstet
 ist) — und was noch schlimmer ist als die-
 ses, selbst von der feilen Seele geschleppt
 wird, der er die Vertheidigung seiner Ge-
 rechtsame anvertrauet hatte! Wenn er
 rings um sich her an täglichen, an unzäh-
 ligen Beispielen wahrnimmt, daß das un-
 widersprechlichste Recht zweifelhaft, und
 das deutlichste Gesetz unter den Federn der
 Advokaten zum unauflöselichen Räthsel ge-
 macht werden kann! Und vollends, wenn
 er zuletzt selbst der traurigen Wahrheit zum
 Beispiele dienen muß, daß die allergegrün-
 deteste Sache oftmals unter den Fuß ge-
 treten wird! — Ihr Unglücklichen, die
 ihr

ihr diese schreckliche Erfahrung habt, rufet so laut und so oft, bis man auf euere Stimme hört! bis ihr Eindruck machet!

Frenlich ist die Hoffnung nicht eben groß, daß man auf diese Stimmen sonderlich hören werde; doch ist sie auch nicht schlechterdings ungegründet. So viel weiß ich aber, daß das Land, wo man ihnen Gehör giebt, in kurzer Zeit finden werde, daß es sich um einen starken Schritt der Glückseligkeit genähert habe.

Der
D e u t s c h e .

Neun und siebenzigstes Stück.

Dreizehnte Fortsetzung des 53ten Stücks.

Es liegt am Tage, daß die allermeisten Fälle, die in den Gerichten vorkommen, zu gleicher Zeit Gesetze für und wider sich haben. Sogar trägt sichs nicht selten zu, daß beide Parteyen ihr Recht aus ein und demselben Gesetz erweislich zu machen suchen. Dein Advokat mag die deutlichsten und entscheidendsten Gesetze für deine Gerechtsame reden lassen: der Advokat deines Gegners wird nicht erman-
geln, sie zu verdrehen; der deinige, wenn ihn die Reihe trifft, macht es dem Gegner nicht ein Haar anders. Nun ist in einer jeden Sache das Recht entweder zweifelhaft: oder es siehet ganz und augenscheinlich auf Einer Seite. — Wir wollen den letzten von diesen beyden möglichen Fällen, als den gewöhnlichsten, annehmen:

Siebenter Theil.

E

Der

Der Rechtende selbst, kann durch Vorurtheile geblendet, sein Unrecht verkennen; das mag seyn — wiewohl ich glaube, daß diese Vorurtheile doch die meiste Zeit einen mehr oder weniger vernünftlichen Laut des Gewissens durchhören lassen. — Aber der Auwald, dem sich dieser Rechtende vertrauet, können den wohl die Vorurtheile und Leidenschaften seines Klienten blenden? Er ist ein Mann — oder sollte es seyn, dem eine vollständige Kenntniß der natürlichen Billigkeit sowohl, als der im Lande gültigen Gesetze bewohnt. Er hat Zeit, die Sache deren Vertheidigung ihm aufgetragen wird, mit kaltem Blute zu überlegen. Würde er wohl den Namen eines Rechtsgelehrten oder Gesetzwissenschaftlichen verdienen, wenn die Ungerechtigkeit dieser Sache seinen Blicken entgehen könnte? Er sieht es also deutlich ein, daß sein Klient augenscheinlich Unrecht hat. — Nun sagt mir, trägt nicht der Sachwalter, der wissenschaftlich eine offenbare Ungerechtigkeit vertheidigt, trägt er nicht das Brandmaal seiner Schande öffentlich an der Stirn? Wie? oder hal-

tet

tet ihr das für rühmlich und ehrlich, den
 Unschuldigen zu unterdrücken, den Red-
 lichen zu Grunde zu richten, den Räuber
 zu vertheidigen? Kömmt ihr es für löblich
 und gut halten, die Hände zur Plünderung
 hilfloser Waisen zu bieten, und die schänd-
 liche Beute mit dem Räuber zu theilen?
 — Ihr verachtet den Lügner, wenn auch
 seine Neigung oder Gewohnheit Unwahr-
 heiten vorzubringen, nicht eigentlich mit
 Bosheit oder Begierde zu schaden verbun-
 den ist: — und ihr ehret Leute, die sich
 öffentlich zu Verfechtern der Ungerechtig-
 keit aufwerfen? und ihr ehret Leute, die
 es sich zum Handwerk machen, vor den
 Augen Gottes und der Nation den Richter
 dahin zu bringen, daß er, oft wider die
 Stürme seines Gewissens, der Ungerech-
 tigkeit Recht sprechen muß? — Volk
 Zulu's! wie tief bist du unter deine
 vorige Höhe gesunken! — Wurf die Au-
 gen auf jene brittischen Colonien; sie wis-
 sen nichts von dem, was du vielleicht für
 ein notwendiges Uebel hältst. Ihr
 Schutzgeist hat sie davor bewahrt, und sie
 sind deswegen nur um soviel glücklicher.

Im Gegentheil richte deinen Blick auf diejenigen unglücklichen Gegenden Deutschlands, wo, sonderlich unter dem Landvolk, die Proceßsucht wie eine ansteckende Seuche, wie ein fressender Krebs wüthet. Nimm dem Volke die Advokaten, die dieses Feuer anfachen und unterhalten, die das Fett des Landes verschlingen, und siehe dann, ob nicht diese Gegenden, die gerade die fruchtbarsten sind, in kurzer Zeit die reichsten und blühendsten seyn werden?

Täusche ich mich, oder mache mich wirklich dort aus jenem Winkel ein weiser Mann den Einwurf: daß es Unrecht sey, um etlicher räudigen Schafe willen die ganze Heerde . . .

Ich verstehe Sie, weiser Mann, ehe Sie noch ausgeredet haben, und erkenne Sie an den krummen Fingern und der Habichtspysiognomie. — Wir wollen nicht lange mit einander philosophiren, weiser Mann! wir wollen die Erfahrung ein wenig plaudern lassen.

Es ist wahr, wie Sie sagen, daß ein gewissenhafter und redlicher Advokat keine offenbar ungerechte Sache übernehmen wird. Ich habe aber noch keinen Teps gefunden, auf den nicht eine Stürze gepaßt, und keine so böse Sache, die nicht ihren Advokaten gefunden hätte. — Sollte sich hieraus vielleicht der Schluß ziehen lassen, daß es nicht viel gewissenhafte Sachwalter giebt?

Und am Ende, weiser Mann, wozu nützt ein gewissenhafter Sachwalter? Nehmt ihn, wenn ihr Lust habt, eure Sache gewiß zu verlieren. — Hierüber ließe sich viel sagen, und — — Aber wir wollen uns begnügen es nur so im Vorbeigehen erinnert zu haben.

Uebrigens, wenn man die Sache beim Lichte beseht, was würden die gewissenhaften Anwölde sonderlich verlieren, wenn man sie mit den übrigen für unnütz erklärte? — Ehrliche Anwölde haben gemeinlich nicht viel zu thun. Die Ursache mögt ihr selbst suchen.

Und wenn nun Aber Sie laufen davon, weiser Mann? Bleiben Sie noch einen Augenblick! Wir wollen die Erfahrung schweigen lassen, ungeachtet sie Ihnen noch etliche gute Sachen zu sagen hätte. Dafür will ich Ihnen ein Wort des Trostes sagen — — Aber fort ist er.

Wer übrigens den Sachwaltern wegen ihrer Gelassenheit, gedrunghenen Vortrags, und Kürze in Führung der Rechtshandel das Wort redet, den muß sein glückliches Schicksal vor aller Kenntniß in Proceßsachen und sogar vor dem Anblicke juristischer Aufsätze bewahret haben. Der beste Wunsch, den ich für diesen neidenswürdigen Sterblichen thun kann, ist der, daß ihn Gott in dieser glücklichen Unwissenheit lebenslang erhalten wolle!

Lasset mich selbst meine Sache dem Richter vortragen, und ich werde nicht weitläufiger seyn, als zur Deutlichkeit hinreichend ist. Die Sorgfalt für mein eignes Wohl wird mich meine Aufsätze so einrichten lehren, daß sie, statt den Richter durch ihre eckelhafte und müßige Weit-
schwei-

schweifigkeit zu ermüden, vielmehr mit Einem Blick übersehen werden können. Kein Eintemal und dieweil; kein Waser-maffen und wasergestalt. Wozu der nichtswerthe Unrath? ich selbst bezahle mir meine Aufsätze nicht bogenweise.

Und was die Kürze in Führung des Rechts Handels selbst betrifft? Ein Wunder würde es seyn, wenn nicht in etlichen Tagen die ganze Sache geendiget wäre. Wir sind, mein Gegner und ich, unwissend in den Ränken der Jungendrecher, und unbewandert in den krummen und verwickelten Irrgängen der Schikane; ein Richter, der weder Geschenke noch Sporteln zu erwarten hat, gewinnt bey der Beschleunigung des Endurtheils, folglich wird er uns nicht bey der Nase herum führen, noch die Entscheidung unseres Processus ins weite spielen. —

Die Gelassenheit? — Nun, wir werden mit der Wärme reden, die uns die Sorge für unsere Gerechtsame einflößet, Und sollte ja diese Wärme in Hitze ausarten, so wird uns der Richter schon zu-

recht weisen. Und am Ende, alles wohl erwogen, könnte uns ja das Absque animo iniuriandi mit weit besserem Zuge zu statten kommen, als den gedungenen Sachwaltern. Uns liegt unsere Sache am Herzen; unsere Ehre, unser Glück, unsere Gerechtsame, unser Vermögen steht auf dem Spiele. Wir sind keine Mietlinge; unser eignes Recht ist es, welches wir vertheidigen. Verzeihlicher dürfte uns allenfalls ein bisgen Hitze seyn, als denen Männern, deren Feder und Zunge wir gemiehet haben. Bey diesen ist es nicht Eifer für die Gerechtigkeit einer Sache, sondern Muthwille und unverzeihliche Veringschätzung des Richters, dem sie Ehrerbietung schuldig sind, sobald sie in ihrem Vortrage den geringsten Schritt von der Bahn der Bescheidenheit wagen; und unverschämter Frevel ist, wenn sie sich, wie man doch täglich findet, bis zu ungezogenen, und oftmals selbst dem niedrigsten Pöbel nicht zu verzeihenden Ausdrücken vergessen, gesetzt auch, daß sie mit dem albernen Formelchen: quod absque animo iniuriandi dictum

dictum sit, die Hälfte ihres bisgen Lateins hundertmal verbrächten.

Auf alle Fälle ist es deutlich, daß bey einer guten und gerechten Sache der Vortheil, den man von den Sachwaltern zu erwarten hat, sehr zweifelhaft ist. —

Ganz anders verhält sichs freylich, wenn die Rede von jenen Auswürfen der menschlichen Gesellschaft ist, die sich der offenbaren Ungerechtigkeit ihrer Sache bewußt sind. Einem Räuber, der aus Bosheit oder Eigennutz hadert, ist mit der Gelehrsamkeit und dem Gewissen eines rechtschaffnen Richters blutwenig, und mit der Unbestechlichkeit desselben gar nichts gedienet. Setzet ihm einen unwissenden, oder einen Bösewicht — oder einen Mann der beydes zugleich ist, auf den Nichtsruhl, so habt ihr sein Glück gemacht. Was seinen Sachwalter betrifft, je nu, da versteht sich von selbst, daß er ein Ränkeschmied, und mit der Fertigkeit, rechts und links Befehle anzuführen, zu verstümmeln und zu verdrehen, in reichen Maasse ausgerüstet seyn muß.

„Ist eure Sache gut, so schreitet zum Vergleich;

„Und ist sie schlimm, mein Herr, so rechtet.“

Dieses ist der wohlmeinende, auf Weltkenntniß und Erfahrung gegründete Rath, den ein vortrefflicher Mann unserm Vaterlande giebt; der einzige Rath, dem man, so lange doppelsinnige Gesetze und Sachwalter seyn werden, denen geben kann, die ihr Unstern mit Rechtshandeln bedrohet. Ich wiederhole ihn, und eile, den Fuß aus einem unübersehblichen Felde zurückzuziehen, in welches ich ihn nicht anders als höchst ungern setzte.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Unter allen Abkömmlingen der alten Celten, sind wohl keine nachlässiger in Aufbewahrung der Werke des Wises ihrer Vorfahren gewesen, als wir Deutschen. Einige kleine Spuren, daß es vormal's treffliche Dichter in den Wäldern Germaniens gegeben: und das ist alles. Je unverzeihlicher diese Sorglosigkeit ist, desto bedauernswürdiger ist der Verlust, den wir darunter leiden. Beschämend ist es für uns, daß wir unsre Zuflucht zu den vor Alters mit uns verwandten Nationen nehmen müssen, wenn wir uns einen Begriff von dem Geist unsrer Dichter in den vormaligen Zeiten machen wollen. Aber was für einen Begriff! — Wir können nicht weiter als bis zu starken Muthmassungen gehen, daß das Bild der teutonischen und andern celtischen Varden aus ähnlichen Zügen zusammen gesetzt sey.

Sollte nicht folgendes Lied von einem Cornwallischen Varden, einen Platz im Deutschen verdienen? Ich habe es im Royal Magazino gelesen, und bediene mich einer guten Uebersetzung aus den Unterhaltun-

tungen, die ich mit dem Original verglichen habe.

Derwin's Thränen.

Mein Gesang ist Derwin, der Nachkömmling Goran's. Herrlich war der Jüngling wie die braune Eiche auf Tremor's Hügeln; und wie der Löw in seiner Höle, so wohnt in seinem Herzen Kühnheit.

Mora, Pentarrens schöne Tochter fesselte sein Auge. Lang waren ihre Locken, und gleich der Rose blühten ihre Wangen; wie in dem grünen Thal die Lilie, so weiß und duftend war ihr Busen, und sanfter als die Federn am Halse des Schwans.

Bei dem lauten Gesang der Lerche verließen sie ihre Hütten, und sahn auf Tremgar's Hügeln zugleich den ersten Stral des Morgens.

Am Abend, bei des Monden blassem Licht, wanderten sie durch das Thal Penervin, lauschten auf das Lied der einsamen Nachtigall, und athmeten ihr süßes Liebes.

Liebesgespräch in Rosmer's dämmernden Wäldern.

Tochter der Unschuld, rief der Jüngling, wann wirst du die meinige seyn? Wann wirst du Seligkeit auf meine Seele stralen lassen?

Betracht ich deine Reize, o dann hüpfte mein unruhiges Herz, und die Liebe klopft vor Entzückung darinn. Ach! wirst du bald mich glücklich machen?

Der Unschuld sanftes Erröthen glühete auf der Wange der Tochter Penlarrens, und bejahendes Stillschweigen wohnt' auf ihren Lippen.

Aber nie, ach, nie sollten sie vereinigt werden. Krankheit umwölkte das Auge des Mädchens, und die Röthe des neuen Morgens erstarb auf ihrer Wange; ihr Haupt hieng danieder, wie die Blume im Regen; es sank auf ihr Hauptküssen wie die reife Aehre vor der Sichel des Schniters.

Zärtlich ergriff ihre Hand ihres geliebten Derwin's Hand; ihr Busen hob sich,
gleich

gleich der anschwellenden Woge, und so lange ihr noch das Gesicht blieb, stand ihr Auge starr auf die Freude ihrer Seele gerichtet.

Sie erhob ihr mattes Haupt, die nasse Wange ihres Liebhabers zu küssen, da der Tod ihr Herz traf; sie sank zurück; ihr erystallnes Auge schloß sich, und ihr letzter Hauch seufzte Derwin's Namen.

Stütze meines Daseyns! rief der wahnwitzige Derwin, seine Lippen auf die blasse Hand der Erstorbenen gedrückt, ich will dir folgen!

Halte ein wenig deine sanfte Seele auf, daß Derwin's Seele sie begleite!

Er weinte. Wie ein Kind weinte der tapfere Derwin. Zwar muthig wie der Löwe, der in der Wüste herum irrt; zwar unverzagt bey dem rothen Glanz im Auge des Wolfs; unverzagt, da sein kühner Arm den Riesen Ball'al schlug, und ihn vermodern ließ gleich einem todten Hund' auf den Bergen; ließen doch Thränen von seiner

seiner Wang' herab, wie der Strom von der Stirn des Hügels; dunkel schien sein weitrollendes Auge, wie im Sturm der bewölkte Mond; und sein Herz zerschmolz gleich dem Schnee im Sonnenscheine.

Auch schämte sich der Jüngling nicht der Thränen, denn Mitleid ist die Schwester der Großmuth.

Mora liegt im Grabe, der kalte Wind pfeift um sie her, und der Sturm schwelgt an ihren Schönheiten.

Ihr kaltes Ohr lauscht nicht auf Derwin's Seufzer, der über ihrem grünen Rasen klagt; auch sieht ihr dunkles Auge nicht die wilden Bewegungen des Jünglings, der für sie nur lebt.

Derwin weint über ihrem Grabe von dem ersten Schimmer des Morgens bis zu den tiefsten Schatten der Mitternacht.

Das bleiche Gespenst das neben ihm daher schleicht, wirft auf ihn den blassen mitlei-

mitleidigen Blick; aber Furcht erschüttert nicht das Herz des Derwin.

Verzweiflung ruht auf seiner Stirn, und Unglück starrt aus seinem hohlen Aug': er fällt längs auf ihr Grab, beklagt des Lebens Dauer, ruft dem Schatten seiner entfernten Mora, und stirbt.

Derwin schläft an der Seite seiner Geliebten.

Durch die Gegenden von Cornwall erschalle ihre Liebe. Die Jünglinge und die Mädchen des Dorfs streuen jährlich Blumen auf ihren Rasen, und lernen die Beständigkeit aus Derwin's und Mora's reinem Beispiele.

p.

Der
D e u t s c h e.

Achzigstes Stück.

Im sieben und siebenzigsten Stücke dieser Schrift versprachen wir, unsern Lesern von der schweren Strafe Nachricht zu geben, die sich der fromme Loß verdientermaßen auf den Hals zog.

So große Bubenstücke als wir von diesem übelthätigen Wesen erzählt haben, samt vielen andern, deren Erzählung unser Buch ohne Noth vergrößern würde, machten endlich der Geduld der Götter ein Ende. Sonderlich waren sie, wie billig, über den Tod ihres Mitgottes Balder dermaßen aufgebracht, daß sie beschlossen, dem Loß und seinen Ränken durch eine exemplarische Strafe Grenzen zu setzen. Loß merkte dieses, und dachte auf seine Sicherheit; diese glaubte er am besten in der Flucht zu finden, weil

Stiebenter Theil. D gar

gar keine Hofnung für ihn mehr übrig war, daß sich, wie wohl ehemals geschehen, die Götter durch neue Ränke würden hintergehen und besänftigen lassen. Er machte sich Rechnung, in einem gewissen Berge am sichersten seyn zu können; in denselben verbarg er sich, und verfertiigte sich eine Wohnung daselbst, die an allen vier Seiten Aussichten hatte, damit er alles, was in der ganzen Welt vorgieng, übersehen und erfahren könnte.

Hier überdachte er jede mögliche Art auf welche ihm die Götter wohl bekommen könnten, und dachte für jedwede eine Ausflucht und Gegenmittel aus. Zu dem Ende nahm er oftmals die Gestalt bald dieses bald eines andern Thiers an, um in dieser Verstellung den Fallstricken entgehen zu lernen, die man diesen Thieren etwa stellen könnte. Er fand vielleicht, daß ihn die Gestalt eines Vogels oder vierfüßigen Thiers nicht hinlänglich vor den Nachstellungen der Götter, unter denen, nach deutscher Art, gute und schlaue

schlaue Jäger waren, sichern würde. — Wie, wenn du dich im Nothfall in einen Fisch verstelltest? — Er verwandelte sich in einen Lachs, und schwamm in dieser Gestalt am hellen Mittage in den Flüssen herum, um alles recht genau kennen zu lernen, was im Wasser ist, damit er es von dem, was man brauchen könnte, ihn zu fangen, wohl unterscheiden lernen mögte.

Damals war noch keine andre Art von Fischeren bekannt, als die Angelschnur. — Die Götter werden es an den Fingern abzählen können, dachte Lok, daß ich mich durch kein so einfältiges Werkzeug, als ein Angelhaken ist, werde berücken lassen — vorausgesetzt, daß sie so schlau sind, mich im Wasser zu suchen. Sie werden vermuthlich auf neue Erfindungen denken. Laß sehen, ob wir diese Erfindungen nicht im voraus sollten errathen können! — Loke's Beispiel giebt einen Beweis, daß man mit gar zu vieler Vorsicht oftmals nur seinen Unter-

D 2

gang

gang beschleunige. Denn, wie er sich bemühte, die künftigen Erfindungen der erzürnten Götter vorher zu sehen, kam er auf die erste Vorstellung eines Netzes.

— Ich habe vergessen im Eingange dieses Blattes die Schönen geziemend zu ersuchen, das heutige Stück nicht zu lesen. Gern wollt ich nun diesen Gedächtnisfehler verbessern, aber der Drucker, der das Manuscript erwartet, läßt mir nicht Zeit dazu, meinen Eingang umzuändern. Der Fehler ist einmal gemacht: alles was ich thun kann, ist, die Schönen zu bitten, sich nicht daran zu stoßen, daß der altdeutsche Satanas der Erfinder des Filet ist. Es sollte mich dauern, wenn die artige, und weniger als irgend eine andre Damenarbeit auf Kosten der Augen amüsirende Beschäftigung des Filetmachens durch diese Entdeckung, daß sie vom — Gott sey bey uns! herrührt, aus der Mode kommen sollte.

Lob

Loth, den wir über diese kleine Ein-
 schaltung — die vielleicht den Stoff zu
 manchem Epigramm geben wird — nicht
 aus dem Gesicht verlieren wollen, ver-
 fügte sich in sein durchsichtiges Haus,
 nahm Bindfaden, und fieng an Netze zu
 stricken, so wie sie die Fischer in der Hol-
 ge erfunden haben. Aber zu seinem Un-
 glück bestieg Alfader-Wodan, gera-
 de in dem Augenblick, als der Flüchtling
 mit dieser Arbeit beschäftigt war, den
 Thron seiner Allwissenheit auf dem erhab-
 nen Mase-Hlidskialf. Von diesem Si-
 tze, wo nichts vor den Augen des Vaters
 der Heerschaaren verborgen bleiben konn-
 te, entdeckte er den Ort, wohin Loth
 geflohen war. Flugs bot er alle Götter
 auf, und eilte an ihrer Spitze hin, den
 Bösewicht zu fangen. Loth, der bestän-
 dig auf seiner Huth war, sah sie von wei-
 ten kommen; geschwind warf er sein an-
 gefangenes Netz ins Feuer, sprang in den
 Fluß, und verwandelte sich in einen Lachs.
 Die Götter kamen an, und fanden das
 ledige Nest. Sie wollten wieder abzie-
 hen,

hen, aber Quaser *) war scharfsichtig genug, in der Asche die Spuren des verbrannten Neses zu unterscheiden, und Lot's neue Erfindung zu entdecken. Er hatte unter allen Göttern den durchdringendsten Verstand, und errieth nicht sobald den Nutzen dieses Dinges, als er den übrigen Göttern seine Muthmaßungen mittheilte. Sie säumten hierauf nicht, sich hinzusehen, und nach dem Muster, das ihnen die noch an einander hängende Asche vorbildete, ein neues Nesh zu stricken.

Wie es fertig war, begaben sie sich nach dem Flusse, wo der Flüchtling sich
vers

*) Quaser. Wir haben im Vorhergehenden unsern Lesern nur die Götter bekannt gemacht, welche der Edda zufolge angebetet werden mußten, und übergiengen die ganze Reihe derer, die zwar zum Geschlechte der Asen gehörten, aber nicht verehret wurden. Unter diese gehört Quaser, von dem wir vielleicht künftig etwas ausführlicher reden werden.

verborgen hatte, und warfen es aus. Thor hielt das eine Ende, und die sämtlichen übrigen Götter das andre, und nun zogen sie das Netz den Fluß hinab. Aber Lok verbarg sich tief auf dem Grunde zwischen zween Steinen. Auf die Art mußte das Netz über ihn hinstreichen, und die Götter fühlten nur, daß es etwas Lebendiges berührt hatte. Ehe sie demnach das Netz zum zweyten mal auswurfen, befestigten sie vorher Bley an den Rand desselben, damit es hart über den Grund des Wassers hinstreichen mögte. Aber Loke, dessen List auch diese Erfindung vorhergesehen hatte, hob sich schnell bis zur Oberfläche des Wassers empor, und schoß über das Netz weg; hierauf verbarg er sich wieder in der Tiefe. Die Götter wurden der fruchtlosen Versuche müde, und theilten sich in zween Haufen, die das Netz bis an den Ausfluß des Stroms in die See zogen; Thor aber watete im Wasser hinter her. Auf die Art konnte Lok ihnen nicht entkommen, wenn er auch bis ins Meer geflohen wäre.

Dieses merkte er auch wohl, und wagte daher einen Sprung über das Netz zurück. Aber Thor lief geschwind hinter ihm her, und haschte ihn mit der Hand beym Schwanze. Daher kommt es, daß von der Zeit an bis auf den heutigen Tag, der Lachs gegen den Schwanz so dünne ist — sagt die Edda.

Wie er nun gefangen war, mußte er seine eigenthümliche Gestalt wieder annehmen, und wurde in eine Höle geschleppt. Die Götter glaubten, von einer so bösen Brut müsse nichts übrig bleiben, deswegen bemächtigten sie sich auch seiner beyden Söhne, Wala und Narfa. Den ersten verwandelten sie in ein wildes Thier, welches den andern zerriß und verschlang.

Nun kam Lok an die Reihe. Die Götter fesselten ihn mit den Gedärmen seines zerrissenen Sohnes, die sie hernach in eiserne Ketten verwandelten, an drey scharfe Steine, welche eine Art von Höhle
aus

ausmachten, und ihm an Rücken, in den Seiten und Kniekehlen die heftigsten Schmerzen verursachten. Ueber seinem Haupte ward eine Natter befestiget, welche ihm ihr Gift tropfenweise auf das Gesicht fallen ließ. Dieses scheint das härteste Theil seiner Strafe gewesen zu seyn.

Bei allem diesen Ernst und weitgetriebenen Schärfe, womit die Götter ihren Widersacher und Verläumder züchtigten, betrogen sie sich dennoch als Götter, und mischten der Strenge etwas Gnade bey. Denn sie ertrugen mit Nachsicht, daß die Frau des Verbrechers ihm einige Erleichterung verschaffe. Von dieser versichert nehmlich die Edda, daß sie beständig neben ihrem Manne sitze, und das herabträufelnde Nattergift in einer Schale auffange. Dennoch aber kann sie unmöglich verhüten, daß ihm nicht etliche Tropfen ins Antlitz fallen sollten, während der Zeit, daß sie die vollgewordne Schale ausleeret. Und schon diese weni-

D 5

gen

gen Tropfen bringen ihm unausstehliche Schmerzen zuwege. Er winselt, er heult, und ein so gewaltiger Schauer ergreift ihn, daß die ganze Erde davon erschüttert wird. Das ist es, sagt die Edda, was unter den Menschen Erdbeden genannt wird.

Mit solcher Strenge rächten die Götter den Tod Balder's des Guten; und diese Strafe sollte bis an das Ragnarokur dauern.

Uebrigens giebt uns das Ende dieser Erzählung ein rührendes Beispiel von der Heiligkeit der Ehe unter den alten Celten, und ein Zeugniß der erhabnen Begriffe, die sie von der unverleßlichen und unaufhörlichen Treue hatten, so ein Ehegatte dem andern schuldig ist. Denn, man kann sich wohl schwerlich etwas abschaulichers denken, als die Lage, in welcher sich die Ehefrau, die wir hier vor Augen haben, befand. — Ihrem Mann nicht zu verlassen, der von allen Göttern,
von

von der ganzen Natur gehasset und verflucht, zu einer entsetzlichen, aber verdienten Strafe verdammt, mit dem Eingeweide ihres Sohnes gefesselt, und — — Doch meine Leser haben das alles gelesen, und können sich das grauenvolle Bild, welches alles an sich hat, was das Herz einer Gattin und einer Mutter zerreißen kann, so weit und mit so starken Farben ausmalen, als ihnen belieben wird. — In den alten Zeiten war eine so hoch getriebene Treue glaublich. Sollte nicht in den unsrigen die Geschichte einer Frau, die nur etwa ein oder ein paar Jahre lang Gefängniß, Verachtung, Schmach und Strafe mit ihrem Manne getheilt hätte, schon über alle Wahrscheinlichkeit gehen? —

„Sie werden hämisch, Herr Autor!“, sagt Laura, und beehret mich mit einem Schlag mit dem Fächer.

Das werde ich nicht, schöne Laura; ich kann nicht das mindeste dafür, daß
unste

unsre Zeiten so sind, wie sie sind. Ich rechne es auch weniger Ihrem Geschlecht, als dem männlichen zu, daß man auf verschiedne der ehrwürdigsten Pflichten mit solcher Gleichgültigkeit herabsieht. — Man will den Deutschen Schuld geben, daß er den alten Mannusföhnen Tugenden angedichtet, die sie nicht besaßen, und daß er die, so ihnen erwan eigen waren, um ein merkliches vergrößert, und sie in einem übertriebnen Lichte aufgestellt, bloß damit er desto freyer wider die gegenwärtigen Zeiten zu Felde ziehen könne. — Ich versichre Sie, Laura, daß das der Fall nicht ist. Man hat dem Tacitus eben den Vorwurf gemacht, erweislich mit eben so wenigem Grunde. Ich wüßte nicht, warum ich jene Zeiten auf Kosten der heutigen, unverdient empor heben sollte. Es war nie meine Absicht, die lebenswürdige Seite unsrer Vorfahren und ihre unschuldigen Sitten zu einer Brustwehr zu machen, mich hinter dieselbe zu verbergen, und aus dieser Verschanzung überspannte Wahrheiten, oder gar

gar ungegründete Vorwürfe meinen Mitbürgern an den Kopf zu werfen. Ich be-
 theure, daß es mich schmerzlich betrübt,
 daß unsere Nation trotz ihrer Künste,
 Wissenschaften und Bildung, beynähe an
 jeder Tugend, an jeder Besinnung die ein
 Volk adeln, so tief unter jenem unwissen-
 den und armen Volke stehet, welches vor-
 mals den deutschen Boden bewohnte, daß
 sie nothwendig bey jeder Vergleichung ver-
 lieren muß. Was kommt es mir helfen,
 wenn ich das Bild unsrer Vorfahren bis
 zum Hochachtungswürdigen verschönerte?
 Durst ich wohl hoffen, daß es auf die heu-
 tigen Deutschen Eindruck machen würde,
 sobald man die Schmeicheley des Pinsels
 entdeckt hätte? — Ich bin in der Schil-
 derung altdeutscher Sitten kein Haarbrett
 weiter gegangen, als der im Tacitus und
 den wenigen vaterländischen Denkmaalen
 vorhandene Stoff reichete.

Ich gestehe allenfalls, daß, wenn ich
 von unsern Vätern weiter nicht die min-
 deste Kenntniß gehabt hätte, als die sich
 aus

aus dem Tacitus schöpfen läßt, ich vielleicht den Vorwurf, den man ihm macht, nicht in dem hohen Grade unwahrscheinlich gefunden haben würde, wie ich ihn jetzt finden muß. So aber dünkt mich, kann nichts augenscheinlicher seyn, als daß dieser Schriftsteller wirklich das Gute bey den Deutschen angetroffen; was er von ihnen rühret, und daß er sie nicht liebenswürdiger geschildert, als er sie wirklich gefunden. Jeder Kenner der deutschen Alterthümer wird in diesem Stücke mit mir überein kommen, er mag seine Untersuchungen wenden, auf welche Seite er will.

Nimmt man ihre ältesten Lehren von der Gottheit, wie vortreflich, wie nahe der Wahrheit sind sie! Steigt man bis zu derervielfältigung der Götter herab, wie liebenswürdig sind auch da noch die Deutschen, verglichen mit ihren Zeitgenossen! Der Grieche und Römer machte aus seinen Gottheiten die verabscheunungswürdigsten Ungeheuer, die sich denken lassen.

sen. Wo ist das Laster, das sie ihren Göttern nicht aufgeladen haben sollten? Wenn man ihre Schriftsteller aufschlägt, so malen sie uns den Othyp als einen Sammelplatz von Ehebrechern, Räubern, Dieben, Mördern, Bösewichtern und schamlosen Weibsbildern, von denen der ehrlichste den Galgen, und die züchtigste den Schandpfal verdienet hätte. Die Edda erzählt uns keine schändliche Romane. Sie schildert uns ihre Götter als streitbare Helden, aber sie malt dieselben menschenfreundlich und gut. Sie nennt uns Göttinnen der Liebe, die in der That lebenswürdig und zugleich ehrwürdig sind. Kein Priap, keine cyprische Venus, die noch ehrloser sind als das schändliche Volk, das solche schändliche Gottheiten anbetete. Der Begriff, den uns die Edda vom Alfader giebt, ist eben derselbige, den wir beyrn Tacitus finden. — Nimmt man die Nachrichten von den deutschen Tugenden und Sitten, die wir hin und wieder zerstreuet antreffen, oder die sich aus den alten Erzählungen, welche ohne Wider-

spruch

spruch den Sitten des Zeitalters analogisch waren, abstrahiren lassen: so ergiebt sich, daß Tacitus nichts weiter sagt, als was er mit Augen gesehen, oder aus zuverlässigen Quellen geschöpft. Ich könnte noch mehr anführen, aber dieß ist wohl schon hinreichend, liebenswürdige Laura, den ehrlichen Tacitus und mich in ein besseres Ansehen bey Ihnen zu setzen. Uebrigens habe ich diese Vertheidigung öffentlich geführt, weil Sie es nicht allein sind, die dem Deutschen die Ehre erzeigen, ihm und dem Tacitus einerley Vorwurf zu machen. —

Der
D e u t s c h e.

Ein und achtzigstes Stück.

Vierzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

VI.

Wir haben, sagt der Lobgesang, über den ich fortfahre zu commentiren, wir haben Fürsten, werth dieses Namens; Bilder der Gottheit, welche für die Ruhe, für die Sicherheit, für das Wohl, für das Beste ihrer Völker wachen. u. s. f.

Es ist wahr, wir haben solche liebenswürdige Fürsten, und gaben sie auch fernem Nationen. Es ist wahr, des Patrioten Muse singt

Bald

Die Großmuth Josephs; bald der Gerechtigkeit

Siebenter Theil.

E

Und

Und Gnade Bündniß in der weisen
Heldinn Rutheniens, Deutsch-
lands Tochter;

Bald jenen großen göttlichen Bürger-
freund,
Der Häuser, Künste, Sicherheit rings
umher

Dem Volke schenket, unbekümmert
Um des Kurzsichtigen Dank und
Undank;

Der jüngst die kargen Felder dem Acker-
mann

Aus eignem Füllhorn reichlich besuch-
tete,

Dem Fleiß entnervter Landessassen
Königlich milde sein Schatzhaus
aufthat;

Gefallner Kriegesobersten darben-
der Versteckte Witwen speisete, kleidete,
Selbst mäßig wie sein Antonin, und
Ohne den Kleiderprunk weicher
Barbarn.

Ich lobe ein Volk darum, wenn es auf die erhabenen und glänzenden Eigenschaften seines Fürsten, und auf dessen wahre Größe mit Stolz erfüllet ist. Dieser Stolz hat etwas Edles an sich. Aber wir wollen, mit eurer Erlaubniß und nach meiner Gewohnheit die Sache ein wenig näher betrachten.

Dieser oder jener Fürst ist groß, ist ein vortreflicher Herr, ist ein Vater seines Volks, ist seiner Würde werth — und was man sonst zum Lobe eines Regenten sagen kann, was heißt das? — Will es so viel sagen, als: er ist an der Spitze eines großen und edlen Volks? Seine Unterthanen machen eine vortrefliche Nation aus? sie verdienen, daß man sie als Kinder eines so liebevollen und gnädigen Fürsten betrachtet? — Wie? oder heißt es vielmehr nur so viel, als: dieser Regent ist ein Herr, in dessen Seele Weisheit, Tapferkeit und Gnade vereint sind; er liebt sein Volk, und bemühet sich dasselbe glücklich zu machen, u. s. w.

Wenn ich die Lobsprüche höre, die man einem Herrscher macht, so schließe ich daraus auf den Werth des Herrschers selbst, und ferner auf die Glückseligkeit der Nation, die unter seinen Gesezen lebt; keinesweges aber auf die Güte und den Werth dieser Nation. Der Fürst kann ein Wunder seiner Zeit seyn; er kann durch alle Jahrhunderte als das Muster eines im Kriege und Frieden gleich großen, weisen, gerechten und frommen Monarchen in den Zeitbüchern genannt und gepriesen werden; er kann des Zepters würdig seyn, und — zugleich Unterthanen haben, die nichts weniger als einen solchen Fürsten verdienen. In den jezigen Zeiten Europens ist freylich der Fall nicht wohl mehr möglich, daß ein Fürst so sehr über sein ganzes Volk hervorragen könne, wie Peter der Große über das seinige. Aber der Fall ist desto möglicher, daß — — Doch wir wollen eine Betrachtung, die uns nach dem, was ich bereits gesagt habe, nicht mehr näher zum Zweck führet, weiter nicht fortsetzen. Schlechthin bey Deutschland stehen zu bleiben,

ben, muß es dem Patrioten eine entzückende Freude seyn, daß dieses Land mehr als Einen vortreflichen Regenten nennen kann. Mit vorzüglichem Rechte sind Theresens Sohn und der große Brenne Deutschlands Stolz; und das würdigste Lied des Barden, diese beyden unselblichen Monarchen, die mit einander auf der Bahn der wahren Größe wettsiern, von denen jeder

Stets nach dem hohen Ziele stand,
Der erste Mann des ersten Volks auf
Erden,
Des alten, edlen, tapfern Volks zu
werden,
Das allen Völkern Kunst, erfand,
Das ganz Europen Könige gegeben.

Joseph der Menschenfreund, und
Friedrich - Arminius der Freyheitretter
verdienen ihre erhabnen Namen, verdienen die laute Bewundrung der Welt und
Nachwelt. — Aber auch Hermann war
Deutschlands gerechter Stolz; auch Her-
mann,

mann, Siegmars Sohn wachte, stritte
und blutete für sein Volk;

Auch Hermaan, dessen Schwert der Ra-
che sich verbürgte,

Und seine Wüsten sich zu freyen Wüsten
würgte,

war das Lied der edelsten Barden, und ist
es noch heute. Dieser große Eherufser
war der unvergeßlichste Wohltäter seiner
Nation; er verdiente den Namen des Frei-
heitretters, und verdient ihn noch von uns
und unsern Enkeln; er war es werth, Fürst
eines edlen, freyen Volks und Herzog der
vereinigten Deutschen zu seyn. — Das hin-
dert euch nicht, die Bürger, die unter diesem
edlen Manne, unter diesem ersten Manne
des besten und gerechtesten Volks für Va-
terland und Freiheit fochten, für Barba-
ren, wo nicht gar für Wilde zu erklären.
Freylieh thuet ihr diesen Leuten, die in man-
cher Absicht euere Muster seyn sollten, Un-
recht. Denn warum scheliet ihr sie Bar-
baren? Weil sie bey großen Tugenden, bey
dem

dem wärmsten Patriotismus, bey rauhen, aber unsträflichen Sitten, euerer weichlichen Künste nicht achteten; weil sie eueren Ueberfluß, euerer Heppigkeit und Bollüste verschmäheten, euerer gleißnerischen Manieren und falschen Urbanität spotteten, und euerer Laster verabscheueten; weil sie keine Pantemimen, Seiltänzer, Gaukler, Moralisten, Heuchler, Weinschenken, Kaufleute, Advokaten, Bildhauer, Maler, Puhmacherinnen, Galanteriekrämer, Friseurs, Kuppler, Tanzmeister u. s. w. haben wollten; und weil sie ihre Wünsche nicht über ihre Bedürfnisse ausdehnten. — Indessen sehet ihr doch, daß der Schluß von dem Fürsten auf das Volk, den ihr in Absicht auf euch so gerne gültig machen wolltet, in eueren eignen Augen nicht recht viel gilt.

Völker Teutoniens! ich wiederhole was ich gleich im Anfang dieses Aufsatzes sagte: das was ihr Bildung nennet, begehre ich euch nicht abzusprechen. Ich behaupte so gar, daß ihr auf eurem Wege so weit ver-

wärts gekommen seyd, daß ihr alle andere Völker hinter euch gelassen habt, und daß, wofern es ja eine Nation giebt, die es wagen dürfte, mit euch über den Rang zu streiten, nur die einzigen Britten genannt werden können. Der Weg den ihr zurücklegt, alle seine Hügel, Klippen und Berge die ihr überstieget, alle Hölen, Abgründe und Klüfte die ihr ausfülltet, machen euch Ehre; und ich gestehe es, ihr würdet unendlich höher zu schätzen seyn, als eure Vorfahren, wenn ihr eine einzige Sache möglich gemacht hättet. — Leider schienet dieß bisher noch für jede Nation eine Unmöglichkeit gewesen zu seyn! — Ihr mustet die Unsträflichkeit und edle Einfalt der Sitten, die alte deutsche Redlichkeit, den glühenden Patriotismus, die eheliche Treue, samt jeder häuslichen und bürgerlichen Tugend, die in den unschuldigen Hütten der Söhne Teut's so gern, so lange wohnte, mit eueren hochgestiegenen Wissenschaften und Künsten verbinden. Völker Teutoniens! ihr übertreffet euere Vorfahren von der zum wahren Glück entbehrlichen Seite;
aber

aber die unentbehrliche, jene, wodurch die Enkel des Miana so schätzbar, so ehrwürdig sind, wo ist sie? — Wo ist die alte deutsche Tugend? —

Eine traurige Erfahrung übersühret uns von der Unmöglichkeit, daß ein Volk zu gleicher Zeit Herz und Geist allgemein ausbilden, und mit gleichen Schritten sich den höchsten Gipfeln in den Gefilden der Sitten und der Wissenschaften nähern könne. Ich hasse diese Erfahrung; aber die Sache ist doch einmal nicht anders, ein Volk entfernt sich von dem ersten Gipfel, je mehr es sich dem letzten nähert, und die Bildung einer vorher guten Nation kann nicht anders als mit dem Verlust ihrer Unschuld erkaufet werden. Schlaget die Zeitbücher der Welt auf; durchlauset die Geschichte der Bildung eines jeden Volkes; steigt von dem zuletzt entdeckten Amerikanischen Völklein, in sofern es ein Theil der Europäischen Sitten angenommen, die ganze Leiter bis zu den hochgepriesenen und allgemein bewunderten Römern hinauf.

auf. Allenthalben werdet ihr finden, daß bey jedem Schritte, den diese Völker auf ihrer neuen Bahn thaten, eine alte Tugend dahin starb. Allenthalben findet ihr, daß die alte Glückseligkeit verschwand. — Wohlet kommt das? — Sollte es schlechterdings nicht möglich seyn, daß allgemeine Bildung neben allgemeiner Tugend und Glückseligkeit bestehen könnte?

Die Bildung gab dem Deutschen Wissenschaften und Künste. Gut! wenn es dabey geblieben wäre — oder dabey hätte bleiben können, so würde Deutschland gewonnen haben. — Aber diese Geschenke hatten Folgen, und zum Unglück war unter diesen Folgen keine einzige neue Tugend — denn wer vermag mir nur Eine zu nennen, die wir jetzt haben, und die nicht schon zu Hermann's Zeiten in Deutschland einheimisch gewesen seyn sollte? — Wohl aber ließen sich hundert Laster und unzählige aus denselben entspringende Verbrechen nennen, deren Namen Siegmars Sohn und seine Zeitgenossen nicht einmal kann,

kannten; Laster die in den Folgen der Bildung ihren Grund haben, und von denselben in alle Wege unzertrennlich sind.

— Um mich keiner Mißdeutung auszusetzen, vergönne man mir, die Nummerung zu machen, daß, wenn ich eben von neuen Tugenden redete, ich nicht die gepredigten, sondern die in Ausübung gebrachten verstand. Sonst weiß ich ganz wohl, und höre es alle Augenblicke, daß euere Priester und Moralisten von der Nüchternheit z. E. von der Versöhnlichkeit, u. s. w. recht hübsche Sachen lehren. Ich begehre die vormaligen Bewohner Deutschlands nicht besser zu machen, als sie sind, und habe nirgend gefunden, daß die erste dieser beiden Tugenden in unserm alten Vaterlande allgemein, und die andre in einem hohen Grad geübet worden wäre. Ich weiß aber eben so gut, daß sie in unsern Tagen noch weit seltner sind, und daß, wenn euere Priester und Tugendlehrer sich auch ihr ganzes Leben hindurch die Brust rauh schreyen, kein Mensch sich darum bekümmert.

Kümmert. — Vergebet mir dieses Einschießel; ich lenke schon wieder in meinen Weg.

Unsere Väter waren nicht ohne alle Wissenschaften, Künste, und Handwerker. Sie hatten treffliche Dichter, gute Redner, und es ist erweislich, daß sie nicht in allen mathematischen Wissenschaften schlechterdings Fremdlinge gewesen seyn müssen. Was sie sonst von Künsten und Handwerkern hatten, trieben sie freylich nicht über die Grenzen des Nothwendigen und Unentbehrlichen. Und dieses ist gerade die Stufe, auf welcher die Bildung stehen bleiben muß, wenn sie nicht Tugend und Glückseligkeit verdrängen will. Denn, sobald sie etliche Schritte weiter geht, so sind Ueberfluß, Weichlichkeit, Pracht und was man Luxus nennet, ihre Folgen. Diese Folgen sind es, welche neben der Tugend und dem wahren Glück nicht bestehen können.

Eine andre Sache wäre es, wenn man bey dem Wachsthum der Künste und Wissen-

senschaften einen gewissen Umstand aus dem Wege gelassen hätte. — Mich deucht, es sey jetzt zu spät, ihn wegräumen zu wollen; besser wäre es, man hätte ihn, wie ich sagte, nicht in den Weg geworfen; und ich halte es nicht so schlechthin für unmöglich, daß man ihn gewissermaßen hätte vermeiden können, wenn ich mich der Spartaner erinnere, — deren Bildung aber, freylich mit der unsrigen nicht übereinstimmt.

Der Umstand von dem ich rede, ist dieser, daß durch unsre Art der Bildung die Menschen aus jenem Gleichgewicht gehoben sind, worinn Gott und die Natur sie gestellet hatten; aus dem Gleichgewicht, worinn vorzüglich Deutschland sich so lange erhalten hatte. In den alten Zeiten, ehe die Bildung das Herz der Deutschen verderbte, und ihre Tugend erstickte, war der, dessen Heerden ein ganzes Thal bedeckten, im Grunde wohl nicht reicher, als wer nur wenig Vieh besaß; — denn, Vieh war der ganze Reichthum dieses guten Volks,

Volks, und das Einzige an dessen Besitz der Deutsche Vergnügen fand. *) Dieses Vergnügen war aber auch ungefähr alles, was ein oder ein paar Duzend Kühe und Schafe mehr, ihrem Besitzer einbrachten, indem ein solcher Ueberfluß weder der Brichlichkeit noch den Wollüsten die Hand bot, und weiter zu nichts diente, als etliche Personen mehr mit Milch und Käse bewirthen zu können. Im gegentheil war, wer nur so viel Vieh besaß als sein Hausstand erforderte, deswegen weder dürftig, noch geringer geachtet. Und gesetzt, es hätte sich zuweilen zugetragen, daß es diesem oder jenen an etwas gemangelt, so war er sicher, es bey einem oder dem andern seiner Nachbarn zu finden und zu bekommen. Bey diesem gutmüthigen Volke setzte sogar der unvermuthete Zuspruch eines oder mehrerer Gäste, selbst den, dessen Wirthschaft in der ganzen Gaudie aller Klein-

*) *Numero (pecorum) gaudent; caeque solae et gratissimae opes sunt. Tacit. Germ., c. 1.*

kleinste war, nicht in die mindeste Verlegenheit. Fand er sich nicht im Stande, seinen Gästen den Tisch zu decken, so führte er sie ohne Umstände zu dem ersten seiner Nachbarn, der ihm einfiel. War auch hier die Küche schlecht bestellt, so gieng man weiter; und der, so die Fremden bewirtheten konnte, rechnete sich zur größten Ehre, und hielt sich dem, der sie ihm zugeführt hatte, für sehr verbunden. — An den freiwilligen Geschenken der Natur hatte jedermann ein gleiches Recht. — Sonach verdiente dort niemand reich oder arm genannt zu werden, weil im Grunde niemand reich oder arm war. Und jedermann konnte glücklich seyn, wenn anders die Glückseligkeit vorzüglich in der Gemüthsruhe besteht.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Mein

Mein Herr Deutscher,

Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, und Sie werden gewiß nicht böse darüber sehn. Jetzt schreibe ich auf Befehl meines Vaters, der Sie bittet, ihm alles, was Ihnen von einer gewissen Aslanga, von der er einmal gehört haben will, bekannt sehn mögte, mitzutheilen. — Bey der Gelegenheit frage ich Sie für mich, ob es denn so platterdings undeutsch ist, daß ein Mädchen vor dem vier und zwanzigsten Jahre — — Sie verstehen mich; ich habe Ihnen schon einmal was ähnliches gesagt.

Sophia.

Der
D e u t s c h e .

Zwey und achtzigstes Stück.

❖ ————— ❖

Fünfhundert Fortsetzung des 53ten Stücks.

Diese ganze Glückseligkeit, so groß sie war, hat die Bildung aus Deutschland sowohl, als aus den übrigen Ländern gejagt. Denn war nicht die Ungleichheit des Vermögens eine von den ersten Folgen der aufkeimenden Bildung? Und ist nicht diese Ungleichheit die Mörderinn so vieler Tugenden? — Ist sie es nicht, die den Saamen unzähliger Laster in die Herzen der Deutschen gesäet hat?

Wäre Geld und Handlung aus der Welt geblieben, unstreitig wäre dann die Glückseligkeit nicht von dem Menschen gewichen. Wir würden weder von Verschwendern noch von Geizhalsen, weder

Siebenter Theil. 8 von

von Bucherern noch von Advokaten, weder von Dieben noch Straßenräubern, weder von Steuereinnehmern noch Schatzweiskern das mindeste wissen. Die Brennen würden keine Tobakspächter, die Eimbern keinen Koysschah, und ganz Deutschland keine Zahlenletterien kennen. Die tausendfachen Gestalten des Elends würden nicht seyn, bey denen jetzt die wenigen Herzen voll wahren Gefühls der Menschlichkeit und des Erbarmens, die man noch jezuweilen hier und da antrifft, seufzen und bluten. Hungrige Moralisten würden unser Ohr nicht mit ihrem dürrn und unfruchtbaren Geschrey betäuben. Das Auge des Mannes, der den Adel der Menschheit fühlt, würde nicht so häufig durch den Anblick der Galgen, der Rabensteine und der Karren beleidigt werden. Wir würden keine traurigen Tage durchseufzen. Von zehntausend Rechtschändeln würden kaum ein paar übrig bleiben, und auch in diesen wenigen wären die Parteyen keiner gesetzmäßigen Plünderung ausge-
 setzt. Wir würden kein Raub der Nah-
 rungs-

rungsorgen seyn; wir würden am Ende unsrer Tage mit ruhigem Herzen über das Schicksal unsrer Gattinn und Kinder aus der Welt gehen können, denen so viele Tausende unter uns, jetzt nichts als Hunger und Elend hinterlassen können. Wir würden vielleicht wenig andere Arbeiten kennen, als die der Ackerbau und Viehzucht erfordern; Beschäftigungen, so die Natur einem jeden Menschen zugetheilt und vorgeschrieben zu haben scheint. Die Arbeit würde alsdann gleich vertheilt seyn, und nicht, wie jetzt, nur etlichen zur Last fallen, während daß die übrigen ihre schändlichen Tage der Faulheit, dem Müßiggang und den Bollüssen weihen. Unfre Strafen würden nicht von Bettlern wimmeln; jeder würde sich von seiner Arbeit nähren können, und, wie ich gesagt habe, diese Arbeit würde mäßig, und gerade zur Erhaltung der Gesundheit hinreichend seyn. Wer den Acker bauete, würde selbst die Früchte seines Schweißes genießen. Um alles mit Einem Worte auszudrücken: wir würden glücklich seyn.

„Aber, sagt ihr, das ist ja eben der Punkt; wo würden dann die Wissenschaften, und sonderlich die Künste bleiben, wenn jedermann vom Ackerbau lebte, und die jezige Einrichtung nicht wäre, vermöge welcher ein Theil der Menschen sich auf Wissenschaften, und ein andres auf Künste legen muß, um sein Brodt zu erwerben? Von Natur liebt der Mensch überhaupt die Arbeit nicht; wer würde es in einer Wissenschaft, in einer Kunst, weit zu bringen suchen, wenn er dieses nur als Nebenwerke, die ihm nichts einbringen, treiben soll? wenn ihn nicht der Vortheil, und die Sorge für seinen Unterhalt anfeuern, mühsame Tage der Arbeit zu weihen, lange Nächte zu durchwachen, seiner Gemächlichkeit zu entsagen, seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen?“

Hierauf läßt sich mancherley antworten. Es mag seyn, daß wir in manchem Sache noch ziemlich weit zurückstehen würden, wenn wir mit dem Gebrauch des Geldes unbekannt geblieben wären. Desto besser

besser für uns! Denn zu allem Glücke mögte dieses Zurückbleiben nur von den entbehrlichsten Fächern gelten. Vielleicht hätte dann Deutschlands Genius gewollt, daß uns zu unserm Besten mehr als Ein Theil der Künste, das bloß dem Luxus fröhnet, und zum Verderben der Sitten gereicht — oder gar aus diesem Verderbniß bereits seinen Ursprung hat, völlig unbekannt geblieben wäre.

Mit den Wissenschaften hat es eine ganz andre Bewandniß. — Schier hätte ich Lust, die Möglichkeit zu behaupten, daß wir auf dieser Bahn, ohne den Gebrauch des Geldes, vielleicht noch weiter könnten gekommen seyn, als wir jetzt sind, wenn Einmal die Nation Geschmack an denselben gefunden hätte.

Wenn wir unsern Philosophen glauben, so kann man sich, was das Fortkommen in den Wissenschaften betrifft, ziemlich auf den Geist des Menschen verlassen. Sie wollen bemerkt haben, „daß derselbe
uner-

unersättlich sey; stets nach der Vollkommenheit strebe; und vermöge einer natürlichen Nothwendigkeit, die Sphäre seiner Wirksamkeit, so groß dieselbe immer seyn mag, dennoch stets zu erweitern trachte; daß man daher mit desto größerem Eifer sich um neue Einsichten bemühe, je mehr Einsichten man bereits erlangt.“ Wenn unsre Philosophen, wie ich nicht zweifle, in diesem Stücke Recht haben, so würde diese Unersättlichkeit des Geistes, diese immer rege Begierde nach neuen Einsichten den Deutschen, auch ohne Geld, ziemlich weit gebracht haben.

Ich habe so viel Hochachtung für wahre Gelehrte, daß ich mich, selbst jetzt bey dem eingeführten Gebrauch des Geldes, schwerlich überreden kann, daß der Mann, der sich den Wissenschaften gewidmet hat, aus Geldgeiz arbeiten sollte. — Zwar die Erfahrung spricht wider mich; — doch, eben diese Erfahrung beweiset auch, daß vor allen andern Erdenköhnen der Gelehrte, — und unter diesen sonderlich der schrei-

schreibende Gelehrte ein überfließendes Maas: von Eigenliebe empfangen habe. Sollte bey der hohen Meinung, die er von seinen Entdeckungen, von seinen Erfindungen, von seinen Träumen, und vollends von dem unschätzbaren Werth seiner Schriften hat, sollte da die Ehre bey ihm gar nicht in Anschlag kommen? —

Nehmet unsre Zeiten, wie sie sind. Welche Erndte ist dem grossen Manne, dem wahren Genie, auch jetzt bey uns in den Tagen unsrer Bildung, die einträglichste? Er wird, dünkt mich, immer mehr Ruhm als Dukaten erndten. Und diese lehren, von wem erhält er sie? Der Verleger zählt sie ihm kärglich zu; unsere Großen und Reichen kennen den Werth des Geldes besser, als daß sie Genies damit belohnen oder unterstützen sollten. Aus dem abgelegnen Winkel Deutschlands, in welchem ich lebe, reicht mein Auge nicht bis in die Kabinette der Fürsten. Ich bin demnach der Untersuchung nicht gewachsen, woher bey ihnen diese — Spar-

samkeit will ichs nennen, rühren mag.
 Von den Reichen hergegen, deren ich eine
 große Menge nahe um mich habe, ist mir
 hinlänglich bekannt, was jedermann weiß,
 daß so viele von ihnen für das

Magnum Dei beneficium, sensu com-
 muni valere

in ihren Morgensegen nicht den mindesten
 Dank brauchen einfließen zu lassen, daß
 der Ueberrest zu klein ist, um seinetwegen
 eine Ausnahme von der Regel zu ma-
 chen. —

Wenn nun auch jedem Genie die reif-
 sten Früchte seiner Nachtwachen aufs
 theuerste von jedem Verleger bezahlt wür-
 den: so fragt sichs, wie viel Bogen vor-
 trefflicher Sachen kann jemand innerhalb
 Jahresfrist schreiben? und wie viel Jahre
 hindurch kann er vortrefflich bleiben? —
 Nehmet selbst eure Rechentafel und kal-
 kuliret! — In der Hauptsumme werdet
 ihr finden, daß ein Gelehrter, der lau-
 ter vortreffliche Sachen schreiben wollte,
 nicht

nicht das trockne Brodt verdienen würde. Folglich werden treffliche Bücher nur um der Ehre willen geschrieben. Folglich sind Ruhm und Ehre die stärksten Spornen, welche das Genie aufmuntern; das bisgen Geld wird nur so nebenher genommen, so laut man auch schreien mag, daß in unsern Tagen die Gelehrten nur mit dem Magen denken.

Anders verhält es sich frenlich mit alltäglichen, mittelmäßigen und schlechten Büchern, und mit solchen Gelehrten, die ein so kleines Antheil von Scham besitzen, daß sie nicht erröthen, mit einer Art von Bettelbriefen, die man Dedikationen nennt, sich zu den Großen zu drängen. Dergleichen Bücher und dergleichen — Gelehrte bringe ich nicht in Anschlag. Diese haben kein Gefühl von Ehre, und jene sind Fabrikarbeiten.

Was demnach in unsern geldgierigen Zeiten die Ehre über den Mann vermag, der sich seiner Neigung zu den Wissenschaft-

ten überläßt: das würde sie ohne allen Zweifel in weit höherem Grade vermögen, wenn der Gebrauch des Geldes nicht eingeführet wäre. — Das war einer von den zu erweisenden Sätzen.

Einen andern Satz: daß es unter uns auch bei einer geldlosen Einrichtung, nicht an Männern gefehlt haben würde, die sich den Wissenschaften geweiht hätten. erweise die Geschichte der ältesten Zeiten. Die Deutschen hatten Barden und Druiden, das heißt: Gelehrte von Profession. Der große Zulauf, den diese Männer hatten, die Geduld mit welcher die vornehme Jugend ganze zwanzig Jahre hindurch ihre Unterweisung annahm, dienet zum Beweise, daß die Nation von jeher Geschmack an den Wissenschaften fand. Man denke sich noch das große Ansehen hinzu, worinn damals die Gelehrten standen. Sie wurden von der Nation und von den Fürsten geehret, und man weiß, daß diese legten bei den Gastmahlen, die sie oft den Gelehrten zu Ehren anstellten, den Barden die

die vornehmsten Stellen anwiesen, daß
 man sie in Kriegs- und Friedenszeiten zu
 den wichtigsten Geschäften brauchte, u. s. w.
 Im sich vollends von der Achtung zu über-
 zeugen, womit man in dem alten geldlosen
 Deutschland die Wissenschaften beehrte,
 wendete man die Augen auf eine gewisse Ver-
 schiedenheit der damaligen Zeiten von den
 unsrigen. Vormalo waren die Gelehrten
 theilnehmende Männer von dem vornehm-
 sten Stande, und es ist bekannt, daß ver-
 schiedne Varden sogar aus königlichem und
 fürstlichem Geblüte, ja oftmals selbst Kö-
 nige waren. Ich begnüge mich zum Bei-
 spiele den nordischen König Regner Lod-
 brog anzuführen, weil er meinen Lesern
 schon aus dem vierten Theile dieser Schrift,
 als Dichter bekannt ist. Der Adel unter-
 schied sich von dem großen Haufen nicht
 allein durch die Vorzüge der Geburt, son-
 dern durch Gelehrsamkeit und Wissenschaft-
 en. Wen uns verhält es sich anders. Ich
 weiß mich der Zeit noch ganz wohl zu er-
 innern, da adlich und unwissend gleichgül-
 tige Wörter waren; da der Coetmann

nichts

nichts weiter verstand, als eine Flinte loszuschießen, seinen Hühnerhund zu dressiren, seine Bauren zu prügeln, und ihre Töchter zu verführen.

Ich habe demnach dargethan, daß es auch unter Völkern, die kein Geld kennen, Gelehrte geben kann. Es bleibt mir noch der leichte Beweis übrig, daß wir ohne den Gebrauch des Geldes, auf der Bahn der Wissenschaften vielleicht noch weiter vorwärts hätten kommen können, als wir jetzt sind.

Es war bis auf die letzten Zeiten eine fast allgemeine Gewohnheit unter den gebildeten Deutschen, daß der Sohn eines vornehmen oder reichen Mannes nichts weiter lernte, als seinen Namen zu frisiren, und — höchstens ein paar Brocken Französisch. Du bist reich genug, hieß es, du hast nicht nöthig dich zu quälen. Man siehet noch jezt mehr denn zuviel Edelleute und Reiche aus dem Anfang des jeztigen Jahrhunderts, die von ihren Bauren um

um nichts unterschieden sind, als durch das elende bisgen Geld auf den Kleidern. Die Wissenschaften blieben also für die Armen, zu einer Zeit, wo man sie nicht ohne starken Aufwand und wichtige Kosten erwerben kann. Daher die allgemeine Klage, daß so manches unter der eisernen Hand der Dürftigkeit seufzendes Genie, vom Mangel unterdrückt, und von Sorgen erstickt werde. Daher das Seufzen, daß so mancher, von dessen Geiste das Gebiet der Wissenschaften die wichtigsten Erweiterungen erwarten könnte, das beträchtlichste Theil seiner Zeit mit Arbeiten, die seiner unwerth sind, verderben müsse, um sein kümmerliches und oft mit Thränen benetztes Brodt mühselig zu verdienen. Den kleinen Ueberrest seiner Zeit widmete er wohl gern der Weisheit; aber seine Seele ist von der Last des Kammers, von den fressenden Sorgen der Nahrung, die das Mark seiner Gebeine verzehren, von der Furcht einer noch härteren Zukunft, ermattet. Vielleicht das bleiche niedergeschlagene Gesicht einer theueren Gattinn, die
 vor

vor dem künftigen Schicksal ihres Vatten, dessen Sorgen sie theilt, vor dem Schicksal ihrer gebohrnen und noch ungebohrnen Kinder zittert; — Vielleicht ein alter Vater, dessen Unvermögen Unterstützung fordert; eine schwache Mutter, die unter der Last der Jahre wankt; — Vielleicht ein hilfloser Freund; — Vielleicht ein harter Gläubiger — vielleicht — — Doch wer kann alle Arten des Jammers, die unter gebildeten Völkern so häufig, so unzählig sind, wer kann sie alle nennen?

Denket euch nun die Deutschen ungefähr in einer solchen Art von Gleichgewichte, worinn sie vormals waren. Die Bildung soll sogar gewirkt haben, was sie doch unter uns nicht allenthalben hat wirken können: die Leibeigenschaft soll weggefallen

fallen seyn. Dann würde freylich ein jeder sein angewiesenes oder eigenthümliches Stück Acker selbst mit den Seinigen zu seiner Nahrung bauen müssen; allein diese edle, und von der Natur einem jeden Menschen angewiesene Arbeit, hätte dem Freundsde der Wissenschaften Zeit genug nach seiner Willkühr zu verwenden übrig gelassen. Diese Zeit hätte er mit frehem, und durch keine Sorgen geschwächten oder unterdrückten Geiste zu nutzen. Was stünde ihm nun im Wege, wosern Ruhm und Ehre etwas über ihn vermögten, ungehindert zu ihrem Tempel, auf der Bahn der Wissenschaften fortzugehen?

Da es nun wahr ist, daß die Wissenschaften eine heitere Seele, und ein aufgeräumtes Gemüth, das durch keine Sorgen

gen gefesselt noch am Nachdenken gehindert wird, ersodern: was hätte man denn nicht zu erwarten gehabt, wenn von allen den Klagen, daß die Genies vom Kummer erstickt und vom Mangel unterdrückt werden u. s. w. seit dem ersten Keime der Bildung keine einzige Plaz gefunden hätte? Wie viele großen Männer würden wir zählen! Wie mancher vortrefliche Kopf, der jetzt bey Rechnungsbüchern, unter ekelhaften Akten, oder in der Schreibstube eines Kaufmanns schweigen muß, würde sich dann seinen Neigungen gemäßer beschäftigen, seinem Geiste freyen Lauf lassen, und Talente zeigen können, die er jetzt vergraben muß.

Der
D e u t s c h e.

Drey und achtzigstes Stück.

Sechzehnte Fortsetzung des 53sten Stückes.

Ich kann mich, so gern ich das Beste von dem Menschen denke, doch nicht dahin bringen, die Meinung derer Menschenkenner schlechtthin zu verwerfen, die uns versichern, daß alle menschlichen Handlungen etwas vom Eigennutz an sich haben. — Lasset uns wenigstens sagen: Die meisten Handlungen. Denn es zeigt sich gar zu deutlich, daß alles worauf der Mensch sich einläßt, allemal auf irgend einen Vortheil zielt. Es ist unmöglich alle diese Vortheile anzugeben; und zudem ist es für mich hinlänglich, drey Arten namhaft zu machen, welche die Menschen fast immer im Auge haben:

 Zeitvertreib.

Ehre.

Geld.

Nehmet einmal das letzte aus der Reihe der wirklichen Dinge hinweg, ihr werdet deswegen den Menschen nicht weniger beschäftigt finden. — Ich gebe es zu, daß der Mensch von Natur die Arbeit nicht liebt — und ich verstehe hier unter Arbeit diejenigen Verrichtungen, wodurch man sein Brodte erwirbt — aber von Natur liebt der Mensch die Beschäftigung. Ich kann mich sicher auf die unnütze Faulenz berufen: wer hat jemals einen gefunden, der es hätte ausstehen können, den ganzen lieben Tag auf seinem Stuhle zu sitzen, die Arme in einander zu schlagen, und nichts zu thun, als einen Nagel in dem Fußboden, oder eine Blume in der Tapete mit unverwandten Augen anzusehen? Er wird sich mitunter wenigstens mit Etwas beschäftigen, dieses Etwas mag nun bestehen, worinn es auch immer will. Der Tagesdieb

dieb sowohl, als der Mann der sich gerne nützlich beschäftigt, ist ein geschwornener Feind der Langenweile. Der Trieb zur Wirksamkeit liegt tief in der Seele des Menschen, und ist unzertrennlich in ihre Natur verwebt.

In einem Lande, wo die gelderwerbenden Arbeiten wegsallen, wird es demnach eben so wenig als bei uns an Beschäftigungen fehlen. Der Faulenzer wird, wenn er ausgeschlafen hat, in der Karte spielen, oder spazieren gehen, oder Schmetterlinge haschen, oder den politischen Kannegießer machen. Der Mann, dem eine überwiegende Neigung zu Kleinigkeiten zu theile ward, wird Nirselörner durch ein Nadelöhr werfen. Der glückliche Sterbliche

auf dessen Wiege

die Dichtkunst junge Rosen goß,

wird sein Leben den liederreichen Schwestern Uraniens einweihen. Der Mechaniker wird kleine niedliche Mäusgen verserti-

gen, die auf dem Tische herum laufen, als wenn sie lebendig wären. Ein **Des Cartes** in einer solchen Welt wird nicht ermangeln zu erweisen, daß er sey, weil er denkt; ein **Leibniz** wird von der vorherbestimmten Harmonie träumen; ein **Schröckh** wird Biographien, und ein **Lessing** vielleicht einen **Jaakoon** schreiben. Ob aber ein **Schmid** einen **Musen-**almanach, ein **Kloß** Recensionen, ein **Engelmann** Ermunterungen an Menschenfreunde schreiben wird — oder ob überall **Kloke**, **Engelmänner** und **Herrn von Schweigerhausen** in einem solchen Lande seyn werden — das weiß ich nicht. Gewiß ist es aber, daß die **Gellerte** und die **Klopstocke** Fabeln und Oden dichten würden. Was mich betrifft — ich würde mich in einer solchen Welt ganz gut befinden; ich würde die **Leibnize** bewundern, die **Schröckhe** lesen, die **Lessinge** studiren, die **Gellerte** und **Klopstocke** auswendig lernen, und bey den **Musen-**almanachs die **Pfeife** anzünden. Ich würde kleine Liederchen machen, über das Lächerliche

cherliche meiner Zelten lachen — über mich zuerst, ohne deswegen viel weiser zu werden. Meinen Damon — denn ich mögte in keinem Lande seyn, in dem ich meinen Damon nicht hätte — würde ich herzlich lieben: kurz, ich würde in jeder Welt ein so unnützes Mitglied seyn, als ich in dieser bin; aber — und das ist doch immer Etwas, — ich würde, hoff ich, auch nichts darinn verderben.

Mich deucht demnach, daß es in einem geldlosen Lande ganz hübsch seyn müßte. Haß gegen die Langeweile und Begierde nach Ruhm würden unstreitig desto wirksamer werden, wenn sie die einzigen Triebfedern wären. Die alten Zeiten Deutschlands, die einzigen auf die ich mich berufen kann, bestätigen die letzte Hälfte meines Satzes. Denn was war es, daß den Varden die Trolin in die Hand gab? Was brachte Zaubermacht, wenn ich so sagen darf, in ihre gewaltige Lieder, deren Unge- stüm Wuth in die Seelen goß? in die

Lieder, deren sanfte Harmonie den härtesten Busen schmelzte, und den auflodernden Grimm erbitterter Heere auslöschte? Konnte das Lied der Varden dem Golde feil seyn? Erfangen sie sich, ihr kümmerliches Auskommen? Gab es Buchhändler, die ihnen ihre Gesänge abkauften? Wie? oder war es die Ehre, die sie die Harfe schlagen lehrte?

Konnte der Durst nach Ruhm, verbunden mit Geschick und Liebe zur Dichtkunst große Dichter machen: warum sollte er nicht, verbunden mit Neigung und Anlage zu andern Wissenschaften, auch in andern Wissenschaften große Männer machen können?

Vielleicht habe ich mich für einige, vielleicht für alle meine Leser zu lange bei einer angenehmen Schimäre aufgehalten. Lasset uns wieder zu dem Punkt, von welchem sie mich abgezogen hat, zurück kehren.

Ich

Ich habe schon irgendwo gesagt, daß ich dem Diogenes herzlich gut bin, ohne eben seine Tonne zu lieben. — Nicht das Nohe, nicht eigentlich die Unwissenheit jener Zeiten ist es, die mich zu ihrem Vortheil einnimmt; sondern ihre Tugend, ihre Unschuld der Sitten, ihre Glückseligkeit. Ich wünschte, daß es möglich seyn möge, diese schöne Seite mit der Bildung und ihren Folgen vereinigen zu können. Nur dasjenige Volk, bei dem diese Unmöglichkeit aufhören wird, darf sich der Bildung rühmen, weil es in der That gebildet seyn wird. Wir, so wie wir jetzt sind, stehen noch in einer himmelweiten Entfernung von dem höchsten Gipfel der Bildung, und ich behaupte gerade zu, daß wir ihn so wenig als irgend ein andres Volk, jemals erreichen können.

Es ist der Mühe werth, daß ich die Gedanken eines philosophischen Schriftstellers, (dessen Zeugniß um desto wichtiger ist, je reiflicher er der Sache nachgedacht

gedacht hat;) über den heutigen Zustand der sich gesittet dünkenden Nationen abschreibe. Das Gemälde ist treffend und gut.

„Schmeicheln wir uns nicht zu viel! sagt mein Philosoph, diese herrlichen Vortheile (der Bildung) sind noch lange nicht so allgemein, als wir es billig wünschen sollten. Wenn wir mit einem aufmerksamen Blicke unsere Zeiten betrachten, so werden wir bey den gesittetsten Völkern von Europa noch gar zu viele Ueberbleibsel von Barbaren finden, obwohl dieselben nicht in allen Ländern mit gleichem Maaße ausgestreuet sind.“

„Das gemeine Volk ist erstlich in den meisten Staaten bennah noch so barbarisch, so abergläubisch, so roh, so unwissend, so ungerecht, als immer in den mittlern Zeiten.“ *) Man durchreise den große.

*) Mein Verfasser bringt, wie man sieht, hier nur die Flecken in Anschlag, die von der Hand der Bildung nicht abgewischt sind. Auf die

größesten Theil von Europa, so wird man finden, daß der Glaube an Zauberey, an Gespenster, an chiromantische und andre wahrsagerische Künste, nebst andern solchen barbarischen Vorurtheilen noch fast allgemein sind.“

„Die Unwissenheit in wesentlichen Dingen, diese Unempfindlichkeit für das wahre Gefühl der Menschheit, dieser Mangel von Begriffen und von gemeinnützigen Gesinnungen, erstrecket sich von den niedersten Klassen bis auf die höchsten. Oft besteht der ganze Unterschied in einem gewissen Firnisse, welcher die Heßlichkeit der Vornehmen und der Reichen verkleistert. Es ist zwar schon etwas gewonnen, daß man seine Schande verbergen will; es zeigt daß man die Unwürdigkeit derselben empfindet, und einer bessern Denkungsart fähig wird. Vor hundert Jah-

G 5

ren

die Menge derer, die sie hinzugefüget hat, läßt er sich nicht ein. Anmerk. des Deutschen.

ren prangte man noch damit in den meisten Ländern.“

„Wenn wir indessen noch zu unsern Zeiten von allen Europäern den hundertsten wegnähmen, so würden vielleicht lauter Barbaren übrig bleiben, den äußerlichen Schein ausgenommen. Kaum würde noch die äußerliche Ordnung und Sittlichkeit gehandhabet werden. Vielleicht würde gar alles wieder in den Stand verfallen, von welchen die Beschreibung Schottlands und Irlands in den mittlern Zeiten ein so abscheuliches Gemälde liefert.“

„Die Vornehmen, die Edeln, die Reichen, haben viel weniger Antheil an diesem Vorzuge, als man denken sollte. Wenn diese ausgezeichneten Günstlinge des Glücks, diese Muster und Führer des Volks wirklich gesittet wären: so würden Sitten, Wohlstand und wahre Glückseligkeit weit gemeiner seyn. Diese glänzenden Menschen sind, obgleich besser als
vor

vor ein paar hundert Jahren noch lange
licht, was sie seyn sollten.“

„Sie sind ersilich keine Räuber mehr,
welche den unschuldigen Wandersmann
öffentlich überfallen. Doch glauben sie
größtentheils sich nichts destoweniger be-
rechtigt, den Schwachen zu unterdrü-
cken; dem Niedrigen die geheiligten Rech-
te der Freyheit und der Menschheit frei-
tig zu machen, und einander selbst durch
ungerechte und quälende Rechtshandel zu
verfolgen. Diese Rechtshandel werden
insgemein durch heimliche List und Ueber-
macht, wie ehemals die Fehden durch öf-
fentliche Gewalt, entschieden, und das
Recht des Stärksten hat in den meisten
Ländern nur seine Gestalt geändert. Noch
in unsern Tagen ist überhaupt von den Ge-
setzen wahr, was Anacharsis denselben
zur Last gelegt hat, und noch jetzt kommt ih-
nen größtentheils die Erklärung zu, welche
einige Alten davon gegeben haben: sie seyen
der Vortheil des Mächtign. (*potentia-
ris commodum.*)“

„Bey

„Bey diesen Mächtigen nun, welche sich eben die bessern glauben, weil sie die Stärkern sind, herrschen beynahe noch immer eben so große Unordnungen, wie unter den niedrigsten Klassen des menschlichen Geschlechts. Wir können mit gutem Grunde diese Barbaren in die männliche, und in die weibliche eintheilen.“

„Noch vor einem halben Jahrhunderte hatte die erstere in den meisten europäischen Ländern die geehrteste Stelle. Das Trinken behauptete da beynahe den ansehnlichsten Platz, und Menschen, die zum Denken allzu schläfrig waren, ersetzten sich dadurch, wie bey dem barbarischsten Wilden, den Mangel von Begriffen. Die Jagd, die feurigste Leidenschaft der Barbaren und der Unwissenden, war das Lieblingsvorrecht der Edeln und der Mächtigen, so wie der Zweykampf. Obgleich nach unsäglichlicher Mühe es Vernunft und Gewalt dahin gebracht haben, daß die Menschen aufhörten, sich selbst in Streitigkeiten, wo es um ihr Gut zu thun ist, Rechte

Recht zu verschaffen, und ihre Angelegenheiten den Gerichtshöfen anvertrauen: so ist in Betrachtung der Ehre diese Milderung noch nicht möglich gewesen. Unsere Edelleute und unsere Soldaten wären ehrlos, wenn sie nicht mehr Barbaren seyn dürften. Indessen sind auch diese männlichen Leidenschaften in unserm Jahrhundert sehr geschwächt worden.“

„Die weibischen Triebe und Neigungen hingegen erhalten täglich eine merklichere Uebermacht. Der Geschmack der Kleinigkeiten, der kindischen Flatterungen, des Putzes ist eine wesentliche Eigenschaft der Barbaren und des kindischen Zustandes der Menschheit. Die Seuche, seinen Körper glänzend und bunt zu machen, und demselben allerhand Zusätze anzuhängen, ist ein wahres Kennzeichen derselben. Diese nimmt immer mehr überhand; und, obgleich an sich gleichgültig, ist sie doch eine Quelle vieler moralischer Uebel.“

„Das

„Das Spiel ist eine andre herrschende Neigung der Wilden. Es hat ebenfalls den Vortheil, daß es für diejenigen, welche selbst ihrem Geiste Nahrung zu verschaffen unvermögend sind, zu einer unerschöpflichen Quelle von Gedanken wird. Da nun die Umstände der weißen Edeln und Vornehmen dieselben von allen vernünftigen Beschäftigungen ausschließen: so ist das Spiel die glücklichste Erfindung, dieselben von dem abscheulichen Zustand der Langenweile, oder der gänzlichen Unthätigkeit zu befreien. Da über dieses die Mode diese Leute oft zusammen beruft, so war es desto nöthiger, ihren Händen einen Stoff zur Unterhaltung zu geben, weil ihre Köpfe größtentheils leer sind.“

„Der Barbar kennt endlich keine Schranken seiner Begierden, als die von seinen Kräften, und die, welche ihm die Furcht vor einer höhern Macht vorschreibt. Weder Ehre noch Ordnung, noch Mäßigung halten ihn von der äußersten Ausschweifung zurück. Auch hierinn gleiche ihm

hm die große Welt; — also nennen sich diejenigen, welche an den Höfen und in den Städten die leeren Plätze ausfüllen. Die Galanterie unserer Zeiten, unendlich verschieden von der ehrerbietigen und höflichen Galanterie der Ritterschaft, ist daher nichts anders als eine Zurücksetzung in den Stand der Wildheit.“

„Die unumschränkte Pracht, die ausgelassene Heftigkeit, und die unzähllichen Uebel, welche dieselben begleiten, sind natürliche Folgen der nehmlichen Ausartungen. Sie sind desto gefährlicher, da sie beynahe eben so stark, als die rohe Wildheit, die Empfindungen des Menschen auf ihn selbst einschränken, die Reize der Menschenliebe, der Freundschaft, und der edelsten Tugenden zernichten, den öffentlichen Geist, der eine natürliche Folge der Erleuchtung seyn sollte, unterdrücken, und den größten Eigennutz samt den niedrigsten Ehrgeiz in den Seelen triumphiren machen.“

„Die

„Dieses ist ungefähr die Gestalt dessen, was man in Europa den bessern Theil der Gesellschaft zu nennen pflegt. Wie bald würde nicht dieses alles wieder in die ursprüngliche Barbaren zerfallen, wenn es nicht das obrigkeitliche Ansehen zurück hielte, und wenn nicht die Künste, der feinere Geschmack und die sich ausbreitende Gelehrsamkeit die Rohigkeit dieser Leidenschaften milderten. Das erstere allein würde ohne die Hülfe der letztern es kaum weiter bringen, als in den mittlern Zeiten.“

„Wenn wir also die blendende Schminke wegnehmen, so gehört ein großer Theil unsrer poliertesten Leute, aus der Zahl der gesitteten ausgestrichen zu werden.“

„Weit über diese sind diejenigen erhaben, welche andre beherrschen: die Könige, die Fürsten, die Minister, die Vorsteher der Freysstaaten.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

Der
D e u t s c h e.

Zier und achzigstes Stück.



Ziebzehnte Fortsetzung des 53sten Stückes.

Ich nehme, fährt mein Autor fort, die Könige und die Fürsten von meiner Kritik aus. Sie thun das wenigste, das unter ihrem Namen geschieht, und sie sind nur dem Richteramte der Nachwelt unterworfen. Selten erheischen es die Rechte der Freyheit und der Menschlichkeit, daß sie bey ihrem Leben gerichtet werden. Indessen sind sie schon verurtheilt, wenn nicht der Wohlstand und der Segen ihrer Unterthanen ein Zeugniß zu ihren Gunsten ablegt.“

„Aber die Minister und die Vorsteher der Völker über dieser ihre Grundsätze und Handlungen ist es einem Weltstrebender Theil. H hürs

bürger erlaubt, seine bescheidenen Gedanken zu eröffnen; und da glaube ich mich nicht zu betrügen, wenn ich behaupte, daß in den Kabinetern und in den Rathsfälen noch am meisten Barbaren wohnt.“

„Das vornehmste Kennzeichen derselben ist der Mangel von dem Gefühle der allgemeinen Liebe, und die Mißkenntniß derer Rechte, welche man in der Menschheit verehren soll. So lange wir noch von dem Kriege werden reden hören, dürfen wir noch laut sagen, daß die Welt sehr barbarisch ist.“

„ . . . Ein Weiser, welcher in einem unsterblichen Werke die Rechte und Pflichten der Völker und der Fürsten beschrieben hat, (Grotius) widerlegt mit einem menschenfreundlichen Eifer diejenigen, welche behaupten, daß der Krieg alle Rechte und alle Gerechtigkeit aufhebe, und daß er keinen Gesetzen mehr Platz lasse. Indessen sollte man doch fast denken, diese hätten im Grunde nicht ganz Unrecht.
Man

Man wird kaum zeigen können, daß ein Krieg möglich sey, wo nicht an unzähligen Unschuldigen die Rechte der Menschheit verletzt werden müssen. Dürfen wir aber nach einer strengen Sittenlehre, einem, auch dem geringsten Menschen Unrecht thun, um uns gegen einem dritten Recht zu vertheidigen?“

„Immer wird also der Krieg eine barbarische Sache bleiben. Immer wird der Ungeheuer seyn, der ohne die äußerste Noth solchen anfängt, oder der einen anzuern dazu nöthiget. Wenn jemais vernünftige und geläuterte Grundsätze in die Seelen der Minister Eingang finden können: so müssen die Kriege unmöglich werden. Nur Gemüther, bei welchen die Barbaren noch die Oberhand hat können solche anzetteln. Er schickt sich nur für die Wilden. Leichtsininig huben sie solchen an; müde und entkräftet endeten sie denselben; und treulos erneuerten sie ihn. Ein barbarisches Völkerrecht gab demselben nach, und er den Schein der Gerechtigkeit, und

wurde zu einer Quelle von Vorwänden, unter welchen man die Völker überredet, daß man sie zu ihrem Besten elend und unglücklich mache. Unselige Beförderung der gemeinen Wohlfarth, wodurch nur die Minister gewinnen, und die Könige und die Völker auch wenn sie siegen, immer schwächer werden! Erst wenn dieser Schandfleck der Menschheit getilget seyn wird; erst wenn sich alle Völker unter einander als Brüder ansehen werden; erst alsdann wird man sagen können, daß die Barbarey aufgehört hat.“

„Noch sind diese glückseligen Tage weit entfernt. Noch herrschet in den Kabinetern eine Weisheit, welche mit der Religion und mit der Menschlichkeit in dem offenbarsten Widerspruche steht. Diese rufen dem Fürsten und seinen Ministern wie dem letzten Bürger zu: „Alle Menschen sind eure Brüder! — Alle eure Unterthanen sind eure Kinder! Eure größte Sorge sey, wie ihr Glückseligkeit, Wohlstand und Vergnügen über alle ausgießen, wie

„wie ihr alles was euch und euerer Staaten
 „umgiebt, blühend und glücklich machen
 „könnet.“ — Jene hingegen führet eine
 „unmenschliche, eine barbarische Sprache:
 „Ihr habt von allem zu fürchten, was
 „euch umgiebt. Euer niedrigster Unter-
 „than denkt darauf, sich eurerer gerechten
 „Herrschaft zu entziehen; der mächtige dro-
 „het euerer Gewalt durch die seinige zu
 „schwächen, euer Ansehen mit euch zu thei-
 „len, oder euch dasselbe gar zu entreißen;
 „der erleuchtete, der gelehrte empöret sich
 „mit Worten, mit Vernunftschlüssen, mit
 „Grübeln, da er es mit offenkundiger Ge-
 „walt nicht thun kann. Alles ist dem Thro-
 „ne fürchtbar; was denselben nicht öffent-
 „lich angreifen darf, sucht ihn heimlich zu
 „untergraben. Der Sklav ist immer der
 „natürliche Feind seines Meisters. Ihr
 „müßet also einen jeden eurerer Untertha-
 „nen als einen heimlichen Aufrehrer anse-
 „hen; ihr müßet gegen einen jeden auf euer
 „eigene Hut seyn. Noch mehr habt ihr von
 „eueren Nachbarn zu fürchten. Ihre
 „Größe, ihre Reichthümer, ihre Blüte,
 „ihre

„ihre Ruhe drohen euch den Untergang.
 „Ihr müßet allein groß, allein mächtig,
 „allein reich seyn. Euere Blüte, euer
 „Wohlstand, euere Sicherheit sind dahin,
 „wenn andere nicht schwach, nicht elend,
 „nicht euere Sklaven sind. Sie zu solchen
 „zu machen, soll euere einzige Bestrebung
 „seyn. „Dieß war viel tausend Jahre
 hindurch die Sprache der Politik. Es ist
 sie noch; und die Weisheit der größten
 Staatsmänner bestehet in der Ausübung
 ihrer abscheulichen Grundsätze. Wie blü-
 hend, wie bewundernswürdig würde nicht
 der Zustand der Völker werden, wenn man
 nur die Hälfte der Gaben anwendete um sie
 glücklich zu machen, welche man verschwen-
 det, Mißtrauen, Elend und Sklaverey unter
 ihnen zu unterhalten und auszubreiten.“

„So würden bald die Schandflecken
 verschwinden, welche noch so vielfältig die
 Verschäbung der meisten Staaten entzeu-
 ren. Da finden wir noch unzählliche Spu-
 ren der Wildheit. Die ganze peinliche
 Rechtsgelehrsamkeit ist kaum etwas an-
 ders,

ders, als eine in ein System gebrachte Barbaren. Die peinliche Frage, die harten Strafen, die Nachlässigkeit den Verbrechen vorzubeugen sind alle Beweisstücke, wie weit die eingeführte Gerechtigkeit noch von der Menschlichkeit entfernt ist.“

„Das Finanzwesen der meisten Staaten ist nicht weniger ein Chaos von Verwirrungen, von Unmenschlichkeit, von Ungerechtigkeit.“

„Die meisten europäischen Verfassungen tragen also noch die Kennzeichen von der Wildheit und von der Rohigkeit der Zeiten, in welchen sie gegründet worden sind. Die Gewaltthätigkeit gab ihnen den Anfang; sie erhielten ihre Befestigung und ihre Gestalt durch andere Gewaltthätigkeiten, durch Unordnungen, durch Zerrüttungen. Die elenden und traurigen Folgen davon sind tief in alle Theile derselben verwebet. Sie sind den Fürsten und den Völkern so sehr zur Gewohnheit worden, daß sie die meisten noch als geheiligte Vor-

rechte ansehen. Erst seit einem halben Jahrhundert fängt sich an ein helles und mildes Licht zu verbreiten, die Augen einer kleinen Anzahl von Menschenfreunden zu erleuchten, und ihre Herzen zu erwärmen. Nur allmählig können sich die seligen Einflüsse davon empfinden lassen.“

„So finden wir bey dem Adel und bey den Reichen, bey dem gemeinen Volke und bey den Großen noch einen sehr geringen Grad der wahren Menschlichkeit.“

„Wir sollten hoffen, bey den Gelehrten unendlich mehr zu finden. Diese sollten durch ihren Beruf die heiligen Rechte derselben unverletzt erhalten, und ihre edeln Grundsätze in der reinsten Lauterkeit unter den Menschen, ihren Brüdern, ausbreiten. Unstre glückselige Zeiten besitzen auch weit mehrere tugendhafte Freunde der Wahrheit, als alle vorhergehende Weltalter. Aber wie gering ist die Anzahl derselben gegen derjenigen ihre, welche sich unwürdiglich des Namens der Gelehrten und der Philosophen anmaßen.“

„Wie

„Wie finster siehet es nicht noch auf den hohen und auf den niedern Schulen aus, und wie wenig haben nicht die meisten zur Beförderung der Wahrheit und der Menschlichkeit beigetragen. Wie viel eitles und falsches Geschwätz ertönt nicht noch in den Hörsälen derselben, und wie sehr entehren nicht die Ausschweifungen und die Zänkereyen der Gelehrten, in den Augen der Vernünftigen die Gelehrsamkeit!„

„Wie selten sind nicht also noch die Tugendhaften und die wahren Menschen in allen Ständen. Auf das höchste befindet sich Europa nun in einer blühenden, in einer ausgelassenen Jugend, und reiset seinen männlichen Jahren und bessern Zeiten entgegen.“ —

Dieses ist das Urtheil eines vortreflichen Mannes, der nicht weniger groß ist, obgleich sein Buch in das Französische nicht übersetzt ist, und in manchen Ländern zu ihrer Schande das Verzeichniß der verbotenen Bücher vermehret. Herr Iselin, —

denn seine Geschichte der Menschheit ist es, von der ich die vorstehenden Seiten geborgt habe — schildert die gegenwärtigen Zeiten der Erleuchtung vortrefflich, und als ein Mann, der sich allenthalben umgesehen hat, mit Wahrheit und Ueberzeugung. Es scheint mir freylich, als wenn er hin und wieder den Vorurtheilen der Menschen zwar wenig, aber doch etwas nachgiebt, und sonderlich in seinen Ausichten Hoffnungen äußert, die wohl um ein ziemliches Theil zu schmeichelnd, und glänzender sind, als der Anlaß und die Beispiele der Vorwelt sie rechtfertigen.

Sollt es wahr seyn, daß wir den männlichen Jahren, und bessern Zeiten entgegen reisen?

Ich rede hier nicht, wie mein Autor, von ganz Europa; denn die Völker, die jetzt noch hinter uns sind, können bis zu unserer Reise gedulden; sondern ich bleibe bey Deutschland stehen.

Wenn ich meine Augen auf die Vorwelt hefte, und alle Völker die sich der Bildung

bung rühmten, und nun nicht mehr sind, nach der Reihe betrachte: so finde ich einem jeden eine Linie vorgezogen, über welche noch kein einziges jemals gekommen ist. Etliche erreichten diese Grenzlinie, andre blieben in einer kleinen, und noch andere in einer größern Entfernung von derselben; dann nahm jedes den Rückweg. Einige stürzten sich im vollen Lauf von der Höhe herunter, die sie erstiegen hatten, andre kehrten langsamer zurück. Alle nahmen aber, wie mich dünkt, einen ganz andern, und weit häßlichern Weg, als der ist, auf den sie hinangestiegen waren; sie betraten im Hinabsteigen nicht eine Stufe nach der andern.

Unreife Früchte sind dem Geschmack erträglicher, als versaulte. Jene zehren den Mund zusammen; diese erwecken Ekel und Erbrechen.

Eins ins andre gerechnet, wollen wir annehmen, daß wir ungefähr mit den Römern, wie sie in den glänzendsten Zeiten ihrer Bildung waren, jener Linie gleichna-
he

he sind. — Ich nehme etwas an, dem mancher widersprechen mögte; aber wir wollen, wie ich gesagt habe, eins gegen das andre rechnen. — Rom war in seinen schönen Tagen bis zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen. Der Gipfel, auf dem es stand, war glänzend, er war erhaben, hoch über andre Völker. Aber wie niedrig ist die Tiefe, aus welcher sich dieser Gipfel erhebt, die Tiefe in welche Rom wieder hinabgesunken ist. Wo blieben die Ciceronen, die Virgile, die Horaze? — Was für eine Nachwelt hatten sie? — Was für eine Nachwelt werden wir haben? —

Wir schmeicheln uns zu sehr, wenn wir da Hoffnungen nähren, wo nur fromme Wünsche statt finden; wenn wir uns auf das Glück Rechnung machen, das noch keiner Nation ward: immer aufwärts zu steigen, und endlich auf dem allerobersten Gipfel, wo allgemeine Erleuchtung des Geistes mit allgemeiner Bildung des Herzens

zens vollkommen vereinigt ist, ewig wohnen zu können.

Wern will ich mich hierinn des Irrthums überführen lassen; aber es dünkt mich Wahrheit, daß wir schon jetzt das Schicksal der Römer erfahren. Der Geist der Kleinigkeit scheint seine Fesseln, die niemals recht fest geschmiedet waren, wieder abgeschüttelt zu haben, und der gute Geschmack scheint in Abnahme zu kommen. — Selten oder vielleicht niemals will dieses ein Volk wissen. Der Eigendünkel wird es immer überreden, daß es an dem Glittergolde, worinn es sich verliert, weit köstlichere Schätze besitze, als an dem ächten, woran es vormals wirklich reich war. Aber die Völker die nach ihm kommen, diejenigen Völker, die dieses vielleicht zum Muster nehmen, werden es wissen, wenn sie dem Gange seines Geistes nachspähen.

Wenn es aber wirklich der Fall seyn sollte, daß ich mich im Irrthume befände; wäre

wäre es gegründet, daß der deutsche Geist noch im Wachsthum sey? — Welch ein wankender Grund wäre das, um glänzende Hoffnungen für das Reich der Sitten darauf bauen zu wollen! Hoffnungen edlerer Zeiten! Hoffnungen auf eine Glückseligkeit die noch bey keinem Volke das sich von der Einsalt der Natur entfernte, möglich war! — Es würde künftig nicht anders gehen als es bisher gegangen ist; jeder Schritt würde den Deutschen von der Glückseligkeit weiter entfernen; mit jedem würde ein Rest der alten Tugend getödtet werden. Jede neue Blüte oder Frucht würde neue Bedürfnisse erzeugen, und jedes neue Bedürfniß würde die Zahl des Elends vermehren, die jezt, da die Bildung sich, wie Herr Iselin sagt, nur noch in ihrer Kindheit oder in den ausgelassenen Jugendjahren befindet, schon bis an das unaussprechliche gewachsen ist.

Ehe ich diesen Aufsatz endige, kann ich nicht umhin, mit einigen Leuten besonders
zu

zu reden, von welchen die Verfasser des Deutschen unrecht beurtheilet werden.

Wir sind, das darf ich versichern, sehr weit von der Thorheit entfernt, uns unter den alten Hennen Germaniens ein Paradies zu denken. Wir wissen und erkennen sehr deutlich, daß die Völker Thuiskon's kein gelobtes Land bewohnten, wo Milch und Honig in Bächlein flossen. Wir haben zu viel Achtung vor unserm Tacitus, als daß wir ihm, der in Deutschland gewesen war, nicht Glauben beymessen sollten wenn er versichert, daß zu seiner Zeit dieses Land größtentheils mit fürchterlichen Waldungen bedeckt, und durch Sümpfe und Moräste unangenehm und unwegsam gewesen sey; daß zwar Getraide, aber nicht gern Obstbäume in demselben fortkämen, unter welchen letztere er vermuthlich Del-Kastanien, Citronen- und dergleichen Bäume vorzüglich verstanden haben mag, die ein wärmeres Klima erfordern. Wir glauben diesem Schriftsteller alles nachtheilige,

lige, was er von unserm Vaterlande, und von dessen Einwohnern sagt: aber wir glauben ihm auch alles Gute, was er uns von beiden berichtet, weil keine Ursachen vorhanden sind, die uns bewegen sollten, Mißtrauen in seine Nachrichten zu setzen. Auch sind wir der Meinung, daß wir unsern Lesern mit gutem Gewissen wohl rathen können, den Tacitus einer gleichen Achtung zu würdigen, und mit ihm und uns, die alten Deutschen für ein Volk zu halten, das große Tugenden besaß, besser als wir, und glücklich war.

(Die Fortsetzung folgt im künftigen Stücke.)

Der
D e u t s c h e .

Fünf und achzigstes. Stück.

Achtzehnte Fortsetzung des 53ten Stückes.

Freylieh waren sie ein elendes, verächtliches und mitleidwürdiges Völkchen in den Augen solcher Leute, welche die Befriedigung aller, auch der ausschweifendsten Begierden, für die einzige Glückseligkeit halten. Aber mit Leuten von solchem Schlage, und von so verächtlichen Begriffen lohnt sich nicht der Mühe zu streiten. Für sie wäre das alte Germanien freylieh wohl ein Jammerthal gewesen.

Es ist mir und meinen Freunden, die vor und mit mir an dieser Schrift Theil haben, nichts daran gelegen, den Verdacht eines Irrthums von uns zu entfernen. Wir Menschen irren allesamt, und
Siebenter Theil. 3 jeder

jeder nach seiner Weise so mannigfaltig, daß es den Verfassern einer Wochenschrift wohl noch zu verzeihen seyn mögte, wenn sie in einer irrigen Meinung stünden. Aber, ich gestehe es gerne, unsere Vorfahren sind uns lieb; und da wir unverdächtige Zeugnisse eines Schriftstellers vor uns haben, dessen Nation, wenn wir auf ihren Stolz, auf ihre Selbstschätzung, und auf den Umstand sehen, daß sie nie zu unsern Freunden gehörte, ihn noch unverdächtiger macht: da ferner die unschätzbaren Ueberbleibsel einiger, wo nicht einheimischen, doch so gut als einheimischen Schriften, mit dem Berichte des Römers übereinstimmen: so können wir eher keinen Irrthum eingestehen, bis man die Zeugnisse, auf welche wir uns stützen, widerlegt und völlig umgestossen haben wird.

Es ist also nicht so wohl unsere Sache, als vielmehr die Sache unseres alten Vaterlandes, und unsrer Vorfahren, die wir vertheidigen würden, im Fall wir

wir uns auf eine weilauftrige Vertheilung hier einlassen wollten. Freylich gäbe das wohl Stoff genug zu einem hübschen Quartbande; — aber es ist für uns schon mehr als hinreichend, zu dem, was ich am Schlusse des vorhergehenden Bogens gesagt habe, nur folgendes hinzuzusetzen:

Wir sind nicht willens zu leugnen, daß unsre Vorfahren vor und zu den Zeiten des Freyheitretters Hermann nicht gleich andern Völkern ihre Fehler sollten gehabt haben. Im Gegentheil räumen wir ein, daß sie ebenfalls ihre schlechtere Seite hatten. Wir geben nicht minder zu, daß manche ihrer Sitten viel Rohes an sich hatten; daß der Hang zum Spiel, den einige unter ihnen besaßen; ihre Gewohnheit, die Götter mit Menschenblut zu versöhnen; ihr Aberglaube, wohin vorzüglich die mancherley Arten der Wahrsagungen zu rechnen sind; und einige andere Umstände von minderer Beträchtlichkeit, mit

3 2

Recht

Recht barbarisch genannt werden können. — Sie sehen, meine Herren, daß wir alles zugeben, was sie nur immer zugestanden haben wollen.

Erlauben Sie, ehe wir Ihnen noch mehr zugeben, nun auch Ihrerseits die Frage: welches Volk war vormalig, oder ist gegenwärtig berechtigt, den alten Deutschen diese Vorwürfe der Barbaren zu machen?

Bis ein anderer sie nach seiner Art beantwortet, will ich es indessen nach der meinigen thun. Meine unvorgreifliche Meinung gehet demnach dahin, daß diese Vorwürfe nur in dem Munde solcher Nationen Gewicht haben, die sie ohne Schamröthe vorbringen dürfen. Folglich stand es einem Römer sehr übel, die Germanier Barbaren zu schelten, weil die Römer gerade dieselben Merkmale der Barbaren an sich hatten, die sie an jenen tadelten. Sie zechten so gut wie die Deutschen, und waren der Schwel-

Schwelacrey vielleicht in einem weit höhern Grad ergeben. Am Aberglauben übertrafen die Römer, bekannter maassen, ebenfalls den Sohn Thuislonis sehr weit.

Den Göttern etliche Gefangne zu opfern, ist freylich sehr übelverstandene Religion; und barbarisch mag es seyn, den Rest der Gefangenen, in einer sonst ganz gelinden Sklaverey, zur Wartung der Heerden, und zum Ackerbau zu gebrauchen. Nur die Römer mußten den Germanier in diesem Stück unbescholten lassen; sie, bey denen es ganz gewöhnlich war, daß der triumphirende Feldherr, in dem Augenblick da er sich anschickte, den Göttern für die Siege, so sie ihm verliehen, und für den geendigten Krieg zu danken, den mehr als barbarischen Befehl gab, alle eingebrachten Gefangenen niederzuhauen.

Daß die Knechtschaft bey den Deutschen sehr erträglich war, bezeugen die Römer selbst. Vörmuthlich hielt dieses

freyheitathmende Volk den bloßen Verlust der Freyheit schon für ein hinlänglich großes Uebel, welches durch harte Begegnung nicht erst vermehret zu werden brauchte.

Ben allem Nachtheiligen, so die Römer den Deutschen vorwarfen, ließen sie ihnen dennoch in sofern Gerechtigkeit widerfahren, daß sie ihre gute Seite nicht verkannten, ihre Tugenden rühmten, und ihnen das vortrefliche Zeugniß gaben, welches noch nie ein andres Volk erhalten hat: daß bey den Enkeln des Mana die guten Sitten größeres Ansehen hätten, als bey andern Völkern gute Gesetze.

Unter allen jetzt blühenden Völkern ist sicherlich kein einziges, welches mit freyer Stirn den alten Deutschen sagen könnte, daß ein Theil ihrer Sitten barbarisch sey. Am wenigsten dürfen wir heutige Deutschen uns diese Freyheit nehmen.

Wie?

Wie? wenn etwa im Jahr zwey tausend vierhundert und vierzig ein Schriftsteller von der gegenwärtigen Gestalt Deutschlands einen Abriß liefern wollte, und sich ungefähr folgendermaßen ausdrückte:

„Einige Ueberbleibsel uralter Schriften, die nicht lange vor und nach der Geburt Christi von etlichen Römern geschrieben seyn sollen, lehren uns, daß Deutschland damals von einem edlen, tapfern, tugendhaften, gerechten und freyheitliebenden Volke bewohnet war. Doch kann man von demselben eben nicht sagen, daß es von allen Fehlern und Schwachheiten sollte frey gewesen seyn: eine Sache, die sich noch jezt, da die Vernunft seitdem beynabe drittelhalb tausend Jahre hindurch an dem Menschen gearbeitet hat, von keinem Volke, nicht einmal von einem einzelnen Menschen rühmen läßt. Es hatte sogar einige Züge an sich, die man barbarisch nennen muß. Das Zeitalter worinn sie lebten, benimmt aber diesen Zügen

etwa die Hälfte von ihrer Häßlichkeit, und die andre Hälfte wird durch große und herrliche Tugenden ersetzt. Die Römer, die mit dieser Nation lange und blütige Kriege geführt, können ihre Treue, ihre Gerechtigkeit, Keuschheit, Redlichkeit, Gastfreiheit, und viele andere vortreffliche Eigenschaften nicht genugsam rühmen. Von Künsten und Wissenschaften hatten sie gerade so viel, als sie brauchten.“

„Wie sehr ist es zu bedauern, daß ein solches Volk nachgehends so abscheulich verschlimmert worden. Denn man kann sich kein garstiger Bild denken, als was uns die Geschichte von den Deutschen in den folgenden Zeiten entwirft. Am häßlichsten ist das Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts. Da fand man nichts mehr von der alrdeutschen Treu; keine Keuschheit, keine Redlichkeit, keine Gerechtigkeit mehr. Wohl aber hatte die Nation alles barbarische ihrer Vorfahren unendlich erhöht, und vieles hinzugethan, davon jenes gute Volk nicht einmal die Benennungen kannte.“

„In

„In allen Straßen fand man nun Weinhäuser und andre den Ausschweifungen, dem Trunk und der Schwelgerey geweihte Versammlungsorter. Die Trunkenbolde rausteten sich, wenn sie voll waren, oder taumelten auf den Gassen, oder gienzen zu Hause und mißhandelten Weib und Kinder. Die Straßen wimmelten zur Nachtzeit von liederlichen Weibsbildern, die durch das schändlichste Gewerbe ihren Unterhalt verdienten. In allen großen Städten waren öffentliche H. . . Häuser; nichts war gemeiner als der Ehebruch und man scheuete sich sogar vor solchen Lastern nicht einmal, vor denen die Natur erschrickt.“

„Sonst waren Habsucht und Eigennuß die Hauptlaster der Deutschen, und die Triebfedern, die alles in Bewegung setzten. Alles war in Deutschland dem Gelde feil, bis auf die Gnadenwohlthaten Gottes und die Gerechtigkeit. Mit allem wurde Handlung und Bucher getrieben. Man wird es, Gott sey Dank, in
 J 5 unsern

unsern Tagen nicht glaublich finden, aber es ist deswegen nicht weniger wahr, daß man im achtzehnten Jahrhundert die Vergebung der Sünden, die Taufe seiner Kinder u. s. w. mit schwerem Gelde bezahlen mußte. In manchen Gegenden mußte sogar die Erlaubniß eine Frau nehmen zu dürfen, erst von der Obrigkeit erkauft werden. Die Gerechtigkeit war damals ebenfalls eine gar theure Waare. Ein Richter — so nennete man dazumal die Schiedsmänner — schlichtete keinen Zwist, ohne sich bezahlen zu lassen. Vor diesen Richtern wurde nicht anders als in einer lauderwälschen Sprache geredet, die kein Mensch verstand als ein Haufe raubgieriger Leute, welche man Advokaten nannte. Dieser mußte man sich bedienen, weil der Richter, so gut er deutsch reden mochte, dennoch keine andre Sprache als jenes barbarische Gewäsch verstehen durfte. Es war etwas sehr seltenes, daß ein Zwist entschieden wurde, so lange die Zwistigen noch etwas im Vermögen hatten. Nun sollte man denken,
daß

daß bey so bewandten Umständen ein jeder sich gehütet haben würde, irgend eine Klage vor die Richter gelangen zu lassen: aber gerade das Gegentheil. Einige Schriftsteller jener Zeiten versichern, daß es eine unerhörte Sache gewesen sey, einen Deutschen zu finden, der in seinem Leben keinen Rechtshandel gehabt haben sollte. Es soll sogar eine Menge abscheulicher Böfewichter gegeben haben, die kein größeres Vergnügen gekannt, als vor den Richtern zu liegen, und die deswegen, wenn sie nur irgendwas gekonnt, bey dem kleinsten Anlasse, einen Proceß wie man damals sagte, an den Kopf geworfen. Wenn wir dem glauben dürfen, was einige Schriften, die bis auf unsere Zeiten gekommen sind, zu verstehen geben, so hatten die Deutschen im achtzehnten Jahrhundert eine weitläufige Rechtsgelehrsamkeit, und einen Schwall von Gesetzen, die sie, wer weiß von wie vielen alten Völkern zusammengestoppelt haben sollen; die mehesten aber von diesen Gesetzen hätten mehr den Vortheil

theil der Gesetzgeber als das Wohl des Bürgers zum Gegenstande gehabt. Wir lassen dieses an seinen Ort gestellt seyn, indem von der Rechtsgelartheit dieser Barbaren und von ihren Gesetzen nichts bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Indessen, wenn man auf das Nohe dieses Volks, auf ihre Entfernung von der Einsalt der Natur, die uns jetzt so glücklich macht, und auf ihre wenige Kenntniß der natürlichen Billigkeit siehet, so ist die Sache mehr als zu wahrscheinlich.“

„Es ist zu bedauern, daß ein Volk das vor etwa vier oder fünf und zwanzig Jahrhunderten so liebenswürdig, so gut, und der Natur so getreu war, sich in der Folge so verschlimmern können.— Wir richten die Deutschen nach ihrem eignen Zeugnisse. Rabener, ein Deutscher, der, wie man mit vieler Wahrscheinlichkeit versichert, ungefähr um das Jahr 1760. gelebt haben mag, bezeugt auf jedem Blatte seiner Saryren, daß zu seiner Zeit das Deutsche Land ein
Sam.

Sammelpfah von Narren, Betrügern, Bucherern, Gottesverächtern, Meineidigen, u. s. w. gewesen sey. Andre Schriftsteller, die seine Zeitgenossen sind, bestätigen was dieser Rabener sagt.“

„So wenig also die Deutschen in Absicht auf ihre Sitten schätzbar waren, so lächerlich machten sie sich beynahe in allen übrigen Fällen. Nehmen wir zum Beispiel ihre Kleidung. Wer kann sich des Lachens enthalten, wenn er die Augen auf die Kupferstiche wirft, die man hin und wieder in den alten Büchern findet, die unsre Liebhaber der Alterthümer in ihren Büchersäten des Aufbewahrens würdigen. Man muß gestehen, daß nicht leicht ein Zeitalter gewesen sey in welchem sich so viel Geschmack an Kinderereyen fand, als das achtzehnte Jahrhundert. Da diese uralten Ausgaben der Bücher sehr selten gefunden werden, so will ich versuchen eine Beschreibung der weiblichen Kleidung zu geben, so gut man sie nach den Schriftstellern der damaligen

gen Zeit, und einigen Kupfern, die ich gesehen habe, geben kann.“

„Das Haar auf der Stirn thürmten die Weiber erst in Gestalt einer Spisssäule in die Höhe. Hierdurch verlängerten sie sich wenigstens um einen guten Fuß. Ueber diese Säule wurde ein Kopfsuß befestiget, der hinten sehr hoch sich erhob, oben mit Bänderwerk beladen war, und an jeder Seite einen Flügel hatte, der vor den Haaren in Gestalt eines halben Zirkels hervorragte. Dieser Puß war mit einer Menge von Wurstförmigen Zierrathen behängt, welche nach der Verschiedenheit der Mode, bald hinten am Kopfe allerley Krümmungen machten, bald vom Gipfel des Kopfsußes nach hinten zu, gebogen waren.“

„An das Hinterhaupt wurde eine fünf bis sechs Zoll dicke Halbkugel befestiget, über welche die eignen Haare glatt in die Höhe gekämmt wurden. Das Deutsche Frauenzimmer hielt es also für

für eine Schönheit, dickköpfig zu seyn, so wie etwas früher die Französischen Weiber ein dickes Hintertheil des Leibes für eine Schönheit hielten, und deswegen dicke Polster unter den Röcken trugen.“

„In die Ohren ließen sich die Deutschen Weiber Löcher bohren, und hängten bunte oder blühende Steinchen, die bey ihnen, wie alles Spielwerk bey den Barbaren, in großem Werthe waren, in diese Löcher. Die dergleichen Steinchen nicht bezahlen konnten, nahmen geschliffenes Glas, oder nachgekünstelte Perlen. Eben dergleichen Zierathen banden sie auch um den Hals und um die Arme.“

„Das Gesicht malten sie, nach Art der meisten Wilden, roth und weiß. Mit dem Busen giengen sie nackend, und waren so begierig ihre Brüste zu zeigen, daß sie dieselben durch Unterlagen in die Höhe zwangen. Der Nacken und ein Theil der Schultern war ebenfalls blos, oder höchstens mit einem

nem feinen durchsichtigen Gewebe von Flor oder Spitzen, wie sie es nannten, bedeckt.“

„Einige hatten die Gewohnheit, schwarze Fleckchen in das Gesicht zu kleben, und die Lippen roth zu malen; und in Absicht des Kopfsputzes muß ich noch erinnern, daß sie das Haar mit wohlriechenden Salben einschmierten, und mit Weizenmehl bestreuten, auch allerley nachgekünstelte Blumen und flimmernde Steinchen hinein steckten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der
D e u t s c h e.

Sechs und achtzigstes Stück.

Neunzehnte Fortsetzung des 53sten Stücks.

„Den Leib zwangen sie in eine Art von Harnisch, der aus Fischbein gemacht war und eine Schnürbrust genannt wurde. Von den Hüften bis über die Hälfte der Waden hingen vier bis fünf Röcke von verschiedenem Zeuge herunter, die sie einen über den andern anzogen. Der oberste Rock war der beste, und von eben dem Zeuge wie das Kleid; vorne war er in verschiedne Stockwerke abgetheilt, welche Falbala genannt wurden.“

„Ueber dieses alles wurde dann das Kleid gezogen. Dieses bedeckte nur den Rücken ganz, die Seiten zum Theil, und die Arme bis eine Handbreit oberhalb des Siebenten Theil. R Ellen-

Ellenbogens, und schleppte hinten ungefähr anderthalb Ellen lang auf den Boden. Von den Tändelehen, die den Ärmeln eines solchen Kleides zum Aufschlag dienten, samt den Anhängseln, die zwischen diesem Aufschlag und dem Ellenbogen saßen, kann ich euch so wenig eine Beschreibung geben, als von den Alfanzeren, die längst der vordern Säume des Kleides von oben bis unten in seltsamen Krümmungen und Falten genehet waren. Noch über dieß Kleid wurde ein Mantel gehängt, der fast bis an die Waden reichte, und woran hinten eine große Kappe den ganzen Rücken bedeckte. Ueber das Haupt wurde die Kappe niemals gezogen. Ein Geschöpf in einer so lächerlichen Tracht, zu deren Anlegung fünf oder sechs Stunden gehörten, wurde eine Dame genennet, zum Unterschied von denen Weibern, die der Geldmangel nöthigte, eine einfältigere Kleidung zu tragen. Die Dame aber gieng sowohl, als die gemeine Frau, auf Schuhen, die vorn ganz spizig zuliefen, und deren Absatz wenigstens drei Zoll hoch waren. Eine

ne Dame wußte sich also durch Absätze, Haar und Kopfsputz reichlich um drittehalb gutgemessne Fuß zu verlängern.“

„Die Männer, die ihr Haar in einen Sack von Seide steckten, oder es fest mit Bändern umwickelten, wodurch es die Gestalt eines Prügels bekam, waren in ihrer Kleidung eben so lächerlich, wie die Weiber. Eben der Geschmack am Schimmer, eben die Liebe zu blanken Steinchen, die man bey anderthalbjährigen Kindern wahrnimmt, und dreyjährigen schon verweist.“

„Dieses kindische Volk muß sehr boshaft gewesen seyn; denn jede Stadt bey nahe, so klein sie war, hatte ihren Galgen vor dem Thore, und was sich bey uns seit etlichen hundert Jahren nicht zugetragen hat, daß ein Mensch verdienet hätte, getödtet zu werden, trug sich bey ihnen alle Tage zu.“

„Es gab eine Menge Leute unter ihnen, die sich Gelehrte nannten. Man kann sich aber ungefähr vorstellen, was die Gelehrsamkeit eines so barbarischen Volks für eine Gestalt mag gehabt haben. Hin und wieder fand sich allensfalls ein guter Kopf; und einige Schriften haben sich wirklich bis auf unsere Zeiten erhalten, z. B. die Satyren des obgedachten Rabeners; ein Gedicht, der Mesias betitelt, dessen Verfasser sich Klopstock nannte, Fabeln und Erzählungen von einem Wellert, und fünf oder sechs andere Bücher, von denen Gott weiß, wie ihre Verfasser in ein solches Zeitalter, und unter solch ein Volk gekommen seyn mögen. Das übrige was wir haben, sind Fragmente, oder einige elende Bücher, die wir bloß ihres Alters halben aufheben, die aber unter uns nie wieder gedruckt sind.“

„Die Dichter dieses Volks sangen schmutzige und ärgerliche Lieder, die aber zu ihrem Glücke längst verloren sind, und
also

also nicht mehr von dem Mangel der Sitten unter diesem Volke zeugen können. “

„Die Reichen waren dem Müßiggang, dem Trunk, dem Spiel und allen Lastern und Wollüsten ergeben. Die Gelehrten führten unanständige Fehdekrriege. Die Geistlichen bewiesen, daß ein Gott sey und lebten zum Theil als wenn keiner wäre. Der große Haufe war kaum durch Räder, Strang und Richtschwert zu bändigen. Die Festungen waren mit Karrngefangenen und die Gassen mit Bettlern angefüllt. Die Ackerleute, die bey uns die geehrtesten Leute sind, wurden da verachtet. Kurz, die abscheuliche Barbarey, unter welcher das ganze Europa damals seufzte, drückte Deutschland so sehr, als irgend ein andres Land. “ —

Es könnte sehr möglich seyn, daß ein Christlicher im Jahr zweytausend vierhundert und vierzig ein solches Urtheil von den heutigen Deutschen fällte. Er hätte zwar noch bey weitem nicht alles Nachthei-

lige gesagt, was sich von uns sagen läßt: aber er hätte sich doch, so wahr alle seine Vorwürfe sind, durch Uebergang unserer besseren Seite an der Wahrheit einigermaßen versündigt, weil er Gutes und Böses nicht sorgfältig genug gegen einander abwog — oder vielmehr gar nicht abwägen wollte. Das letztere zusammen zu suchen, war ihm genug. Ueberzeugt von der Wahrheit, daß alle diese und noch mehrere Merkmaale der Barbaren dem achtzehnten Jahrhundert zukämen, fällt er nun sein Urtheil, und dann konnte es wohl nicht gelinder ausfallen, als es auf den vorstehenden Seiten entworfen ist. — Doch gesetzt er hätte mit der strengsten Gewissenhaftigkeit alles Gute, was er von unsern Zeiten in Erfahrung bringen können, zusammen gesammelt: so würde er freylich nur Ausnahmen von seiner Regel gefunden haben; allein eben diese Ausnahmen hätten doch sein im ganzen wahres Urtheil ein wenig gemildert.

Viel unartiger, als dieser künftige Verfasser von unsern Zeiten gethan hätte, urtheilen viele unter uns von unsern Vorfahren. Jener hätte nur das Böse gesammelt, was er unter seinen Händen fand, und das Gute übergangen, was er, da nur so wenige, und mehrentheils einseitige Zeugnisse von uns auf seine Zeiten gekommen waren, erst durch Schlüsse hätte herausbringen müssen. Diese hergegen übergehen das Gute, was ihnen vor Augen liegt; bleiben bey dem Bösen stehen, das sie hier und da aufspüren, fügen durch Schlüsse, die nichts weniger als passend sind, noch mehr hinzu, bringen so Merkmale der Barbaren zusammen, und schließen dann: die alten Deutschen waren nur um Einen Grad über die Wildheit hinaus; das heißt: sie waren Barbaren. Bey diesem so Gott will bündigem Schlusse erwägen die Herren nicht, daß ihnen und ihren Zeitgenossen gerade dieselben Merkmale der Barbaren anhängen, die sie ihren Vorfahren vorwerfen, und daß nichts

lächerlicher ist, als wenn ein Mohr dem andern seine Farbe vorwirft.

Esolange wir noch mit unsern Vorsah-
ren einerley Tadel verdienen: so lange wer-
den diese immer noch den Vorzug vor uns
haben, gesetzt auch, daß ihre lebenswür-
dige Seite nicht, wie es doch am Tage ist,
die unsrige überträfe. Mein Beweis ist
kurz. Uns leuchtet ein Licht, das sie nicht
hatten. Sie würden es mit Freuden ge-
nußet haben, ihre Finsterniß zu erhellen;
wir stellen es hinter einen Schirm, und
binden uns die Augen zu. Unsre Religion
ist vortrefflich, lebenswürdig, und ihre
Gebote sind leicht zu erfüllen. Wir tre-
ten sie unter die Füße. Die ihrige war
rauh; die Vorschriften derselben waren
hart: und dennoch war ihr der Deutsche
folgsam. Wie gut würde nicht dieß Volk
gewesen seyn, wenn seine Religion ihm
nicht die Menschenopfer geboten; wenn sie
ihm nicht den Tod im Treffen als den ge-
raden und einzigen Weg zum Himmel vor-
geschrieben, wenn sie ihm nicht die Freu-
den

den der Tafel und des Trunks, samt dem Geräusch der Waffen, als die Wonne der Götter, und als die höchste Glückseligkeit der Seligen vorgemalt hätte?

Mag doch jeder, der sich wirklich besser findet als die Enkel des Mana waren; mag doch jeder, der den Vorsatz im stärksten Ernste faßt, keines von allen den Zeichen der Barbaren, die ihn und das Volk Thuiskon's zugleich verurtheilen, künftig mehr an sich zu tragen; mag doch jeder, der Deutsch genug ist, diesen Vorsatz auszuführen, die Barbaren dieses edlen Volks so hoch ansehen, wie er will. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Aber, wie ich überhaupt dem Gleisner und Prahler feind bin, so ärgerts mich, daß gerade die Leute die eifrigsten sind, wider die vormaligen Bewohner unsers Bodens zu declamiren, die vor ihnen nichts voraus haben, als Laster, größere Barbaren, und die unselige Gabe, einen blendenden Firniß über ihre schwarze Seite zu ziehen, und das Häßliche ihrer Sitten unter einem An-

sirich von Artigkeit und Politesse zu verbergen.

So viel von den Sitten und Tugenden unserer Vorfahren. Nun wollen wir noch einige Blicke auf ihre Glückseligkeit werfen.

Ich habe oben gesagt, daß ich dem Tacitus glaube, wenn er Germanien zu seiner Zeit als ein waldigtes, morastiges und den Sturmwinden ausgesetztes Land gefunden zu haben versichert. Ohne mich dieses Selbstlobes zu schämen, setze ich hinzu, daß ich gerade so viel Verstand besitze, als zu der Einsicht erforderlich seyn mag, daß ein Acker, der zwar freywillig Gras trägt, gebauet werden müsse, wenn er Gerste tragen soll.

Jener Versicherung des Tacitus benimmt es nichts von ihrer Glaubwürdigkeit, daß unser Boden seitdem seine Gestalt geändert hat, und das Klima milder geworden ist; das gebe ich ohne den geringsten Widerspruch zu.

Auch

Auch daran zweifle ich nicht, daß der Ackerbau bey jenem alten Volke viel mühsamer gewesen seyn müsse, als bey uns. Ihr Ackergeräthe war vermuthlich in dem Grad der Vollkommenheit lange nicht, worinn es gegenwärtig ist. Der rauhere Boden an sich erforderte mehr Kultur. Hierzu kommt noch dieses, daß dasselbe Land selten zwey Jahre hinter einander gebauet werden konnte, weil es bekannt und ausgemacht ist, daß in einem sehr großen Theile von Germanien kein Landeigenthum gestattet wurde. Die Ursachen, die man in diesem ungemein beträchtlichen Striche hatte, jährlich den Wohnsitz zu verändern, und einem jeden so viel neues Land als zu seinem Unterhalt erforderlich war, anzuweisen, mögen auch wohl bey den übrigen Deutschen gültig gewesen seyn; und die Möglichkeit ist demnach unwidersprechlich, daß, da die Sveven, und was zu den Sveven gehörte, ohne Landeigenthum fertig werden und überwintern konnten, auch die Cherusker, Tenctern, Cimb-
bern

bern und andre deutsche Völker desselben entbehren konnten.

Ich habe, im Vorbengehen gesagt, den Aufsatz im deutschen Merkur gelesen, worinn das Landeigenthum bey den alten Deutschen erwiesen werden soll. Es ist hier nicht der Ort, meine Gedanken über denselben zu sagen. Das kann ich mich aber zu versichern nicht entbrechen, daß ich wünschte, der Verfasser mögte, in Absicht des Eigenthums, Recht haben. Seine Meinung, unumstößlich erwiesen, würde unserm alten Vaterlande mehr Ehre machen, als das Herumschwärmen aus einer Gegend in die andre. Schade nur, daß sein Beweis zwar ein eben so liebenswürdiger Traum als die Republik des Diogenes, aber doch immer ein Traum ist.

Der Mangel des Landeigenthums war also, wenigstens bey denen deutschen Völkern, die ihn billigten, eine Ursache mehr, die den Feldbau beschwerlicher machte.

te. Zwar die Hausväter und die Krieger empfanden diese mühsamere Arbeit nicht, weil die Bestellung des Aekers nicht ihre Sache, sondern den alten Leuten, den Weibern und den Leibeignen überlassen war. Indessen waren die noch streitbaren Hausväter und die Krieger doch wohl das kleinere Theil der Nation? Und wenn ich meine Leser daran erinnere, daß diesen dafür die Beschwerlichkeiten der Jagd und des Krieges desto mehr zur Last fielen, so habe ich zugleich eingeräumt, daß auch sie ihr reichliches Antheil an den Mühseligkeiten dieses Lebens hatten. Anlaß genug, das alte Germanien für nichts weniger, als ein irdisches Paradies zu halten.

Ich bin demnach von der Zahl derer, wosern es anders solche Leute giebt, auszunehmen, die in jenes Land ein arkadisches Leben hinein träumen. Aber ich bekenne mich selbst zu der Zahl derer, die sich die alten Deutschen als glückliche Leute denken, in soferne man sich den Erdensohn glücklich denken darf. Zum wenigsten ist
das

das wohl keiner Anfechtung unterworfen, daß wir sehr weit zurück stehen, wenn wir uns von der Seite der Glückseligkeit mit ihnen messen wollen.

Wir leben in einer Zeit, wo die Menschen weniger als jemals daran denken, daß sie alle Brüder sind. Nicht einmal die Eingebornen Einer Provinz, nicht einmal die Bewohner einer und derselben Stadt betrachten sich als Brüder.

Wer ist unter uns auch nur Eine Stunde vor der Bosheit seines Nebenmenschen, seines Mitbürgers gesichert? Diese Sicherheit, eins der unentbehrlichsten Stücke zum Glück, ist unter uns zur Unmöglichkeit geworden. Hierzu hilft weder dem Starken seine Kraft, noch dem Weisen die Weisheit. Selbst der Reichtum, dem jedermann so eifrig nachstrebet, schützt hier nicht. Vielmehr ist er, wo nicht immer, doch die meiste Zeit, seinem Besitzer eine reichliche Quelle des Unglücks, der bittersten Widerwärtigkeiten, und des
herb-

herbsten Kammers. Doch mag der Reiche und der Mächtige, von mancher einzelnen Seite betrachtet, freylich wohl etwas besser daran seyn, als der Arme. Dieser ist jedem Anfalle der Bosheit, des Muthwillens und der Verachtung ausgesetzt; er wird von jedem Schurken mit Füßen getreten, und findet selten oder niemals einen Beschützer.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß unter allen Dürftigen, diejenigen sich am schlimmsten befinden, die ihr, vermöge einer ganz natürlichen Folge engerer eignen Grundsätze, der meisten Aufmerksamkeit würdigen sollten. Ich rede hier von denen, die bey ihrer Dürftigkeit von guter Herkunft sind, wie ihr zu sagen pflegt.

Ein Holzhacker ist arm. Sein Sohn ist der Universalerbe seiner Art und seiner Dürftigkeit. Hat sein Arm, die Art zu führen, und sein Rücken eine Last zu tragen, Kräfte genug? Laßt ihn nur machen; trotz seiner Armuth wird er durch die Welt kommen.

Ein

Ein Gelehrter, der noch dazu vielleicht einen ansehnlichen Rang durch seinen Titel hatte, stirbt und hinterläßt seinem Sohne ein paar vollgepfropfte Bücherbretter, etwas Hausgeräth, seinen Namen, und Schulden, die er vielleicht nicht vermeiden können. Sagt mir, die ihr euch in der Welt umgesehen habet, kennet ihr auf dieser Erde ein unglücklicheres Geschöpf, als den unerzogenen Sohn eines solchen Mannes, wenn nicht, welches selten genug geschieht, einige vortheilhafte Zufälle, als z. E. die Großmuth eines reichen Oheims &c. ihm zu Hülfe kommen?

(Der Beschluß folgt im künftigen Stücke.)

Der
D e u t s c h e.

Sieben und achtzigstes Stück.

Beschluß des 53ten Stücks.

Mehr als einen Jüngling habe ich in dem Laufe meines Lebens gekannt, der sich in einer solchen Verlegenheit befand, wie die, von der ich im Schlusse des vorhergehenden Bogens redete; und ich könnte euch manche rührende Geschichten davon erzählen.

Soll sich ein solcher junger Mensch einem Stande widmen, der seinem Herkommen gemäß ist? — Dann müßte er, wenn er einen der gewöhnlichsten Wege einschlagen wollte, entweder die Studien oder die Handlung ergreifen.

Zum Studiren gehöret Geld, und das hat er nicht. Er muß sich demnach be-
Siebenter Theil. 1 quemen,

quemen, um Stipendien zu betteln. Glückt es ihm nach vielen Mühseligkeiten und demüthigungen solche zu erhalten, dann studirét er darauf los, lernet genug, verläßt die Akademie, findet keine Gönner weil er in seinem Beutel nichts findet, und bleibt lebenslang ein Bettler, oder wenn ihm das Glück sonderlich lacht, ein Informationsrath.

Zur Handlung gehöret ebenfalls Geld und Credit. Woher soll der Arme beides nehmen? — Gesezt, es finden sich Leute, die ihm einige hinlänglich beträchtliche Summen vorstreckten: so bleibt auf der Handlung sein Credit schwach, weil man weiß, daß er blos mit fremden Gelde handelt. Entschließt er sich auf der andern Seite, klein anzufangen, in der Hoffnung künftigher höher zu steigen, und schränkt sich dabey auf das kleine Maaß seiner eignen Kräfte ein: so hat er weder auf der Handlung, noch sonst, einigen Credit, so ehrlich er seyn mag, denn: — er ist arm. Von allen Seiten wird er gedrückt
wer

werden. Schwerlich wird sich jemand finden, der ihm fortzuhelfen bemühet wäre. Er wird mehrentheils so geschwind zu Grunde gerichtet seyn, als er aufkeimte, weil es leicht ist, an ihm zum Ritter zu werden; und weil diejenigen, die ihm anfangs beförderlich waren, nicht sein Aufkommen, sondern ihre Gewinnsucht zum Augenmerk hatten.

Unter dem nachgelassenen väterlichen Hausgeräthe, befindet sich eine Holzart. — Junger Mensch, du bist sehr arm. Diese Art ist noch ganz brauchbar, wie du siehest. Lebtest du unter einem Volke, das etwas vernünftiger wäre, so würde ich dir rathen, dein Brod mit diesem Werkzeuge zu verdienen. Aber, obwohl wir in Zeiten leben, wo Schneidergesellen und Schuhknechte philosophiren, so sind die vernünftigen Leute dennoch eine große Seltenheit. — —

Aber bey Gelegenheit der Schuhknechte; mir fällt etwas ein. — Hättest du,

da dir alle Auswege fehlen, nicht Lust, ein Handwerk zu lernen? — Ein Handwerk hat einen goldnen Boden, sagt das Sprüchwort. — — Unglücklicher! mich reuet es, daß ich dir aus Uebereilung einen Vorschlag that, der dich lebenslang elend machen könnte, im Fall dich, wie zuweilen geschieht, dein Unglück nicht zu einem großen Philosophen machte. Wisse, junger Mensch, daß unsre erleuchteten Mitbürger den Schuhflicker in großen Ehren halten, der, es gilt gleichviel durch welche Wege, reich genug geworden ist, Leisten und Pechdrath wegwerfen zu können, um den Mann von Wichtigkeit zu machen. Aber wisse auch, daß eben diese weisen Leute den Mann herzlich verachten, der, durch den Rang seiner Eltern zu einem höheren Loose bestimmt, so niederträchtig denkt, zur Fristung seines Lebens ein Schuhflicker zu werden. — Nicht anders, Jüngling; man wird dich nicht bedauern, daß dich die Dürftigkeit zwingt, zu einem Handwerke herabzusteigen; man wird dir auch durch Unterstützungen diesen Schritt nicht
ver-

vermeidlich zu machen suchen: man wird
 dirs aber zur Niederträchtigkeit anrechnen,
 wenn du ihn thust. Du wirst verachtet
 werden. Keiner von deinen vormaligen
 Bekannten wird dich nur mit dem Rücken
 ansehen mögen. Und überdem wirst du
 lebenslang bey deiner niedrigen Hautzie-
 rung bleiben müssen. — Für dich ist
 kein andrer Rath, als — — erschrick
 nicht! — als Laffen zu werden. Auf
 die Art hast du doch Hefnung dein Glück
 zu machen. Ich kenne viel Notare, Ad-
 vokaten, fürstliche Bediente, Rätthe von
 mancherley Schlag, Edelleute so gar, die
 nicht wären, was sie sind, wenn sie die
 Liberen nicht so weit gebracht hätte. —
 Wie sagst du? Der Name deines Va-
 ters? — Gut, er mag berühmt, er
 mag großseyn. Jüngling, du beschimpfst
 weder diesen Namen noch dich, wenn du
 der dringenden Noth, die dir keine Wahl
 erlaubt, nachgiebst, und bis zum Gewan-
 de der Knechtschaft hinabsteigst; du be-
 schimpfst dadurch einzig die Barbaren,
 die dich sinken sehen, ohne daß einer von
 ihnen

ihnen so menschlich wäre, eine hülfreiche Hand nach dir auszustrecken.

Lebe wohl, armer Jüngling! Mach es wie du willst, du wirst gemißhandelt werden.

Wenn etwas ist, daß ein Volk höchst verächtlich, und viele Menschen unter demselben unglücklich macht, so ist es die Narren, den Werth und das Ansehen eines Mannes nach seinem Vermögen zu bestimmen.

Ferner geben die Sorgen, und vorzüglich die Sorgen der Nahrung, deren sich kaum der Tausendste unter uns erwehren kann, den fruchtbarsten Stoff des Unglücks und Elends. — Lasset uns nicht weiter gehen. Unsere Vorfahren waren schon glücklich genug, wenn nur die bis hier angeführten Umstände, die auch dem Besten unter uns das Leben oftmals lästig machen, bey ihnen wegfielen.

Die alten Deutschen, wenigstens die Bewohner einer und derselben Gau, betrachte.

trachteten sich in der That als Brüder und Freunde, wie aus einigen Stellen des Tacitus hervorleuchtet. Die Freunde der Väter waren ein Erbtheil, das den Kindern zufiel. Man lebte damals vor allen hämischen auf Neid, Eigennutz u. s. w. gegründeten Ränken in vollkommener Sicherheit. Vor den Bückungen vieler übeln Gesinnungen war man sicher, weil die Laster, die zu jenen den Stoff geben, völlig unbekannt waren, und daher weit gewisser unterblieben, als wenn sie durch Geseze wären verboten gewesen.

Jahre und Erfahrung, Adel, Beredsamkeit, Tapferkeit und große Verdienste gaben einem Manne Ansehen, und seinem Vortrage Gewicht. Der Reichthum wird vom Tacitus nicht mit in Anschlag gebracht. Das Feld gab einem jeden sein Brod,

Die Quelle, Labung;

Die Jagd manch buntes Kleid.

Ihr Götter, konntet ihr dem Leben
Des Sterblichen mehr Fülle geben,
Als die Genügsamkeit?

Zufrieden mit dem freywilligen Geschenken der Natur, mit den Einkünften der Viehzucht, und den Früchten einer mäßigen Arbeit, war dieses Volk wenigstens mit jenem Theile des Elends nicht geplagt, der uns aus den Sorgen für die Erhaltung oder Vermehrung unsers Vermögens, für die Tilgung unsrer Schulden, für die Erwerbung unsers täglichen Brodtes zuwächst. Unbekannt mit Eigennuß und Bucher, waren sie weder harte Gläubiger, noch bedauernswürdige Schuldner, noch Bettler.

Da die Fürsten weder Armeen zu kleiden und zu unterhalten, noch Ministers zu besolden, noch andre Kosten für den Staat aufzuwenden hatten, so waren die Abgaben sehr mäßig, und bestanden in ungeforderten Geschenken an Vieh und Getraide, wozu jedermann das seinige freywillig beitrug. Diese Geschenke wurden eigentlich als eine Ehrenbezeugung angesehen, und kamen den Fürsten bey Unterhaltung ihres Komitats zu statten.

Außer

Außerdem hatten die Fürsten keine Einkünfte, als einen Antheil an den Strafen. Eine Anmerkung, welche, beiläufig zu sagen, in das zehnte Stück dieser Schrift gehöret hätte. Denn es stonden in dem alten Deutschland die Strafen mit den Verbrechen in Verhältniß. Nur wichtige Verbrechen, z. B. Landesverrätheren, Uebergehen zum Feinde &c. wurden mit der Todesstrafe belegt. Kleinere Vergehen wurden mit Pferden und anderem Viehe gebüßet; von diesen fiel ein Theil dem Beleidigten, oder wenn derselbe nicht mehr am Leben war, dessen Verwandten zu, und das andre Theil dem Fürsten. Das Vergehen war damit gänzlich getilget, und alle Erbitterung zwischen dem Beleidiger und Beleidigten hörte auf.

Eine große Glückseligkeit der alten Deutschen war diese, daß sie keine Sachwalter hatten, und daß die Gerechtigkeit bey ihnen nichts kostete.

Diesem allen haben wir nichts entgegen zu setzen als unser bisgen Gelehrsam-

feit und Kunst. Andre mögen denken wie sie wollen; ich denke, wenn ich auch mit aller möglichen Gelehrsamkeit den feinsten Geschmack in den Künsten vereint besäße, so würden mich alle diese Kenntnisse um nichts glücklicher machen, wenn ich auf der andern Seite, von Sorgen zerrissen, von Schulden gedrückt, von Bucherern ausgefogen, von Advokaten geplündert, wegen meiner Armuth verachtet, eine hilflose Wittinn und unerzogene Kinder vor Augen hätte. Ich denke immer, ich würde auf den Fall den Seneka ins Feuer werfen, die übrigen Bücher zum Tröbder tragen, alle Wissenschaften und Künste verwünschen, und jene alten Zeiten beneiden, wo ein jeder ehrlicher Mann ohne andre Künste als den Ackerbau, die Fischeien und Jagd sich und die Seinigen vor dem Mangel schützen konnte.

Alle Menschen trachten zur Glückseligkeit zu gelangen. Jeder läuft seinen eignen Weg, der — ihn immer weiter von ihr entfernt. Es ist nur Ein Weg,
der

der wirklich zu ihr führet; er stehet allen Menschen offen; er liegt allen Menschen vor Augen, wenige wollen ihn sehen, und diese wenigen werden verlachtet.

Das sind die Betrachtungen, zu welchen mich das siebzehnte, zwanzigste, ein und zwanzigste, und ein Theil vom neunzehnten Stücke dieser Schrift veranlassen haben.

Es kann seyn, daß ich für manchen zu freymüthig geschrieben habe. Ich kann nicht dafür. Ich glaube nicht, daß ich mich von der Wahrheit entfernet habe; mein Aufsatz enthält keine gefährlichen Wahrheiten; das ist mir genug.

Das ich aus zween lesenswürdigen Schriftstellern etliche Seiten genuset habe, wird mir wohl keinen Tadel zuziehen. Vielleicht urtheilt mancher, daß diese beiden etwas langen Ansführungen da stehen, damit wenigstens Etwas Gutes zugegen seyn möge: und dem zum Troste berichte ich zum voraus, daß auf meinen

Pulte

Pulte bereits ein dritter Schriftsteller aufgeschlagen liegt, der mir zum Schluß dieses Bogens noch ein wenig von seinem Reichthum leihen soll.

Dieser siebente Theil des Deutschen war bestimmt, der sechste zu werden. Durch einen Zufall gieng die für die Drucker bestimmten Abschrift von neun Bogen verloren. Dieses ist Schuld, daß die Herausgabe des sechsten und des gegenwärtigen Theils sich etwas länger verzogen hat. Ich bin von dem Aufenthalt des Herausgebers zu weit entfernt, als daß ich geschwind genug eine neue Abschrift hätte besorgen können. Der Herausgeber war demnach genöthiget, in den sechsten Theil aufzunehmen, was zum siebenten bestimmt war.

Wegen der Länge dieses Aufsatzes, der noch dazu lauter hingeworfne Betrachtungen enthält, bitte ich um Entschuldigung, und schliesse nun mit den Worten des Wielandischen Diogenes:

„Ich

„Ich bin nichts weniger als ein Verächter eurer Künste und Wissenschaften. So bald ein Volk einmal so weit gekommen ist, ihrer vonnöthen zu haben, so kann es nichts bessers thun als sie so weit zu treiben, als sie gehen können. Je weiter ihr euch von der ursprünglichen Einsalt der Natur entfernnet habt, je zusammengesetzter die Maschine eurer Policen, je verwickelter eure Interessen, je verdorbnere eure Sitten sind, — je mehr habt ihr der Philosophie vonnöthen, eure Gebrechen zu verkleistern, eure streitenden Interessen zu vergleichen, und euer alle Augenblicke den Umsturz drohendes Gebäude zu stützen so gut sie kann und weiß.“

„Aber dafür gestehet mir auch, daß eben diese Philosophie, wenn ihre wohlthätige Wirksamkeit nicht durch eine unzählige Menge entgegenwirkender Ursachen gehemmet würde, euch von Grade zu Grade unvermerkt wieder zu eben dieser ursprünglichen Einsalt zurück führen würde, von der ihr euch verlaufen habt, —
oder

oder die Wiederherstellung der Gesundheit müßte nicht der Endzweck der Arzney seyn.“

„In euerm jetzigen Zustande, was thun euere Philosophen, als daß sie euch ohne Aufhören beweisen, daß ihr benahe über alles unrichtig denkt, benahe immer unrecht handelt, und daß in eurer ganzen Verfassung, Policen und Lebensart benahe alles anders seyn sollte, als es ist? — Das heißt den Kranken überzeugen, daß er krank ist. — Ihn gesund zu machen, daß wäre der große Punkt! — Aber ich wollte wetten, daß es ihnen eben so wenig Ernst ist, euch gesund zu machen, als es euch ist, gesund zu werden. Ich könnte euch eine sehr gute Ursache sagen, warum ich es glaube; aber man muß nicht alles sagen, was man weiß.“

„Ich hoffe demnach, ihr werdet mir, in Erwegung, daß ich nichts dazu kann, wenn mir der Schnee weiß vorkommt — nicht übel nehmen, daß ich unmöglich begreifen

greifen kann, wie man mit zehntausend Bedürfnissen glücklich seyn könne; — oder, daß es eine so herrliche Sache sey, als ihr euch einbildet, eine so ungeheure Menge Bedürfnisse zu haben.“

* * *

Antwort des Deutschen auf Sophiens
Zuschrift.

Liebe Mamsell,

Nach dem Geschmack Ihres Herrn Vaters, hätt' ich sollen liebe Jungfer sehen. Ich dachte nicht gleich daran, und weil Mamsell einmal da steht, so mag Mamsell stehen bleiben.

Wenn der Vater der losen Sophia den altdeutschen Sitten folgen will, so kann er mit der Verheirathung seiner Tochter nicht eilen, und hat wenigstens ihr vier und zwanzigstes Jahr bis auf den letzten Tag auszuwarten. Es war bey unsern Vorfahren nicht gebräuchlich, die Töchter
eher

eher auszustatten, bis sie wirklich alt genug waren, selbst Mütter zu seyn, und gesetzt genug, einem Hauswesen vorstehen zu können, welches man damals ganz und gar der Hausfrau überließ. Wilt aber mein Rath etwas, so sind Sie in acht Tagen eine Braut, und in vier oder sechs Wochen verheirathet.

Von der Aslauga sollen Sie im künftigen Stück Nachricht finden, und zwar von mir selbst. Denn Ihre Briefe überlaß ich meinen Fortsetzern nicht.

Der Verfasser
und Herausgeber der ersten vier
Theile des Deutschen.

Der
D e u t s c h e.

Acht und achtzigstes Stück.

Geschichte der Aslanga.

In den ersten Jahren des neunten Jahrhunderts regierte in Dänemark ein tapferer König, dessen Ruf sich bis auf unsere Zeiten verbreitet hat. Er ist sowohl durch seine vielen Kriege, als auch durch seine dichterischen Gaben bekannt. Sein Name ist Regner Lodbrog. So gar von seinen Gedichten ist noch etwas bis auf uns gekommen, vornehmlich sein Sterbегefang, der aus neun und zwanzig Strophen besteht, die vom Matus Wormius ins Lateinische übersezt und mit Anmerkungen erläutert sind.

Ehe ich von der schönen Aslanga rede, wird man mir erlauben, einige Umstände von diesem Regner anzuführen.

Siebenter Theil.

M

Die

Die Schönheit einer Schwedischen Prinzessin, Namens Thora, war so ausnehmend groß, daß ihr Ruhm sich nicht in den Schwedischen Grenzen einschränkte. Weit und breit hörte man das Lob der schönen Thora.

Ihr Vater hatte ihr eine anständige Wohnung eingeräumt, und vertrauete einem seiner liebsten Bedienten die Aufsicht über seine geliebte Tochter. Dieser Mann hatte nicht die Klugheit des Rombabus, und brauchte auch nicht dessen Vorsicht. Er sah die junge Prinzessin, die er beschützen sollte, und sah sie zu viel. Zuletzt war sein Kopf des Herzens nicht mehr mächtig, und er entführte die schöne Thora.

Der betrübte Vater ließ aller Orten bekannt machen, daß Thora's Hand denjenigen lohnen sollte, der so glücklich seyn würde, den Aufenthalt des Räubers zu entdecken, und so tapfer, die Prinzessin zu befreien.

Regner Lodbrog war der glückliche Sterbliche, dem der Himmel die Errettung der schönen Thora vorbehalten hatte.
Diese

Diese tapfere That legte den stärksten Grund zu dem großen Rufe dieses jungen Königs.

Ich weiß nicht, wie lange Thora nach ihrer Vermählung mit dem König Lodbrog gelebet habe; wahrscheinlich aber starb sie bald. Man kann sich leicht vorstellen, daß der König sehr betrübt gewesen seyn mag; doch habe ich gute Ursachen zu glauben, daß die Zeit, deren Hand nichts widerstehen kann, auch seinen Kummer werde gemildert haben.

Nach dem Tode der schönen Schwedinn schiffte Lodbrog einmal mit einer ansehnlichen Flotte nach Norwegen. Er ließ einige von seinen Leuten an das Land setzen, frische Lebensmittel zu holen. Diese erblickten eine junge Hirtinn, die ihr blondes Haar, das in goldnen Locken bis auf ihre Füße herabschwebte, in Ordnung zu bringen beschäftigt war, und sich hierauf aus einem Quell Gesicht und Händewusch. Die bewundernswürdige Schönheit dieses Mädchens brachte die guten Leute so ganz ausser sich, daß sie ihren Auftrag vergaßen, und wieder zurück nach den Schiffen gingen.

Der König konnte es nicht glaublich finden, daß die bloße Schönheit eines Mädchens so viel Gewalt haben sollte, daß seine Abgefertigte ihren Auftrag darüber könnten aus dem Gedächtnisse verlohren haben; daher war er neugierig, die Hirtinn zu sehen, und sandte jemand zu ihr, der sie an Bord bringen sollte. Die schöne Aslauga — denn dieses war der Name der Hirtinn, weigerte sich aber schlechterdings zum Könige zu kommen, wosern er ihrer Tugend nicht alle mögliche Sicherheit verhielte.

Der König ließ sich zu diesem Versprechen willig finden, und Aslauga begab sich zum Könige auf das Schiff.

Der König war unvermögend, den mächtigen Reizen der Hirtinn zu widerstehen; und unmöglich war es ihm, den Eindruck, den sie auf ihn machte, zu verhehlen. Er brach im Taumel seines Entzückens in folgende Verse aus:

„Wodan, du Allgewaltiger! wie
süß und unerwartet ist der Trost, den
du

du mir sendest, wenn diese junge Hirtinn verstattet, daß unsre Hände sich zum Zeichen eines ewigen Bündnisses vereinigen!“

Aslauga fühlte alles, was das Lied des Königs zärtliches enthielt. Lodbrog's Auge funkelte; seine Wange glühete. Die Hirtinn fand für rathsam, sich der Gefahr zu entziehen, und den König an sein Versprechen zu erinnern. Sie antwortete ihm demnach gleichfalls in Versen: Sie hätte ihm ihre Ehrerbietung bezeugt, und es sey billig, daß er sie jetzt wieder entlasse. König! fügte sie hinzu, du würdest dir Unglück zuziehen, und würdest dessen werth seyn, wenn du dein Wort nicht erfülltest.

Man wird leicht erachten, daß diese Worte nicht gleich alle Wirkung auf die Seele des jungen Monarchen hatten, die sich Aslauga davon versprach; doch maßigten sie einigermaßen sein aufloderndes Feuer. Regner Lodbrog war nicht mit der Ehre zufrieden, ein großer König, ein furchtbarer Krieger und ein vortrefflicher

Seemann zu seyn. Er liebte, nach der Sitte seiner Zeit, die Wissenschaften, und war selbst ein trefflicher Skalde. Wer es weiß, daß damals von einem Skalden oder Varden weit mehr gesodert wurde, als von unsern heutigen Dichtern, der wird diesen Helden um so viel mehr bewundern. Man war nicht zufrieden, daß ein Varde sich hinsetzte, und nach seiner Bequemlichkeit ein Lied dichtete, an welchem er feilen konnte, so lange es ihm beliebte; man forderte, daß sie aus dem Eregereis, und sogleich, wenn sich die Gelegenheit darbot, vortreffliche Sachen hervorbrächten, schwere Fragen vorlegen, oder, wenn sie ihnen von andern vorgelegt wurden, mit Scharfsinn auflösen könnten. — Die ganze Edda besteht aus dergleichen vorgelegten und beantworteten gelehrten Fragen. Dergleichen Aufgaben waren damals überhaupt der Probierstein des Verstandes; es war eine große Ehre, wenn man sich glücklich aus diesem Wettstreit des Wises herauszog, der sehr gewöhnlich und geachtet war. Man hatte wirklich Männer,
die

die keine Aufgabe so schwer fanden, daß sie dieselbe nicht auf der Stelle sollten beantworten haben, und diese wurden in großen Ehren gehalten. Ein gewisser König, Erich, war von dieser Seite so berühmt, daß Wodan selbst sich nicht zu groß hielt, sich mit ihm zu messen; er soll, wie man sagt, von Asgard herabgestiegen seyn und diesem Könige dreißig Aufgaben vorgelegt haben, worinn er vom Wisz zur Gelehrsamkeit fortgieng, um des Königs Kräfte stufenweise zu prüfen, und zuletzt auf solche kam, deren Auflösung allen möglichen Scharfsinn ersoderte. Der König beantwortete sie auf der Stelle, zu großer Bewunderung und Zufriedenheit Wodan's, der in der Gestalt eines gewöhnlichen Menschen unter dem Namen Gest erschienen war. — Wenn wir diese Begebenheit auch umkehren, und annehmen wollen, daß dieser Gest wegen seines Verstandes so berühmt gewesen, daß man ihn mit Wodan verglichen: — ich weiß nicht, ob diese Erklärung meinen Lesern so natürlich scheint, als mir: — so verliert der

vorgedachte König dadurch an seinem Ruhme nicht viel.

Eine Ausschweifung, so gut sie fern mag, taugt nichts, wenn sie zu lang ist; das hält mich ab, Beispiele solcher Fragen anzuführen. — Regner Lodbrog, zu dem wir wieder kehren müssen, war begierig zu wissen, ob Aslauga's Verstand mit ihrer Schönheit übereinstimmte. Die Fertigkeit, mit welcher sie ihm in Versen geantwortet, hatte ihm schon sehr günstige Begriffe beygebracht. Er ließ sich demnach mit ihr in ein Gespräch ein, worinn er ihr verschiedne sinnreiche Fragen und Räthsel vorlegte. Ihre verständigen Antworten brachten seine Bewunderung aufs höchste. Er bat, er beschwor sie, ihre Tage mit den seinigen zu verbinden; er wollte sie mit einem kostbaren Gewand, welches die verstorbne Königin Thora getragen hatte, beschenken; so sang er:

„Deiner Schönheit, reizende A.
 „Aslauga, gebühren prächtige Kleider.
 „Nimm dieses mit Silber geschmückte
 „te

„te Kleid; es gehörte ehemals mei-
 „ner Thora. Ihre schönen Hände
 „haben es gefertigt, und bis an den
 „letzten Odemzug wird es dem schätz-
 „bar seyn, den die Welt den Fürsten
 „der Helden nannte.

Aslauga's Eitsamkeit gab ihrem Ver-
 stande und Reizen nichts nach. Die gärt-
 lichen Bitten des Königs vermogten nichts
 über sie. Sie beantwortete das Lied des
 Lodbrog mit folgendem Liede:

„Unrecht würd' es seyn, o König;
 „wenn ich den Schmuck der Köni-
 „ginn Thora, dieß köstliche Kleid an-
 „nehmen wollte. Ein so prächtiger
 „Anzug ist nicht für Aslauga gemacht.
 „Ich bin eine Hirtinn; Eine schlech-
 „te Hütte dient mir zur Wohnung,
 „und meine Bestimmung ist, mit
 „meiner Heerde auf dem sandigten
 „Meerufer herumzuirren. Für mich
 „schickt sich nur grobes und schwar-
 „zes Tuch.“

So sang das reizende Mädchen, die schönste Bewohnerinn der nordischen Gegenden. Jedes ihrer Worte, jeder Ton ihrer Stimme legte dem Herzen des jungen Königs stärkere Fesseln an. Vergebens erschöpfte er sich in den zärtlichsten Bitten; vergebens wendete er alle Gewalt der Dichtkunst an. Der mächtige König, der zärtliche Liebhaber, der große Dichter wurde abgewiesen.

Lodbrog ließ sich nicht so leicht abschrecken. Er ward immer zärtlicher, immer dringender; die schöne Hirtinn wurde gerührt.

„König, sprach sie, ich will dir glauben, daß du mich liebest. Aber wie lange wirst du mich lieben? Der Durst nach großen Thaten hat dich aus deinem Reiche gerufen. Folge diesem Rufe. Führe deine Schiffe, wohin dir die Ehre winkt, kämpfe und siege. Wenn du als Ueberwinder in dein Land zurück kommst, und der Waffenklang hat deine Neigung zu Aslauga weder geschwächt noch verscheuht, so sende mir welche von deinem Gefolge,
die

die mich nach Dännemark begleiten. Dann will Aslauga deine Gemalinn seyn.“

König Iodbrog betheuerte, daß seine Liebe viel zu stark sey, als daß sie nicht ewig dauern sollte; daher sey es überflüssig, daß die Schöne von seiner Beständigkeit erst Proben verlangte. Aslauga ließ ihn immer betheuern, und bestand nicht weniger auf ihrem Entschlusse. Der König, so verliebt er war, mußte sich endlich bequemen, ihrem Sinne zu folgen. Er schwur, sie unaufhörlich zu lieben, und was ein Verliebter sonst zu schwören pflegt; er versprach, seine Feinde zu überwinden, und die Schäserinn bald abzuholen, und — was man den Königen der damaligen Zeit sehr oft nachrühmet, er hielt sein Wort, und kam als Sieger zurück. Iodbrog's Flotte landete an demselben Orte; er wollte sich auf der Stelle mit seiner schönen Hirtinn vermählen; aber Aslauga beharrte auf ihrem vorigen Entschlusse, und wußte die Leidenschaften ihres königlichen Bräutigams so wohl zu mäßigen, daß er sie erst
in

in seine Länder führte, wo die Vermählung vor sich gieng.

Regner Lodbrog behielt seine Neigung zum Kriege immer bey, war lange glücklich, und wurde endlich in England in einem Treffen wider Ella, dem König eines englischen Volks, gefangen. Ella ließ ihn in ein garstiges Gefängniß werfen, in welches man eine Menge Schlangen und Mattern gethan hatte, welche diesen großen König elend um das Leben brachten. In diesem Kerker sang er das Sterbelied, wovon meine Leser im vierten Stücke dieser Schrift eine, wiewohl schlecht übersehte Probe gesehen haben.

Ende des siebenten Theils.

Inhalt.

Vorbericht, worinn der Verfasser und Herausgeber des ersten Jahrgangs des Deutschen, von den Ursachen Rechenschaft giebt, die ihn vermocht haben, die Fortsetzung dieser Schrift zu veranstalten.

Acht und siebenzigstes Stück. 12te Fortsetzung des 57ten Stückes. Erörterung der Frage: ob, und was für Priester der Gerechtigkeit wir bedürfen?

Neun und siebenzigstes Stück. 13te Fortsetzung, welche die fernere Erörterung dieser Frage enthält. Demetrius' Thronen, von einem Cornu wänschen Barden.

Achzigstes Stück. Fortgesetzte Erzählung von Vol's Nanten, dessen Klucht und harte Strafe. Treue der Gattin dieses bösen Weibes. Etwas zur Rechtfertigung des Tacitus und des Deutschen.

Ein und achzigstes Stück. 14te Fortsetzung des 57ten Stückes. Ob der Schluß von dem Werthe eines Fürsten auf den Werth seines Volks gültig sey? Unsere Bildung ist einseitig; man sah auf Wissenschaften und Künste, und vernachlässigte die Sitten. Allgemeine Bildung des Geistes und der Sitten kann nicht neben einander bestehen. Es giebt eine Stufe, auf welcher die Wissenschaften und Künste stehen bleiben müssen, sonst verderben ihre Felsen die Sitten, und vertreiben die Glückseligkeit eines Volkes. — Sophiens Schreiben an den Deutschen.

Zwey und achzigstes Stück. 15te Fortsetzung. Die Einführung des Geldes und die Handlung gehören

gehören zu denen Tugenden unserer Bildung, die uns unglücklich machen. Kann man in einem Lande, wo man den Gebrauch des Geldes nicht kennt, Wissenschaften und Künste haben?

Drey und achtzigstes Stück. 16te Fortsetzung. Langeweile und Ruhndurst würden vielleicht in einem geldlosen Lande wüthen, was hier das Geld wütht. Gedanken eines Weltweisen über den jetzigen Zustand Europas in Absicht auf die Bildung.

Vier und achtzigstes Stück. 17te Fortsetzung. Ob wir gute Aussichten, und Hoffnung haben, den männlichen Jahren entzogen zu seyn, da Europa sich jetzt nur erst im Zustand der Blüthe der Jugend befindet? — Der Deutsche vertheidiget sich gegen den Vorwurf, daß er zu sehr für das alte Vaterland eingenommen sey.

Fünf und achtzigstes Stück. 18te Fortsetzung. Der Deutsche fährt in seiner Vertheidigung fort. Fragment eines Schriftstellers aus dem 25ten Jahrhundert nach Chr. Geb.

Sechs und achtzigstes Stück. 19te Fortsetzung. Fernere Vertheidigung, worinn der Deutsche seine Meinung von den Sitten und der Glückseligkeit der alten Deutschen zu rechtfertigen fortfährt.

Sieben und achtzigstes Stück. Beschluß des 25ten Stückes, worinn der Deutsche zuletzt seine Vertheidigung beendigt. Antwort des Deutschen auf Sophiens Schreiben im 25ten Stücke.

Acht und achtzigstes Stück. Geschichte des Königs Agner Rodbrog und der Aslanga.





Der
Deutsche.

—
Achter Theil.



Lieboe und Hamburg,
im Verlag der Müllerschen Buchhandlung.
1776.



Innhalt.

Neun und achtzigstes Stück. Lehren der Edda vom Ragnarokur, dem Ende der Welt durch Feuer und Wasser, und dem Zustand der Dinge nach dem Untergang dieses Weltgebäudes.

Neunzigstes Stück. Vom allgemeinen Gericht über Götter und Menschen, welches Asfader halten wird. Von dem Aufenthalte der Seligen und Verdamnten, den überbleibenden Göttern u. s. w. Der Deutsche hält den Olymp und Asgard gegen einander.

Ein und neunzigstes Stück. Fortsetzung des vorigen.

Zwey und neunzigstes Stück. Zweite Fortsetzung des neunzigsten Stückes.

Drey und neunzigstes Stück. Schreiben des Lucius an den Deutschen.

Vier und neunzigstes Stück. Beschluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Schreibens.

Fünf und neunzigstes Stück. Einige Stellen aus dem Havamaal, (der Sittenslehre des Wodan's) einem Stücke der älteren vom Samund gesammelten Edda.

Sechs und neunzigstes Stück. Zweytes Schreiben
des Lucius an den Verfasser des Deutschen,
welches die Fortsetzung des vier und neunzig-
sten Stückes enthält.

Sieben und neunzigstes Stück. Fortsetzung des
sechs und neunzigsten Stückes.

Acht und neunzigstes Stück. Zwote Fortsetzung
des sechs und neunzigsten Stückes.

Neun und neunzigstes Stück. Beschluß des 96ten
Stückes. Beschluß des 92ten Stückes.

Hundertes Stück. Der Verfasser giebt die verspro-
chene Nachricht vom Knafer. Bodan's Höllen-
farth nach der Herderschen Uebersetzung beschließt
diese Blätter. Eine Nachschrift an H. Schmid.

Der
Deutsche.



Achter Theil.



Der
D e u t s c h e.

Neun und achtzigstes Stück.

Unsre Leser sind mit uns die Reihe der nordisch-celtischen Gottheiten, die Lehren von der Schöpfung u. s. w. durchgegangen, und werden, auch ohne mein Erinnern, bemerkt haben, daß sich nicht selten in die Erzählungen der Edda viel gesunde Vernunft mische; daß verschiedne ihrer Lehrsätze nahe genug an die Wahrheit grenzen; daß oft die Wahrheit selbst nur in einem leichten Schleier gehüllet scheine; und daß man zuweilen glänzendere Züge von Genie, und tiefere Weisheit antreffe, als man vermuthet hatte.

Gerade diejenigen Lehren unsrer Alten, die der Wahrheit und der Offenbarung so nahe kommen, sind es, die, wenn ich meine Meinung sagen soll, die mehrste Aufmerksamkeit verdienen. Ich bin überzeugt, daß viele meiner Leser sich mit mir zu dem Wunsche vereinigen, daß irgend ein forschender Kopf mit gutem Erfolg unter-

N 2

suchen

suchen mögte, durch was für einen Weg diese Lehren nach Island gekommen sind?

Besonders merkwürdig scheint mir die Lehre vom Ende der Welt durchs Feuer; vom allgemeinen Weltgericht, welches Allfader der Ewige, der Allgewaltige halten wird; von der Belohnung und Bestrafung ohne Ende, welche allen Abkömmlingen des Askr und der Embla nach dem Werth ihrer Thaten empfangen werden; von der Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, u. a. m. welche ich meinen Lesern jetzt vorlegen werde.

Die Edda versichert zum voraus, ehe sie sich zur Beschreibung des Ragnaroks für selbst wendet, daß sich überaus viel, und ungemein wichtige Dinge davon sagen lassen. Hiernächst versichert sie, daß zuvörderst der große Winter kommen werde. Die Kälte wird alsdann um so viel unaussprechlicher seyn, weil die Erde unter dem Schnee, den der Wind aus allen vier Weltgegenden herbeysühret, ganz begraben seyn wird. Fürchterliche und unaufhörlich brausende Sturmwinde sollen diesen unbeschreiblich strengen Frost begleiten. Die Sonne wird ihr Antlitz verbergen und leuchten

nen Stral durch die dicken Schneewolken senden.

Drey solche Winter werden auf einander folgen, ohne von einer mildern Jahreszeit abgewechselt zu werden. Diese werden die ersten Vorboten des letzten Tages seyn. Wenn sie verlaufen sind, werden drey andre Jahre folgen, wo Zwietracht, Mord und Krieg die ganze Welt verderben wird. Es werden greuliche Zeiten seyn. Allgemeines Verderbniß wird die Erdbewohner ergreifen; man wird nichts als Laster und Bosheit sehen. Brüder werden wider Brüder wüthen. Die Bande des Geblütes und der Freundschaft werden ihre geheiligten Rechte und ihr Ansehen verlieren. Der Freund wird nicht des Freundes, der Verwandte nicht des Verwandten, nicht einmal der Sohn des Vaters, noch der Vater des Sohnes schonen; so groß wird das Verderben und die Bosheit der Menschen seyn.

Die Woluspa bestätigt dieses, und giebt ebenfalls allgemeine Bosheit, Mord, Unzucht und Ehebruch als Kennzeichen der letzten Zeiten an, die sie verkündigt. „Brüder, sagt sie, werden Mörder werden und einander erwürgen. Man wird nicht mehr

an die Rechte der Blutsfreundschaft denken. Man wird das Leben für eine Last halten. Ehebruch, wohin man sieht! Zeit der Wildheit! Zeit des Schwerts! Zeit des Wettersturms! Die Schilde werden zertrümmert werden! Weh auf Weh bis die Welt vergeht! „

Wenn nun auch diese abscheulichen Zeiten verfloßen sind, dann kommt der Zeitpunkt, dessen die Edda bey jeder Gelegenheit gedenket, als wenn sie dadurch stillschweigend anzeigen wollte, daß die Lehre vom Ende aller Dinge und dem damit verbundenen allgemeinen Weltgericht des mit Allmacht gerüsteten Alfaders nicht oft und nachdrücklich genug eingescharft werden könne. Hier, wo sie das Ragnarok umständlich beschreibt, versichert sie, daß sich Wunder zutragen werden, die erstauenswürdig sind. Der Wolf Fenris wird Mittel finden, sich von seinen Fesseln los zu machen; denn es werden entsetzliche Erdbeben entstehen, die Felsen werden wanken; die Bäume werden entwurzelt da liegen, die Gebürge werden einstürzen, alle Bande der Gefangnen werden zerreißen. Dadurch wird der Wolf Fenris befrehet werden. Er wird zum allgemeinen Unglück

glück der ganzen Schöpfung die Sonne angreifen und sie verschlingen. Ein gleiches Schicksal wird dem Monde durch einen andern Wolf (vermuthlich **Managarmr**) zu Theil. Die Sterne werden verschwinden. Undurchbringliche Nacht wird über der Schöpfung schweben.

Die große Schlange von **Midgard** wird sich mit solcher Hestigkeit in den Wellen bewegen und wälzen, daß das Meer mit Ungestüm aus seinen Ufern brechen, und die Erde überschwemmen wird. Auf diesen Fluthen wird das große Schiff **Naglfara** mit einem Heere schwarzer Elfen ankommen. **Loth** ist ihr Führer. Der Riese **Rimer** wird das Schiff regieren. Der fürchterliche Wolf **Sentis** vereinigt sich mit diesem Heere. Er öffnet seinen ungeheuren Rachen und berührt mit der Nase die Häuser der Sterne, und mit dem Kinn die Erde. Wenn Erd' und Himmel ihm nicht Grenzen setzten, so würde er den Rachen noch viel weiter aufsperrn. Flammen schießen aus seinen Augen, und seine Nasenlöcher sprühen Feuer. Die große Schlange von **Midgard** verläßt das Meer, um an der Seite ihres Bruders **Sentis** zu kämpfen; aus ihrem weit-

N 4

offnen

offnen Schlunde brausen ganze Ströme von Gift in die Luft, und überströmen die Erde.

(Ein paar Worte von dem Schiff Nagelfara, ehe wir weiter gehen. Die Alten lehrten von demselben, daß es nach und nach von den Nägeln der Verstorbenen erbauet, und gegen das Ragnarokur fertig werden würde. Da es, wie man siehet, viel zum Untergang der Götter und ihrer Heerschaaren beytragen sollte, so war es bey unsern Alten eine Gewissenssache, sich vor dem Tode die Nägel sorgfältig zu beschneiden, wozu auch die Edda sehr ernstlich ermahnet, weil man sonst Materialien hergab zum Bau eines Schiffes, dessen Vollenbung sowohl Götter als Menschen nimmermehr zu erleben wünschten. Bey Gelegenheit des Nagelfara, wollen wir auch des Schiffes Skidbladner gedenken. Dieses war nach der Edda das vortrefflichste und künstlichste Schiff, ob es gleich an Größe dem Nagelfara nicht völlig bekaam. Es gehörte den Göttern, oder eigentlich dem Gott Frey. Alle Götter in ihrer völligen Rüstung haben Raum auf demselben. — Das läßt sich noch hören. Aber nun kommt das Wunderbare: Wenn die Götter ihr Schiff nicht brauchen wollen,

läßt

läßt es sich — gleich jenem Zelte der Paribanon, worunter doch eine ganze Armee Kämpfern konnte — so klein zusammenfallen, daß man es in die Tasche stecken kann. Wollten aber die Götter sich desselben bedienen, so bedurften sie weder Matrosen noch Steuermann; sie zogen nur die Segel auf, und das Schiff segelte dann von selbst nach der Gegend, wohin die Götter wollten. — Und hiermit genug von den seltsamen Schiffen Skidbladner und Nagelfara, deren Beschreibung uns ein wenig von der Erzählung der großen und wunderbaren Dinge, die sich am Ragnarokur zutragen werden, abgeleitet hat. Wir sind aber schon im Begriffe unsern Faden wieder anzuknüpfen.)

Das Getöse vermehrt sich, und wird immer fürchterlicher. Endlich wird das Gewölbe des Himmels bersten. Die Söhne Muspell's brechen durch diese Oeffnung ein. Sie sind zu Pferde, und werden vom Surtur geführt, der mit Flammen umgeben ist. Feuer gehet vor ihm her, hinter ihm bezeichnet Feuer seine Bahn, und heller strahlet sein Schwert als der Glanz der Sonne. Er führt seine in Feuer gehüllte Reiterei, die den herrs

N 5

lichsten

lichsten Anblick von der Welt giebt, über die Brücke Bifrost (den Regenbogen), und zerstört diese schöne Brücke, die in der ganzen Schöpfung nichts hat, das mit ihr in Vergleichung gestellet zu werden verdiente.

Hierauf führt Surtur sein strahlenbeses Heer in eine große Ebne, und vereinigt sich mit dem Wolf Fenris und der großen Schlange aus Midgard. Loth und alle Rymthussen, die bis in den Tod bey Loth anhalten, stoßen ebenfalls zu ihm. Der Riese Hymer kommt vom Aufgang auf einem Wagen. Das Feld, welches alle diese Völker fasset, ist unermesslich. Surtur stellet seine Reiteren, die das schönste Heer ausmacht, das sich denken läßt, in Schlachtordnung und rüstet sich zum Angriff. Seine absicht ist, die Götter zu überfallen. Aber Heimdall, der nicht zu betrügende Wächter der Götter stößt laut in das krumme, weit tönende Horn; die Götter erwachen; sie versammeln sich; Wodan eilet zum Brunnen des Nimmis, um sich Rathes zu erholen. Die große Esche Ydrasil erbebet; wie vom Gewittersturm ergriffen, schwancken ihre Aeste. Alles im Himmel und unter dem Himmel ist

ist voll Zitterns und Zagens; alles wird von gleicher Gefahr bedrohet. Die Götter greifen zu den Waffen. Wodan, der Vater der Heerschaaren legt seine strahlende Rüstung an; sein Haupt deckt ein goldner Helm, und in seiner Rechten blüht das schreckliche Schwert Gungner. Die bisher seligen Bewohner Walhalla's rüsten sich, für die Götter zu kämpfen. „Was geschieht bey den Göttern? ruft die Wolsuspa, was bey den Elfen? Aufruhr in den Wohnungen der Riesen! Die Götter versammeln sich! Am Eingange ihrer Hölen winseln die Divergen! Ihr Bergbewohner, wißt ihr, ob noch Etwas seyn wird?“

Die Edda erzählt uns das Ende einiger Götter, und durch was für Gegner sie ihren Untergang finden werden. Wodan der Vater der Schlachten greift den Wolf Fenris an. Ihm zur Seite bekämpft Asa Thor die große Schlange von Midgard, welche zwar unter seinen gewaltigen Streichen erliegen muß, aber nicht ungerächet stirbt. Denn das Ungeheuer haucht noch mit dem letzten Athem solche Ströme von Gift aus, daß der Donnerer, der nie gewichen war, neun Schritt zurückweichen muß,

muß, und, von dem Gift überwältigt, todt zur Erde stürzt. Der Gott Frey, Njord's Sohn, stellt sich dem Surtur entgegen; er giebt und empfängt schreckliche Liebe, und würde ohne Zweifel einen Kampf, der ihm jetzt das Leben kostete, als Ueberwinder geendigt haben, wenn er nicht vormals die Thorheit begangen hätte; jenes vortreffliche Schwert seinem Waffenträger Skyrner zu geben. (S. im 6ten Th. des Deutschen, S. 320, 337, u. f.)

So wohl als Loth, Fenris u. a. m. wird auch Garm, der größte und fürchterlichste unter allen Hunden (6ter Th. S. 359) der bisher am Eingang einer Höle an der Kette gelegen hatte, an diesem für Götter und Menschen gleich entseßlichen Tage seiner Bande ledig. Dieses Ungeheuer fällt den unerschrocknen Tyr an. Der Kampf ist heftig, und nimmt erst mit dem Tode beyder Streiter ein Ende.

Wodan und der Wolf Fenris sind hart an einander. Endlich muß Wodan unterliegen; das Ungeheuer überwältigt und verschlingt ihn. Aber auch auf der Stelle findet Fenris seinen Ueberwinder und seine Strafe. Widar, dem unter
allen

allen Göttern nur der einzige **Thoro** an Stärke überlegen war, greift ihn an. Der Wolf sperrt den ungeheueren Rachen auf, um den Gott zu verschlingen: aber der muthige **Widar** tritt ihm geschwind mit dem rechten Fuß auf den unteren Kinnbacken, mit der Hand ergreift er ihn bey der Nase, und reißt ihn so von einander.

Loth der Götterfeind kämpft mit **Heimdall**, und beyde fallen.

Nach allen den Ereignen, die diesen entseßlichen Tag bezeichnen, und nachdem die mehrsten Götter sowohl als ihre Widersacher eine Beute des Schwerts geworden, sollte die Welt ihren Untergang durch Feuer finden. Denn die *Edda* sagt, daß **Surtur**, wenn alle diese Dinge sich zugegetragen, Feuer auf die Erde schleudern, und sie der Gewalt der Flammen preis gegeben werde. In kurzer Frist würde dann die ganze Schöpfung vernichtet seyn.

Wenn es meine Absicht wäre, statt eines hinklanglichen Abrisses der nordischen heidnischen Religion, einen Kommentar über ihre Lehren zu liefern: so böte mir die Beschreibung des **Ragnarokur**, so wie ich sie meinen Lesern jetzt getreulich vorgelegt habe, ein unermessliches Feld zu Muthmaßungen

mit

und Erklärungen an. Gewiß ist die Edda nicht ohne Grund in Anführung der einzelnen Vorfälle dieses Tages so pünktlich. Ueberhaupt ist wohl ihr Inhalt ohne Zweifel mehrentheils ein Gewebe von Bildern, unter denen höhere Dinge vorgestellt — oder soll ich lieber sagen: versteckt sind. Demnach ist es auch ohne Zweifel einer Erklärung fähig, warum gerade Wodan durch den Wolf Fenris, dieser durch Widar unkommen muß; Asa Thor hergegen und die große Schlange von Midgard, imgleichen Heimdall und Lok einander gegenseitig aufreiben. Dem größten Theile meiner Leser habe ich dieses, hoffentlich, unnöthig gesagt. Aber kann nicht mein Buch auch Leuten in die Hände fallen, die, wenn sie es durchgeblättert haben, mir die Ehre anthun zu glauben, ich hätte ihnen kindische Traumgesichte eines einfältigen Volkes vorzulesen. —

Wir wenden uns zu der Beschreibung des Zustandes der Dinge nach dem Untergang des Himmels und der Erde, welche die Edda in einer natürlichen Ordnung auf jene des Ragnarokur folgen läßt. Ihre Lehre ist merkwürdig, und werth eines solchen Volkes wie unsere Vä-
ter

ter waren. Infolge derselben lernen wir: es stehe mit dem Lehrsatze von einer ewigen Belohnung aller Frommen, und Strafe aller Bösen gar nicht im Widerspruch, daß der Aufenthalt im Valhalla von keiner ewigen Dauer sey.

Valhalla war nur ein einstweiliger Aufenthalt solcher Verstorbenen, die während ihres Lebens auf Erden, als streitbare und unerschrockne Krieger bekannt, und durch Heldentugenden ausgezeichnet waren; vorzüglich solcher Helden, die mit dem Schwert in der Faust auf dem Schlachtfelde, oder an ruhmvollen Wunden starben. Die Wohnungen der Loka hingegen, gehörten für die unberühmten Menschen, die an Krankheiten, oder vor Alter starben.

Wodan und den übrigen Göttern war es nicht unbekannt, daß ihnen ein fürchterlicher Zeitpunkt bevorstehe. Sie wußten, daß Surtur vom Mittag kommen, und ein mächtiges Kriegesheer aus Muspellsheim herbeiführen würde. Die Gefahr, so ihnen von Seiten des Wolfes Fenris, der großen Schlange, des Loke u. a. m. bevorstand; die allgemeine Empörung aller bösen und götterhassenden Wesen, die an demselben furchtbaren Tage sich zutragen sollte,

sollte, war ihnen eben so wenig verborgen. Folglich waren sie beflissen, ihre Macht zu vermehren, und versammelten alle tapfere Helden, so viel nur aus der Welt giengen, im Walhalla, ohne eben so genau auf ihre sonstigen Tugenden und den sittlichen Werth ihrer Handlungen zu sehen. Sie lohten demnach die Tapferkeit aus Eigennutz, und bloß in Rücksicht auf sich selbst, damit sie, wenn das Ragnarokur einbräche, desto besser im Stande seyn mögten den Götterfeinden die Spitze zu bieten. Walhalla war demnach, wegen des theils herrlichen, theils kriegerischen Lebens, so daselbst geführt wurde, zwar ein wünschenswerdiger Aufenthalt, aber, selbst nach der Lehre jener Völker kein ewiger Lohn der Tugenden.

Der
D e u t s c h e .

Neunzigstes Stück.

Walhalla und die Wohnungen der Hela waren, wie wir auf den letzten Seiten des vorhergehenden Stückes gesagt haben, nur zum Aufenthalt der Verstorbenen bis zum allgemeinen Weltgericht bestimmt; und das ewige Leben zur unaufhörlichen Belohnung und Qual, sollte erst nach dem Ragnarokur seinen Anfang nehmen.

Freylich war dieses noch immer eine Seliakheit und Verdamnuiss nach celtischen Begriffen. Ihr unfreundliches Klima lehrte die Isländischen, Dänischen, Schwedischen und eigentlich Deutschen Celten, die Wärme als eine große Glückseligkeit anzusehen. Ihre mühselige Lebensart machte sie empfindlicher gegen die Freuden der Tafel. Kein Wunder ist es demnach, daß sie einen dreijährigen harten Frost vor dem Untergang aller Dinge her gehen lassen; daß es in den Wohnungen der ewigen Glückseligkeit hübsch warm, und an den Dertern der Qual unbeschreiblich kalt und

unaufhörlicher Winter seyn soll. Freylich wohl ist dieses gut celtisch. - Dennoch aber muß es dem denkenden Leser ein Vergnügen seyn, wie es für mich, als ich die ersten Schritte in die Gefilde der celtischen Alterthümer that, eine angenehme Ueberraschung war, so viel gesunde Vernunft, so viel Nachdenken, so viel Philosophie, und ein an einander hängendes Religionsystem bey diesen Völkern anzutreffen. Und bey was für Völkern? Bey solchen, die fast jedermann als äußerst roh verschreyet; bey Völkern, die von unsern weisen Zeitgenossen auf die allertiefste Stufe der Unwissenheit und der Barbarey hinabgestellt werden, und denen kaum zugestanden wird, daß sie einen einzigen, kleinen, unbedeutenden Schritt über die Wildheit hinaus gethan haben.

Ich wiederhole es, daß michs frenete, hier ein Religionsystem zu finden, wodurch der gefundenen Vernunft ungleich weniger Troß geboten wird, als durch die schändliche Theologie jener beyden gepriesenen Nationen, deren Weisheit und Geschmack noch unser gegenwärtiges Zeitalter vergöttert; ein Religionsystem, das sich
in

in vielen seiner Glaubenslehren, der Wahrheit viel mehr nähert, als irgend eins ben andern heidnischen Völkern. — Einige Gelehrte haben sich die Mühe gegeben, die Aehnlichkeit mancher celtischen Lehren mit der geoffenbarten Religion, und sogar die beynahe wörtliche Uebereinstimmung verschiedener Ausdrücke der *Voluspa* und *Edda*, mit einigen sehr merkwürdigen Stellen der heiligen Schrift, zu bemerken, und weitläufig durchzugehen. Andre gehen in ihren Muthmaßungen so weit, daß sie behaupten: die Lehre Jesu sey schon früh, und vielleicht lange vor den alten Zeiten des Tacitus, in die Wälder Germaniens gedrungen, und habe sich bis zu den Eisgebürgen der Isländer ausgebreitet. Andre, und unter diesen vorzüglich *Clüver*, gehen noch weiter, und wollen sogar im *Wodan*, *Thor*, und *Frigge* das Geheimniß der Dreyeinigkeit finden. Wieder andre ziehen das *Schwert*, und zerhauen den Knoten: Vergleichenden Stellen, sagen sie, als z. B. die Zukunft des Weltrichters, gehören der *Voluspa* nicht; sie sind von Bekennern der christlichen Religion untergeschoben. — Ein Machtspruch,

an welchem nur die Kleinigkeit anzusehen ist, daß sich nichts zu seinem Beweise sagen läßt. Und — Autorität gegen Autorität — mögt ich lieber dem Bartholin beysallen, der dergleichen Stellen für ächt erkläret. — Aber es ist Zeit, daß wir zu unserm Zweck zurückkehren.

Wir haben gesagt, daß das ewige Leben zur Belohnung und Strafe erst am Ragnarokur seinen Anfang nehmen sollte. Denn nach allen vorhin erzählten großen Dingen, nach dem Untergang der Götter und Menschen, und dem Ende der Welt durch Feuer und Wasser, wird zufolge der Woluspa „der Herrscher, der Allgewaltige (b. i. der ewige Alfader) mit Allmacht aus seinen erhabnen Wohnungen hervorgehen, um Gericht zu halten, und sein göttliches Urtheil fällen. Er wird alle Sehde auf ewig schlichten, aller Zwietracht ein Ende machen, und ewigdauernde Gesetze geben.“ Dann wird jeder in einem ewigen Aufenthalte den Lohn seiner Thaten empfangen. Denn, obgleich die ganze Schöpfung Wodan's vom Feuer verzehret seyn wird, so werden doch noch verschiedens herrs

herrliche, und verschiedene abscheuliche
 Derter seyn, welche, als außerhalb der
 gedachten Schöpfung gelegen, in dem all-
 gemeinen Greuel der Verwüstung nicht
 leiden konnten. Unter jenen wird Himle
 jeden andern Ort an Herrlichkeit, Pracht,
 und Bönne übertreffen. Nach der Ver-
 sicherung der Woluspa ist in dieser Stadt
 ein Pallast, der viel schöner stralet, als
 die Sonne selbst, und dessen Dach aus lau-
 terem Golde bestehet. Da sollen die Gu-
 ten und Rechtschaffnen von Ewigkeit zu
 Ewigkeit in unaufhörlicher Bönne leben.

In einer Gegend dieser Stadt, **Olosm**
 genannt, verspricht die Edda den Seligen
 einen Ueberfluß der lieblichsten Getränke,
 welche in dem Saale **Brymer** vorhanden
 seyn werden.

Auch wird auf den Gebürge von **Jnda**
 ein bewundernswürdiger Pallast seyn, der
 von seinem und hellpolirtem Golde erbauet
 ist. Die Schönheit und Herrlichkeit dieses
 Gebäudes läßt sich durch keine Beschrei-
 bung erreichen. Auch dieser Pallast wird
 den Guten und Gerechten zu einer ewigen
 Wohnung dienen. Es versteht sich, daß
 alle diese Derter sich eines lieblichen und

ununterbrochen Sommers beständig zu erfreuen haben.

So reizend die Aussichten in die Ewigkeit dem Frommen und Tugendhaften waren: desto fürchterlicher und drohender war das Gemälde der Zukunft, das dem Lasterhaften und Gottlosen vorgehalten wurde. Denn statt des stets heitern und warmen Aufenthalts, dessen sich die Tugendfreunde zu erfreuen hatten, sollte der Bösewicht nach Niflheim, dem Orte des Frostes und Winters verwiesen werden.

„Ich weiß, sagt die Woluspa, einen Saal im Naastrand. (Todtenwohnung; eigentlich Todtenufer.) Fern liegt er von der Sonne. Seine Thüren sind gegen Mitternacht. Giftige Eitertropfen träufeln in seine Fenster. Aus Nattergerippen ist er gebauet. Da waltet der Meinschidige, der Mordhelmsdröde, der Berserker des Eheweibes in reizenden Strobenmen.“

Die Edda erklärt in der acht und vierzigsten Mythol: diesen ihren Text folgend der Gestalt: Es sey im Naastrand ein unermesslich großes und abscheuliches Gebäude.

hände. Die erwärmenden Stralen der Sonne erreichen es nicht, und überdem noch sind die Eingänge desselben gegen die rauhe mitternächtliche Seite gerichtet. Von Grund auf ist dasselbe aus lauter Rattern und Schlangen zusammen geflochten, und zwar dergestalt, daß diese Ungeziefer sämtlich die Köpfe nach der inneren Seite des Saals kehren, und ohne Unterlaß eine solche entseßliche Menge Gift ausspeyen, daß ein großer und reißender Strom daraus entstehet, wider dessen giftige Wellen die Mörder, Eidbrüchigen, und Ehebrecher unaufhörlich kämpfen müssen.

Diese Stellen geben, wie schon einer der Korrespondenten des Deutschen (S. das letzte Stück des 2ten Theils) richtig angemerkt hat, einen schönen und unwiderprechlichen Beweis, daß die Tugend der Treue und Redlichkeit, sonderlich die Ehrfurcht gegen die Heiligkeit des ehelichen Bandes bey unsern Vorfahren in der größten Achtung gewesen. Nach den Begriffen dieser Völker war das Beträufeln mit Rattergift wohl die entseßlichste und unleidlichste Strafe. Selbst den Tod, ihren ärgsten Feind und Verfolger wußten

die Götter nicht empfindlicher zu züchtigen, als daß sie eine giftige Ratter über seinem Haupte aufhängten, die ihm ihren Geiſer ins Angeſicht fallen ließ. Und doch ſchien ihnen dieſe Strafe faſt zu hart, wie wir im achzigſten Stücke des vorhergehenden Theils bemerkt haben. Um wie viel entſetzlicher mußte unſern Vätern der Zuſtand der Verdammten im Naſtrand vorkommen, die nicht, wie Loke, nur einzelne Gifttropfen zu erdulden hatten, ſondern ein unaufhörliches Spiel der abſcheulichen Wellen eines ganzen Giftstroms waren, von denen ſie im Wirbel herungeriſſen wurden.

Aber der ekelhafte und qualvolle Aufenthalt in dieſem ſcheußlichen Saale, wo kein Sonnenblick den ewigen Winter milderte, war noch nicht der härteſte Grad der Verdammniß. Die Offenbarung der Wola gedenkt eines noch weit ärgeren Zuſtandes der Lasterhaften und Ruchloſen, den ſie ſelbſt für den härteſten ausgiebt. Dieſer ſollte in den unausſprechlichen Martern beſtehen, womit Nüdhooggur die Verdammten im Hwergelme, der ebenfalls mit einer unfäglichen Menge Schlangen,

gen, Arden und Mattern angefüllt war, plagen würde.

Wir haben unsern Lesern schon vorläufig gemeldet, daß die Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach dem Untergang dieses Erdballs, einer von den Lehrsätzen der Edda sey. Wir wollen uns jetzt etwas weitläufiger über diese Lehre ausbreiten.

Wenn alle vorerwähnte große Begebenheiten sich zugetragen haben, „Dann,“ sagt die Woluspa, wird eine neue Erde aus den Wellen des Meers hervorkommen. Liebliches Gras wir ihren Boden bekleiden. Die Fluthen treten in ihre Schranken. Schon kan der Adler frey umherfliegen, und Fische auf den Gipfeln der Gebürge fangen.“

Diese neue Welt wird an Schönheit und Fruchtbarkeit die gegenwärtige weit übertreffen. Lauter reizende grüne Wiesen mit duftenden Blumen bedeckt; lauter fruchtbare Kornfelder, die weder des Pfluges noch der Einsaat bedürfen; — kurz: eine Welt, wo alles gut seyn wird, eine Welt ohne Arbeit und Plage, aus welcher alles Elend verbannt ist, und deren

D 5

glück:

glückselige Bewohner keine andere Mühe kennen werden, als die leichte und angenehme Mühe des Genießens — denn diese schöne Erde wird auch ihre Bewohner haben.

Während der Zeit, daß am Ragnarok für die Erde durch das vom Surtur her abgeschleuderte Feuer verzehret wird, und die Menschen umkommen, verbergen sich ein Mann und ein Weib, ich weiß nicht in welche Felsenkluft, wo ihnen weder das Feuer noch die Ueberschwemmung schaden kann. Sie heißen Lise und Lifethraser. Dieses übriggebliebne Paar wird sich eine Zeit lang vom Thau des Himmels ernähren, bis ihm die Fruchtbarkeit der verneuten Erde andre und nahrhaftere Lebensmittel darbietet. In kurzer Zeit wird die neue Welt schon wieder stark bevölkert sehn! denn die beyden übrigbleibenden Menschen sind nicht weniger fruchtbar, als der glückliche Boden, den sie bewohnen. Eine neue und herrliche Sonne wird ihnen leuchten, eine Tochter der voriaen, die ihrer Mutter an Schönheit und Glanz nicht im mindesten weicht. Denn so lautet die Weissagung: Die stralende Feuerkönigin wird, ehe

ehe Fenris sie verschlingt, eine Tochter zeugen, die nach dem Untergang der Götter die Bahn, welche vormals ihrer Mutter war, befahren wird.

Merkwürdig ist, daß nicht alle Götter untergehen sollten. **Widar** wird uns unter den Uebrigbleibenden von der Edda genannt, und **Wala** der Sohn **Wodan's** und der Rinde. Diesen gesellet sie noch einige andre zu, die so wenig von der Gewalt der Flammen, als von den ursorischen Fluthen beschädigt seyn werden. Auch **Valder** der Gute wird aus den Wobnungen der Hella zurückkommen.

Ich getraue mir nicht, zu bestimmen, ob die übrigbleibenden Götter, wie einige neuere Schriftsteller annehmen, an der Regierung der neuen Erde Antheil haben sollten. Die **Voluspa** und **Edda** lehren es wenigstens nicht. Diese beiden alten Denkmale sagen nur: „Die übrigbleibenden „Göttheiten würden sich in den Wesilden „des **Thales Ida**, wo in voriger Zeit der „Götter Aufenthalt war, versammeln; die „zerstörten Paläste **Wodan's** wieder bes „wohnen; sich von den ausgestandnen Un „fällen, und den verheerten himmlischen „Woh-

„Wohnungen, deren Trümmern ihnen vor
 „Augen liegen, unterreden, und sich ihrer
 „vormaligen Gespräche und der alten
 „hohen Reden Wodan's erinnern. 10. Uebers-
 „haupt, wie es auf der neuen Erde herge-
 „hen, und welche Einrichtung daselbst sein
 „werde, darüber entschuldigt sich die Edda
 „mit der Unwissenheit.“

Und hiermit hätten wir nun unser ge-
 gebnes Versprechen erfüllet, und unsern
 Lesern einen hinlänglich vollständigen In-
 begriff der nordisch-celtischen Theologie,
 in sofern ihn die Edda enthält, geliefert. —
 Ich glaubte bis hieher gehen zu müssen,
 ohne sehr viel von dem Meinigen, es
 mochte in Erklärung, oder in Muthmassung
 u. dergl. bestehen, an gehörigen oder un-
 gehörigen Orten einzuschieben. — Der
 Mann in Gießen — (nach seinem Hands-
 werk zu schließen, muß er aus Sorboren
 herkommen, denn bald trägt er Ratten-
 fallen umher, bald lehert er mit einer
 Drehorgel und krümmet seinen Rücken
 unter einem Karitätenkasten, worinn er
 euch jetzt Zeve wenn er donnert, jetzt Juno
 auf der Stirne Majestät, jetzt einen
 Schiffbruch auf dem besten Lande
 bey

ben Gießen; und andre Siebensachen zeigt. Deutschen Ursprungs kann er unmöglich seyn.) — Dieser Mann wird nicht erman-
 geln, in irgend eine benachbarte Zeitungs-
 bude zu schleichen, und von da, dem ge-
 neigten Publikum zuzuschreiben: dieß sey
 das Klügste, was der Verfasser dieses Auf-
 satzes vielleicht je gethan haben mögte.
 Das erlauben wir ihm. Hergegen sey ihm
 hiermit ernstlich untersagt, künftig auf der
 Orgel zu leynern, oder Raritäten zu zei-
 gen! — Wir aber, da wir nun so
 lange erzählt, ausgeschrieben und übers-
 setzt haben, daß unsre Leser den Inhalt
 desjenigen Theils der Edda, den wir den
 Lehrenden nennen mögten, übersehen kön-
 nen, mögten uns nun wohl berechtiget
 glauben, ein wenig nach unsrer eignen
 Art zu schwätzen.

Wir haben — denn uns so gut als an-
 dre Leute wandelt zu Zeiten die Lust an,
 unsre unmaßgebliche Meinung zu sagen. —
 Wir haben also bisweilen uns die Frey-
 heit genommen, im Vorübergehen die An-
 merkung einzustreuen: Daß die Lehren der
 Edda und Voluspa uns um ein merklic-
 hes Theil achtbarer vorkommen, als die
 griechische

griechische und römische Religion; und ich habe meine Ursachen, von dieser Materie ein wenig weitläufiger zu reden.

Erst ein paar Blicke auf die griechischen römischen Gottheiten. — Nicht auf die ganze Schaar; denn das würde mich weit führen. Also nur auf etliche der auffallendsten.

Ich gebe es zu, Aurora, und Zevs, und Luna, und die drey galanten Damen, die den breitschultrigen Paris in seinem Urtheile eine Zeitlang unentschlossen machten, geben vortrefflichen Stoff zu einer Wielandischen Erzählung oder Baylischen Note. Sie sind ein köstlicher Fund für Dichter, deren Talent und Behagen es ist, eine — Eypria zum Exempel, in jedem Aufzug aufzustellen,

„Worinn sie sich dem leichten Schaum entwand,

„Zich selbst zum erstenmal voll süßen Wunders
„sand,

„Und im Triumph auf einem Muschelwagen,

„An Paphos reizendes Gestad

„Von frohen Zephyren hingetragen,

„Im ersten Jugendglanz die neue Welt betrat; ..

oder so gewisse Blumenbette mit Jesninen umwölbt, mit reichem Sammt bedeckt, u. s. w. zu malen; und auf einem solchen Blumentte,

„Die

„Die schönste Fee, so schön und jung als man
 „An einem Sommertag sie immer sehen kann;
 „Und diese Fee in einer Lage
 „Wie Titian der Liebesgöttin giebt,
 „Und in dem halbgebrochnen Tage
 „Worinn die blöde Schaam sich williger ergiebt;
 „Verhüllt, doch so, daß jede kleine Regung
 „Das neidische Gewand verschiebt: c. „
 und zu den Füßen dieser Fee, wo nicht gar
 in ihren Armen einen von den Seladons,
 zu welchen Herr Wieland dem Herrn Heger
 das Recept giebt:

„Ein rund Gesicht, wie einer Schäserinn;
 „Hellbraunes Haar; ein glattes Kinn;
 „Ein schwarzes Aua, und einen Mund zum küssen;
 „Schlank von Gestalt; geschmeidig; zierlich;
 „In allen Wendungen so reizend als natürlich;
 „Wie Zephyr leicht; und schmeichelhaft und dreist
 „Wie ein Abbé — kurz, schön als wie gegossen,
 „Und um und um von diesem Reiz umflossen,
 „Von diesem Glanz, von diesem Jugendgeist,
 „Den Winkelmann uns am Apollo preist.“

Wie ich sage, zu diesen Gemälden, und andern solcher Art, deren Skizze hier sehr un-
 recht angebracht seyn würde, giebt die skan-
 dalöse Chronik des Olymps reichlich Ur-
 bilder her. Wozu sie aber sonst tauge, weiß
 ich nicht; — man möchte denn sagen, sie sey
 überaus geschickt, ein Volk lächerlich und
 verächtlich zu machen, das vor Göttern
 nieders

niederfel, deren Geschichte die frechste Buhlerin
schwerlich ohne Erröthen wird hören können.

Wer war ihr Zeus? — Man frage die Aft-
menen, die Leden, die Europen, die Danaen,
die Antiofen, die Zemelen, unzählige andre,
selbst seine Schwester und den Gaunymed. Man
fehe ihn als Schwan, als Satyr, als Feuer,
als Kukul, als — was weiß ich?

Was waren ihre übrigen Götter? — Ein
Haufe, der es verdiente, unter einem so wür-
digen Obergotte zu stehen.

Und ihre Göttinnen? — Nun! von der Venus
Meretrix, welcher ehrenvolle Beyname ihr mit
unter gegeben wird, bis zu der ſ. entſchlich keu-
ſchen Diana, welcher Maro ſich nicht ſcheuet,
die grobe Schmeicheley ins Angeſicht zu ſagen
Aeternum telorum, & virginittatis amorem
Intemerata colis,

ungeachtet man ſich mit gewiſſen Hiſtörchen von
einem gewiſſen Endymion trug, die dem guten
Leumund der Dame Luna nicht ſehr förderlich
waren — Von der Venus alſo — (den der vor-
hergehende Perſod hat, halbgeboren, ſchon ſo
viele Einſchieſel, daß ich ihn lieber umſchmel-
zen, als verlängern will) bis zur Diana war
keine, der ich hätte rathen moaen, ſich in die
Deutſchen Wälder zu wagen, wo die wiſſfäh-
rigen Schönen bekanntermaßen eine ſo widert-
wärtigs Begegnung erfahren mußten.

(Die Fortſetzung folgt in nächſten Stücke.)

Der
D e u t s c h e .

Ein und neunzigstes Stück.

Es gab Völker, welche Zwiebeln und Lauch zum Bilde der Gottheit machten. Man weiß dieses sonderlich von den Egyptiern. Die Römer trugen kein Bedenken, über diese Völker zu lachen, und ihnen den Spott zuzurufen:

O sanctas gentes, quibus haec nascuntur
in hortis

Numina!

An sich verdenk ichs den Römern nicht. Aber um desto stärkere Ursache erlangt man dadurch, sich über die Römer selbst zu wundern, daß sie vor Göttern niedersinken konnten, die mit allen Eigenschaften, welche den verachtungswürdigsten Bösewicht auszeichnen, im überschwänglichsten Maaße ausgerüstet waren. Noch immer Wunders genug, wenn man auch die Schändlichkeit bey Seite stellt, und nur bey dem lächerlichen und Abgeschmack-

Achter Theil.

V

ten,

ten, welches über die Bewohner des Olympus verbreitet ist, stehen bleiben will.

Derselbe Jupiter, der mit seiner allgewaltigen Rechte die Giganten niederknert, — der mit Einem Winke seiner Augenbrauen, Himmel und Erde erschüttert, — der, wenn er nur sein Haupthaar schüttelt, Götter und Menschen mit Schrecken erfüllet, — dieser Pater auctor fulmine pollens, der wegen seiner Gnade, Optimus, und wegen seiner Allmacht, Maximus hieß, war in alle Wege ein so armseliger Tölpel, daß er nicht einmal in seinem Hauswesen den Frieden erhalten konnte.

Bald weint ihm Aphrodite vor;
 Bald zupft ihn Dame Juno beym Ohr;
 Er mag, wie Pope: Wieland spricht,
 Vor lieber langer Weile wettern,
 Die Menschen schrecken, Bäume zerschmet-
 tern,
 Das hilft dem armen Hahnrey nicht,
 Entfaltet nicht der Juno hohe Stirne,
 Und mildert nicht ihr Ehestangs-gesicht,
 Befriedigt nicht das Fräulein, das seinem
 Gehirn
 Gewaffnet entschlüpfte — — Et cetera.
 Der

Der arme Mann hat seine Hausstandsplagen,
 Und — viel mit wenigem zu sagen,
 Welphégor selbst, trotz seiner Honestà
 Der schrecklichsten von allen Plagen,
 War, was Fontán' auch sagt, viel minder
 zu beklagen.

Weit leichter wär's, das ganze Himmelszelt,
 Wie Atlas that — ja, eine ganze Welt
 So groß sie immer sey, als solch ein Kreuz
 zu tragen.

Ich wenigstens verbät's, an Ammon's Platz
 zu seyn!

Denn, nicht als Hausherrn nur allein
 In seinen eigenen vier Pfälen,
 War Weib und Kind bereit mit Widerspruch
 und Schreyn

Und der Gardinenmoral den guten Zeus
 zu quälen;

Nein, selbst im göttlichen Senat
 War manniglich schier immerdar im Streite:
 Stand etwa die dem Paris bey, so trat
 Die andre fluch auf Menes' aus Seite.

Da durfte nur der Götterkönig sich
 Auch seines Ortes auf Eine Seite neigen,
 So wenig es auch war dann brachte sicherlich
 Kein Ziehn, kein Donnerschlag den Gegen-
 part zum Schweigen.

Ein Teufelskermes hub sich an!
 Was sollt er thun, der wohlgeplaaete Mann?
 Er hielt, dem Sprüchwort nach, das Raub-
 thier bey den Ohren;

Was konnt er thun? — Ich laß dem Dinge seinen Lauf
 Und bin neutral, sprach er, stand von dem Throne auf,
 Gieng selber seinen Gang, und — Troja war verlohren.

Ich weiß nicht, wenn ich auf jene Zeiten zurück sehe, wen ich für bedauernswürdiger halten soll, den Götterleugner, oder den Unglücklichen, der sein Vertrauen auf Götter setzte, die die Welt nicht nach den ewigen und unwandelbaren Gesetzen des Guten und Gerechten, sondern nach ihrem Eigensinne und Eigennuß regierten. Was half es, neun und neunzig Götter zu Freunden zu haßen, wenn der hundertste unver söhulich war? — Der Reiche hatte noch allensfalls die Hoffnung, sich den himmlischen Schutz durch fetter Gelübde erkaufen zu können; aber der Dürstige, was hatte der? — Dennoch mußte auch jener sich in Acht nehmen, daß ihm nicht übergeben würde. Deswegen erkundigten sich zuweilen die Feldherren sehr weißlich, wie hoch das Gelübde des gegenseitigen heersführers sich belaufen mögte, damit sie durch Ueberbieten einiger Ochsen, oder etlicher
 pro

pro Cent von der Beute, den Beystand der Götter, der dem Meistbietenden feil war, auf ihre Seite lenken könnten.

Wen dem allen war die Hülfe der Götter ein sehr misliches Ding. Der Olymp war zu sehr nach dem Maassstabe der sub-lunarischn Welt zugeschnitten. — Hatte man gleich zuweilen die Obergötter zu Freunden, so konnten die Untergeordneten noch Unfug genug anrichten. — So hilfst dir hienieden der beste Wille des Herrn oftmals sehr wenig, wenn sein Rutscher, oder seines Kammerdieners gute Freundin Unglück über dich verhänget haben. — Saturnia, von deren Verstand und Weltklugheit ich desfalls eine sehr hohe Meinung hege, verstand das Ding wie sich gebühret. Beym Neptun, das wußte sie, war nichts auszurichten; aber Aeolus konnte sich bestechen lassen. Sie griff die Sache beim rechten Ende an: die Reize der Deïopeja, und die Hoffnung einer Reihe schöner jünger Aeolusse — mehr brauchte es nicht, den Gott der Winde zu stimmen. Er läßt aus allen vier Enden der Welt stürmen, daß dem frommen

men Aeneas Hören und Sehen vergeht, und der ehrliche Neptun nicht weiß, wozu er am ersten zu greifen hat, ob er zuerst den Aeolus Mores lehren, oder die Fluthen besänftigen, oder den Eurus und Afrikus durchprügeln soll. — Freylich hätte Neptun sich um die Unordnungen, die in seinem Gebiete vorgiengen, wohl etwas früher bekümmern, und nicht warten sollen, bis das Uebel geschehen war. Diese Betrachtung stellt den Beherrscher der Fluthen in ein noch lächerlicheres Licht, als der bekannte Kupferstich von Holbergischer Erfindung, wo der Gott nach einem ähnlichen Vorfalle im Schlafpelz und Nachtmäße, ein kurzes Tobakspfeifen nach Seemannier im Munde, aus den Welsen hervorkuckt. — Ich will aber hiermit diesem Kupfer, ja selbst der Tobakspfeife in demselben, ihren Werth nicht im allermindesten abgesprochen haben.

— Armes Thierchen! bey Einem Haar hätte ich dich ertreten! — rief ich diesen Morgen bey meinem gewöhnlichen Spaziergange. In der That war die arme Ameise, die in der größten Geschäftigkeit ein

Gras

Grasbüschchen erstieg, in der äußersten Lebensgefahr. Zu ihrem Glücke bemerkte ich sie, und zog den Fuß geschwind zurück.

Hätte ich dieses arbeitsame Thierchen extreten, es würde mir, der ich nie gerne eine Fliege gekränkelt habe, sehr, recht sehr leid gewesen seyn. — Ich hatte nicht das Recht, ihr ein armseliges bißchen Leben zu nehmen, das ich ihr nicht gegeben hatte. — Aber ich hatte auch nicht den Vorsatz; und mich dünkt immer, die Sache würde ohne sonderliche Folgen gewesen seyn. In unsern Tagen macht Ein Insekt mehr oder weniger so gar wunderviel nicht aus, und die Welt wäre wohl in ihrem Gleise geblieben.

In eueren Tagen, ihr Weisen von Athen und Rom, war es keine so unbedeutende Sache, einer Umeise auf den Kopf zu treten, wie ihr alle wohl wisset; — oder einen Kukuk, der, keines Unfalls sich befahrend, sorglos über euere Köpfe wegsflog, herunter zu schießen.

Eine solchellnvorsichtigkeit oder Muthswille hätte Himmel und Erde, Gysium und den Tartarus, alles was über und unter dem Mond ist, verwirren, verheeren,

ren, vernichten, Götter und Menschen ins
Gewehr bringen — kurz, einen weit ärz-
gern Greuel der Verwüstung anrichten
können, als, nach der Edda, am Ragnas-
rokur seyn könnte. — Wie leicht wäre es
möglich gewesen, daß Jupiter Fulminator,
Cuius nutu simul extremi

Tremuere poli,

um sich einmal von der Last der häusli-
chen Sorgen zu erholen, in der Gestalt
einer Ameise, die schöne Elytoris *) über-
raschen wollen, wie wohl eher geschehen
war, und wovon man in Thessalien ein
Liedchen zu singen wußte. — Ober es konn-
te seyn, daß Vater Zeus gerade jetzt, um
eine andere Juno zu suchen, in dem Kukuk
stak, welchen der leidige Pfeil aus der Luft
herab holte.

Nun gebe ich männiglich zu bedenken,
wie Dame Eris ihr Spiel gehabt haben
würde; wenn der allgütige und allgewal-
tige Jupiter durch einen unvorsichtigen
Tritt, oder durch einen muthwilligen Bos-
genschuß

*) Elytoris war bekanntermaßen ein reizend-
es Thessalonisches Mädchen, die vom
Jupiter in Ameisengestalt besucht wurde.

genschaft seiner Übergötterschaft entladen,
von der Spitze und dem Ruder aller Dinge
herabgestürzt, und gleich dem armseligsten
Erdensohne hingefandt wäre,

Quo pius Aeneas, quo Tullus dius
et Ancus?

Die römischen und griechischen Götter
waren nicht das gesittetste Völkchen, wie
ich gesagt habe, und jedermann, der —
seinen Homer z. E. oder allensfalls nur sei-
nen Virgil gelesen hat, auch ohne mich
weiß. Samt und sonders würde ihnen
die Oberherrschaft sehr reizend vorgekom-
men seyn; und man müßte die Olympes-
wohner schlecht kennen, wenn man nicht
zugeben wollte, daß jeder sich auch das
nächste Recht zur Thronfolge würde zuge-
schrieben, und Verstands genug zugeirauet
haben, eine solche Lumperey, als Himmel
und Erde ist, zu regieren. Natürlicher-
weise hätte es dann blutige Händel gesehet.
Mich schauderts, wenn ich mir das Ge-
tümme im Olymp vorstelle! —

Aleides schwingt die Keule,
Miff Pallas ihren Speer;
Apoll saß Bogen und Pfeile;

P 5

Frau

Ihr selber seyn! — Er hatte zum Unglück
den Thyrsus verlegt,
Doch Furor arma ministrat; nach ei-
nem Deckelglase
Greift Liber, wirft, und trifft den Krie-
ger auf die Nase.
Laut schreyet Mars, schier wie zehntausend
Mann,
Und lauter noch, denn beyde Pole beben.
Doch, eh' er sich noch rächen kann,
(Blind, wie er ist, vom Saft der Neben
Der in Kontomitanz des Glases ins Ant-
lich ihm rann,)
Kömmt von Cyklopen gefolgt Vulkan
Herbey gehinkt:

Zehet mir die Buben an!
Ihr mögt mir schön zu Zevsen tauen!
Hier steht der neue Zevs! der Erbe des
ledigen Throns
Bin ich! —

Er spricht's, und wirft den beyden
Champions,
Ruß, Hammerschlag und Feilstaub in die Augen.
Recht! so mit Gunst, ihr, Meister und
Gesellen,
Rußt Cyklops Steropes, zum Ehren des
Jupiter
Schickt niemand besser sich, als Meister
Muciber.
Er kann so schön den Vorschlaghammer führen,
Wie wird ihn erst der Zepher zieren!
Wir stehen ihm, mich hohl der Pluto, bey —
Halt,

Halte, Muse! wozu verführst du mich? Professor Schmid soll mich loben, das ist ein theurer Schwur! wenn Cyklops Steropes mich nicht mit allen Lesern von Geschmack entzweinet! — War es dir nicht genug, mir heute an die sechs Duzend abentheuerliche Verse eingegeben zu haben? Mußttest du mich noch zu dem letzten halben Duzend verleiten, und mir in demselben den ver zweifelten Cyklopen in den Weg führen? — Doch, das ist nicht die einzige Sünde, deren der Deutsche sich schuldig fühlet. Er hat noch eine, und die weit schwerer ist, begangen, von welcher er so sehr gedrückt wird, daß er nicht umhin kann, sein Gewissen stehenden Fußes derselben zu entladen. Mögen meine Leser doch, was ich von hier an, bis zum Ende dieses Bogens schreiben muß, weil es sie eigent lich nichts angehet, überschlagen. Ich nehme demnach mein Lineal, und ziehe diesen Strich:

Wieder.

Wiederruf und Ehrenerklärung.

Voll Reue, voll Bewunderung, und voll Gefühl Ihrer Größe, Herr Christian Heinrich Schmid, der Rechte Doktor und f. w. redet der Deutsche Sie an. Im letzten Stücke des vierten Theils dieser Schrift werden Sie für einen Mann erklärt, der nichts weiter kann, als in namenlosen Schmähschriften oder unter erdichteten Namen, schimpfen, Anekdoten zusammenraffen, und an dem Rufe anderer nagen. Dieses, heißt es daselbst weiter, dieses sey das ganze Talent des Herrn Schmid von Schweigerhausen.

Mit Neue erkennt der Verfasser des besagten Stückes seine Sünde, und bekennet hierdurch feyerlich, daß er Ihnen nicht Gerechtigkeit genug wiedersfahren lassen. Er gestand freylich, daß Sie es in dem Talente, welches er Ihnen in gedachter Stelle zugestehet, weit gebracht hätten: Doch ach! war das ein Lobspruch für solch einen Professor, wie Sie sind? Jetzt schlägt er sich auf den Mund, und wiederruft öffentlich, was er vormalß versicherte, nemlich, daß Sie weiter nichts könnten, als
was

was er im letzten Stücke des vierten Theils von Ihnen gerühmet hat. Er bittet Sie, seine damalige Unwissenheit zu entschuldigen, giebt Ihnen jetzt von ganzem Herzen das Zeugniß, daß Ihr vorgedachtes Talent sich **weiter, viel weiter** erstrecke, und gesteht mit völliger Ueberzeugung, und mit dem Erbieten, gegen männiglich, der Ihnen zum Nachtheil zweifeln wollte, den einleuchtendsten Beweis zu führen, daß Sie die unüberwindlichste Schamlosigkeit, und unheilbarste Abgeschmacktheit bis an die entlegensien, und nach Ihnen von keinem Sterblichen zu erreichenden Grenzen getrieben haben, treiben, und wahrscheinlich bis an das Ende Ihres Lebens treiben werden. Zugleich kann er nicht umhin, Ihnen auch das Zeugniß zu geben, daß Sie das trostigste und verzagteste Ding sind, das je auf Gottes Erdboden sein unrühmliches Leben geführt hat. Er, der Deutsche, wünschet sich Glück, daß er vor eilichen Jahren in der Vorrede zu einem der kritischen Kalender rühmlichst Dach und Fach gefunden hat. Ihnen aber wünscht er, daß Ihnen der schlaue Griff, vermittelst dessen Sie jetzt unter fremde Tüchtige

Gittige kriechen, wohl bekommen möge;
 doch zweifelt er an der Erfüllung dieses
 Wunsches. Die Recension des 7ten Theils
 dieser Schrift in der Frankfurter Anzeige,
 erkennt er für ein Meisterstück von Gelehr-
 samkeit und Bescheidenheit, und bewundert
 die artigen Wendungen, mit denen vom
 Buche ab, und auf den Verfasser los-
 gegangen wird. Er bittet Sie, der Sie
 alles wissen, ihm doch, für die Gebühr,
 ein paar Compendien deutscher Antiquis-
 täten nachhastig zu machen, und dankt für
 alle Ehrentitel, womit er belegt wird. Er
 hält den Mann, der ihm beygestellt wird,
 immer noch für eine ehrlichere Gesellschaft,
 als den Kalendermacher. Jener bekennt
 sich doch zu seinen Schriften, und hat we-
 nigstens Einmal, wie die allg. d. Bibl.
 versichert, eine wohlgerathene Ueberset-
 zung geliefert. Aber, der Kalendermann,
 was hätte der geliefert? — Schmähs-
 chriften, sinnlose mit Kleister und
 Scheere fabricirte Uebersetzungen etc. —
 Doch, wir reden jetzt mit dem Professor und
 Recensenten, und wollen den Kalenderma-
 cher dahin gestellt seyn lassen, wo so man-
 cher Unrath ruhet. — Sie, Herr Professor,

sagen

sagen in einer Ihrer herrlichen Schriften:
 „Sie wären von Natur ein Monitor
 asper.“ — Sie können kein Latein, Hr.
 Professor, das ist notorisch; und diese
 Verstümmelung des Horaz beweiset es.
 Wie, wenn Sie dieses Monitor asper für
 untergeschoben erklärten? Ein Spötter
 indgte es durch ungeschliffener Kritikafter
 übersehen. Sie von Natur ein ungeschliffener
 Kritikafter! Sie, der so bescheiden
 und redlich recensiret! — Indessen wäre
 diese Dollmetschung ziemlich treu. — Lieber
 kehren Sie die Medaille um; sagen Sie mit
 Ihrer gewöhnlichen eisernen Stirne: Mo-
 nitor asper sey ein Druckfehler; Sie hät-
 ten die unverhünzten Worte Horazens ge-
 braucht, und so geschrieben: „Sie wären ein
 Inerbis iuuenis, . . . custode remoto--

Cereus in vitium flecti, monitoribus asper.“
 Doch, das ließe sich wieder übersehen: Ihr
 Verstand sey noch nicht zu seiner Reife ge-
 dichen; Sie selbst wären der Zucht zu früh
 entsprungen; sehr geneigt, sich auf die
 schlechte Seite zu legen, und daher von
 Natur herzlich ungeschliffen gegen Leute,
 die sich die Mühe geben, Sie zum Guten
 zu ermahnen. Und, leider! passet auch diese
 Uebersetzung ganz auf Sie. — Es thut mir
 leid, daß Horaz den Professor der Dichtkunst zu
 Wissen besser kenne, als dieser den Horaz!

Der
D e u t s c h e.

Zwey und neunzigstes Stück.

Der Freund des Phöbus, der vormalß Theorien der Poesie feil bot, und nun, bald den Visionar macht, bald mit Rattenfäulen *) umher wandert, hat mich so weit von dem Olymp und den Musen geführt, daß ich beynahe wegen des Rückweges in Verlegenheit bin. — So gefährlich ist's, lange bey gewissen Leuten zu weilen.

Ich redete, wie mich dünkt, von den Unordnungen, welche die Ertretung einer Aneise hätte anrichten können. — Gewiß, im Olymp würde an keine Endigung des Streites zu denken gewesen seyn, so lange nur noch zween Götter gelebet hätten. Der Erebus würde sich empöret haben; die Titanen hätten neue Aufschläge geschmiedet;
und

*) S. den Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1772, Gedichte, Seite 64 u. f. imgleichen S. 140 u. f.

und auf der Erde, um deren Regierung sich die mit höhern Sorgen beschäftigten Götter einstweilen nicht bekümmern konnten, würde die Verwirrung vielleicht noch größer gewesen seyn, als im Olymp und im Tartarus zusammen genommen. Dann hätte jene merkwürdige Stelle des Dichters, die wir zum Behuf derer, die den Seneca nicht gelesen haben, einschalten wollen, in Erfüllung gehen können:

Jam iam legibus obrutis
 Mundo cum veniet dies,
 Australis polus obruet
 Quidquid per Libyam iacet
 Et sparsus Garamas tenet;
 Arctous polus obruet
 Quidquid subiacet axibus
 Et siccus Boreas ferit;
 Amissum trepidus polo
 Titan excutiet diem;
 Coeli regia concidet,
 Certos atque obitus trahet;
 Atque omnes pariter Deos
 Perdet mors aliqua, et Chaos,
 Et mors fata nouissima
 In se constituet sibi &c.

Senec. in Herc. Oeth. p. m. 226.

Wort

Von so vielen und wichtigen Folgen konnte vormals der Tod einer einzigen Ueise seyn. — Doch genug von Dingen, die sich hätten zutragen können. Man hätte Stoff genug zu etlichen hübschen Fabelbänden, wenn man sich auch nur auf das, was als geschehen erzählt wird, einschränkt. Da haben wir z. E. den großen Donnerer, wie er die Schönen — Eyer legen lehret; wie er, wenn die Ziegenmilch, womit er zum Götterkönig aufgefüttert worden, die Oberhand gewinnt, als hochfüßigter Satyr herumhüpft; wie er seine eheliche Dame nicht anders zu bändigen vermag, als wenn er sie bey den Haaren zum Himmel heraus henket, nachdem er ihr zuvor einen schweren Ambos an die Füße gebunden, daß sie da, Göttern und Menschen zum Spektakel baumelt. — Wir haben da die liebe Sonne, die es gewaltig übel nahm, daß dem ehrlichen Könige Mis das ihre prächtigen Soli nicht so behaglich waren, als die kunstlosen Lieder des Pan. Sie ließ Seiner Majestät ein paar schöne und lange Eselsohren wachsen; und Pan mogt es seiner Gottheit danken, daß er

für seine Person nicht mit dem Flötenspieler Marphas einmahlen Schicksal hatte. Aus der jämmerlichen Geschichte dieses unglücklichen Virtuosen weiß man ja, daß er eine etwas hohe Meinung von seinem musikalischen Talente mit der Haut bezahlen mußte. Zwar gieng Marphas in dieser Meinung nicht weiter, als daß er nur glaubte: er spiele sein Instrument wohl so gut, als Gott Apollo sein Oktachordon; dennoch fand Apoll sich dadurch so sehr beleidigt, daß er in eigner leuchtenden Person das Amt des Schinders vertrat, und dem armen Tonkünstler das Fell über die Ohren zog. —

Kann man es den Söhnen Apoll's, und unter diesen sonderlich den Dichtern verargen, wenn jeder aus ihrer Kunst sich in seinem Fache für den größten Mann, und für einzig hält, und den bescheidensten Zweifel, den man dagegen wagen mögte, für gottloser, als einen Kirchenraub, ansieht? Der Vater und Erfinder ihrer Künste ist auch in diesem Stücke ihr Muster und Vorgänger. Von sich selbst eingenommen, und rachgierig, wie er war, scheint er diese Eigenschaften reichlicher unter seine Söhne ausge-

ausgespendet zu haben, als das schöne Feuer, das in ihrem Busen brennen sollte. — Ferner, wenn man die klägliche Geschichte liest, worin beschrieben steht, wie der Gott Apollo hinter der schönen Daphne drein gelassen, und die schöne Daphne lieber in einen Lorbeerbaum verwandelt seyn, als sich von dem Gott Apollo erhaschen und lieben lassen wollte: — so muß man billig die Dichter ebenfalls für entschuldiget halten, daß sie alle, ein jeder seiner Daphne, nachlaufen; ja, es für ein eben so verbindendes Gesetz achten, daß jeder Dichter eine Göttin haben müsse, der er sein liebes Herz darbietet, als es nach dem Ausspruch des unüberwindlichen Ritters von Mancha, dessen exemplarisches Leben, unsterbliche Thaten und hohe Reden der weise Eid Hamet Benengeli der Nachwelt als ein köstliches Vermächtniß hinterlassen, eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, daß ein irrender Ritter eine Dame seiner Gedanken haben müsse, der er sich in dringenden Gefahren herzlich empfehlen könne. — Wohlverstanden, daß die Daphne das Recht behält, bey dem

Duft des Weihrauchs, womit der schmachtende Phöbussohn sie veräuchert, ein Schnupftuch mit oder ohne Lavendelwasser vor die Nase zu halten; — und die Dulcinea, alles was ihren Ritter betrifft — seine Existenz sogar mit eingerechnet, völlig zu ignoriren. —

Eben dieser Apoll, der Vater der schönsten und sanftesten Künste, die, wenn wir seinen Jüngern glauben, euch das Herz so weich als Wachs machen, war ein so rachgieriges Ding von einem Gotte, daß er sogar dem Götterkönige nichts schenkte. Zeus hatte aus Ursachen, die einem Vergotte seiner Art nicht anders als wichtig seyn konnten, für gut gefunden, den Nestor lap mit einem Wetterstrale zu tödten. Vielleicht dacht er nicht gleich an den Apollo, oder er glaubte auch, ihn mit seinem bekannten Stat sua cuique dies! abfertigen und beruhigen zu können. — Freylich war eins wie das andere nicht allerdings obergöttlich. — Man sollte doch wol vom Vater und Beherrscher der Götter fordern können, was man nicht unrecht von jedem Hausvater fordert: daß er wenigstens seine Leute kenne, wenn er sie schon nicht im
Zaum

Baum halten kann. — Aber wie ertrug Apoll den Tod seines Sohnes? — Unpoetisch genug. Er floss nicht in Elegien über; sein Barbiton tönte keine zärtlichen Klagen hin in die Wüsteneyen. Er übte Rache — aber nicht so, wie Herr Schmid in Gießen will, daß sich die Aerzte und Dichter rächen sollen: jene mit giftigen Pillen, diese mit giftigen Epigrammen; *) — sondern, er ließ die armen Cyklopen einen Bohn empfinden, den er an seinem Vater, den großen Jupiter, nicht auszuüben wagte. — Was hatten die Schmiedegesellen des Vulkan mit dem Tode Aeskulap's zu thun? — Die guten Leute hatten den Donner geschmiedet, womit Aeskulap erschlagen war. Ursache genug für den Gott der Aerzte und Poeten, sie einen nach dem andern mit seinen Pfeilen zu erschießen. Aber dafür ward auch der Gott zum Hirten herabgesetzt. — Das gieng noch hin. Aber, daß Vater Zeus ihm das bißchen Glückseligkeit, das er als Hirtenbube haben

D 4

*) Almanach der Musen, 1772. Gedichte, S. 150. Herr Schmid mag es bey dem Aerzten verantworten, daß er sie zu Giftmischern macht.

ben konnte, seine Freude über den Tanz der Mädchen nach seinem neu erfundenen Instrument, das Lächeln und die Gefälligkeit dieser artigen Hirtinnen, und andre solche Kleinigkeiten mißachtete: — selbst daß er nicht vorherseh, diese kleinen Freuden würden den Verbanneten, bey den Heerden des Admetus erwarten — das, sag ich, setzt den Donnerer in ein widersprechendes Licht, und zeigt ihn von einer Seite, wo man nicht weiß, ob man über den Götterkönig, der nicht über die Länge seiner Nase hinaussehen kann, lachen — oder ob man den Neidischen, den Mißgünstigen verachten soll.

Auf alle Fälle wäre Jupiter nicht mein Gott, wenn ich auch mitten im alten Rom lebte, so wenig als einer von allen denen, die sich an seiner Tafel mit Nektar und Ambrosia gütlich thaten. Wenn ich dort, voll Verwunderung über den seltsamen Gang der menschlichen Schicksale, in die Worte jenes Dichters ausgebrochen wäre:

Vincit sanctos dira libido;
Fraus sublimi regnat in aula;
Tradere turpi faeces populus
Gaudet, eodem colit atque odit;
Tristis virtus peruersa tulit

Praemia

*Praemia recti; castos sequitur
Mala paupertas, vitioque potens
Regnat aducter!*

und dann von dieser, dem Anscheine nach so widersinnigen Einrichtung keinen andern Grund hätte angeben können, als diesen: Jupiter erhält zwar die Sonne in ihrem Gleise; er ordnet den Wechsel der Jahreszeiten; er bezeichnet den Sternen ihre Bahn, — und alles das mit einem Wink: aber um die Menschen ist er unbekümmert. Seinetwegen mag ihnen begegnen, was jeder Tag mit sich brinat. — Sind sie böse? Ey nun! — Sind sie gut? desto schlimmer für sie! — Er donnert mitunter, damit das Geschmeisse wissen möge, daß er noch da sey. Den Weihrauch, den sie ihm räuchern, zieht er in seine Nase; übrigens giebt er sich nicht die Mühe, auf die Erdenkinder herabzusehen, und ist ihrer wegen nicht weiter besorgt, als in so fern sie hübsche — Weiber oder Töchter haben, denen er gelegentlich eine doppelt so lange, und siebenfach dunkle Nacht widmet. Aber, den Frommen zu lohnen, den Bösen nicht zu strafen, jenem hülfreich beizustehen, diesen im Zaum zu halten, das ist,

auch wenn er darum angerufen wird, nicht
seine Sache; denn

*Res humanas ordine nullo
Fortuna regit, spargitque manu
Munera coeca, peiora fouens.*

wenn ich mir etwa dieses gesagt hätte: so;
dünkt mich, würde meine Ehrfurcht gegen
die Götter sehr enge begrenzt gewesen seyn.
Wie hätte ich sie lieben können, sie, die
mich nicht liebten, meinethwegen unbesorgt
waren, mein Geschick nicht lenkten, und
alles, was mich betraf, dem blinden Glücke,
dem Zufall, und dem Spiele des Unges-
chicks überlieffen? Wie hätte ich sie ehren
können, sie, die in ihrem Charakter und
Betragen nichts ehrwürdiges hatten?

Jenes System, welches die Götter nur
zu Vollführern der Schlüsse des Schicksals
machte, hätte mich wol noch weiter von
ihnen entfernt.

Vom dritten Falle habe ich im vorher-
gehenden schon etwas gesagt.

Ehrwürdiger und liebenswerther muß-
ten dem Bewohner der Deutschen Wälder
seine Götter seyn. Gleich ihm waren sie
unerschrocken, kühn und tapfer; sie waren
gut

gut und gerecht, wie er; sie machten keinen ehrlösen Haufen frecher und unverschämter Wollüstlinge aus, und ihre Götinnen waren keine sittenlose Buhldiernen.

Freylich hatten die Deutschen von Wesdan und den ihm untergeordneten Göttern nicht den erhabnen Begriff, den sie vom Allader hatten: dennoch empört sich die Vermuthung gegen Asgard nicht so sehr, als gegen den Olymp. Dort wohnten alle Tugenden: hier alle möglichen Laster und Verbrechen. Dort fand der Deutsche seine Muster, und hier der Grieche und Römer gerade das Gegentheil von dem, was ein guter, ehrliebender und rechtschaffener Mann seyn muß.

Vollkommenen schilderten sich, wie wir gesagt haben, die Deutschen ihre Götter nicht. Bloß von der Seite einer außerordentlichen Leibesstärke und Größe, Eigenschaften, worauf diese Völker bekanntermaßen sehr viel hielten, dachten sie sich dieselben vollkommen, und in Absicht auf die kriegerischen und viele andren Tugenden. Sonst ließen sie dieselben viele Unvollkommenheiten mit den Menschen gemein haben. Sie schrieben ihnen keine unmittelbare

Kennt:

Kenntniß der Zukunft zu; das beweiset der
 Quell **Mimer**, wo selbst **Wodan** sich
 Rath's erholte, und oftmals, nebst seinen
 Mitgöttern, vor Gefahr gewarnt wurde. —
 Nicht einmal unbedingte Allwissenheit der
 gegenwärtigen Dinge; denn **Wodan** konnte
 seiner beiden Raben nicht entbehren, wenn
 er wissen wollte, was in der Welt vorgien-
 ge, oder er mußte auf dem Throne seiner
 Allwissenheit sitzen. **Frigg** kannte den
 Loos nicht, als er sie in der Gestalt eines
 alten Weibes ausforschte, auf welche Art
Valder der Güte zu verfallen sei. 10. **Heraer**
 waren die Götter zu körperlich, um ohne
 Beyhülfe wunderbarer Mittel in der Luft,
 auf der Oberfläche des Wassers, durchs
 Feuer 2c. wandeln zu können; **Widar** z. B.
 konnte seiner Schuhe so wenig, als **Gna**
 ihres Rosses entubriat sein. — Sie wa-
 ren vor der zerstörenden Gewalt der Zeit,
 und dem Tode selbst nur durch **Jodna's**
Nepfel gesichert; und auch vermittelst dies-
 ser erwehrten sie sich des natürlichen Los-
 des nur bis an das **Ragnarokur**, um eines
 gewaltsamen Todes zu sterben, vor dem
 sie, wie wir theils an **Valder's** Beyspie-
 le, theils aus der celtischen Lehre vom Un-
 tergang

tergang aller Dinge wahrnehmen, so wenig als die Menschen gesichert waren; doch machen **Widar**, **Wal**, und etliche andre eine Ausnahme. — Sie bedurften des Schlafes und der Speisen zu ihrer Erhaltung; selbst **Wodan**, der zwar ohne zu essen lebte, konnte doch nicht ohne Wein leben. — Sie waren nicht frey von Leiden; schaften; so ward z. E. **Srey** von Neugier geplagt, und durch Liebe gestraft &c.

In allen diesen und noch mehreren Unvollkommenheiten hatten die Bewohner des alten **Asgard** nicht viel vor **Asle's** und **Embla's** Nachkommen voraus. Allein, dieses konnte den deutschen Philosophen nicht wider sie empören. Er hielt **Wodan** und dessen Mitgötter nicht für die obersten Mächte. Er erkannte ein einiges, höchstes, vollkommenes Wesen, ohne Anfang und Ende, welches mehr war, als **Wodan**, der seine Macht nur von diesem Wesen hatte, und sich, nebst den übrigen Göttern, demaleinst vor dessen Richtstuhl stellen sollte. Dies allerhöchste Wesen nannte er mit einem würdigen und erhabnen Namen **Asfader**, und glaubte, daß es dem **Wodan** und dessen Gehülfsen die Regierung dieser

dieser Erde, und die Vorforge für den Menschen anvertrauet habe.

Dieser gemäßigtere Begriff, den der Deutsche von der Vollkommenheit seiner Götter hatte, schändete sie demnach nicht. Und glücklich wären die Römer gewesen, wenn sie von ihren Gottheiten so hätten denken können, wie der alte Deutsche von den seinigen. Wenn jene kein herzliches Vertrauen auf die Olympbewohner setzen konnten, war dieser voll Zuversicht. Er kannte seine Götter nicht anders, als gut, mild, wohlthätig. Er hielt sie für Freunde der Menschen, und um so viel mehr für Vertheidiger und Beschützer der Tugend, da sie selbst sich nicht, nach olympischer Art, durch Unzucht, Blutschande und andere verabscheuungswürdige Verbrechen entehrten. Er glaubte, die Regierung der Menschenwelt sey für sie kein zu unbedeutendes Ding; vielmehr sey es ihre Bestimmung und ihr Geschäft; auch, selbst in ihren eignen Augen, von solcher Wichtigkeit für sie, daß sie sich täglich in dem Thal Ida unter der heiligen Esche Ndrasil zum Rathschlag versammelten, um in der Regierung der Welt desto weislicher zu verfahren. Er

konnte,

Könnte, mit der Hoffnung erhört zu werden, beten. Uneigennützig, wie er in den älteren Zeiten war, traute er den Göttern keinen Eigennutz zu, und glaubte nicht, ihre Gunst durch Gelübde erhandeln zu können; — Die Götter mußten unbestechlich seyn, wie er, oder sie waren seine Götter nicht. Zwar in der Folge wie bey andern Habsucht der Prie Raubgier
 . . . schnöden Geiz unter dem Vorwand gottgefäll
 . . an sich zu unersättlichen
 auch bey uns, in helleren weite Tasch *)

Mit ruhigem Herzen eilte der deutsche Krieger ins Treffen. Wodan, so dacht er, siehet mich! mich schützt der Vater der Heerschaaren! — Und sollte mich Skuld zum herrlichen Tode ausgezeichnet haben, so ist's der Wille des Guten, des Erhabnen! — Dir will ich bluten, Vaterland, freudig will ich dir bluten! Aber erst will ich

*) Der Herausgeber bedauert, daß durch ein zerbrochenes Glas mit Vitriolspiritus, etliche Blätter des Manuscripts in obenstehende schwerlich zu ergänzende Fragmente verwandelt worden.

ich Thaten thun; erst verdienen, daß Quona-
dula mit schäumendem Rosse fliegt, meine
Ankunft im Walhalla zu verkündigen! —

Die bessere Vorstellung, die sich der Deutsche
von seinen Göttern machte, hatte natürlicher
Weise einen mächtigen Einfluß auf sein sittliches
und bürgerliches Leben. Wie konnte er wagen,
Pflichten und Tugenden zu vernachlässigen, die
den Göttern selbst so ehrwürdig waren, und ihm
ihre Freundschaft, ihre Liebe, ihren vorzüglichen
Schutz erwerben? Wie konnte er sich, mit schwei-
gendem Gewissen, Lastern überlassen, die ihn
zum Götterfeind machten, ihm fürchterliche und
ewigdauernde Strafen zuzogen, und schon auf
dieser Erde ihn des himmlischen Beystands ver-
lustig machten?

Vey den Römern herabgeen? — Es ist für
mich ein unbegreifliches Ding, wie ihre Richter
manches Verbrechen strafbar finden und strafen
konnten. — Ist der Erdensohn zu schelten,
wenn er sich die himmlischen Mächte zu Mustern
wählt? — Wie? wenn der Angeklagte rief:
„Ich habe meine Schwester genethzüchtigt;
„es ist wahr. Aber, ich trete in die Fußtapfen
„des großen Jupiters. Wenn ich den Göttern
„nachahme; könnet ihr mich strafbar finden?“
Mit welcher Eile konnten die Richter den
Mann verdammen?

Distinguo! — ruft Diophant . . .

O! distinguiren Sie, so viel und lange Ihnen
beliebt, und erlauben Sie mir, diesen Vogen
zu schließen. —

Der
D e u t s c h e

Drey und neunzigstes Stück.

Liebster Freund,

Sie haben nun seit geraumer Zeit nichts von Ihrem Lucius gehört: aber — man träumet auch nicht immer, wenn man will; und ich habe beschlossen, Ihnen nichts anders als Träume mitzutheilen, so lange Sie noch an Ihrer Wochenschrift arbeiten.

Nichts als Träume, sagen Sie? —
Nichts, oder doch nicht viel anders, mein Freund! und zwar, wosern es Ihnen beliebt nach der Ursache zu fragen, weil mich in der letzten Leipziger Messe ein verständiger Mann auf dem Richterschen Raschause versicherte: Lucius der Träumer sey zum allerwenigsten ein gutes Drittheil mehr werth, als der Aristarch Lucius. — Sie errathen, daß mich der Mann nicht kannte; aber die Gründlichkeit, womit er Ihr ganzes Buch sowohl, als verschiedene andre neuere Schriften beurtheilte, giebt
AchterTheil. R ihm

ihm bey mir in Absicht auf mich so viel Glaubwürdigkeit, als er nur immer verlangen kann. Träumen kann ich nicht ihm zu gefallen; aber erzählen kann ich meine nächtlichen Gesichte auf seinen Rath hin.

Ich habe Ihnen am Schlusse meines letzten Briefes gesagt, daß der frühe Besuch eines Freundes mich im Schlaf und Traume störte. Vor einigen Tagen stießen mir beim Aufschlagen Ihres Buches gerade die Blätter in die Augen, die Sie mit meinen vollgeträumten Briefen angefüllt haben. Ich las sie noch einmal, und bedauerte von neuem, daß mein Traum unterbrochen war. Besser wärs freylich, dacht ich, wenn wir solche Dinge mit offenen Augen sähen! Welch ein Ruhm für Deutschland, wenn — — Doch es geht Sie nichts an, was ich dachte. Sagen will ich Ihnen dafür, mein Werthester, was ich that: ich legte mich, weil es spät war, ins Bette, und voll patriotischer Betrachtungen schlief ich ein.

Ich befand mich im Traume vor eben dem grünen Hügel, auf dem nehmlichen weiten Gefilde mitten im fernen Krausche
der

der uralten Eichenhaine, wo ich mich, wie ich Ihnen, und Sie wiederum Ihren Lesern vertrauet haben, vormals befand. Die drey ehrwürdigen Weisen saßen noch auf ihrem erhabenen Rasensitze im Schatten der Eiche. Das Gericht dauerte noch fort, nur hatte es eine andre Wendung genommen. Man erzählte nicht mehr, wie in meinem vorigen Traume, deutsche Thaten seiner Mitbürger; das war schon vorbei. Die Richter hatten bereits Aufmunterung, Lohn, und Ehre ausgetheilet. Der Herold hatte das Volk zum zweyten mal aufgesodert, und die Richter gaben nun den Klägern Gehör.

Ein Mann von ernsthaftem Ansehen trat hervor, nähete sich den Richtern, stand wieder nachdenkend still, und schien unschlüssig, ob er umkehren, oder vollends hinzutreten sollte. Die Richter bemerkten seine Verlegenheit; die ganze Versammlung bemerkte sie. Endlich entschloß er sich, zu reden.

„Weise Richter, so sprach er, ihr sehet mich im Zweifel, ob ich vor Euch und den versammelten Deutschen reden soll, oder
 R 2 nicht.

„nicht. Urtheilet Ihr! darf man — der
 „Fall ist neu, unerhört unter uns, —
 „darf man einen Todten anklagen? einen,
 „der schon vor dem Nichtstule des Allges
 „waltigen stehet, noch vor euer Gericht
 „ziehen? — „

Er schwieg. Einstimmig antworteten
 die ehrwürdigen Greise: Verdient er?

„Ihr kennet mich, weise Männer! Das
 „sey meine Antwort auf euer Frage. — „

Und dies die unsrige, Gismund! Man
 darf, man muß, um der Lebenden willen.

„Seyd mir gesegnet, ihr Richter,
 „sprach Gismund um des Gesetzes willen,
 „daß ihr jetzt gebt. Deutsche! für euch
 „ein neuer Sporn zur Tugend — wosern
 „ihr eines andern Sporns bedürft, als
 „des deutschen Namens! „

„Werner ist todt. Vielleicht wisset ihr
 „das. Höret nun etliche Züge aus seiner
 „Geschichte. Werner war ein Mann,
 „an dem weder Herz noch Sitten deutsch
 „waren. Daß er in Deutschland gebol
 „ren ward, ist nicht unsre Schuld. Aber
 „sterben hått' er nicht müssen auf deutschem
 Boden,

„Woden, nicht mit der Würde eines deutschen Aintes bekleidet.“

„Lebte er noch, so sollt er jetzt hier vor
 „euerem Gerichte, mit aller Schmach ei-
 „nes Vaterlandhassers übergossen, zittern.
 „Der Tod ist in sofern sein Wohlthäter,
 „daß er ihn mancher Rechenschaft über-
 „hebt, die ich sonst von ihm gefodert hätte.
 „Dessen überhebt er ihn nicht, versammel-
 „te deutschen, daß, wosern ihr ja seinen
 „Grabhügel unter euch duldet, eine war-
 „nende Säule sich über demselben erheben
 „wird. Stillschweigen demnach über alles,
 „was er lebend hätte verantworten müssen!
 „Von dem will ich reden, was er mit sei-
 „nem Abschied gleichsam besiegelt hat.“

„Werner war verheyrathet. Irmgard,
 „des reichen Alfrieds Tochter, machte ihn
 „zum Besitzer eines grossen Vermögens, und
 „zum Vater von drey Söhnen und vier
 „Töchtern. Irmgard starb. Durch eine
 „fünfzehnjährige Ehe war Werner viel-
 „leicht des ledigen Standes zu sehr ent-
 „wöhnet, darum wählte er Gunilden zur
 „zweiten Gattinn. Hätte er edlere Ursachen
 „gehabt, z. B. Sorgfalt für seine Kinder,

„oder auch nur für sein Hauswesen: so
 „würde er eine edlere Wahl getroffen ha-
 „ben. Dann hätte er wohl eine Wirthinn,
 „eine Frau von reifem und gebildetem Ver-
 „stande erkohren; eine Frau, die wegen ih-
 „res Herzens schätzbar, und nicht von je-
 „der Häuslichen Tugend entblößet gewe-
 „sen wäre; eine Frau, die von seinen Kin-
 „dern Ehrfurcht hätte fordern können. Aber
 „Gnülde! — Ein einfältiges, eitles, ge-
 „ziertes Ding! geschwätzig wie ein Staa-
 „renmaß, und nicht minder gedankenlos;
 „stets lachend, wie ein Lachtaubchen; stolz
 „wie ein Pfau — übrigens ein ziemlicher
 „Fleischklumpen! — Eine würdige Gebie-
 „terinn Werner's! aber unwerth, beim
 „Himmel! Mutterstelle bey sieben aufblü-
 „henden Deutschen zu vertreten.

„Werner, der seine ganze Zeit der To-
 „bakspfeife, der Tafel, dem Spiel, seinem
 „Weibe, und, ohne gesellig zu seyn, den
 „Gesellschaften widmete, fand an seiner
 „edlen Gehälsinn alles, was zu einer Gat-
 „tung für einen — Werner erforderlich seyn
 „mag. Deutsche Tugenden und Eigenschaf-
 „ten einer Hausmutter suchte er nicht. Er
 fand

„sah aber auch bald, ohne es zu merken,
 „seine Beherrscherinn, die ihn wie ihr's be-
 „liebte, an ihrem Seile führte. Das größtes-
 „te Theil von Trimgard's Vermögen zer-
 „floß in Kleider, Spitzen, Silberwerk,
 „Kleinode, und Narrenpossen für Gnnil-
 „den, die in weiten seidnen Gewändern
 „schwamm, ihrer Eitelkeit nichts versagte,
 „und ihren Mann schon zu bereden wußte,
 „daß er ihr durch den Kauf eines Landgu-
 „tes ein reichliches Einkommen versicherte,
 „damit sie, auf den Fall seines Ablebens,
 „immer noch im Stande seyn möchte, nach
 „ihren Einfällen zu leben. Fette Schmäus-
 „se folgten fetten Schmäusen. Gnnilde
 „füllte ihren Platz am Spieltische, an der
 „Tafel, in der Kutsche, und — wo sonst
 „Werner's Gattinn hingehören mag, treff-
 „lich aus. Ihre Stiefkinder verwilderten,
 „und das Hauswesen gieng wie es konnte.„

„Das Wenige, was Werner seinen
 „Kindern von ihrem mütterlichen Vermö-
 „gen nicht rauben konnte, wußt er gleich-
 „wohl zu seinem Vortheil zu verwenden.„

„Ein Vater, sonderlich wenn er die
 „Kräfte dazu hat, muß seine Kinder ernäh-

„ren, bis sie mit den erforderlichen Jahren
 „im Stande sind, ihren Unterhalt zu er-
 „werben. Er muß sie so weit bringen, daß
 „es ihre Schuld ist, wenn sie nicht das
 „Brodt ihres Fleißes essen. Das ist na-
 „türlich, und Deutsch. — Ich sage nicht,
 „daß er alsdann von aller Fürsorge frey
 „sey: aber bis auf diesen Zeitpunkt muß
 „sich seine Fürsorge unwidersprechlich er-
 „strecken. Höret, wie Werner mit seinen
 „Kindern erster Ehe (die zwote war kin-
 „derlos) verfuhr. Die Töchter wuchsen
 „heran, und wurden verheyrathet. Die
 „Söhne wuchsen heran, und wurden auf
 „hohe Schulen gesandt. Dazwider ist, an
 „sich, nichts einzuwenden, vorausgesetzt,
 „daß jene zu Hausmüttern, und diese zu
 „künftigen Gelehrten getauget haben mös-
 „gen. — Aber wie wurden sie verheyrat-
 „het? wie wurden sie versandt? — „

„Für das kleine mütterliche Vermögen
 „der Töchter wurde Weibergeräthe und
 „Kleinigkeiten gekauft, und den Töch-
 „tern, auß theuerste angerechnet, zum
 „alleinigen Heyrathsgute mitgegeben. Die
 „Söhne lebten auf den hohen Schulen,
 ihrer

„ihrer Meinung nach, and dem Beutel
 „ihres Vaters. Wie sie aber in ihre Va-
 „terstadt zurückgekehret waren, berechnete
 „man ihnen sehr deutlich, daß sie — ge-
 „rade ihr mütterliches Erbtheil verstudiret
 „hätten. Die Kinder und Schwiegersöhne
 „waren indessen ruhig, und trösteten sich
 „damit, daß ihr bejahrter Vater und
 „Schwiegervater, von dessen Vermögen
 „sie solche Vorstellungen hatten, als man
 „ganz wohl haben konnte, doch nichts
 „mit in die Erde nehmen könne. —

„Werner starb, nachdem er der Raubs-
 „gier seiner Frau alles, was nur möglich
 „war, geopfert hatte. Natürlicher weise
 „glaubten die Kinder von ihrem Vater zu
 „erben: aber Gunilde berechnete, daß die
 „ganze Verlassenschaft sich bey weitem nicht
 „an den Werth ihres Eingebrachten, von
 „dem vorher kein Mensch was sonderliches
 „gehöret hatte, erstrecke. — Das war kein
 „Runder; was sie durch ihren Mann ge-
 „raubet hatte, gehörte nicht zur Verlassens-
 „schaft. — Sie that noch mehr: sie wußte
 „durch Ehestiftungen zu behaupten, daß
 „alles, was sich fand, bis auf das kleinste

„Geräthe ihr Erbtheil sey. — Werner hat
 „also die Ehre, eine reiche Wittwe, und
 „einen haufen dürstiger Kinder hinterlas-
 „sen zu haben.“

„Gnilde verzehret die Einkünfte ihres
 „Landgutes im Geräusche der Stadt, blä-
 „het sich in ihrem Raube, schwätzt, lachet,
 „und liebäugelt noch in ihrem vierzigsten
 „Jahre, wie im siebzehnten.“

„Euch stell ichs anheim, weise und ge-
 „rechte Richter, was ihr in diesem Falle
 „über Werner's Gebeine beschließen wol-
 „let. Bey andern Völkern mag die Asche
 „der Nichtswürdigen vergessen ruhen!
 „Nicht so bey den besseren Deutschen! Taus-
 „send undentsche handlungen stellt erst der
 „Tod in ein deutliches Licht. Sollen diese
 „mit dem Grabhügel des Verstorbnen vor
 „dem Ernst der Gesehe bedeckt werden? —
 „Um der Lebenden willen hießet ihr mich
 „reden. Ich redete. Lasset ihr nun Wer-
 „ner's Beyspiel die Lebenden warnen. Ihr
 „wisset, was die Deutschen in Thuislon's
 „Hainen waren: Freunde des Vaterlands,
 „gut, und gerecht. Thuislon's Haine wur-
 „den gefällt, und mit ihnen verschwanden
 die

»die alten ehrwürdigen Sitten. Wir, spä-
 »tere Enkel des Mana, sind erst durch die-
 »sen Nichtsthal, vor dem ich rede, wieder auf
 »guten Weg geleitet worden. Wir lernen
 »wieder, was Deutsch sey. Euer ist die
 »Pflicht, ihr Richter, vorwärts unser Volk
 »auf diesem Wege zu leiten, unser Volk, das
 »von dem Ausländer auf Irrwege geführt
 »war, das sich des Lasters nicht mehr schäm-
 »te, — wohl aber seines Vaterlands! Jetzt
 »haben wir wieder gelernet — und wir be-
 »weisen, daß wir's gelernet haben — daß
 »Gut und Deutsch, Gerecht und Deutsch
 »gleichgeltende Wörter sind. Nie müsse die-
 »ses bey uns wieder in Vergessenheit kom-
 »men! — Und man wird sagen dürfen, daß
 »wir's vergessen haben, so bald jemand unter
 »uns unverabscheuet ungerecht seyn kan. »—

Gismund beschloß mit diesen Worten
 seinen Vortrag. Einer von den Richtern
 antwortete ihm folgendergestalt:

»Gismund soll nicht vergebens geredet
 »haben, Gismund, der ächte Deutsche, der
 »Freund seines Vaterlandes, Deutschlands
 »Schutzgeist wird verhüten, daß kein Ver-
 »rueher mehr unter uns aufstehe! verhüten
 wird

„wird es der Schutzgeist unseres Volks und
 „unsrer Tugend, daß je die Bürger Teuto-
 „niens vergessen sollten, Tugend und Laster
 „zu verewigen, sie, die dieser Sitte so viel zu
 „danken haben. Unser Vaterland will gute
 „Bürger haben; durchgängig gute, wenn
 „es möglich ist aus Liebe zum Guten, aus
 „eignem Triebe ihres herzens. Wer von
 „jener Liebe nicht glüheth, wen dieser Trieb
 „nicht spornet, der sey wenigstens gut aus
 „Liebe zur Ehre. Wessen Nerven auch für
 „dieses Gefühl abgehärtet sind, der sey was
 „er kann, aus Furcht vor der Schande.
 „Wir halten ihn nicht für einen Deutschen —
 „denn der Deutsche ist edel und gut; wir gön-
 „nen ihm aber unsere Luft und Erde, so lange
 „noch etwas ist, das ihn abhält, Gesinnun-
 „gen, die nicht Deutsch sind, zu äußern.
 „Aeußert er sie, dann trifft ihn Schmach —
 „oder, wenn er nicht mehr ist, treffe sie
 „seine Gebeine, seinen Namen, seinen
 „Grabhügel!“ — —

Die Beifallszeichen der Versammlung
 unterbrachen den Greis auf etliche Augen-
 blicke.

An

„An diesem Beyfall, fuhr der Richter
 »fort, erkenne ich das edle Volk, zu dem ich
 »gehöre! Wie freuet michs, ihr Deutschen,
 »daß ihr einig seyd, das undeutsche Herz
 »nicht mehr, wie bisher, allein an dem Le-
 »benden zu rügen, sondern es, wenn erst
 »der Tod es enthüllet, auch dem Verstorb-
 »nen nicht zu verzeihen. Wohl dir, süßes,
 »theuerstes Vaterland! Von nun an wird
 »es, hoff ich, keiner wagen, deine Lust zu
 »athmen, dem es nicht Ernst ist, dein
 »Bürger zu seyn!“

Der ehrwürdige Greis nahm seinen
 Platz wieder ein.

Ein junger Mann, den zween andere
 begleiteten, drängten sich durch das Volk,
 und eilten, vor die Richter zu kommen.
 Etliche Frauenzimmer mit zerstreuten
 Haaren (zwo hatten Sänglinge auf den
 Armen) wanden sich hinter ihnen her durch
 den Weg, den die Jünglinge öffneten.

„Väter! so rief der junge Mann, und
 »wendete sich zu den Richter, Väter! ihr
 »seyd weise und gerecht! seyd, ich beschwöre
 »euch bey der Liebe zum Vaterlande! bey
 »euerer Liebe zu euren Mitbürgern be-
 schwör

„schwör ich euch! seyd auch mitleidig! Werner, den Giftmund anklagte, war unser Vater. Bitternd sehen wir dem Urtheil entgegen, daß ihr über seine Gebeine sprechen werdet! Sein Staub empfindet nicht mehr, und sein Geist siehet aus jenen Wohnungen nicht zu uns herüber. Wir aber, wir leben!“

„Es mag seyn, daß Werner in schwächeren Augenblicken nicht lebhaft genug daran dachte, daß er Vater sey: dennoch danken wir ihm das Leben! wir sind seine Kinder, und sind — ich getraue mirs zu sagen — und sind Deutsche! — Richter unserer Sitten, denkt, daß es uns bitter genug war, von unserm Vater nicht geliebt zu seyn — Wir hatten sein Herz nicht verloren; es war uns entwandt! — schläget uns dadurch nicht vollends zu Boden, daß wir unsers Vaters Namen nie nennen, nie seiner uns erinnern dürfen! Ich und meine Brüder wir bitten euch! Unsere Schwestern löseten ihr Haar, und weinen, und zeigen euch ihre Kinder, Werner's schuldlose Enkel! Auch die würden seine Schmach tragen!“ —

Er

Er schwieg. Liebreich hatten ihm die Richter, und mit tiefen Stillschweigen, und mit Erwartung die Versammlung zugehört. Jetzt nahm einer von den Greisen das Wort:

„Jüngling, sprach er, dein Schmerz macht dir keine Schande. Wie du, würd ich ihn an deiner Stelle fühlen. Weh thut es dem deutschen Herzen, wenn seine nächsten Freunde dem Vaterlande durch Thaten entsagen.“

„Werner's Staub empfindet nicht mehr; du hast Recht. Fühllos, wie im Leben, ist er jetzt gegen Ehre und Schande, gegen Vorfall und Glück des Vaterlandes. Aber Deutschland hat Einwohner, die — nicht fühllos seyn werden.“

„Was soderst du von uns? sollen wir Werner frey sprechen? — Das nicht. Also sollen wir ihm die Strafe schenken? — Geseht, wir könnten das, Jüngling, was gewönnest du dadurch? Nicht Werner der Verurtheilte wird verabscheuet, sondern Werner der Ungerechte, der Räuber, der Verächter deutscher Sitten. Ist's in unsrer Gewalt, diese Schmach von ihm zu nehmen? Er selber könnte, wenn er lebte, durch bessere Thaten.“

„Du, dein Geschwister, euere Kinder, meinest du, würden Werner's Schande tragen? —
Wey

„Bey andern Völkern vielleicht; und doch wohl
 „nur bey dem Pöbel anderer Völker; bey uns
 „gar nicht. Wir sehen an jedem unser Bürger
 „nur sein eignes Verdienst. Bleibst du Deutsch,
 „Jüngling, so ist's dir desto mehr Ehre, daß du
 „es trotz Werner's schlechten Beyspielen bleibst. —
 „Werner's Hügel kann ohne Aufschrift nicht
 „bleiben. Das sind wir dem Vaterlande schul-
 „dig. Aber, damit wir dir gleichwohl nicht alles
 „abschlagen, so soll Werner's Name nicht in
 „die Aufschrift. Mehr Gelindigkeit würde
 „Schwachheit seyn.“

„Ich bin alt, fuhr der Greis fort; mein ein-
 „ziger Sohn starb für das Vaterland. Die Ge-
 „lassenheit, womit ihr Werner's Raub ohne
 „Klage ertragen habt, redet euch das Wort. Ich
 „nehm euch vor den Augen unsers Volks an;
 „seyd meine Kinder! Ist nun dein Vorur-
 „theil gehoben, Jüngling? Trägst du, tragen
 „deiner Schwestern schuldlose Söhne, jetzt meine
 „Enkel, Werner's Schmach? „ —

Der
D e u t s c h e .

Bier und neunzigstes Stück.

Die ganze Versammlung bezeugte durch einen segnenden Zuruf, daß sie den Entschluß des Richters, die Söhne und Töchter Werner's an Kindesstatt anzunehmen, für eine deutsche Handlung erkannte. Der Greis umarmete die sieben jungen Leute, und gab jedem einen Kuß auf die Stirne.

Gismund redete zum zweyten mal die Richter an:

„Wenn der schuldig ist, sprach er, der ein Verbrechen begehet, wovon nicht er, sondern ein andrer die Früchte genießet: wie viel schuldiger ist der, so um seines Vortheils willen einen andern zu Verbrechen verleitet! — Brauch ichs zu sagen, daß ich von Gummilden rede?“

„An der Seite einer nicht so raubgierigen Gattinn wäre Werner kein unnatürlicher Vater gewesen. Eine rechtschaffne Frau hätte ihn vielleicht zum rechtschaffnen
Ahrer Theil. S „uen

„nen Mann und guten Bürger gemacht;
 „wenigstens hätte sie seine Schwäche nicht
 „gemißbraucht. — —“

Wir sehen, Gismund, fiel ihm einer
 von den Richtern in die Rede, was Ihnen
 am Herzen liegt, und überheben Sie der
 Mühe, weiter zu reden. Sie werden se-
 hen, daß unsere Sorgfalt, böse Beispiele
 zu verhüten, und jeden auf seine Pflicht
 aufmerksam zu machen, gerade die gehö-
 rigen Grenzen ausfüllt, die unser Amt
 und das Beste des Vaterlandes uns vor-
 zeichnen. —

Gismund begab sich wieder unter das
 Volk. Ein ehrwürdiger Greis trat an
 seine Stelle.

„Weise Richter, sprach er, ich habe
 „oft vor euerem Hügel geredet, und es
 „war mir jedesmal eine entzückende Freu-
 „de, weil ich euch immer Gelegenheit gab,
 „edle Handlungen zu belohnen, die ohne
 „mich vielleicht in jener Verborgenheit, die
 „der Tugend so lieb ist, geblieben wären.
 „Heute rede ich ungerne und mit Betrübniß,
 „weil es nicht euere belohnende Gerechtig-
 „keit ist, die ich aufzufordern habe.“

„Günther

„Günther ist's, den ich anklage. Gün-
 „ther, der tapfere Soldat, der erfahrene
 „Anführer, der weise Rathgeber, er, den
 „wir oft mit rühmlichen Wunden bedeckt
 „sahen, er, in dem wir den warmen Freund,
 „den zärtlichen Vatten, den Vater der
 „Waisen, den Versorger der Dürftigen,
 „hochschätzten — dieser Günther, den
 „wir auf dieser ehrwürdigen Stätte mit
 „Eichenlaub bekränzen sahen, ist kein
 „Deutscher mehr.“

„Verzeihet mir, Richter und Mitbür-
 „ger, diese Thräne, die mein altes Auge
 „trübt! verzeihet sie der Freundschaft! —
 „Ich war Günthers Freund! — Ich war's!
 „ich bin es noch; aber mehr der deinige,
 „Vaterland! Es kostet meinem Herzen,
 „wider ihn zu reden; und — ich bekenne
 „meine Schwäche, — bey einer Sache von
 „minder beträchtlichen Folgen würd ich sei-
 „ner geschonet, würd ich geschwiegen ha-
 „ben. Aber so, da Schweigen Verbrechen
 „seyn würde, muß ich, um der künftigen
 „Bürger willen, die Freundschaft beiseite
 „stellen.“

»Günther hat zween Söhne; Jünglinge,
 »von denen Deutschland zu großen Hoff-
 »nungen berechtigt war; Jünglinge, die
 »dereinst, wenn sie dem Muster folgten,
 »daß ihnen vormals das öffentliche Leben
 »ihres im Felde und Rathe großen Vaters
 »gab, des Vaterlands Stütze und Stolz
 »hätten werden können. Diese Söhne,
 »das ist Günthers Verbrechen, erziehet
 »er nicht zu Deutschen!«

»Ihr wißet, weise Richter, daß Güns-
 »ther erst vor etlichen Jahren aus Gallien,
 »wo er sich geraume Zeit als Gesandter auf-
 »gehalten, zurückgekommen ist. Bis er
 »dahin gieng, war mein Freund ohne Tadel.
 »Frankreichs Lust hat ihn verdorben. Nicht,
 »daß er jene falsche Politik, jene trügeri-
 »schen Grundsätze angenommen, oder sich
 »in eine Herrschkunst verliebt hätte, die den
 »ausgesognen Unterthan zum Sklaven
 »macht: das nicht; sondern er fand, ich
 »weiß nicht welchen Geschmack an dem fa-
 »selnden Wesen des flatterden Galliers, das
 »der Deutsche vormals für Artigkeit hielt,
 »und wodurch die nachäffenden jungen Her-
 »ren unsrer Vorwelt sich dem jeztlebenden
 »German

„Germanier, der, Gott sey Dank! mit
 „dem deutschen Ernst wieder ausgeföhnet
 „ist, so lächerlich machten. — Er fand
 „Geschmack an den Thorheiten des Fran-
 „zosen; er ließ sich durch den blendenden
 „Firniß täuschen, womit jenes drollige
 „Volk sein lächerliches, und selbst seine
 „Fehler überkleistert. Die deutschen ehr-
 „würdigen Sitten fiengen an, ihm erst
 „gleichgültig, bald lächerlich, und endlich
 „verhaßt zu werden. Er sank in die un-
 „würdige Lage zurück, in der sich unsere
 „nächsten Vorfahren noch zu ihrer Schmach
 „befanden, und aus der wir uns kaum
 „herausgewißelt haben. Nur was an den
 „Ufern der Seine und im lächelnden Ver-
 „sailles gebilliget wurde, war in seinen
 „Augen liebenswürdig. Bald war seine
 „Kutsche sein Gefolge, alles mit einem
 „neuen Gepräge bestempelt, und Günther
 „bedauerte nichts mehr, als daß er sich
 „selbst nicht in einen Franzosen umschaffen
 „konnte.“

„Ihr erstaunet? — Ich gebe es zu,
 „von einem Manne, wie Günther, kann,
 „was ich erzählet habe, kaum im Traume

„wahrscheinlich scheinen. Mir selbst, ihr
 „Richter, kommt es, bey den einleuchtend-
 „sten Beweisen, oftmals wie ein Traum
 „vor.“

„Günther ließ seine beyden Söhne nach
 „Frankreich kommen. Er erzog sie völig
 „zu Parisern; er gab ihnen einen leicht-
 „süßigen Franzosen zum Hofmeister, durch
 „dessen fruchtenden Unterricht sie es in kur-
 „zer Zeit mit dem besten Marquis aufneh-
 „men konnten. Von diesem trefflichen
 „Mentor — wiewol ich laß ihm Gerechtig-
 „tigkeit wiederfahren, für junge Franzosen
 „mogt er köstlich seyn! — Von diesem
 „Mentor nahmen die beyden Jünglinge gar
 „bald das leichte Wesen, die Kunst, auf
 „ernsthafte Sachen mit der Melodie einer
 „Opernarie zu antworten, die Fertigkeit,
 „sich auf einem Absatze herumzudrehen, die
 „Unerschöpflichkeit der Zunge, den kindischen
 „Geschmack an Spielwerken, den weib-
 „schen Hang zum Puz, die Eigenliebe,
 „den entscheidenden Ton, und viele andre
 „Trefflichkeiten solchen Schlages an. In-
 „dessen, wiewohl es den Deutschen nicht
 „kleidet, den Gecken zu machen, das schönste
 „Theil

„Theil des Tages zu verschlafen und vor
 „dem Spiegel zu verändeln, sich selbst zu
 „beliebängeln und anzulächeln, jeder Thö-
 „rinn den Handschuh zu küssen, kaum die
 „Oberfläche zu kennen, und doch zu ent-
 „scheiden: wiewohl das alles im deutschen
 „Auge Uebelstand ist, so wärs doch noch
 „gut für die Knaben gewesen, wenns hie-
 „bey sein Bewenden gehabt hätte. Aber,
 „der Franzmann wollte bey seinem Volk
 „Ehre einlegen. Seine Untergebne gewöhne-
 „ten sich bald, die Gallier zu vergöttern,
 „ihren Wiß zu bewundern, ob ihrem Ver-
 „stande zu erstaunen, die Franzosen für
 „das einzige Volk zu halten, und ihr eige-
 „nes Vaterland herzlich zu verachten.“

„Günther freute sich, daß seine Söhne
 „so artig wurden. Die Marquise von Arcan
 „versicherte ihn, Deutschland müsse ein aller-
 „liebstes Land seyn, wenn es lauter solche
 „junge Edelleute hätte; und die Herzoginn
 „von — was weiß ich? — eine Schwester
 „der Marquise, betheuerte ihm, der Hofmeis-
 „ter sey sein Gewicht an Golde werth;
 „die Unterweisung, die er den jungen Hers-
 „ren angedeihen lassen, habe sie, für Deuts-

„sche, erstaunlich weit gebracht; sie selbst
 „wolle es über sich nehmen, ihre beyden
 „jungen Freunde vollends auszubilden. —
 Günther fühlte das demüthigende in diesen
 „Komplimenten nicht. Er hatte kein An-
 „ges daraus, daß die beyden Damen ihn
 „und seine Söhne, von denen sie unter sich
 „versicherten, daß es halbgeleckte Bären
 „wären, zum besten haben könnten.“

„Günther ward zurückberufen. Uns-
 „gerne verließ er Frankreich,

. dies überhäufte Land
 Von Kunst und Weisheit und von Thoren,
 Wo oft das beste Herz, der gründlichste
 Verstand
 Zum Leichtsinne übergieng, wo unser Vaters-
 land
 Schon manchen Redlichen verlohren.

„Gern hätte er seine Kinder zurückgelassen,
 „aber, das gar zu auffallende dieses Schrit-
 „tes hielt ihn ab. Inmittels that er, was
 „er konnte; er ließ ihnen ihren Hofmeister;
 „ihren le Blanc, den Friseur; ihren la Fleur
 „und Morrier, die Kammerdiener und Merz-
 „kure. Er selbst nahm seinen Koch mit,
 „und ließ das deutsche Herz völlig zurück.“

„Jetzt

„Jetzt ist er nicht mehr Günther; nicht
 „mehr der ächte, edle Deutsche, der Freund
 „des Vaterlandes, der den besten desselben
 „alle Kräfte weihete; nicht mehr der Weise,
 „der den Thron mit seinem Rath unter-
 „stützte; nicht mehr der Held, der unsre
 „tapfern Bürger wider die Freiheitseinde
 „ansführte, und selbst kämpfte. Er ist ein
 „entnervter Weichling, ein Freund der
 „Lüste, ein Affe der Ausländer. Die Aem-
 „ter, in denen er dem Vaterlande dienen
 „konnte, hat er niedergelegt; in unruhmis-
 „cher Ruh, und in schmähllicher Unthätig-
 „keit fließen seine Tage hin. — Doch, ich
 „will auf ihn meinen Blick nicht heften!
 „aber die Jünglinge! die Jünglinge! —
 „Sage mir, Günther, wenn anders die
 „Scham dir vor den Augen solcher Richter,
 „in Gegenwart so vieler edlen Deutschen,
 „vor dem Antlitz deines Vaterlandes, deis-
 „nes beleidigten, durch dich geschmäheten
 „Vaterlandes, die Sprache erlaubt: Sage
 „mir, schlug dein Herz nicht ängstlicher,
 „redete keine innerliche Stimme ihre Don-
 „nersprache in deiner Seele, als du dem
 „Vaterlande zweien Bürger entwendetest? —

„Und du hast sie ihm entwendet, und auf
„ewig! Denn was kann Deutschland von
„Leuten hoffen, die schon in ihrer frühen
„Jugend der Thorheit, dem Leichtsinne, der
„Verschwendung, und dem Laster einge-
„weiht — zu Gecken eingeweiht sind?
„von Leuten, die man früh gewöhnte, der
„Sitten zu spotten, die Tugend zu höhnen,
„und ihr Vaterland, wo Sitten und Tu-
„gend ihren alten Thron haben, zu vers-
„achten? von Leuten, die sich schämen, den
„ersten Sonnenstrahl auf deutschem Boden
„erblickt zu haben, die des deutschen Ern-
„stes lachen, die vormals jenseits des Rheins
„von Nachttisch zu Nachttisch hüpfen,
„von Buhlerin zu Buhlerin flogen, von
„einer Narrheit zur andern flatterten, und
„ihrem Vaterlande einen früh entkräfteten
„Körper zurück brachten? von Leuten end-
„lich, die dießseits des Rheines der Un-
„schuld Neße stellen, die deutschen Sitten
„untergraben, vormals Verführte, nun
„Verführer, selbst Sklaven des Galliers
„sind, und andre — und Freye mit den
„Fesseln der Nachahmung umschlingen wol-
„len? Was kann, sag ich, Deutschland
„von

„von solchen Leuten hoffen? was kann es
 „erwarten? können jemals, — deutsches
 „Volk, sey du Richter! und du selbst,
 „Verderber deiner Kinder, urtheile du! —
 „können jemals solche Leute Deutschlands
 „Bürger seyn?“ —

Wie die Worte: **Verderber deiner
 Kinder**, den Lippen des Greises entschweben
 ten, riß sich ein Mann aus der Menge,
 der ein Ordensband trug, und auf dessen
 Brust ein Stern schimmerte. — Dem
 die Deutschen, so weise und gut sie in meis-
 nem Traume seyn mochten, waren doch ge-
 gen dergleichen glänzende Kleinigkeiten noch
 nicht ganz gleichgültig.

„Hör auf, Edmund, rief der Herr im
 „Ordensbunde, hör auf! du durchboresst
 „mein Herz! Nenne mich nicht den Verder-
 „ber meiner — — Ich kann deinen schau-
 „berbringenden Ausdruck nicht wiederho-
 „len. Nenne mich nicht so! Ich lobe deine
 „Vaterlandsliebe; sie ist edel, aber sie
 „führt dich zu weit.“

„Deine Klage häuſet eine Last von Ver-
 „gehen auf mein Haupt, unter der ich
 „würde erliegen müssen, wenn dein an sich
 „schätz-

„schätzbare Eifer dir nicht ein blendendes
„Glas vor das Auge gehalten hätte.“

„Hast du nie das Sprichwort gehört,
„liebster Edmund, daß man mit den Völ-
„ken heulen müsse? — Bin ich zu schelten,
„daß ich mich nach den Sitten eines Vol-
„kes bequeme, unter dem ich leben mußte?
„Nicht der Hang zum Vergnügen, nicht
„die Begierde, Länder, Städte und Völ-
„ker zu sehen, nicht meine Willkühr zog
„mich nach Frankreich. Mein Vaterland
„sandte mich hin. Wodurch konnten die
„Geschäfte, die mir aufgetragen waren, am
„meisten gewinnen, dadurch, daß ich dem
„Franzosen Deutsche Sitten predigte?
„oder daß ich mich vielmehr nach den
„sinnigen fügte? — Mich deucht im-
„mer, ein Gesandter sorget besser für sei-
„nen Auftrag, wenn er den Beyfall des
„Volkes hat, bey dem er etwas ausrich-
„ten soll.“

„Der Staat ist mit mir zufrieden ge-
„wesen. Hätt er seyn können, wenn mir
„Neigung gegen mein Vaterland, Red-
„lichkeit und deutscher Sinn gefehlet hät-
„ten? Diese und ähnliche Züge bewähren
„mich

„mich als einen Deutschen, laß immer mei-
 „nen Wagen in Paris gebauet, oder meine
 „Suppe nach französischer Art gewürzet
 „seyn.“

„Meine Söhne?“ — Kann Edmund,
 „der selbst Vater ist, es einem Vater ver-
 „argen, wenn er seine Kinder um sich zu
 „haben wünscht? — Freylich ist's ein
 „Vergnügen, nützlich fürs Vaterland zu
 „arbeiten, und die Pflichten, die es uns
 „auflegt, rühmlich zu erfüllen. Aber dies
 „Vergnügen gilt Schweiß, gilt Schlaf-
 „lose Nächte. Es will Erleichterung ha-
 „ben; Erholung, Edmund! diese suchte
 „ich in meiner Söhne Umarmung.“

„Wahr ist's, sie haben in Gallien Un-
 „terricht im Fechten, im Reiten, im Tanzen
 „genossen. Was sollt ich? die Zeit war
 „da, daß sie dergleichen Dinge lernen muß-
 „ten. Meine Abwesenheit aus Deutschland
 „konnte noch lange dauern; sollt ich ihnen
 „die Jahre, da der Körper noch biegsam
 „ist, ungenutzt verstreichen lassen? Ver-
 „stehest du den Degen zu führen, und führst
 „du ihn rühmlich fürs Vaterland, so gilt's
 „gleich,

„gleich, wer dich seinen Gebrauch lehrte,
 „obß ein Gallier; ein Britte oder ein
 „Deutscher war.“

„Ich habe meine Nemter niedergelegt.
 „Ich verwaltete sie, hoff ich, gut, so lange
 „ich sie verwaltete. Einige habe ich zehn,
 „andre zwanzig, noch andre gar bis auf
 „vierzig Jahr bekleidet. Ich blutete, ich
 „wachte fürs Vaterland, wie es die Um-
 „stände, und dessen Bestes foderte. Hat
 „nicht der Bürger, der die Blüthe seiner
 „Jugend, den Schweiß seiner männlichen
 „Jahre, die Einsicht und die Erfahrung
 „seines reifsten Alters dem Vaterlande
 „weihete, hat der nicht durch vierzigjährige
 „Marben, durch wohlgemeinte Dienste,
 „durch heilsame Anstalten, und durch so
 „viele Sorgen, die ihm die Nacht an den
 „Tag ketteten, einen gegründeten Anspruch
 „auf ein ruhiges Alter? Hoffnung der
 „Erndte bringt den Samen auf den Acker.
 „Hoffnung künftiger Ruhe treibt den Jüng-
 „ling und den rüstigen Mann zur Arbeit.“

„Ich war hoch gestiegen. Laß andre
 „auch hoch steigen. Manchem stand ich
 „im Wege; ich habe Platz gemacht. Sechs
 „eble

„Edele Deutsche theilen sich in die Bürde der
 „Aemter, die ich allein trug. Bey meinem
 „Leben schmeckt ich die Vollust, die Geschäfte,
 „denen ich sonst vorgesetzt war, gut ver-
 „waltet zu sehen; schmeckt ich die Freude,
 „mir sechs würdige Bürger verpflichtet zu
 „haben, die mir keinen Dank schuldig waren,
 „wenn, nicht freiwillige Abdanlung, son-
 „dern mein Tod ihnen erst das Feld öffnete,
 „in welchem sie dem Vaterlande dienen.“

„Ich habe französische Bedienten in
 „meinem Hause beybehalten? — Bist du
 „es, Edmund, der mir dieses zum Vorwurf
 „macht? Du, dessen Liberey von Franzos-
 „sen getragen wird? Erröthe nicht, Ed-
 „mund! Williger als du, tadle ich dich des-
 „wegen nicht, daß du dem Staate Unter-
 „thanen giebst, da dein Wittwerstand und
 „hohes Alter dir nicht mehr erlauben, dem
 „Vaterlande Bürger zu geben.“ — —

Edmund nahm das Wort.

„Ich erröthen? sprach er. Günther,
 „der Unwille bemeistert dich zu sehr. Lerne,
 „Fremdling, daß es nicht auf eins hinaus-
 „laufe, wenn zwey einerley Ding thun.“

„Wahr

„Wahr ist's, und landkündig, daß die
„zween Bediente, die für mich und meine
„fünf Söhne zureichend sind, von französ-
„sichen Eltern und auf französischem Bos-
„den gezeuget wurden. Seit zehn Jahren
„essen sie mein Brodt; und ihre Vorwes-
„ser in meinem Dienst waren, gleich ihnen,
„Gallier; so wie, wenn diese mein Haus
„verlassen, ihre Nachfolger ganz gewiß
„Gallier seyn werden. Deffentlich versichre
„ich dieß, und, siehe! ich erröthe nicht.“

Aber genug für heute. Mit nächstem
sendet Ihnen die Fortsetzung

Ihr

ganz eigener
Lucius.

Der
D e u t s c h e .

Fünf und neunzigstes Stück.

Im siebenzigsten Stücke dieser Schrift macht ich mich anheischig, meine Leser mit der Sittenlehre unsrer Vorfahren bekannt zu machen. Die Sämundische Edda, welche reichlich ein Jahrhundert älter ist, als die Snerronische, giebt mir Hülfsmittel, mich meines Versprechens zu entledigen. Sie bestehet aus drey Gedichten: der *Völuspá*, woraus wir bisher geschöpft haben; dem *Havamaal*, welches ich jetzt nutzen werde; und dem runischen Kapitel, welches *Wodans* Magie oder Wunderkunst enthält.

Havamaal bedeutet so viel, als hohe Rede. *Wodan* selbst wird für den Verfasser dieses Gedichts ausgegeben. Es bestehet größtentheils aus weisen Regeln, die aus der Sittenlehre, und der Philosophie des Lebens hergenommen sind. Einige sind verständlich für jedermann; andre bedürfen eines Commentars, den unsere Zeiten wohl
Ihrer Theil. Z schwer

schwerlich geben können. Ueberhaupt aber sind sie kräftige Mittel, die gute Meinung, die man von unsern Alten haben muß, zu erhöhen, und zeugen von dem Verstande, der Weltkenntniß, und den guten Sitten ihres Verfassers. Beispiele, die wir, ohne uns an die Folge der Vorschriften zu binden, wählen wollen, werden dieses unwidersprechlich beweisen:

„Es ist kein Mensch so tugendhaft, der nicht ein und andern Fehler haben sollte; und ke ner so lasterhaft, der nicht auch eine Tugend an sich hätte.“

„Die Verträglichkeit unter bösen Weibern ist eben so zuverlässig, als wenn ein unbeschlagnes Pferd auf dem Eise gehen soll; oder als wenn man ein zweyjähriges Füllen reiten will; oder als wenn man in einem Sturm auf einem Schiffe ohne Steuerruder ist.“

„Wenn bößartige Leute Freundewerden, so stralet unter ihnen fünf Nächte lang der Friede heller, als das Feuer; aber er verlöscht, wenn die sechste Nacht kommt; dann verwandelt sich alle Freundschaft in Haß.“

Diese

Diese Bemerkungen kündigen, meines Erachtens, einen Mann von guter Einsicht an. Wenn sie nicht hinreichend sind, aus ihnen zum Vortheil der Weltkenntniß, der Erfahrung, und des gesunden Verstandes des Bemerkers zu schließen, dem zu gefallen will ich gerne noch einige Proben hinzuthun:

„Ich fand nie einen so freygebigen und großmüthigen Mann, bey welchem Nehmen nicht Nehmen gewesen wäre; noch der ein Geschenk verschmähet hätte, wenn er nehmen konnte „

„Traue weder den Worten eines Mädchens, noch dem, was eine Frau sagt, denn ihre Herzen gleichen den umlaufenden Rädern; Leichtsinm ist in ihre Herzen gelegt. Traue keinem Eise, das nur einen Tag alt ist; traue keiner schlafenden Mitter, noch den Liebkosungen des Frauenzimmers, die du zu heirathen denkst. Verlaß dich nicht auf ein zerbrochnes Schwerdt, noch auf den Sohn eines Gewaltigen, noch auf einen Acker, der eben erst bestellt ist. „

„Wer die Liebe eines Mädchens gewinnen will, der schwache ihr artige Sa-

chen vor, und schenke ihr gute Sachen; er muß nicht müde werden, ihre Reize zu loben. Ohne Klugheit ist man kein geschickter Liebhaber. „

Hier will ichs den Schönen überlassen, zu untersuchen und zu entscheiden, ob Wodan ihr Geschlecht kannte? und obs zu seinen Zeiten schon eben so war, wie heut zu Tage? Ich mag hier nicht urtheilen; denn Wodan selbst giebt in einer andern Stelle des Havamaal den weisen Rath, nie voreilig in seinem Urtheile zu seyn. So singt er:

„Lobe einen schönen Tag erst, wenn er verflossen ist; eine Frau, wenn du sie kennest; ein Schwerdt, wenn du es versuchet hast; ein Mädchen, wenn es verheirathet ist; eine Eisbahn, wenn du über dieselbe gegangen bist; und das Bier, wenn du es getrunken hast. „

Was man auch von der unmaßigen Neigung zum Trunke, die unsre Vorfahren beherrscht haben soll, und von ihren häufigen und langen Schmäusen sagen mag: so beweiset doch folgende Stelle, daß es in dem Alterthum nicht an Leuten gesehlet haben müßte,

müsse, welche über den Trunk sehr vernünftig urtheilten:

„Zu viel Bier trinken, ist das unnützeſte, (schädlichſte) was der Mensch thun kann; denn, je mehr er zu sich nimmt, desto mehr Vernunft verliert er. Der Vogel der Vergessenheit singt vor den Trunkenbolden und raubt ihnen die Seelenkräfte.“

Und ein anderer Ausspruch zeigt, daß ein Fresser ein verächtliches Geschöpf gewesen sey:

„Der Fräßige frist seinen Tod, wenn er nicht behutsam ist, und die Gefräßigkeit des Narren zwingt weise Leute zum Lachen.“

Die Gastfreundschaft empfiehlt der weise Verfasser des Havamaal sehr:

„Dem Gast, der in dein Haus kommt, sind die Knie kalt, mach ihm Feuer. Wer über die Gebirge gelaufen ist, bedarf Speise und trockne Kleider.“

Auch unterläßt er nicht, die Gesprächigkeit, Bescheidenheit, und ein sittsames Betragen gegen die Gäste, sonderlich gegen Unbekannte, anzupreisen:

„Wer zu dir kommt, und sich an deinen Tisch setzt, braucht Wasser, sich zu waschen, und ein Tuch, die Hände zu trocknen; aber sey unterhaltend in deinen Gesprächen, wenn er mit dir reden oder dir zuhören soll.“

„Spotte und lache nicht über deinen Gast oder über einen Fremden. Wer zu Hause ist, weiß nicht, wer der ankommende Fremdling sey.“

Er giebt aber auch den Gästen, sonderlich den Reisenden, die nach deutscher und nordischer Art in dem ersten dem besten Hause einkehrten, gute Lehren, wie sie sich betragen sollen, um sowohl den Beyfall ihrer Wirthhe, als auch Vortheil von ihren Reisen zu erlangen. So singt er z. B.

„Wer sich zu Tische setzt, wo man ihn nicht erwartete, der muß höflich und bescheiden reden, oder still schweigen; er muß seine Ohren und Augen überall haben. Dadurch kommt er zu Einsicht und Weisheit.“

Ueberhaupt empfiehlt Wodan, oder wer der Verfasser des Hávamaal ist, dem Reisenden Klugheit und Vorsicht; diese hält er für

für die besten Gefährten. Er behauptet auch, daß ein Dummkopf nirgends besser aufgehoben sey, als in seinen eignen vier Pfählen; denn, sagt er,

„Zu Hause kann man thun, was man will; kommt aber ein leeres Gehirn unter gescheute Männer, so fallen verächtliche Blicke auf ihn.“

„Vorsicht und Klugheit sind die zuverlässigsten Freunde und der beste Vorath des Reisenden. Klugheit ist in der Fremde besser als Schätze. Sie hilft dem Armen fort.“

Man weiß aus dem Tacitus und andern Zeugnissen, daß unsre Vorfahren keine Feinde der Geselligkeit, und große Verehrer der Freundschaft waren. Auch Bodan behauptet, daß der Mensch nicht geschaffen sey, einsam zu leben, und giebt verschiedne Vorschriften, wie man sich in Absicht auf seine Freunde betragen soll. Er weiß so gut als wir, daß Gefälligkeiten und kleine Geschenke die Freundschaft unterhalten; und Erfahrung und Kenntniß des Herzens überzeugen ihn, daß die Gewohnheit viel über den Menschen vermag, und daß man-

cher sonst vortrefliche Mann oft bloß ein Freund seines Freundes ist, weil er sich an ihn gewöhnet hat. Solche Freunde muß man nicht aus der Gewohnheit lassen. Ueberhaupt wird die Freundschaft kälter unter Leuten, die sich selten sehen. Wir wollen einige Stellen des Havamaal, die hieher gehören, anführen. Wodan sagt:

„Jung irret ich einsam in der Welt. Es war mir, als wäre ich zu Reichthümern gelanget, da ich einen Gefellschafter bekam. Der Mensch hat Freude an seines Gleichen.“

„Freunde müssen einander durch Geschenke von Waffen und Kleidern eine Freude machen; auch ist's rathsam, daß der Freund seinem Freunde zu Ehren manchmal ein Gastmahl anstellet. Die wechselsweise unter einander geben und nehmen, bleiben lange Freunde.“

„Hast du einen Freund, so mußt du ihn oft besuchen. Ein Pfad, der nicht stets betreten wird, bewächst mit Gras und Gebüsch.“

„Liebe deine Freunde, und die Freunde deiner Freunde; aber mit dem Feind deiner

deiner Freunde mußt du nichts zu schaffen haben.,,

„Brich nie zuerst mit deinem Freunde. Schmerz frisst dem das Herz, der nur mit sich allein zu Rathe gehen kann.“

„Der ist mein treuer Freund, der, wenn er zwei Brodte hat, mir eins abgibt.“

So sehr der weise Sittenlehrer die Freundschaft empfiehlt: so sehr warnet er vor schlechten Leuten, die er hin und wieder mit keimlichen Zügen bezeichnet. Er will, man solle sich gar nicht mit ihnen einlassen, sich ihnen weder in Freude noch in Leid vertrauen, ja, sie nicht einmal eines Wortwechsels würdigen, denn ein bösertiger Mensch gehöre noch unter das Vieh. — Zuweilen mengen sich doch aber in seine vortreflichen Lehren einige Vorurtheile seiner Zeit, von denen freylich die meisten auch unsern Tagen noch nicht abgestorben sind. So rathet er, z. B. es niemals einzustecken, wenn man der Feigheit beschuldiget würde, gesetzt auch, daß der Vorwurf aus dem Munde eines Bösewichts käme. Seine eigenen Worte mögen dieses bestättigen. Er spricht:

„Lass dich mit Boshaften nie in den mindesten Wortwechsel ein, und wenn der ganze Streit auch mit drey Worten zu endigen wäre. Dstmals giebt der Gute nach, wenn der Böse sich aufblähet und in Zorn geräth. Aber dann ist Schweigen mißlich, wenn man dir ein Weiberherz vorwirft; denn auf den Fall dürfte man dich für feig halten.“

„Bösen Leuten mußt du dein Leid niemals vertrauen, sie werden dir keine Hülfe leisten.“

Zu denen Merksmaalen schlechte Gemüther zu erkennen, die Wodan angiebt, gehören folgende:

„Das Vieh weiß, wenn es Zeit ist, die Weide zu verlassen, und kennet den Weg zu seinem Stall; aber wer nicht auf Ehre hält, weiß seiner Zunge keinen Zügel anzulegen.“

„Der Böseartlge lacht über alles, und überlegt nicht, daß es seine Pflicht sey, sich von Fehlern rein zu halten.“

Aus einigen in dem heutigen Bogen bereits angeführten weisen Sprüchen erhellet, daß Wodan in der Kunst, die Dvid beschrreibt,

schreibt, nicht ganz unerfahren sey. Hier ist noch eine Stelle, worinn er den Liebhabern das Geheimniß und die Verschwiegenheit anrath:

„Willst du deine Geliebte gewinnen, so wähle die Nacht zu deinen Besuchen. Dergleichen Sachen mißglücken, wenn sie dreyen bekannt sind.“

Den Ehestand empfiehlt er auch bejahrteren Leuten. Den Ehebruch untersagt er mit einer nachdrücklichen Kürze; und an einem andern Ort versichert er, man könne die Behutsamkeit und Vorsicht nicht zu weit treiben, wenn man mit verheiratheten Frauenzimmer umgehe; in gewissem Verstande sey eine solche Gesellschaft mit eben so vieler Gefahr verbunden, als wenn man unter Räuber gerieth. Wir wollen ihn selbst hören:

„Es ist besser, spät, als niemals einen Sohn zeugen. Die Steine auf den Grabhügeln der Verstorbenen werden selten durch andre Hände als die Hände ihrer Söhne errichtet.“

„Eines andern Weib trachte nicht zu versühren.“

»Sch

„Ich ermahne dich, sey behutsam: aber gehe in deiner vorsichtigen Behutsamkeit nicht zu weit. Doch kannst du dich nicht zu viel versehen, wenn du zu stark getrunken hast; in Gesellschaft mit eines andern Weibe; und wenn du unter Räuber gerathen bist.“

Noch in unsern Zeiten wird untersucht, ob es dem Menschen gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen, oder nicht? Wodan entscheidet diese Frage schon, zwar mit seiner gewöhnlichen Kürze, aber nicht ohne einen sehr wichtigen Grund anzugeben:

„Auch in der Weisheit ist's gut, Maass zu halten, und nicht mehr Klugheit zu brauchen, als nöthig ist; wer ruhig schlafen will, der trachte nicht, sein künftiges Schicksal zu wissen.“

An Ermahnungen zur Tugend überhaupt, und zur gehörigen Anwendung der kurzen Zeit, die dem Menschen beschieden ist, läßt der Verfasser des Havamaal nicht ermangeln; und er versichert, daß wer gut gelebet, und sich einen Schatz von Tugenden gesammelt habe, dem Tode mit Freuden entgegen sehen könne:

»Es

„Es ist besser, gut, als lange leben.
Der Sterbliche zündet sich ein Feuer an,
und ehe dasselbe noch ausgebraunt hat,
ist der Tod schon bey ihm.“

„Wer auf der Reise einen guten Vor-
rath bey sich hat, der ist vergnügt, wenn
die Nacht hereinbricht.“

Nach den celtischen Begriffen hatte
derjenige eine Tugend mehr, der mit seinem
Blute nicht geizte. Auch unser Dichter hält
dafür, weil der Mensch doch sterben müsse,
sey es wohl so gut im Treffen, als an Krank-
heiten sterben; deswegen sagt er:

„Der Thor glaubt ewig zu leben, wenn
er nur aus dem Kriege bleibt; aber,
wenn ihn auch die Lanzen nicht treffen, so
verschont ihn doch das Alter nicht.“

So wie der Verfasser des Havamaal
aus der Vergänglichkeit des Lebens, und dem
gewiß bevorstehenden Tode einen Grund
nimmt, die Heldentugenden anzupreisen: so
giebt ihm auch die Flüchtigkeit des Reich-
thums, der Wankelmuth des Glückes, und
überhaupt die Vergänglichkeit aller Dinge,
die, so lange er auf Erden lebt, der Wunsch
und das Ziel des Sterblichen zu seyn pflegen,
Geles

Gelegenheit, den Menschen zur Erwerbung eines dauerhafteren Gutes zu ermahnen. Dieses ist der Nachruhm, als welcher sich ohne Tugenden, schöne Thaten, und ein unsträfliches Leben nicht erlangen läßt; deswegen sagt unser Sittenlehrer:

„Der Reichthum verfliegt in einem Augenblicke. Unter allen Freunden ist er der wankelmüthigste. Die Heerden fallen um; die Verwandten sterben; die Freunde sterben; du selbst wirst sterben. Aber Eines weiß ich, das stirbt nicht: das Urtheil, das man von den Verstorbenen fället.“

Die Gütsamkeit, eine der schönsten und gewöhnlichsten Tugenden unsrer guten Väter, empfiehlt Woban zu wiederholten malen:

„Es giebt keine schreckliche Krankheit, als mit seinem Zustand nicht zufrieden seyn.“

„Was du hast, so wenig es ist, ist immer das beste.“

Unser Sittenlehrer ermahnen uns, gegen jedermann nachsehend, aber gegen uns selbst streng und unerbittlich zu seyn. Woban

ban ist von dem Werth dieser Lehre ebenfalls überzeugt, und räumt ihr deswegen einen Platz unter seinen Vorschriften und weisen Sprüchen ein:

„Besser ist's, andern Leuten zu schmeicheln, als sich selbst.“

Einige Neuere wollen unsern Vorfahren die Leutseligkeit absprechen. Ich kann sie nicht besser, als mit Bodan's Worten widerlegen:

„Seh leutselig gegen die, so du auf deinem Wege findest.“

Es ist nichts unanständiger, als des Alters zu spotten, und Greise zu verlachen. Unsere gebildeten Zeiten haben sich von dieser, wie von andern Unarten, noch nicht rein gewaschen. Der Dichter des Havamaal, dessen Tage wir der Wildheit beschuldigen, ist doch nicht so wild, daß er nicht einsehen sollte, es sey eine garrstige Ungezogenheit, alte Leute zu verspotten. Er befiehlt:

„Lache des Greises nicht! lache nicht über deinen grauen Großvater! Weise Reden kommen oft aus runzlicher Haut.“

Folgende weise Sprüche des Havamaal mögen diesen Bogen beschließen:

„Steh

„Steh zeitig auf, wenn du reich werden oder den Feind überwinden willst. Der schlafende Wolf hascht keinen Raub; der schlafende Mensch trägt keinen Sieg davon.“

„Hat der Thor ein leichtes Ding begriffen, so glaubt er, alles Mögliche zu wissen. Aber er verstummet, so bald man ihm eine dunkle Frage vorlegt.“

„Manche halten einander für aufrichtige Freunde; aber die Erfahrung zeigt ihnen das Gegentheil. Es ist eine alte Klage, daß wahre Freundschaft selten sey.“

„Der Weise ist mäßig im Gebrauch seiner Gewalt; denn wenn er unter angesehenen Leute kommt, siehet er ein, daß er noch nicht der Trefflichste unter allen sey.“

„Das Herz allein weiß, was im Herzen ist. Aber der Verstand ist immer sein eignen Verräther.“

Der
D e u t s c h e .

Sechß und neunzigstes Stück.

Liebster Freund,

Hier haben Sie ohne Vorrede den Bersolg meines Traumes.

„Freylieh, fuhr Edmund fort, müßt ich schamroth stehen, wenn ich mit dir aus einerley Gründen handelte. Nahn ich etwa, wie du, die Fremdlinge ins Haus, aus Neigung zu ihrem Lande, zu ihren Sitten, zu ihren Thorheiten? — Gab ich sie meinen Söhnen zu Gesellschaftern, zu Vertrauten, zu Lehrmeistern, zu Mustern? — Sand man je die Sucht zu französisiren an mir? oder hat der graue Edmund seine Kinder mit dieser Seuche angesteckt? und bezahlt er etwa die Gallier, um seine Kinder in der Verachtung Deutschlands und in den fremden Sitten recht zu befestigen? — Solche tödtende Vorwürfe konnt ich nie verdienen. — Wisse denn, daß ich den freyen Deutschen in alle Wege für zu frey
Achter Theil. 11 und

und zu edel halte, als daß ich ihn in die Farben der Dienstbarkeit kleiden möchte. Der Deutsche muß niemanden dienen, als dem Vaterlande. Will von diesem Grundsatz, soll wie mein Mitbürger der Sklave meines Willens seyn. Wenn ich also Lakaien brauche, nehm ich Ausländer, und zwar Gallier dazu. Kein Volk taugt besser, dem Deutschen aufzuwarten, als sie, die wir so oft besiegten; als sie, die des Schmiegens und des Gehorchens gewohnt sind. Siehst du nun die Ursache, warum niemals andre als Franzosen die Liberay meines Hauses tragen, und von mir zu niedrigen und knechtischen Verrichtungen gebraucht werden? — Alles hergegen, was freye Leute nicht entehrt, vertraue ich Deutschen an. So sind, du weißt es, alle meine Schreiber, die Aufseher über meine Ländereyen, meine Ackerleute, meine Pferdewärter, alle diese sind Deutsche. Auch kleide ich sie, wie es freyen Deutschen anständig ist, und hülle keinen in die auszeichnenden Gewänder der Knechtschaft, weil keiner von ihnen mein Aufwärter ist; im Gegentheil sind sie meine Gehülfsen, die
mir

nur für eine billige Vergeltung Geschäfte verrichten, die ich nicht bestreiten kann, oder die ich nicht verstehe. „

— Der ehrliche Alje hat Recht, dacht ich. Denn der Mann, der mein Essen kocht, ist so wenig mein Knecht; als der Becker, von dem ich mein Brod kaufe, oder der Brauer, von dem ich Bier nehme. Meine Hausgenossen, die mir den Acker bestellen, oder mein Pferd füttern, sind so wenig meine Knechte, als es der Schuster ist, der meine Stiefeln verfertigt. Aber der Glende in seiner knutscheckigen Jacke, der sich zur verächtlichen Arbeit die Stiefel zu säubern, — zu noch verächtlicher, noch knechtischen Arbeiten verkauft, der keinen andern Willen haben darf, als den Willen seines Herrn, — der jedem Worte, jedem Winke, der Peise und der Schelle solasam seyn muß — dieser dienet und ist Knecht. Edmund hat Recht, daß er zu solchen Verrichtungen keinen Deutschen gebrauchen mag; gleich ihm, würde ich stets Bedenken tragen, dem allergeringsten unter meinen Landesleuten das Kleid der Dienstbarkeit zu geben. —

„Fremdling! fuhr der alte Edmund fort, und heftete seinen Blick voll Würde und edeln Selbstgefühls auf Günthern, — Fremdling! — so nenne ich dich, seitdem du ein Verächter des Vaterlands bist — weißt du nun, warum ich mir von Ausländern dienen lasse? Ich schmeichle ihnen nicht, wie du; ich vertraue ihnen nicht mein liebstes auf der Welt, mein Herzensblut, die Söhne an, durch die ich, wenn ich nicht mehr bin, noch zu leben denke, durch die ich, wenn mein Staub längst verwehet ist, meinem Namen dem Vaterlande noch werth zu machen hoffe.“

„Du vertheidigst die Niederlegung deiner Aemter? — Besser und redlicher wärs, du hättest die Gefinnungen deines Herzens frey heraus gesagt. Aber das wäre dir zu deutsch gewesen; denn du hast beym Sals hier den edlen Freymuth verlernet, der den Deutschen auszeichnet. Dafür lerntest du Verstellung, und die verächtliche Kunst, deine Fehler zu verkleistern. —“

„Das Vaterland weiß es, daß du vermals ihm zum Besten geblutet, gearbeitet und gewachtet hast. Es vertraute dir Aemter —

ter — das heißt: es knüpfte dich mit den genauesten Banden an sich. Du bewiesest dich als einen Bürger, und entsprachst dem Vertrauen des Vaterlandes. Das alles wissen wir, und desto schwerer trifft dich jetzt unsere Verachtung, weil es dir bey großen Fähigkeiten, bey allem Vermögen dem Vaterlande, dem Lande, das dich liebte, ehrte, und lohnte, zu dienen, am Willen gebricht. „

„Warum entsagtest du deinen Bedienungen? — Um dir, sagst du, ein ruhiges Alter zu verschaffen. — Träge Unthätigkeit ist dir also Ruhe? — Weichling! — Oder hat dich die französische Lebensart so entnerot, daß du jedes Geschäfts unfähig bist? — Fremdling, wir sehen, daß du in deinem schönsten Jahre noch mit aller Stärke eines vierzigjährigen Mannes ausgerüstet bist. Und gesetzt, dein Körper wäre schwach, giebst du zu, daß dein Kopf völlig geschwächt und unbrauchbar sey? Könntest du, nach deinem eignen Urtheile, dem Vaterlande auf keine Weise mehr nützlich seyn? Hieltest du dich für ein völlig abgestorbenes Glied? — „

„Unser Vaterland hat izt mit allen seinen Nachbarn Friede. Ich hätte nichts dawider, wenn Günther sich bloß von denen auch in Friedenszeiten mühseligen Kriegsbewachungen losgesagt, und die stillern friedlichen Aemter beygehalten hätte. Hier war das Feld, in welchem er durch seine Erfahrung, durch seine lange Bekanntschaft mit den Geschäften, und durch seine Gelehrsamkeit noch lange hätte glänzen müssen. — Der Patriot widmet sich dem Vaterlande, so lange er lebt; diesem gehöret er; dieses hat ein heiliges, immer gültiges Recht auf seine Dienste. So bald er dieselben verläßt, hört er auf, Patriot und Bürger zu seyn; er wird ein Fremdling. Das wurdest du, Günther! Du wurdest noch mehr; du wurdest ein Verächter, ein Feind des Vaterlandes. — Nicht, Günther? — Was ist denn diese Entfernung von den Rathöverfassungen? diese ehrlose Unthätigkeit, zu der du dich dem Vaterlande entwandt hast, und die du Ruhe nennest? diese Verbannung auf deine Güter, wo der vormals weise und tapfere Mann jezt in schändlicher Weichlichkeit lebt? diese völlige
Abz

Abschwörung der deutschen Sitten? dieser ewige Umgang mit deinen gallischen Knechten? — Noch, wenn du in deiner — Emsamkeit will ichs nennen, deine Zeit dazu anwendetest, Bürger aus deinen Söhnen zu bilden! Allein, selbst dieser Vorwand, wenn auch deine zu sehr am Tage liegenden Gefinnungen ihn dir noch erlaubten, würde nichtig, würde augenscheinlich ein bloßer Vorwand seyn; denn es ist unvidersprechlich, daß sie fähiger geworden wären, dem Vaterlande zu dienen, wenn du fortführst Geschäften vorzustehen, und selber deine Söhne zu Geschäften anführtest. „

„Doch genueß deiner Ruhe, die du, wie du sagst, durch Narben und Schweiß, durch Sorgen und Dienste erkaufet hast! Genueß ihrer innerhin! Meinetwegen magst du welches Recht dir beliebt auf dieselbe haben; ich gönne es dir. Sey was du willst, unvernünftig oder unwürdig dem Vaterlande ferner zu dienen; ich will mich nicht darum bekümmern. Ich habe mich schon erklärt, daß ich nicht den unpatriotischen, arbeitshenden Günther, nicht den sechsziqjährigen tändelnden Stüßer, nicht den Affen der

Ausländer, nicht Günthern das gallische Weib anklage: sondern Günthern den Verderber seiner Söhne. Mit diesem hab ich zu thun, und aus diesem Gesichtspunkte. Das andre sind Nebenumstände; sind Fenster, die ich nur öffnete, damit jedermann das Innerste deines Herzens erblicken könne. Gieb uns, wenn es möglich ist, die Söhne wieder, die du dem Vaterlande geraubet hast! Sie gehören dir nicht allein; das Vaterland hat stärkere, heiligere Rechte auf sie, als du; gieb sie uns mit deutschen Seelen wieder, mit Herzen, die vom Patriotismus glühen, dann wollen wir dir verzeihen, daß du so Lühn warst, heute vor den Richtern und unserm edlen Volke den Mund zur Vertheidigung zu öffnen.»

„Aber unmöglich dünkt mirs,“ Fremdling, daß die Jünglinge aus dem Irrgange wieder zurecht zu leiten seyn; zu tief hast du sie hinein geführt. Ich rede nicht davon, wie du dich selbst zu glauben, daß keine Söhne von Galliern in einigen Liebesübungen unterwiesen worden. — Zwar ein Franzos ist, selbst mit dem Degen in der Hand, immer ein drolliges Ding. Aber
mag

mag ers doch seyn. Da deine Söhne weder zu Klopffechtern, noch zu Bereitern oder Tanzmeistern bestimmt waren, so liegt an diesen Nebendingen, wiewohl sie auch nicht ganz unbedeutend sind, freylich so gar viel nicht; und wir wollen sie übergehen. Das ist der Punkt, daß du deine Söhne zu gallischen Lastern, zur Gleichgültigkeit und Verachtung des Vaterlandes, zum Leichtsinne in Absicht auf Religion, Tugend und Sitten anführtest, und anführen ließest. — War dein eignes Herz deutsch, so mußte der Aufenthalt in Frankreich unter deiner Aufsicht deinen Söhnen zum größten Vortheil gereichen. Dann konnte dein Beispiel sie lehren, daß der Deutsche allenthalben ein Deutscher seyn, und nie seines Vaterlandes sich schämen darf. Dann konntest du selbst deine Jünglinge auf die Verschiedenheit des Nationalgeistes beyder Nationen aufmerksam machen; du konntest ihnen bey dem Absteigenden der französischen Sitten von den unsrigen zeigen, daß der Vortheil auf unsrer Seite sey; du konntest ihnen zeigen, wie hoch das Land der alten Irene über Gallien stehe; du konntest

test sie lehren, durch jene blendende Schminke
hindurch zu sehen; du konntest — —
Doch, was bedarfs der Weitläufigkeit?
Thuehin verdrrieß michs, mit dir, so wie
du jetzt bist, an diesem Orte zu reden. Ich
habe genug gesagt, um dich den Richtern
kenntlich zu machen. Mit Unmuth erinnre
ich mich der Worte jenes deutschen Dichters:

Gleichwie ein wilder Geist in dem Gewächs
des Rheines
Nach Gallien verpflanzt, den Vorzug unser's
Weines,
Die ächte Deutsche Kraft erstickt;
Es reißt ein süßes Gift an ungetreuen Stöcken,
Das unsre Nerven reizt um Wollust zu er-
wecken,
Gesunde nur berauscht, und Kranke nicht er-
quickt:
So wirkt des Leichtsinns Geist, der mit dem
stolzen Namen
Der großen Welt den schwachen Deutschen
rührt,
Auf manches Deutschen Herz, erstickt der
Tugend Samen.
Der Dämon, der uns reizt, das Fremde nach-
zuahmen,
Hat manchen Glücklichen zu einer Bahn
verführt,
Die in das Labyrinth des Unglücks sich verliert.
Der

Der Tugend Schatz, den mancher in dem Lande,
 Das ihn erzog, mit langem Ruhm bewahrt,
 Vertauscht er für den Preis der Schande
 Um Frankreichs neue Lebensart.

Ja, ihr Richter, mit dem trübsten Unmuth erinnre ich mich dieser Klagen. Tief in der Seele schmerzt es mich, daß sie sich noch auf meine Zeitgenossen anwenden lassen; und sonderlich, daß sie so genau auf Günther passen. Mit wie langem Ruhme bewahrte er den Schatz der Tugend im Lande, das ihn erzog, dem er diente, das ihn unter seine Kleinode zählte! — und wie leicht vertauschte er ihn! „

„Waterland! Waterland! zum erstenmal ist mirs schwer geworden, einer Pflicht des Bürgers nachzuleben! Aber, so lange er lebt, wird Edmund dich über alles schätzen!“

Edmund begab sich unter die versammelte Menge zurück. Ein andrer Deutscher trat an seine Stelle. Sein Vortrag war kurz.

„Ihr Richter, sprach er, ich klage meinen Bruder an. Seine Frau verläßt die eheliche Treue. Er weiß es und duldet.“

Ein andrer klagte, daß ein reicher Botsknecht einen ehrlichen, arbeitsamen, aber armen

armen Mann, wegen einer geringen Schuld gedrückt, und sich endlich, durch Begleichung der wenigen Habseligkeiten des Armen, bezahlt gemacht habe.

Noch ein anderer brachte folgendes vor die Richter:

„Eigennuß, Habsucht und Brodtneid sind Laster, welche die Deutschen längst den Ausländern überlassen haben. Wo ist aber wohl eine Heerde, unter der nicht etliche ungesunde Schafe seyn sollten? — Hilmar, ein Schuhmacher, in dem kleinen Orte, wo ich gebohren bin, faßte den Entschluß, neben seinem Handwerke einen kleinen Lederhandel zu treiben. Dieses Vorhaben war nicht unrecht, da in dem ganzen Orte kein Lederhändler wohnte, sondern alle Schuster, Sattler, und andere Lederarbeiter ihr Leder von den benachbarten Städten kommen ließen.“

Hilmars Lederhandel hatte dennoch keinen rechten Fortgang, es sey nun, daß die Schuld an ihm und seinen schwachen Vermögen lag, welches ihm nicht erlaubte, sich mit einem hinreichenden Waarenlager zu versehen, oder daß es ihm an denen zu diesem

diesem Handel erforderlichen Kenntnissen mangelte, oder aber, daß seine Zunftgenossen und andre in Leder arbeitende Mitbürger theils aus Gewohnheit, theils, weil sie ihre Rechnung besser dabei finden konnten, den Handel mit den benachbarten Städten vorzogen. Man hielt ihn immer für den besten Schuhmacher, und jeder mann wollte von seinen Schuhen haben, aber nur wenige verlangten sein Leder. So gieng es viele Jahre, bis endlich Eckhard, ein Lederhändler, sich an dem Orte niederließ, der in so fern mit Hilmar gleiches Schicksal hatte, daß selten jemand von seinem Leder kaufte, übrigens aber schlimmer daran war, als Hilmar, weil er sich zu nähren nichts anders verstand, als seine Handlung. Wie aber ein verständiger Kaufmann immer Auswege zu finden weiß, wo der unverständige zu kurz kommt: so wußte auch Eckhard sich bald auswärtigen Absatz zu verschaffen; und lustig wars, daß verschiedne Lederarbeiter derjenigen Orter, woher meine Vaterstadt ihr benöthigtes Leder bekam, das ihrige wieder von Eckhard kauften. Dies verdroß Hilmar;
 ein

ein häßlicher Brodtneid bemeisterte sich seines Herzens; es war augenscheinlich, daß Eckhard ihm keinen Eintrag in Absicht der Nahrung that, dennoch sah er jeden Groschen, den der ehrliche Eckhard verdiente, als Gut an, das ihm entzogen würde, und trachtete ernstlich, ihn zu vertreiben. Hierzu schien ihm kein Mittel tauglicher, als folgendes: Er legte eine Gerberei an, ward selbst ein Gerber, und wirkte einen Freiheitsbrief aus, vermöge dessen niemand in dem Distrikt mit Leder handeln durfte, als Hilmar. „

„Die Sachen blieben auf dem alten Fuß. Kein Mensch kaufte Hilmaru sein Leder ab, und wer welches brauchte, verschrieb es, nach wie vor, von den benachbarten Dörfern; denn das war in dem Freiheitsbriefe nicht verboten. — Eckhard war indessen genöthigt, den Ort zu räumen. Er thats mit Gelassenheit. Ganz Deutschland, sprach er, ist mein Vaterland, und überall giebt Gott dem Arbeitsamen und Redlichen sein Brodt. Er ließ sich in dem Gebiet eines benachbarten Deutschen Fürsten nieder, und Gott gab ihm Brodt. „

„Es ist meine Sache nicht, zu untersuchen, in wiefern dergleichen Freiheitsbriefe dem gemeinen Besten und der Freiheit des deutschen Bürgers zuträglich oder nachtheilig seyn mögen. Meine Einsichten erstrecken sich nicht so weit; ich bin im Lasse und unter den Waffen aufgewachsen, unter den Waffen grau geworden, verstehe meinen Dienst, und mische mich nicht in Staatsfachen, bloß, weil ich nicht viel davon verstehe. Aber, das kann ich beurtheilen, daß Nahrungsneid, vorzüglich solcher von Hilmars Gattung eine häßliche und undeutsche Sache ist, die sich mit der frommen Gütigkeit unsrer Väter, und mit dem edlen Sinn der Mannesöhne nicht verträgt. Ueberhaupt ist der Neidische in meinen Augen ein Schensal.“

„Ob ihr übrigens, weise Richter, Hilmarn zu strafen brauchet, weiß ich fast nicht. Er ist schon doppelt vom Himmel gestraft. Erstlich frist ihm die Nachricht, daß Eckhard auswärtig sein gutes Fortkommen findet, das Herz ab; und fürs andre hat er durch seine neue Handthierung
und

und Handel, welche beyde er nicht verstand, und durch die Vernachlässigung seines erlernten Handwerks es dahin gebracht, wohin er den ehrlichen Eckhard gerne bringen wollte; das heißt: er seufzt unter der schweren Hand der Dürftigkeit und des Mangels; und wird bald, aber auf eine ganz andre Art als Eckhard, den er vertrieb, die väterliche Stadt, wo niemand ihn liebt, weil jeder ihn kennet, und vielleicht gar den deutschen Boden, wo unedle Gemüther so schwerlich gedeihen, räumen müssen.

Der
D e u t s c h e .

Sieben und neunzigstes Stück.



(Fortsetzung des 96sten Stückes.)

Wie der alte Officier seinen Vortrag geendiget hatte, trat ein junger Mensch vor die Richter.

„Edle Greise, sprach er, Lothar, der jetzt mit so vieler Gemächlichkeit lebt, war vormalß arm. In jenen Zeiten der Dürftigkeit hatte er einen Freund, den er zärtlich liebte, von dem er wieder innig geliebt wurde; Lothar und Ludwig waren unzertrennlich. Gemeinschaftlich sammelten sie oft auf Mittel, ihrem beyderseitigen Mangel abzuhelpen, und gemeinschaftlich waren ihre Ueberlegungen fruchtlos; die erste Anlage, die so unentbehrlich ist, wenn man vorwärts kommen will, fehlte beyden.“

„Wenn ich mir je ein Glück wünsche, pfleget Lothar oft zu sagen, so istß nicht
Achtet Theil. X um

um meinetwillen. Ich bin nach und nach des Mangels gewohnt worden, und kann ihn ertragen. Um deinetwillen wünsch ich mir ein milderes Loos, liebster Ludwig! Dann kennst du die Wollust genießen, das deinige erträglicher zu machen! Wie süß würde mirs seyn, alles, mein Theuerster, alles mit dir zu theilen! „

„Laß uns, werther Lothar, sprach Ludwig, wenn wir ja Wünsche wagen, ein gemeinschaftliches Glück wünschen, oder wenigstens einen gleichen Fortgang auf der Bahn des Glückes, ein Gleichmaaß in unsern beyderseitigen Schicksalen. — „

„Warum, Ludwig? versetzte Lothar. Mich deucht, ich würde glücklicher seyn, wenn ich dir meinen Wohlstand zu danken hätte, wenn deine Freundschaft mein Elend milderte, weit glücklicher, als wenn das Spiel des Glückes, die Gunst der Fürsten, oder gar meine eigne Anschläge mir bequeme Tage verschafften! „

„Diese zärtliche Denkart, erwiederte Ludwig, macht deinem Herzen Ehre, und beweiset, daß du jetzt in einem hohen Grad mein Freund bist. „

„Und

„Und o! fuhr Lothar fort, wie würde mein Herz voll schmelzender Borne sehn, wenn das Schicksal es so ordnete, daß ich dir aufhelfen könnte! Freund meines Herzens, würd ich rufen, sieh, dies gab mir Gott für mich und dich! Komm jezt, und genieß es mit mir! „

„Würdest du? fragte der weise Ludwig. Wer weiß, Lothar, ob du würdest. Jezt denkst du es, denn jezt ist dein Herz gut. Du bist arm, mein Freund, und Armuth ist die Mutter großer Tugenden. Lothar! Lothar! ich gab acht auf den Menschen; bessere Tage verschlimmern oft das Herz. Aldrast, Chrysipp und andre, die du kennst, sind hoch gestiegen; siehst du, daß sie etwas für diejenigen thun, die ihre vertrautesten Freunde waren, ehe Aldrast von Armuth getrieben zur See gieng, und Chrysipp, die Tochter des reichen Heinrich, heyrathete? — Aldrast und Chrysipp waren beyde gut. Aber der Reichthum ist ein mörderischer Stiefvater derer Tugenden, welche die Armuth erzeugt hat.“

„Wir wollen annehmen, fuhr der Menschenkenner fort, daß du nach und nach in

bessere Umstände geriethest. Bey jedem Schritte, den du vorwärts thatest, würdest du immer ein wenig mehr von der Denkart abweichen, die dir jetzt eigen ist; die Freundschaft gegen den ärmern Ludwig würde immer ein wenig von ihrer Wärme, und die Vorstellung, wie schwer der eiserne Arm der Dürftigkeit sey, immer ein Theil ihrer Lebhaftigkeit verlieren. Nach und nach würdest du vergessen, wie dem Armen zu Muth seyn.»

„In dem ersten Wachsthum deines Glückes käme Ludwig dir wol zuweilen in den Sinn. Ludwig? der arme Schelm, ihm muß geholfen werden! gut! aber noch kann ich nicht; erst muß ich mich selbst in Positar setzen. Diese Stühle, dieser Tisch? wahrhaftig, das ist jetzt zu lumpigt. Ich muß für anständige Möbeln sorgen. — So ungefähr würdest du denken. Und nun hättest du denn, was du anständige Möbeln nennest. Aber jetzt ist's gar nicht Zeit an den hilfbedürftigen Ludwig zu denken. Der Herr Lothar findet, daß sich für ihn nicht mehr schicket, in einem gemietheten Hause zu wohnen. Er muß ein eignes Haus kaufen;

kaufen; wenn das geschehen ist, dann wird man eher etwas für Ludwig thun können.“

„Gut macht Muth, wie man sagt, lieber Lothar. Auch du würdest dein Theil Hochmuth bekommen. Mit dem Vermögen würdest du die Denkart der Vermögenden annehmen; du würdest die Armuth für eine Schande halten; du würdest dich des armen Ludwigs schämen. Er, der jetzt dein Liebstes ist, dessen Freundschaft, wie du versicherst, dein Glück, dein Stolz ist, würde dann dir Schamröthe abpressen, wenn er auf der Straße neben dir gieng. Ja, Lothar, so ist's! du würdest dich deines Freundes schämen. Sein abgetragenes Röckchen, sein ausgebeesserter Stiefel würde zu sehr gegen deine vergoldeten Kleider, gegen deinen seidnen Strumpf und Spitzemanschetten abstechen. Wärest du zuweilen für ihn zu Hause, so wärs in deinen einsamen Stunden; an deinem Freuden- und Ehrentische würde kein Platz für Ludwig seyn. Zehn, zwölf Jahre wären nun verflossen, ohne daß Lothar für Ludwig etwas hätte thun können. Wäre es igt wol Zeit? Nein. Lothar hat wohl ein paar tausend Thaler

stehen — aber er muß sich schämen, daß er noch keine Kutsche und Pferde hat. Hernach wird er ein Landhaus haben müssen. Sein Wohnhaus wird ihm nicht mehr bequem genug seyn; es muß anders gebauet werden. So wird er immer sich selbst der Nächste seyn. Endlich kommt mit unmerkten Schritten das Alter heran. Nun fängt Lothar an auf Kapitale zu denken. Er sammelt Schätze — denn er muß doch für seine Nachkommen sorgen. Ludwig stirbt indessen vor Gram und — Hunger. Es ist Schade, spricht Lothar; der Mann wollte gerne durch die Welt. Ich hätte mit Freuden was für ihn gethan, aber Gott weiß, es stand nicht in meinen Kräften. — Siehe Lothar, das ist das Ende von Liebe, und der Lauf der Welt. „

„O mein Theuerster! mein bester! rief Lothar, wie sehr erkennest du mein Herz! niemals, niemals wird dein Freund so unwürdig denken! so handeln!“

„Gut, versetzte der Weltkenner. Vielleicht lehrt's die Zeit. Es giebt Ausnahmen von der Regel, aber sie sind selten; — vielleicht Eine in fünfhundert, in tausend Jahren.“

ren. Vielleicht bist du vom Himmel ersehen, die einzige Ausnahme zu machen, die ich erleben soll. Noch erlebt ich keine. Das bestärkt mich so sehr in meiner Meinung, daß ich selbst an meinem eignen Herzen, so gut es jetzt seyn mag, zweifle, und daher den Himmel bitte, mich lieber vor Glücksgütern zu bewahren. „

„Mit dir hats keine Noth, rief Lothar. Ich kenne dich, und urtheile besser von deinem Herzen. Ludwig wird, und wenn er Millionen besitzt, immer Ludwig, immer der beste, der edelste unter den Sterblichen bleiben.

„Ludwig zuckte die Achseln, und lächelte. So lange ich ein Mensch bin, sprach er, werde ich mir selbst nicht trauen. Ich habbs erfahren, daß man für seine künftigen Gesinnungen niemals Bürge seyn kann. „

„Ueber diesen Gegenstand unterhielten die beyden Freunde sich oft, ohne daß einer den andern zu seiner Meinung belehren konnte. Beyder Herzen waren gut; der eine traute dem seinigen zu viel, der andre vielleicht zu wenig. Lothar rief dem Himmel an, sie beyderseits zu beglücken;

Ludwig bat nur um ein nothdürftiges Auskommen. Das ist, sprach er, der sicherste Weg, gut und tugendhaft zu bleiben, und meinen Freund zu behalten. „

„Ludwig, der zur Handlung erzogen war, fand, als die Umstände der beyden Freunde am allerverzweifeltsten waren, unverhohlt ein Mittel, eine kleine Handlung anzufangen. Das Glück fieng an, ihm freundlichere Minen zu machen, und es schien, als wenn der Segen ihm zuströmte. Er vergaß seines Freundes nicht; er theilte jeden Segen mit ihm; er nahm ihn zu sich ins Haus und an den Tisch; er versah ihn mit den nöthigen Kleidern, und wenn seine Umstände es irgendwo erlaubten, auch mit Gelde. Er gab sich alle Mühe, seinen Lothar, der sich der Wissenschaften gewidmet hatte, zu empfehlen, um ihm zu einer Bedienung behülflich zu seyn; er that, was er konnte, und fast mehr. — Lothar fand indessen nicht, wie er wohl, ehe der Fall wirklich war, versichert hatte, Süßigkeit in dem Gedanken, daß sein Freund sein Wohlthäter war. Im Gegentheil fieng ein geheimer Neid an, sich in sein Herz zu schleichen. Warum, sprach

sprach er zu sich selbst, ist Ludwig glücklicher als ich? verdient er's mehr? Mein wärmeres Herz würde besser als das seine die Wollust geschmecket haben, seinem Freunde Gutes zu thun. Aber so geht's! die empfindendsten Herzen sind immer die unvermögendsten! — „

„Das Glück hat seine Launen. Es macht aus Gärtnern Monarchen — und aus Königen, Schulmeister, und alles das oft schnell und unversehens. Ludwig erfuhr's. Ein paar unvorgesehene Unglücksfälle stürzten ihn plötzlich von seinem Wohlstande an den Bettelstab. Sein edles Herz bedauerte bei dieser traurigen Veränderung niemanden, als seinen Lothar. Beide Freunde waren nun wieder in der äußersten Dürftigkeit, und mehr als jemals ohne Hoffnung. „

„Lothar trug seine Sorgen oft in einen Wald. Einst, als er dort seinen Gedanken nachhing, sah er eine goldne mit Edelsteinen von großem Werth besetzte Uhr zu seinen Füßen. Er nahm sie auf, und erkannte auf einem daranhängenden Petschaste das Wappen eines der vornehmsten Staatsbedienten. Geschwind begab er sich nach der Stadt zurück, um den Fund seinem

K 5 Eigens

Eigenthümer wieder zuzustellen. Er kam nach dem Hause des Staatsbedienten, gerade als derselbe vom Pferde stieg. Ich vermute, sprach er, daß diese Uhr, die ich im Walde fand, Ihnen gehört, und ich eile, Ihnen dieselbe wieder einzuhändigen. Der Minister nahm die Uhr (er hatte sie wirklich an demselben Tage auf der Jagd verloren) und that einige Fragen an den Ueberbringer, welche dieser mit Ausstand und Klingheit beantwortete. Mein Freund, sagte der Minister, Ihr Anzug verräth Ehrfurcht, aber Ihre Ehrlichkeit und Ihre Antworten verzeihen ein edles Herz und Erziehung. Wer sind Sie? — Lothar meldete ihm in wenig Worten seinen Namen, Stand und Schicksale. — Kommen Sie morgen früh um acht Uhr zu mir, sprach der liebenswürdige Staatsbediente, ich will sehen, ob ich Ihnen von einigem Nutzen seyn kann.

„Es ist leicht zu ermessen, daß Lothar eine so vortheilhafte Gelegenheit nicht ungenutzt ließ. Der Minister, den die einnehmende Mine des jungen Menschen schon zu seinem Vortheil gestimmt hatte, fand am folgenden Tage in einer langen Unterredung,
daß

daß es unverantwortlich seyn würde, Lothars Talente nicht zum Besten des Vaterlandes zu verwenden. Er versprach, für ihn zu sorgen, schenkte ihm vorgängig eine ziemliche Summe zu Kleidung und andern notwendigen Bedürfnissen, und versicherte, daß er wegen seines Glückes unbekümmert seyn dürfe. Voll Freuden nahm Lothar von seiner bisherigen armseligen Wohnung Abschied, und versah sich mit einer besseren. Er setzte den Tuchhändler in Nahrung, und den Schneider in Arbeit. Hierauf begab er sich nach dem dürftigen Aufenthalt seines Ludwig, dem er sein neues Glück erzählte. Es ist nicht auszusprechen, wie herzlich Ludwig über diese angenehme Nachrichten versetzt war. Lothar zwang ihn, den Rest des empfangenen Geldes mit ihm zu theilen, umarmte seinen Freund, und eilte zum Schneider, um zu sehen, wie weit sein neues Kleid fertig sey.

„Der rechtschaffne Staatsbediente hielt sein Wort. Er fing damit an, daß er dem Lothar eine kleine Bedienung vertrante, und ließ ihn stufenweise höher steigen. Allmählich wie Lothar stieg, aien, was Ludwig vorhergesagt hatte, in Erfüllung. Er sah
die

die Dürftigkeit seines Freundes, er bedauerte sie auch wohl; auch ist es wahr, daß er ihn zu Abhelfung seiner dringendsten Bedürfnisse von Zeit zu Zeit mit einem oder etlichen Thalern an die Hand gieng: aber, das war auch alles. Er wußte zwar, daß diese Hülfe eigentlich gar keine Hülfe sey, und daß nichts als ein kleines Kapital, wäre es auch nur hundert oder anderthalb hundert Dukaten, erfordert würde, um dem guten Ludwig alle fernere Hülfe entbehrlich zu machen. Allein, um seinem Freunde mit dieser Summe zu dienen, hätte er sich etwas einschränken, seiner Bequemlichkeit, seinem Auswande, seinem Staat ein wenig entziehen müssen. Und wie wäre das möglich gewesen! selbst ist man sich doch immer der nächste. —

„Ludwig war so bescheiden, oder so klug, seinen Freund niemals um Beystand zu bitten. Lothar, dachte er in seinem Herzen, kennt meine Umstände, und die Art, wie mir zu helfen wäre, so gut als ich selbst. Entweder fehlt's ihm an Willen oder an Kräften, mir unter die Arme zu greifen. In beyden Fällen wars fruchtlos oder thöricht, ihn um Beystand zu bitten.“

„Lothar

„Lothar gieng zuletzt wirklich so weit, daß er sich der Dürftigkeit seines Freundes schämte. Es wäre ihm leicht gewesen, diese Schaam aus dem Wege zu räumen, und den dürstigen Ludwig in bessere Umstände zu setzen. Er war auch schon fast halb dazu entschlossen, als ihm sein Dämon eingab, seine Gemahlinn — denn Lothar hatte sich vermählet — als, sag ich, ihm sein böser Dämon eingab, seine Gemahlinn habe nur Einen Schmuck, und es wolle sich doch wohl für die Frau eines solchen Mannes nicht schicken, immer mit einerley Edelgesteinen in Gesellschaften zu erscheinen. Lothar! Lothar! Hätte das Glück dein und Ludwigs Loos vertauscht, er würde die einzigen Edelsteine seiner Frau entbehrlich gefunden, er würde Haus und Kutsche, selbst das unnütze Gold von den Kleidern, und die Kleider dazu hingegeben haben, dich glücklich zu machen, und mit Freuden hättest er's gethan! Du dachtest anders, und kauftest deiner Frau eine Menge unnützer Steine, deren einer hinreichend gewesen wäre, den edelsten unter den Deutschen auf lebenslang dem bittersten Mangel zu entreißen!“

»Ende

„Ludwig war mit seinem Freunde viel zu genau bekannt, als daß er jene unwürdige Schaam, von der ich eben sprach, nicht beobachtet haben sollte. Er beschloß den Augenblick, die größte Seltenheit in Lothars Hause zu werden. Dieser Entschluß fiel ihm schwer, denn er liebte seinen undankbaren Freund von ganzem Herzen, denn noch brachte er ihn zur Wirklichkeit, und kam seitdem nur zweymal in Lothars Haus, aber — beydemal zu seiner großen Kränkung. Das erstemal kam ihm Lothar entgegen: Entschuldige mich, mein Theuerster, aber bedaure mich vielmehr, daß ich heute deines Umganges nicht genießten kann. Dringende Geschäfte — Morgen, mein Bester, werde ich dir mit Verlangen entgegen sehen. — Ludwig gieng, und kam am folgenden Tag wieder. Er hatte wol schon eine halbe Stunde mit seinem Freunde, der über schlechte Zeiten klagte, verschwast, als ein Herr ins Zimmer trat. Wahrhaftig Lothar, sprach der angekommen, wir haben gestern bey Ihnen des Guten zu viel gethan; noch jezt thum mir die Haare weh. Ihr Rheinwein ist vortreflich. Von wem nehmen Sie ihn? Aber laß uns ein andermal vom

vom Weine und Schmausen reden. Heute
 komm ich in Amtsgeschäften zu Ihnen. —
 Ludwig erfuhr nun, daß die dringenden Ge-
 schäfte, die sein Freund am vorhergehenden
 Abend vergab, ein Gastmahl gewesen. —
 Er nahm seinen Hut und gieng. Als er
 durchs Vorzimmer gieng, hörte er den Herrn
 fragen: wer war der Mann? er sah so be-
 kümmern! — Lothar versetzte: Es ist ein
 armer Schelm, dem ich zuweilen etwas zu-
 fließen lasse. — Brav! erwiderte jener,
 man muß seinem Nächsten forthelfen. Der
 Mann hat was Edles im Gesicht und Stel-
 lung. — — Ludwig entfernte sich mit
 durchbohrtem Herzen, und betrat nie Lo-
 thars Schwelle wieder, der sich auch um
 ihn nicht sonderlich bekümmerte. »

»So verflossen sechs Monathe. Ludwig's
 Herz fühlte die ganze Schwere seines Schick-
 sals und das unedle Betragen Lothars. Am
 bittersten kränkte ihn die aus dem sträf-
 lichsten Hochmuth entspringende falsche
 Scham, womit Lothar ihn als einen Bet-
 ler ankündigte, statt daß er ihn als einen
 unglücklichen, hülfebedürftigen Freund, als
 seinen ehemaligen Wohlthäter, dem Mini-
 ster hätte vorstellen sollen. — Dem, der
 Minister

Minister war, der an jenem Abend Lothars Klagen über schwere Zeiten unterbrach; und so hoch war Lothar gestiegen, daß dieser schätzbare und große Staatsbediente mit ihm auf den vertraulichen Fuß eines Freundes umgieng. — Der Gram nagte so lange an Ludwigs Herzen, daß der bedauernswürdige Mann in eine schwere Krankheit fiel. Seit einem Jahre ungefähr waren wir dadurch bekannt geworden, daß wir unsere Wohnung in Einem Hause hatten. Gleichheit in der Gemüths- und Denkart, und Aehnlichkeit in den Schicksalen hatten uns zu gegenseitiger Vertraulichkeit gebracht — oder vielmehr die Vorsicht Gottes, welche nicht gestattete, daß Ludwig auf seinem Lager, hilflos, verlassen, ohne Trost, ohne Pflege, ein Raub der Krankheit, des Grams und des Hungers zugleich werden sollte. Vielleicht wollte der Himmel auch nicht, daß Lothars Betragen gegen einen Freund, gegen einen Wohlthäter, ohne Zeugen und ohne Ankläger bleiben sollte; ein Betragen, welches zur Schande der Menschheit so viele mit ihm gemein haben.»

Der
D e u t s c h e .

Acht und neunzigstes Stück.



Zweite Fortsetzung des 96sten Stückes.

Lothar erfuhr, so setzte der junge Mann
„seine Erzählung fort, ich weiß nicht durch
„welchen Zufall, die Krankheit und den in
„alle Wege beklagenswürdigen Zustand des
„Mannes, der ihn von der zartesten Kind-
„heit an so herzlich geliebt hatte. Es sey daß
„sein Gewissen aufwachte, oder daß eine an-
„dere Art von Scham ihn trieb; genug,
„an einem Abend, da ich mich dessen am we-
„nigsten versah, trat ein Mann in einem
„schlichten Mantel gehüllet in Ludwigs
„armseliges Zimmer.“

„Ludwig war aufs äußerste gekommen;
„jetzt lag er in einem Schlummer, dessen er
„lange beraubt gewesen. Ich eilte dem
„Ankommenden entgegen; er ließ den Man-
„tel vom Gesicht sinken, und ich erkannte
„den Lothar. — Was wollen Sie hier?

Achter Theil

N

„redes

„redete ich ihn an. Geh, Unwürdiger! ent-
 „heilige die Wohnung der Tugend und
 „Menschenliebenicht! — Der Unwille,
 „der mich bey seinem Anblick ergriff, und
 „diese Anrede setzte meinen Mann in sicheli-
 „che Bestürzung. — Ich muß geirret ha-
 „ben, sprach er; ich glaubte in dem Zimmer
 „eines gewissen Ludwig zu seyn. — Eines
 „gewissen? wiederholte ich bitter. Elen-
 „der! Sie sind wo sie seyn wollen. Jenes
 „armselige Lager, sieh! dort schlummert
 „die Rechtschaffenheit, die Tugend — viel-
 „leicht dem letzten langen Schlaf entgegen.
 „Geh, Lothar, und scheue dich wenigstens
 „diese Ruhe zu stören.“

„Er gieng, oder vielmehr schob ich ihn
 „zur Thür hinaus. Es schien mir, als ob
 „mein Herz merklich erleichtert wäre, so
 „bald ich ihn nur außer Ludwig's Kammer
 „sah. Ich war ihm sehr hart begegnet, ich
 „fühlt's; dennoch glaube ich mich zu keiner
 „förmlichen Entschuldigung verbunden. —
 „Lothar!, sagt ich, Sie sind der Erste, dem
 „ich, so lange ich lebe, unfreundlich begegne.
 „Es thut mir leid, daß ich aus meinem Cha-
 „rakter getreten bin. — Meine Stimme
 „ward

ward sanfter, fo wie mein wallendes Blut
 ſich allmählich beruhigte. — Lother, fuhr
 ich fort, was wollen Sie hier? Kommen
 Sie in der Abſicht, meinen Freund ver-
 ſcheiden zu ſehen? Er iſt ſeinem letzten
 Augenblicke nahe. Sehen ſie ſich, an je-
 dem Ort, wo ich meinen Freund nicht vor
 Augen habe, hoſſe ich gelaffen mit Ihnen
 reden zu können. Es iſt mir ſogar lieb,
 Sie einmal zu ſprechen.»

Ich ergriff ſeine Hand, und führte ihn
 zu einem Stuhl. Er war in einer Faſſung,
 für die ich keinen Namen weiß. Ich fuhr
 fort: Ich habe Ihnen Dinge zu ſagen, die
 Ihnen früh oder ſpät Ihr eigenes Gewiſſen
 ſagen wird. — Hierauf hielt ich ihm ſein
 ganzes unwürdiges Betragen gegen ſeinen
 Freund nach allen Umſtänden vor Augen;
 ich malte meine Gegenſtände mit den lebhaſ-
 teſten Farben, die mir Ludwig's jeßiger
 Zuſtand nur immer darbieten konnte; und
 als die Materie beynahe völlig erſchöpft war,
 kam ich auf die neuſten Vorfälle: War es
 Ihnen nicht genug, Lother, ſetzte ich hinzu,
 Ihren Freund, der vielleicht noch jeßt im
 blühendſten Zuſtand wäre, wenn er die er-

sten Reime seiner Kräfte nicht an einen Undankbaren verschwendet, weggeworfen hätte — wars ihnen nicht genug, diesen edlen Freund der Härte seines Schicksals hilflos preis zu geben, ihn zu verlassen, und sich heimlich seiner zu schämen? Mußten Sie ihn den Bermuthbecher bis auf die Hefen trinken lassen, und ihn öffentlich verleugnen? — und zwar gegen einen Mann verleugnen, dessen süßestes Geschäft es ist, Menschen zu beglücken, der Sie selbst (ich weiß Ihre Geschichte) aus dem Staube der Dürstigkeit, worinn Sie schmachteten, mit hülfreicher Hand hervor zog, Sie dem Vaterlande widmete; Sie mit Ehrenstellen bekleidete; Ihnen den Weg zum Wohlstande, zu erlaubten Reichthümern so gar, öffnete; und der auf die kleinste Empfehlung von Ihnen, auch Ludwig den Rechtschaffnen wieder in den Stand gesetzt haben würde, ein nützlicher Bürger des Vaterlandes zu seyn! — „

„Ich breitete mich weit über diesen Punkt aus, in der Absicht meinen Mann zur Selbsterkännniß zu bringen, und ihn, wo möglich, sich selbst wiederzugeben. Er hörte

hörte mir mit tiefen Stillschweigen zu. Als ich aufhörte zu reden, sprach er: Sie thun mir Unrecht, mein Herr; Sie verkennen mein Herz und meine Umstände. Hab ich nichts für Ludwig gethan? hab ich ihn nicht, so oft ich konnte, mit Gelde unterstützt? und mußt ich ihm meine Geschenke nicht immer aufdringen? hab ich nicht . . .»

„Schweigen sie, fiel ich ihm ins Wort, schweigen sie ewig von diesen schändlichen Almosen, die Sie der Tugend mit widerstrebender Hand reicheten! schändlich für Sie, und schändlich — vergieb, Ludwig ich kanns nicht verhehlen! — schändlich für den, der sie nahm! War das der Weg, etwas für Ihren Freund zu thun? Hätten Sie immer diese elenden Wohlthaten behalten, die im Grunde zu nichts dienten, als das Unglück Ihres Freundes zu verlängern! Glauben Sie mirs dreust, ich kenne ihr Herz und Ihre Umstände. Ihr Freund brauchte andre Unterstützung. Es stand in Ihrer Macht, ihm zu helfen. Lothar! vor Gott bezeug ichs, die Polster in meiner Kutschewürden mir eine Polsterbank, ein Flammenstisch seyn, wenn mein Herz mir sagte, daß das auf diese Bequemlichkeit (die im

D 3

Brun.

Grunde doch nur ein Veräch der Eitelkeit und des Stolzes ist) verwendete Geld hinreichend gewesen wäre, meinen Herzensfreund, meinen Wohlthäter, dem Elend zu entreißen. Sparen Sie die Ausflucht, Lothar, daß ein Mann wie Sie, seinem Rang und Stande etwas schuldig sey. Freylich hat ein angesehenener Stand etwas von dem, der seinem Stande Ehre machen will, zu fordern; aber größere Tugenden sinds, Lothar; kein größerer Aufwand; den fordert er nicht. Aber auch ohnehin sagt diese Ausflucht nichts. Sie konnten alles haben, worauf Sie jetzt stolz sind, wenn Sie auch das Schicksal Ihres Freundes verbessert hätten; nur etwa ein halb Jahr später hätten Sie alles gehabt. — Doch wie ich sagte, wenn wir auch das alles übergehen, läßt sich entschuldigen, daß sie sich Ludwigs schämten? ihn verleugneten? Nichts kommt Ihnen hier zu statten; jedes Wort zu Ihrer Rechtfertigung widerlegt dieser Mantel, in dem Sie sich hergeschlichen haben, damit niemand argwohnen mögte, daß der große Lothar es sey, der in die Wohnung eines armen, unangesehenen Ludwigs schlüpft. — Nach
Ihren

Ihren eignen Grundsätzen richte ich Sie. Wollten Sie Ludwig durch Ihren Besuch ehren, schämten sie sich seines Umganges nicht, warum erschienen Sie nicht in jenem glänzenden Aufzug, mit allem Ihren prälerischen Gefolge? Aber in der Finsterniß, zu Fuß, in elnen Mantel gehüllet? — Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, in den vorigen Zeiten solls gewisse Häuser in Deutschland gegeben haben, wie man sie in andern Ländern noch findet, wohl in Herren von Ihrem Stande verlappt, in Mäntel gehüllet, und ohne Geräusch und Aufsehen schlichen. — Aber noch einmal, was wollen sie hier? Wenn Ihre Absicht nicht ist, zu Ludwigs Füßen, den Himmel, die verletzte Freundschaft und die beleidigte Menschenliebe um Vergebung zu bitten, so sind Sie hier nichts nütze. Aber, auch auf den Fall rath ich Ihnen, diesen schmähllichen Mantel zurück zu lassen. Unglückliche muß man schonen; sie sind empfindlich.»

„Scham und Zorn wechselten aufstothars Gesicht ab. Wohl niemals hatte sich ihm die Wahrheit so ohne Gewand gezeigt. Er war im Begriff mir zu antworten, als Lud-

wig mich mit schwacher Stimme rief. Gehen Sie nicht weg, Lothar, sagt ich, ich will Ludwig Ihre Gegenwart melden.“

„Ich gieng hi rein zu meinem theuren Kranken; ich hñte Sie draussen reden, sprach er, und mich dünkte, mit Hestigkeit. Wer ist da?“

„Es war mir leid, daß ers gehört hatte, daß ich mit Hestigkeit, wie ers nannte, geredet; ich hatte doch meine Stimme gemäßigt. — Lothar, sagt ich, wünscht Sie zu sehen. Wollen Sie's ihm erlauben? — Doch mich dünkte, Sie sind schwach. Der Schlummer, von dem ich so viel hoffte, hat Sie nicht erquickt. Wärs morgen nicht besser? —“

„Lothar? Sie haben ihm doch nicht Vorwürfe gemacht! lassen Sie ihn herein kommen.“

„Ich öffnete die Thür. Komm, Lothar, sprach der Kranke. Mein Schicksal ist geendet. Zum letztenmal siehest du deinen Freund. . . Jetzt ist's Zeit, dich an die Veränderung zu erinnern, die ich deinem Herzen so oft vorherverkündigte, als wir noch beyde gemeinschaftlich arm waren.
Wie

Wie oft wünscht ich, daß wir beide arm bleiben mögten, denn deine Freundschaft war mir theurer, als alles, was das Glück für mich thun konnte. Tief, tief hast du mein Herz verwundet. Ich verzeihe dir! umarme mich! „

„Lothar sank an die Brust seines Freundes, der die schwachen Arme um ihn schlang. Ich besorgte, die lebhafteren Gemüthsbewegungen möchten dem Kranken nachtheilig seyn, und ich verschwieg meine Furcht nicht. Es war zu spät. Als ihn Lothar aus seinen Armen ließ, richtete Ludwig seine Augen auf mich, ergriff meine Hand, bestrebte sich sie zu drücken, und schien noch etwas reden zu wollen. Der Tod kam ihm zuvor; seine schöne Seele eilte den Armen ihres Schöpfers entgegen.“

„Lothar war tief erschüttert. Er warf sich auf einen Stuhl, und unterstand sich nicht, den Entseelten anzublicken. Wie ich selbst von der ersten Betäubung des Schmerzens ein wenig zurück kam, redete ich ihn an.“

„Im doppelten Verstande, Lothar, ist dies Ihr Werk. — Mögten Sie dereinst dem Richter so ruhig entgegen gehen, als die.

dieser Selige! Jetzt, Lothar, verlassen Sie mich, verlassen Sie diesen Ort! Bessere und dringendere Pflichten machen mirs jetzt unmöglich, Sie zu unterhalten.»

»Werfen Sie diese Pflichten auf mich, rief Lothar. Ueberlassen Sie mir die Sorge für unsern lieben Todten. — — —»

»Ihnen? fiel ich ihm in die Rede, Ihnen, Lothar? — Mit meiner linken hob ich Ludwigs Hand empor, und meine rechte legte ich auf die Brust des Entschlafnen: Bey dieser kalten Hand, sprach ich, bey allen Tugenden die in diesem Herzen wohnen, bey dem Rächer im Himmel schwör ichs, nie soll Lothar oder einer von den Seinigen diesen ehrwürdigen Leichnam berühren! — Ich bin nur arm, aber wär ichs so sehr, daß ich diese heiligen Gebeine ohne Sarg der Erde übergeben müßte, so soll kein Beitrag von Lothar sein Leichenbegängniß entehren! »

»Lothar verließ mich mit einigem Ungestüm. Am folgenden Morgen erschien sein Bedienter mit einem Geldbeutel und einem an mich gerichteten Briefe, worinn er mir meldete: er überließe mir die Besorgung
der

der Leiche; ihm mögt ich verzeihen die Kosten zu tragen. — Nehm er das Geld zurück, sprach ich zum Bedienten, und sag er seinem Herren: ohne Eitelkeit und Prahlſucht ſey ſchon für alle Koſten geſorgt. — Ich glaube, verſetzte der Bediente, mein Herr wird bald hier ſeyn; wenigſtens hab ich den Auſtrag, ihn hier zu erwarten. — Nicht in dieſem Zimmer, Freund, antwortete ich, ſonſt wo er will. — Der Menſch legte das Geld auf den Tiſch: ich muß es hier laſſen ſprach er, und hier bleiben. — Lothar, ſagt ich, iſt ſehr kühn, mir unter meinem Dache Zwang anthun zu wollen; doch ich will die Sache bald enden! — Mit den Worten führt ich den widerſtrebenden Diener zur Thür hinaus, verſchloß ſie hinter uns, und eilte zum Miniſter, dem ich die ganze Geſchichte des Verſtorbenen erzählte.»

„Sie haben Recht, ſagte der edle Greis, dem während meiner Erzählung manche Thräne über die Wange tröpfelte. Noch den todten Ludwig würden Lothars Almofen ehren. — Anders kann ich die unwürdige Hülfe eines Mannes nicht nennen, deſſen Herz ſich nicht eher rühren ließ, bis er ſeinen

Freund

Freund verschieden sah. Ich werde dem Lothar jede Theilnehmung an den Begräbniskosten untersagen lassen. Geseht, seine Neue wäre aufrichtig, so sen dieses schon ein Theil seiner Strafe; doch, dünkt ich, Sie stellen ihm frey, am Begräbnistage den Leichnam bis zur Grabstätte zu begleiten. Was Sie betrifft, Sie haben Ludwigs Leiden tragen helfen deswegen mögt ich Sie nicht gern des traurigen Trostes berauben, Ihrem Freunde die letzten Pflichten aus Ihren Mitteln zu leisten. Ich wünschte aber, daß die letzte Ehre, die Sie ihm bezeugen, seines Herzens werth seyn möge: bloß deswegen bitte ich Sie, was Ihre Kasse nicht bestreiten kann, aus der meinigen zu nehmen. — Ludwig, das beheure ich Ihnen, hätte nie Mangel leiden sollen, wenn ich ihn gekannt hätte. Warum wandte er sich nicht an mich?»

„Das wäre, versetzt ich, die heftigste Anklage wider Lothar gewesen. Wie hätte Ludwig sich dazu entschließen können! —“

„Gehen Sie, unterbrach mich der vorrefliche Mann; beerdigen Sie Ihren Todten. Bringen Sie den ganzen Verlauf der
Sa

Sache vor das nächste Sittengericht, und dann melden Sie sich bey mir. — „

Das ist's, Richter, was ich Euch vorzutragen hatte. Wenn Ludw. a., wie ich aus eigener Erfahrung glaube, Recht hatte, so giebt's der Lothare viel. Um desto nöthiger ist es, daß Ihr, denen die Wachsamkeit über die wieder aufblühende deutsche Jugend vertrauet ist, Euch bemühet die Lotharische Denkart auszuweiten. „

Nachdem der junge Mann seine Rede geendiaet hatte, traten noch verschiedne auf, deren Anbringen ich übergehen will, damit Sie nicht ein Buch statt eines Briefes erhalten. Erlauben Sie mir nur, liebster Deutscher, Ihnen zu sagen, daß ich fast nichts wüßte, das mich wachend so herzlich erfreuen könnte, als mich im Traume die Zuversicht vergnügte, mit welcher so viele theils beredte, theils unberedte Männer aus hohen und niedern Ständen, vor den ehrwürdigsten Richtern, die Sie sich denken können, und vor dem edelsten Volke unter der Sonne redeten.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke)

Wir

Wir können nicht umhin, folgendes Schreiben einzurücken und zu beantworten.

Mein Herr Deutscher.

Ich habe die mehresten Ihrer Blätter mit Vergnügen gelesen, und weiß mich zu bescheiden, daß die, die mir weniger gefallen, nicht für mich geschrieben sind. Ich lasse dem Wochenschriftsteller gerne zu statten kommen, was ich von dem ehrwürdigsten aller Bücher behaupte: daß es freylich für Alle seyn müsse; aber nicht alles in demselben für Alle. Ich könnte Ihnen auch noch sagen, daß ich Sie wegen Ihrer vaterländischen Gesinnungen hochschätze, wenn ich nicht glaubte, daß Ihnen diese Versicherung aus dem Munde eines Unbekannten, der Ihnen noch dazu seinen Namen verschweigt, und dessen eignen Werth oder Unwerth Sie folglich nicht bestimmen können, vollkommen gleichgültig seyn müsse. Aber beyseite mit allem dem, und zum Zwecke.

Im siebenten Theile Ihrer Schrift, S. 100. sagen Sie: „Ob (in einem Lande, wo die Gelderwerbenden Arbeiten wegsfallen) ein

ein Schmid einen Musenalmanach, ein Kloß Recensionen, ein Engelmann Ermunterungen an Menschenfreunde schreiben wird — oder ob überall Klose, Engelmänner u. s. w. in einem solchen Lande seyn werden — das weiß ich nicht. „Wo bleibt Ihr gutes deutsches Herz bey dieser Stelle? — Kloss ist todt; seine Asche ruhe in Frieden! Auf Schmid mag die ganze Stelle Horazens passen, die sich mit den Worten endiget:

Hic niger est; hunc tu, Romane, cauto!

Ich habe nichts dawider. Aber Engelmann? wie kann Ihnen die wohlmeinende Absicht dieses Mannes, Menschenfreunde zu erwecken, austößig seyn? Wodurch verdient er, daß Sie ihn einem Schmid beys Gefellen? Einem Schmid! Erwägen Sie Ihre eignen Urtheile von diesem Manne, die durch das Zeugniß fast aller Kunstrichter bestätigt werden, und dann bedenken Sie, wie sehr Herr Engelmann sich für beleidigt halten müsse, wenn ihm das 83ste Stück Ihrer Schrift in die Hände fällt. Ich bin u. s. w.

G. Z. Z****.

Es

Es ist mir allmal lieb, wenn man mir mit Weisheit sagt, wo ich gelehrt habe. Doch hier glaube ich nicht gelehrt zu haben. Jeder: mann siehet, sollt ich denken, daß in der angefochten: nen Stelle nicht die mindeste Absicht, den Herrn Enkelmann zu beleidigen, mit unterläuft. Seine Ermunterung :c.c. kann gut seyn. Ich ha: be si. nicht gelesen. Daher hätte ich billig Reser: witz von der Versorgung der Armen nennen sollen. Dies Buch habe ich gelesen und vort: es: lich aufgefunden. Dieses schöne Buch eines bekann: ten würdigen Mannes hätte ich nennen sollen, um meinen Gedanken mit größerer Stärke vorzutra: gen. In einem geldlosen Lande, wo man bloß um der Ehre willen schreibt, wird schwerlich durch leichte und schmähsüchtige Schmiererey, (wie Herr Schmid) irgend ein Mann Ehre zu erlangen suchen, so wenig wie ein Menschenfreund durch Ermunterungen zur Wohlthätigkeit. Und zu vermuthen steht es, daß in einem solchen Lande keine schamlosen Schmierer, noch Ehrenangreifer: de Recensenten seyn können; und keine Er: munterer zur Versorgung der Armen, weil in dem Lande niemand reich oder arm ist. Das war mein Gedanke, den Herr Z. aus einem unrechten Gesichtspunkt angesehen hat, und der freylich besser vorgetragen wäre, wenn ich den Geistlichen nicht neben den armen Sünder gestel: let hätte.

Der Deutsche.

Der
D e u t s c h e .

Neun und neunzigstes Stück.



Beschluß des 96ten Stückes.

Wie die Richter sahen, daß keiner mehr sich dem Hügel näherte, bereiteten sie sich, über die vorgetragenen Fälle zu urtheilen. Ihre geheime Unterredung dauerte nicht lange. — Richter können sich in ihren Meinungen leicht vereinigen, wenn sie sich an Gesetze binden, die deutlich, keines Doppelsinnes fähig, und vor Verdrehungen verwahrt sind. — Ehe sie ihre Unterredung oder Sinnensammlung anfiengen, traten drey Männer mit Papieren in der Hand zu ihnen, welche sie den Richtern einhändigten. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß dieses Geschwindschreiber wären, deren Amt es sey, den Vortrag eines jeden nachzuschreiben, damit die Richter bey Fällung des Urtheils ihrem Gedächtniß allenfalls zu

Achter Theil. 3 Hüls

Hülfe kommen, und nach geendigtem Gerichte alles vorgefallne in gewisse Jahrbücher eintragen lassen könnten, deren Einsicht jedermann und zu allen Zeiten offen stand.

Wie die Richter ihren Rathschlag geendigt hatten, ließen sie durch einen Herold das Volk zur Aufmerksamkeit ermahnen. Hierauf that einer von ihnen in Berner's Sache folgenden Ausspruch:

„Wir ordnen, daß dem verstorbenen Berner ein Stein mit dieser Aufschrift auf dem Grabhügel errichtet werde:

Zur ewigen Warnung.

Deutschland duldet unter diesem Hügel die Gebeine eines Mannes, der sich von seiner Ehefrau verleiten ließ, seine Kinder erster Ehe zu berauben. Die Erde bedeckt seinen Leichnam, aber nicht sein Verbrechen. Merke, der du dieses liesest, daß in Deutschland das undeutsche Herz nicht mit dem Tode vergessen wird.

„Ferner erklären wir hiermit, daß die Obrigkeit, unter der vormals Bern stand, ihres Amtes unwürdig sey, weil sie sich um das Böse, so in ihrem Bezirk vor-

„vorgehet, nicht bekümmert, und die Plünderung der Waisen weder wehret noch ahndet.
 „Wir entsetzen sie ihres Amtes, und verbieten ihnen, als Ungerechten, den deutschen Boden auf ewig. Die neuen Richter, die das Vaterland an ihre Stelle setzen wird, werden es ihr erstes Geschäft seyn lassen, Gmilden zur Erstattung ihres Raubes anzuhalten, und ihr, als einer Räuberinn, nach den bürgerlichen Gesetzen Recht zu sprechen.“

„Günther! deine vormaligen Verdienste um das Vaterland schärfen jetzt deine Strafe. Du hast aufgehört ein Bürger zu seyn, und bist ein Verräther des Vaterlandes und seiner ehrwürdigen Sitten geworden. Du suchst, fremde Sitten einzuführen. Du gabst dem Volke ein schändliches Beispiel, indem du deine böse Sache öffentlich vertheidigen wolltest. — Sey nun gallischer Sklav, unserm Volk eine Warnung! Wir verurtheilen dich auf lebenslang, jedermann zum Abscheu ein Kleid nach französischen Schnitt zu tragen; und dich täglich in diesem Anzuge öffentlich zu zeigen.“

„Dein schwerstes Vergehen, daß du dem
 „Vaterlande die Herzen deiner Söhne, und
 „in ihnen künftige Bürger entziehen woll-
 „test, sollst du heute über ein Jahr verant-
 „worten. Du weißt selbst, daß die Gesche-
 „den für ehelos erklären, der seine Söhne
 „nicht zu Deutschen erziehet. Weil wir
 „aber deiner Söhne wegen noch nicht alle
 „Hoffnung aufgeben, so verschieben wir
 „noch, dich den ganzen Ernst der Gesche-
 „fühlen zu lassen. Weiser Edmund, Ihrer
 „Aufsicht und Anführung übergeben wir
 „Günthers Jünglinge vorgängig auf ein
 „Jahr. Trachten Sie, die schädlichen Ein-
 „drücke auszulöschen, die des Waters Uns-
 „sinn diesen jungen Gemüthern eingeprägt
 „hat. Fügen Sie zu den vielen Ursachen
 „die das Vaterland hat, sich ihrer zu rüh-
 „men, noch diese hinzu, daß sie demselben
 „zween Bürger erhalten, die schon mehr
 „als halb verlohren waren, und erwarten
 „Sie aus unsrer Hand den Eichenkranz, den
 „trübmlichsten Lohn der Verdienste.“

Der Richter setzte sich wieder, und der
 zweyte nahm das Wort.

Die

„Die ältesten Nachrichten, sprach er, die wir von unserm Volke haben, können uns die Keuschheit unsrer Vorfahren, und ihre große Ehrerbietung gegen das heilige Gelübde der ehelichen Treue nicht gnugsam rühmen. Damals war es nicht Sitte, daß ein Ehemann zu den Verbrechen seiner Frau schwieg.“

„Wie eine Frau sich nicht schändlicher erniedrigen kann als durch Verletzung der ehelichen Treue: so macht auch ein Mann sich durch nichts verachtungswürdiger, als wenn er die Ausschweifungen seiner Gattin duldet. Tritt demnach hervor, Bernhard, und höre dein Urtheil:“

„Wir erkennen dich nicht für einen Deutschen; dein Stillschweigen bei der Schande deiner Frau setzt dich zum Gallier herab. Trage lebenslang einen grünen Hut zum Merkmaale deines unedlen Sinnes.“

„Hilmar! auch du hast dich von der alten Unschuld unsers edlen und guten Volks entfernt. Ueber der Thür deines Hauses werde eine Tafel befestiget, mit der Aufschrift: Hier wohnt Hilmar, der Fleidische. Diese Tafel hänge dort so lange, bis du unleugbare Beweise dar-

„bringen kannst, daß du jedem das Brodt
„gäbnest, das ihm des Himmels Milde be-
„bescheeret.“

Der dritte Richter stand nun auf, um
ein Urtheil über Lothar zu fällen.

„Lothar, sprach er, in dir erkennen wir
„weder den Deutschen, noch den Freund;
„nicht einmal den Menschen. Der ächte
„Deutsche ist edel, großmüthig, mildthä-
„tig, hülfsbegierig, und niemals undank-
„bar; sein wahrer Schmuck sind seine Ver-
„dienste; denen Pflichten nachleben, welche
„ihm durch Religion, Vaterland, Bürger-
„treu, wahre Ehre, und Menschenliebe vor-
„geschrieben sind, das ist ihm Wohlstand.
„Der Freund ist nicht nur bereit, unbrauch-
„baren Ueberfluß dem Freunde zu opfern:
„nein! Bequemlichkeit, Ruhe, Glück le-
„ben, selbst Ehre und Freyheit giebt er
„willig für den Freund. Dieser steht in
„seinem Herzen zunächst nach dem Vater-
„lande. Wer den Namen des Menschen
„verdienet, wird nie sein Herz bey fremden
„Kummer verschliessen; nie sein Ohr der
„Stimme des Jammers verstopfen. Er
„wird stets bereit seyn, Klagen zuvorkom-
men,

„men, Bedürfnissen abzuhelpen, Thränen
 „abzutrocknen, und, so weit seine Hand rei-
 „chet, das Elend zu vermindern. Wel-
 „cher von allen diesen Zügen, Lothar, ist in
 „den Abriß deiner Seele verwebet?“

„Hergegen verkennen wir in dir die
 „Rachsucht, den falschen Ehrgeiz, die Liebe
 „zur Pracht, die Eitelkeit und den Hoch-
 „muth so wenig, als eine von deinen übr-
 „igen undeutschen Seiten. Du magst ein
 „guter Diener des Staates seyn, aber du
 „bist kein guter Bürger.“

„Du hast deinen Freund vernachlässiget,
 „hast ihn deiner Gemächlichkeit, deiner Be-
 „gierde zu glänzen, deinem Eigensinne, dei-
 „nem Hochmuth, und dem falschen Wohl-
 „stande aufgeopfert. Väterlich ermahnen
 „wir dich, deinen Sinn zu ändern, und
 „wohl zu überlegen, daß jener unbestehliche
 „Richter, vor dessen Stuhl du einst wirst
 „stehen müssen, dich nicht fragen wird, ob
 „deine Kutsche und das Geschmeide deiner
 „Frau, deine Tafel, und die Zahl deiner
 „Bedienten deinem Stand und Range an-
 „gemessen gewesen? sondern, ob du den
 „Ueberfluß, den seine Hand dir gab, zum

„Besten des Armen, zum Trost des Be-
 „kümmerten, zum Vorthail des Vaterlan-
 „des angewendet? — Wehe dem Manne,
 „der Thränen fließen läßt, die er abtrock-
 „nen, deren Quell er verstopfen könnte!
 „Er ist nicht viel besser, als der, welcher dem
 „armen Tugendhaften, der leidenden Un-
 „schuld, und der bekümmerten Rechtschaf-
 „tenheit Thränen auspresst! —“

„Du hättest verdienet, Lothar, daß das
 „Vaterland dich so verkennete, wie du dei-
 „nen Freund verkannt hast. Wirklich Loter,
 „deine Mitbürger schämen sich deiner. Blicke
 „um dich her, und finde mir irgend in einem
 „Auge etwas anders, als Verachtung? Ich
 „weiß es, das edle deutsche Volk würde
 „uns segnen, wenn wir dich des deutschen
 „Bodens unwürdig erklärten. Und wie-
 „wohl wir, so weit die Sonne scheint, kein
 „Volk wissen, zu dem wir dich verweisen
 „könnten, weil allenthalben der Mann ver-
 „abscheuungswürdig ist, der seinen Freund
 „hülfslos läßt: so würden wir dennoch kein
 „Bedenken tragen, dir die deutschen Gren-
 „zen zu verbleten, wenn uns nicht einige
 „Hoffnung übrig wäre, künftig in dir einen
 „bessern

„bessern Bürger zu sehen, Wir begnügen
 „uns demnach, dir eine Strafe aufzulegen,
 „die dir den Weg zur Sinnesänderung öff-
 „nen kann, und verurtheilen dich, lothar,
 „deine Kutsche und Bedienten, und alles
 „was du deinem Freunde vorgezogen hast,
 „nach wie vor beyzubehalten, doch untersa-
 „gen wir dir ernstlich den Gebrauch dessel-
 „ben. Du sollst in ehrbarer Tracht und zu
 „Fusse, ohne Bediente gehen; das Geräth
 „deines Zimmers sey einfältig und ohne
 „Pracht; die Kleidung deiner Gattinn sey
 „sittsam und ehrbar, wie es einer deutschen
 „Hausfrau wohl steht, ohne Puh, und Ge-
 „schmeide, und Thorheiten, die der Hun-
 „ger des Künstlers erfand, die Barbaren
 „billigte, und die Eitelkeit beybehält. Kost-
 „bare Gastmahle und glänzende Feste unter-
 „sagen wir dir; dein Tisch sey mäßig besetzt;
 „Ein gutes gesundes Gericht, weiter nichts.
 „Wenn du auf diese Art sechs Jahre zurück-
 „gelegt, und uns jedes Jahr von der An-
 „wendung deines Ueberflusses Rechnung
 „gegeben hast, dann wollen wir sehen, was
 „für einen Platz das Vaterland dir anzuwei-
 „sen hat.“

Die Richter sprachen noch verschiedene Urtheile; einem Geistlichen, der angeklagt war, daß er Geld auf Zinsen verliehen, entsetzten sie seines Amtes und verurtheilten ihn, lebenslang in jüdischer Kleidung zu gehen, und sich nie den Bart scheren zu lassen, um einem Juden desto ähnlicher zu seyn. Ein hartherziger Gläubiger, der einen arbeitsamen Dürstigen wegen einer geringen Schuldforderung sehr gepreßt hatte, mußte das zwanzigfache der Summe unter die Armen austheilen. Ein reicher Weizhals, der überführt wurde, daß er verschiedene ehrliche Leute, die ihn um Hülfe gebeten, hülfslos gelassen, ward für einen Ausländer erklärt, zu einer schimpflichen Kleidung verdammet, und bekam eine Tafel mit einer Aufschrift über die Thür. Ein Mann der sich gewöhnet hatte, von allen Leuten übel zu reden, ward verurtheilt, eine Weiberhaube nach französischer Art zu tragen. Noch verschiedene andere wurden bestraft, und ich bemerkte, daß es den Richtern sehr gewöhnlich war, zu irgend einer auszeichnenden Kleidung zu verdammen, und daß diese Art der Strafe für sehr schmä-

schmähslich gehalten wurde, weil sie allemal den Charakter des Verurtheilten kenntlich machte.

Wie alle Sachen geschlichtet waren, entließen die Richter das Volk in einer kurzen Rede, worinn sie dasselbe, mit wenig Worten, aber nachdrücklich zur Tugend ermahnten, und ihre Freude bezeugten, daß sie dieses Jahr fünf und vierzig Belohnungen mehr, und hundert und siebenzehn Strafen weniger als das vorige Jahr, ausgetheilet hätten. Hieraus schöpften sie die Hoffnung, daß vielleicht nach wenig Jahren dieses Gericht überflüssig seyn würde.

Die Versammlung gieng nun aus einander, und das Gedränge ward so groß, daß ich darüber erwachte. Freulich war es hohe Zeit, denn ich hätte beynahe das Mittagsessen verträumet. Vielleicht freuen Sie sich noch mehr, daß ich endlich einmal erwacht bin, als

Ihr

ganz eigener
Lucius.

Beschluß des 92ten Stückes.

Aber,

Aber, auch außerdem, daß die deutschen Völker achtbarer waren, als die römischen, war die Religion der Deutschen fähiger, tugendhafte Männer zu bilden. Der Beweis dieser Wahrheit bietet sich dem, der beide Religionen gegen einander halten will, allenthalben dar, um so viel weniger habe ich nöthig, mich in denselben einzulassen. Der wenige Raum, der mir noch übrig ist, nöthiget mich ohnehin, mein Versprechen in Absicht einiger Nachrichten von dem Gottesdienst unsrer Vorfahren zu erfüllen. Ueber diese Materie war ich willens, etwas weitläufiger zu seyn; ich ändre meinen Vorfaß aus guten Gründen, und gebe hier nur einen kurzen Abriss, weil ich beschloffen habe, diesen Gegenstand, der wohl ein eignes Buch verdienet, besonders und vollständig abzuhandeln.

Von denen Völkern, die das heutige Deutschland bewohnten, ist hinlänglich bekannt, wie wir auch schon angeführet haben, daß sie in den alten Zeiten keine Tempel hatten. Sie verehrten die Gottheit in Hainen und auf Hügeln. Eben so wenig hatten sie Bilder der Gottheit, denn sie hielten es für
den

den größten Frevel, die Götter nach irgend einer menschlichen Gestalt abzubilden, und sie in den Bezirk eines Gebäudes einschränken zu wollen; und von denen dem Gottesdienst gewidmeten Orten der Deutschen gilt eben das, was Silius von jenem Tempel des Herkules sagt:

—nulla effigies, simulacraque nota deorum:
Maestate locum et sacro imple uere timore.

Die weiter gegen Norden wohnenden Deutschen, welche das heutige Dänemark und Schweden inne hatten, entfernten sich in etwas neueren Zeiten von dieser erhabnen Einsamkeit, und hörten auf, sich die ganze Natur als den Tempel der Gottheit zu denken. Sie fiengen an, den Göttern besondre Gebäude zu heiligen, und Bildsäulen darinn aufzustellen. Es ist bekannt, daß einige dieser Heiligthümer mit verschwenderischer Pracht aufgeführt, und mit großem Reichtume begabet waren. Einer der prächtigsten war der berühmte Tempel zu Upsala, dessen Umfang sich auf achtzehnhundert Fuß belief, und der mit einer goldnen Kette umgeben war. Ein andrer, der nicht minder herrlich und reich war, stand in der Gegend

von

von Drontheim, und ist auf Befehl des Königs Olavs, der sich zuerst zur christlichen Religion bekannte, zerstört worden. Im Upsalischen Tempel, der dem Wodan dem Thoro und der Frigga gewidmet war, sah man den Gott Thor mit einer Krone auf dem Haupte; in der einen Hand führte er ein Zepter, in der andern den furchtbaren Mjölnir. Ihm zur Rechten war Wodan mit dem Schwerte Gygner abgebildet, und zur Linken des Donnerers war das Bildniß der Frigga aufgestellt. In des Olavs *Naghus Hist. gent. septentr.* können meine Leser verschiedene Abbildungen der nordischdeutschen Götter finden.

Die Verehrung Wodan's, Thor's, und Friggens machte wohl den vorzüglichsten Gottesdienst der Deutschen aus. Diesen drey Obergöttern, wenn ich diese Benennung brauchen darf, waren auch jene drey großen Feste gewidmet, deren wir bereits im zwenten Theil dieser Schrift, S. 349 im Vorbeygehen gedacht haben, und über die wir uns hier etwas näher erklären müssen. Unfre Väter fiengen das Jahr mit der Nacht desjenigen Tages an, da die Sonne in den Steinbock tritt. Diese Nacht war zugleich

zugleich ihr erstes großes Fest, welches dem Thor geheiligt war, und Iul genannt wurde. Man opferte ihm fette Kinder und Pferde, und feierte sein Fest durch Freude und Wohlleben. Das zweyte große Fest, wurde etwa einen Monat später der Friaqa zu Ehren gefeiert. Das vorzüglichste Opfer bestand in einem Kastschweine. Vielleicht ist dieses das Fest der Hertba, von dem Tacitus meldet, daß es auf einer gewissen Insel des Oceans, (wir entscheiden nicht, ob auf Helgoland, Rügen oder einer andern) mit besondern Feierlichkeiten begangen ward. Das dritte große Fest ward gefeiert, wenn die Sonne in den Widder trat, und zwar zu Bodan's Ehren. Man opferte vorzüglich einen Stier; hiernächst auch Pferde und Hunde.

Auch außer diesen großen, und verschiednen kleinen Festen, waren die Opfer ein gewöhnliches Stück des deutschen Vortendienstes, und bestanden nicht immer in Thieren, sondern auch in Baum- und Feldfrüchten, und nicht selten in Menschen. — Von den Menschenopfern haben wir hin und wieder geredet, und es wäre uns noch viel da,

davon übrig zu sagen, sonderlich von dem großen Opfer zu Upsala, wo alle neun Jahr, neun Menschen, und dem zu jederun in Dänemark, wo neun und neunzig Menschen, neun und neunzig Pferde, und eben so viel Hunde und Hähnen geopfert wurden: aber wir versparen dieses, und andre gottesdienstliche Merkwürdigkeiten versprochner maassen zu einer besondern Abhandlung.

Ob das Priesterthum in einer einzigen Familie erblich war, wie Diodor versichert, verdient Untersuchung und stärkere Bestätigung, als die Meinung dieses und jenes neueren Schriftstellers. Gewiß ist, daß die Gewalt dieser Priester sehr weit gieng; und die Orakel sehen es außer Zweifel, daß es ihnen nicht an Geschicklichkeit mangelte, das Volk, dessen Ehrfurcht sie mißbrauchten, bey der Nase zu führen. Es war ein Theil ihres Amtes, die Opfer zu schlachten; dieses geschah auf solchen Altären, wie wir noch hin und wieder in Deutschland antreffen, wo drey ungehenere Steine einem vierten noch größerem zu Stützen dienen. Sechs Meilen von Magdeburg, auf dem St. Annenberge bey Helmstedt, steht noch ein solcher Opfertisch, der, gleich vielen andern die ich gesehen habe, mir einen großen Begriff von der Stärke unsrer Väter beybringe.

J. G.

Der
D e u t s c h e .

Hundertes Stück.

Der Weisheit Ruaser's waren die dunkelsten und schwersten Fragen ein Spiel. Er liebte die Menschen, und reisete umher, um ihnen seine Weisheit mitzutheilen. Zween Dwerge konnten den Ruhm dieses Göttersohnes nicht ohne Neid sehen. Sie tödteten ihn, mischten Honigseim unter sein Blut, und bereiteten daraus ein Getränk, das den, der es kostete, mit hoher Begeisterung erfüllte, und zum Varden machte. Die Dwerge bewahrten diesen Schatz sehr sorgfältig, und antworteten den Göttern, die sich nach ihrem Sohn erkundigten: Ruaser sey an seiner eignen Weisheit gestorben, weil niemand ihm hinlänglich schwere Fragen habe vorlegen können. — Die Götter trauerten sehr um ihren Sohn.

Indessen zerfielen die Dwerge mit dem Riesen Suttung. Dieser Zauberer ergrif und bannete sie auf eine mitten in der
Achter Theil. Na See

See belegene Klippe. Die Dwerger fürchteten den Tod, deswegen handelten sie mit Suttung, und erkaufien ihre Freiheit mit obgedachtem Trank, welchen der Riese seiner Tochter **Gunlóda** zur Verwahrung anvertraute, und ihn samt ihr durch Zauberey in das Innerste eines Felsens verbarg. Durch diesen Vorfall ward den Göttern der am Kuaser verübte Mord offenbar, und sie hätten sich gerne in den Besitz seines Blutes, dessen ganzen Werth sie kannten, gesetzt; sie wußten aber, daß von Suttung's gutem Willen so wenig, als von der Gewalt zu hoffen sey; denn der Schwarzkünstler hatte seinen Schatz viel zu gut verwahrt. Die List blieb übrig, und diese wählten sie.

Suttung's Bruder hatte eine große Wiese, worauf neun Schnitter mäheten. Zu diesen Leuten gieng **Wodan** in menschlicher Gestalt, und erbot sich, ihre Sichel zu schärfen. Er machte sie auch so wunderwürdig scharf, daß jeder Schnitter ihn den trefflichen Schleiffstein ablaufen wollte. Wer ihn fängt, mag ihn nehmen, rief Wodan, und warf den Stein hoch in die Luft.

Luft. Jeder Schnitter wollte ihn fangen. Wie sie aber so, mit auf den Stein gerichteten Augen durch einander liefen, verletzten sie sich einander unvorsichtiger Weise mit den scharfen Sicheln, daß sie sämmtlich starben. Der Herr der Wiese war sehr verlegen, wie er den Tod seiner Arbeiter vernahm. Aber Wodan gieng unter dem angenommenen Namen Volwerk zu ihm, und erbot sich, mit der großen Wiese ganz allein fertig zu werden, wenn er ihm einen einzigen Trunk von Kuaser's Blute verschaffen wollte. Suttung's Bruder versprach's, und Volwerk mähete, so lange nur Gras wuchs. Mit Anfang des Winters war er fertig, und forderte nun den versprochenen Trunk; aber Suttung schlug es rund ab, weder seinen Bruder noch Volwerk den mindesten Trosphen kosten zu lassen.

Ich mähet' dir treulich, sprach Wodan zum Riesen; hilfst du mir nun wieder, so wollen wir von Suttung's Trank schon unser Theil bekommen. Der Riese versprach Hülfe, und sie begaben sich zum Zauberfelsen. Der angebliche Volwerk

Na 2

gab

gab dem Bruder Suttung's einen Bohrer, und hieß ihn, ein Loch bis ins Innerste des Felsens bohren; hierauf verwandelte er sich in einen Wurm, und kroch durch das Loch in die Höle, wo er, wieder in Volswerk's Gestalt, der schönen Gunlóða so viel hübsche Sachen vorplauderte, daß er nicht allein ihre Zuneigung, sondern auch ihre Einwilligung erhielt, dreymal von Kuaser's Blute zu trinken.— Das Mädchen mochte nicht wissen, wie viel ein deutscher Gott trinken könne. Jetzt lernte sie es; denn Wodan ließ nach dem dritten Zuge keine Spur des Getränkes übrig. Nun verließ er Gunlóða und den Felsen, verwandelte sich in einen Adler, und schwebte gen Asgard empor. Suttung ward seines Verlustes bald inne, nahm gleichfalls Adlergestalt an, und suchte dem Gott die kostbare Beute wieder abzugewinnen. Diesem war die Menge des Tranks am Flügel hinderlich; doch war er fast zu Hause, als Suttung ihm nahe kam. Die Götter sahen Wodan's Gefahr, und stellten ihm eilig so viel Schalen hin, als sie nur konnten. Wodan gab eben so eilsfertig

fertig den wunderbaren Trank wieder von sich, und zwar — aus allen Oeffnungen seines Leibes. Was aus dem Schnabel kam, hoben die Götter für sich auf. Wer so glücklich ist, etwas davon zu kosten, der wird ein großer, vortreflicher Dichter. — Man kann leicht ermessen, daß nur das kleinste Theil aus dem Schnabel floss. Was aus einer andern Oeffnung des Adlers die Schalen füllte, geben die Götter jedem Preis, der sich darinn gütlich thun will, und viel sind derer, die davon trinken, wie die Edda versichert; dieser Trank macht aber keine Dichter, sondern Leyer männer. Daher in jenen und unsern Zeiten die gewaltige Menge elender Verse, gegen die mäßige Zahl guter Gedichte. — So weit die Edda vom Ursprung der Dichtkunst.

Zum Beweis, daß es in den alten Zeiten nicht an Dichtern gefehlet, die Ruaser's Blut aus Wodan's Schnabel getrunken, mag folgendes alte Lied, das uns Bartholin aufbewahret, und Herr Herder fast von Wort zu Wort, und unverbessertlich übersetzt hat, dienen. Ich bedaure,

Daß

daß

dass ich meinen Lesern keine eigentlich deutsche Proben der alten Poesie geben kann.

Wodan's Höllensfahrt.

Es erhob sich Wodan
Der Menschen Höchster,
Und nahm sein Ross,
Und schwang sich aufs Ross
Und ritt hinunter
Zu der Höllen Thor.
Da kam ihm entgegen
Der Höllenhund.

Blutbespritze
War seine Brust
Wie offnem Rachen
Und scharfen Gebiss
Und Wuth und Schaum.
Und riß den Rachen
Und bellt' entgegen
Dem Zaubervater
Und bellte lang.

Und fort ritt Wodan
Und die Erd' erbehte.
Da kam er zum hohen
Höllenschloß,
Und ritt gen Aufgang
Zum Höllenthor,
Wo die Seherinn
Im Grabe lag.

Und

Und sang der Weisen
 Todtenerweckenden
 Gräbergesang:
 Und sah gen Norden
 Und legte Runen
 Und beschwor und fragt,
 Und foderte Rede,
 Bis sie zürnend endlich
 Sich erhob und begann
 Todtenstimme:

„Wer ist der Mann?
 „Ich kenn ihn nicht!
 „Der meine Ruhe
 „Zu stören beginnt!
 „Ich lag mit Schnee
 „Und Eis bedeckt,
 „Und Regen befloßen,
 „Und Thau beneht,
 „Und lag so lang!..

Ein Wandrer bin ich,
 Kriegersohn.
 Du sollst mir Kunde
 Vom Hölleereich geben.
 Ich will sie dir geben
 Aus meiner Welt!
 Jener goldne Sitz
 Wem ist er bereitet?
 Jenes goldne Bette
 Für wen stehts da?
 „Für Balder steht,
 „Sieh her! der Trank,

„Der Honigtrank,
 „Und der Schild liegt drauf?
 „Bald werden um ihn
 „Die Götter trauern!
 „Unwillig red' ich
 „Nun laß mich ruhn!„

Noch ruhe nicht, Jungfrau!
 Ich forsche weiter
 Und lasse nicht ab
 Bis ich alles weiß.
 Sprich, wer wird Balder'n
 Den Tod bereiten,
 Und Leben berauben
 Wodan's Sohn?

„Hoder ist,
 „Der wird dem Bruder
 „Den Tod bereiten,
 „Und Leben berauben
 „Wodan's Sohn
 „Unwillig red' ich
 „Nun laß mich ruhn!„

Noch ruhe nicht, Jungfrau!
 Ich forsche weiter
 Und lasse nicht ab
 Bis ich alles weiß!
 Sprich, wer wird Hoder'n
 Den Haß vergelten
 Und Balder's Mörder
 Zum Grabe senden?

„In Westen wird Rinda
 „Dem Wodan zu Nacht

„Eisen

„Einen Sohn gebären,
 „Der kann gebahren
 „Wird Waffen tragen,
 „Seine Hand nicht waschen,
 „Sein Haar nicht kämmen,
 „Bis er Balder's Mörder
 „Zu Grabe gebracht.
 „Unwillig red' ich
 „Nun laß mich ruhn! „

Noch ruhe nicht, Jungfrau!

Ich forsche weiter,
 Und lasse nicht ab
 Bis ich alles weiß.
 Wer sind die Jungfrau
 Die stumm dort weinen
 Und Himmeln werfen
 Im Schmerz den Schleyer?
 Noch das sprich mir,
 Eher sollst du nicht ruhn.

„O du kein Wandrer
 „Wie ich erst gewähnet!
 „Du bist Wodan selbst
 „Der Menschen Höchster! „

Und du keine Weise
 Propheten Jungfrau
 Keine Seherinn!
 Drey: Riesen, Mutter
 Vielmehr bist du.

„Weg, Wodan! wandle
 „Nachheim! hinweg!
 „Und rühme daheim,

A a 5

„Das

„Daß Niemand der Menschen
 „Wie du's vermogst,
 „Forschen wird,
 „Was einst der Arge
 „Die Ketten bricht
 „Und die Götter fallen
 „Und die Welt zerfällt
 „Und Nacht beginnt! „

Hiermit legen wir nun zum andernmal
 die Feder nieder, voll Zufriedenheit, daß wir
 auch bis zum Ende dieser unserer zweiten
 Laufbahn, die wir ungerne antraten, und auf
 der wir, wir gestehen es, mit Widerwillen
 fortgegangen sind, Leser behalten haben.
 Das Feld, das wir baueten, ist bey wei-
 tem noch nicht erschöpft. Wir bescheiden
 uns, daß wir, alles aufs höchste gerechnet,
 nichts weiter als einen Versuch, dasselbe
 urbar zu machen, gewagt haben. Noch
 manche reiche Erndten sind auf diesem Fels-
 de zu sammeln; und welche Freude würde
 es uns verursachen, wenn der Wunsch der
 allgemeinen deutschen Bibliothek erfüllt
 würde, daß ein Möser, oder wenigstens
 ein Mösern ähnlicher Mann sich entschlös-
 se, das zu leisten, wovon wir ein kleines
 Theil

Theil nicht leisten wollten, ein andres nicht durften, und bey dem größten Theile ein Mißtrauen in unsere Kräfte setzten.

Allen unsern Lesern erkennen wir uns verbunden; und wie wir wünschen, ihnen sämtlich unterhaltend gewesen zu seyn: so würden wir es als den beglückendsten Lohn betrachten, wenn wir auch einigen nützlich gewesen wären. Vorzüglich bezeugen wir hiermit unsern Dank denen unter unsern Recensenten, die, wenn sie auch im Ganzen nicht unzufrieden mit uns waren, sich doch die Mühe nicht verbrießen ließen, uns auf einzelne Fehler aufmerksam zu machen. Wir sind überhaupt der Meinung, daß, so lange ein Recensent die Sprache eines gesitteten Mannes redet, man gegen ihn zu eben der Aufmerksamkeit und Achtung verbunden sey, womit Leute von guter Erziehung und Lebensart in einer gesitteten Gesellschaft einem verständigen Manne auch dann begegnen, wenn er gegen irgend eine ihrer Meinungen eine Einwendung vorbringt. Deswegen nehmen wir jede bescheidne Erinnerung, selbst dann, wenn wir glauben, uns mit Grund vertheidigen zu können, mit Dank an,

an. Hergegen über die frankfurter Recension haben wir, wie billig, gelachtet, und mit dem Herrn-Schmid, in dem einzigen Ton, den er verstehen kann, geredet. Wir bedauern, daß dieser seltsame Kopf uns so oft Gelegenheit gab, ecce iterum Crispinus! zu rufen, und vermuthen von seiner Unart, er werde auch künftig nicht ruhen. — Je nun! Jedermann weiß, wen Gottsched vom Theater vertrieb, obgleich der Vertriebne beym hohen und niedern Pöbel beliebt war. Konnte Gottsched das: vielleicht ist es uns vorbehalten, ein tribus Anticyris caput insanabile zu heilen, der gesunden Vernunft und der deutschen Redlichkeit einen Proselyten zuzuführen, und, — da die ernste und ehrwürdige Kritik, noch füglicher als die theatralische Dichtkunst, der abgeschmackten lustigen Person entbehren kann — diesen buntschneidigen Mann ganz vom gelehrten Schauplatz zu vertreiben.

Ende
des achten und letzten Theils.



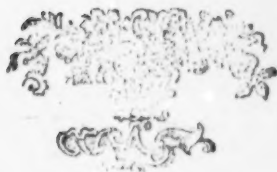


Maassen 491 Der

Mülle

R i n g ,

eine komische Geschichte.



Ikehoe und Hamburg,
im Verlag der Möller'schen Buchhandlung

1877

6904 500 2





V o r r e d e.

„Die Nachtmühe! — Hab ich mein Tage einen so unmännlichen Autor gesehen! In der Nachtmühe vors Publikum zu treten! „ —

Es ist eine hübsche rothsamtnge Schiffmühe, wie Sie sehen. Unser Herr Pfarrer selbst trägt sie nicht besser. Zudem, meine Herren, wie können sie verlangen, daß ich die ganze Zeit über, die ich auf dieses Buch, und
2 folglich

folglich zu Ihrem Amusement verwendet habe — wie viel oder wie wenig ich dazu brauchte, ver- schlägt Ihnen nichts — im Hut und Perücke am Pult sitzen sollte? Genug, daß ich bey mehr als Einer Stelle in Pontificalibus war, da ich sie hinschrieb. Gott gebe, daß Sie eben so oft in Pontificalibus seyn mögen, wenn sie dieses Büchlein lesen; dann ist mir nicht bange, daß das gute Kind seinen Weg durch die Welt nicht finden sollte, und — Ihnen und mir wäre geholfen.

Leider ist es eine eigne Sache um einen Mann, der sich in der Absicht vor's Dintenfaß setzt, den
Leuten

III

Leuten die Zeit zu vertreiben!
Tausendmal besser kommen die
alcoholisirten Seelen weg, die
über die Quadratur des Circels,
über die Dekonomie des Fegefeu-
ers, über die menschliche Seele,
oder über jedes andre Ding, das
kein Auge gesehen und kein Ohr
gehört hat, ihre — Weisheit
in etlichen Bänden auskramen.
Wie sie von wenigen gelesen, und
von noch wenigern verstanden
werden: so werden sie auch von
wenigen gerichtet. Der größte
Haufe von denen, die ihre so und
so viel Realen für das Buch hin-
gegeben haben, legens vor sich
hin, gassens an, und bewundern

3

das

IV

das Riesengente, das ihnen sagen konnte, was z. E. die Seele des Menschen — nicht sey; und kitzeln sich mit dem Gedanken, daß man dereinst unter ihrem Nachlaß so gelehrte Werke zu finden erstaunt seyn werde. Besser kommen auch die Leute weg, die mit Approbation der königlichen Censoren, der heiligen Inquisition, und aller der sieben Paar Augen, die ein bißchen früher als der Setzer, die Hand des Autors entziefeln müssen, eine moralische Pastete backen. Ihnen ist genug vorgearbeitet, und wenn sie nur Augen haben zu sehen, und eine gesunde Hand zu schreiben — der Kopf thut nichts zur Sache —

so

so sind sie über den Berg. Man erbauet sich an ihrem gottseligen aufgewärmten Kohl, und stellt das fromme Werk in die Bibliotheken der Kirchen und Klöster, damit es denen Motten, die sich etwa an den Predigten des berühmten * * *, oder an den häufigen Leben und Thaten aller Heiligen den Magen überladen haben, zum Digestive dienen könne. Besser kommt, mit Einem Worte, jeder andre Schriftsteller weg, als der komische. Diesen glaubt jedermann lesen und verstehen zu können, und befugt zu seyn, ihn zu loben oder zu mishandeln.

Schade ruft der Eine, daß der Mann seinen Kopf so gemisbraucht hat! — Schade, seufzt der Andre, daß der Mann seine Zeit so verschwendete! — Schade, ruft der Dritte — —

Schade, rufe ich, indem ich mir die Freyheit nehme, alle die Seufzer zu unterbrechen, — Schade, daß die Herren so ins Gelag hinein seufzen! Hab ich — oder haben Sie jemals gehöret, daß man Schade, Weh, und Zeter über den freundlichen Mann ruft, der eine anmuthige Allee, oder einen lustigen Garten zu jedermanns freyem Gebrauch und Vergnügen anleget? — Oder ist
der

der Tischler zu tadeln, weil er mit unter ein Brettspiel zu Ihrem Zeitvertreibe verfertigt? — Nun kann oder mag aber nicht ein Jeder, der Zerstreuung oder Erholung braucht, spazieren gehen, oder im Brette spielen: — ergo concludo, daß ein ehrlicher Mann, der, mit unter, seinen Kopf und Muße bloß zur Belustigung andrer ehrlichen Leute verwendet, nicht mehr und nicht weniger sträflich sey, als der Bildhauer, der einen Elen oder Bacchus zu Euerer Augenweide, für Euerer Galerie oder Garten arbeiter; oder, weils ihm gerade jetzt einfällt, einen Herkules bildet. —

VIII

Er hätte, sagt Ihr, unterdessen eine Madonna arbeiten können. — Das hätte er; ja! Aber, wer weiß, hat der Mann nicht schon Madonnen genug gemacht?

Wie ich sage, ein komischer Autor hat mit den Weisen und Heiligen seiner Zeit, allemal seine liebe Noth. Die ersten untersuchen, ob der Tischler befugt sey, ein Brettspiel zu machen, statt daß sie zusehen sollten, ob das gefertigte Brettspiel erträglich gerathen sey. Und die letzten? Je nu, hat der Autor sich etwa dispensirt, eine moralische Sentenz als eine Scheibe aufzustecken, worauf jeder Umstand seines
Werkes

Werkes ziele, oder nimmt er sichs heraus, nicht jeder Kappe seinen Keveren; zu machen: flugs sind ein Haufen Ehrwürden, oder ehrwürdig scheinen wollende bey der Hand, die ihm gerne den San benito auf den rucklosen Kopf pflanzten, und den Hund ins Feuer jagten, der so frech ist, seinen Mubürgern, deren unstreitig nicht wenige (ich wollte nicht gern fast alle sagen) unter unzähligen Drucken und Lasten ihres vom Verhängnisse, oder von Erdensohnen, oder von ihnen selbst aufgelegten Schicksals senkzen, bloß die Stirn auf ein halbes Stündchen entsalten zu wollen.

Was

Was mich betrifft, ich denke anders. Auf Gottes weitem Erdboden ist mir kein Geschöpf hassenswürdiger, als ein Heuchler, — sonderlich, wenn der Heuchler seit seinem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre kein rothes, oder grünes, oder besetztes Kleid getragen hat. Gelehrsamkeit, Sitten, Tugend und Religion sind mir ehrwürdig; aber ich verachte aus Herzensgrunde die Grimasse. Das ist mein Glaubensbekenntniß. Wenn ich mir übrigens auf meiner Pilgrimschaft durchs Leben, wo man bald auf Felsen klettert, bald sich durch Hecken, und bald durch sumpfige Thäler

Thäler arbeitet, müde Beine
 geholet habe, so dank ichs dem
 Baume der mir Schatten leut,
 und segne die Hand die ihn
 gepflanzt hat; dank ichs dem
 Quell der mich erfrischt, und
 trockne mir gern den Schweiß
 von der Stirn; dank ichs dem
 Wandrer der mir etwas vor-
 schwagt, und weile gern ein
 wenig bey ihm, wer er auch sey,
 wenn er nur nicht den Stempel
 des Schurken in seinen Zügen
 trägt, und bin ihm verbunden,
 daß er mir die Pilgrimschaft,
 allem Guten unbeschadet, erleich-
 tern wollte, wenn er auch meinen
 Ton nicht trifft. Er war doch
 freundlich,

freundlich, und gefellte sich zu mir, ließ sichs dauern, daß ich so unter meiner Bürde schmachtete, fügte seine Hände und Schultern ein wenig unter, ließ michs wirklich ein Paar Augenblicke hindurch weniger fühlen, daß sie so schwer sey, gieng nicht, wie dort Priester und Levit, mit einem trocknen Gott tröste euch vorüber, und wollte mich nicht in Einem Stücke weg meißern, sondern empfand, daß, nach dem Salomo, auch das Dociren, es sey von welcher Art es wolle, seine Zeit habe.

Ich kenne deinen Werth,
 schuldlose Freude! Ich suche dich
 allenthalben, Wohltäterinn!
 besies

bestes Geschenk Gottes! Allenthalben, wo ich dich finde, bist du mir willkommen, im Hain, am Bache, auf Wiesen, im Schauspielhause, im Gange, in Büchern. Ich liebe den Schriftsteller, der mir durch Wit, oder Laune, oder Scherz, oder Histörchen, Freude ins Herz plaudern will, und schelte ihn nur dann, wenn er mir etwas sagt, was ein edler Mann weder denken, noch sagen, noch — wenn er's ändern kann — hören muß. Hat er das Talent, mich scherzend zu bessern, oder mir im Vorübergehen ein Wort ans Herz zu legen, so halt ich ihn freudlich
 zwiefacher

XIV

zwiefacher Ehren werth; ich fodre es aber nicht von ihm. Denn, wenn ich Dogmatiz, oder Moral, oder Gelehrsamkeit — je nachdem mir Kopf und Herz steht — benöthiget bin, so weiß ich wo ichs finden kann, — wiewohl ich in Hinsicht auf die Gelehrsamkeit beynahe zu viel gesagt habe. Freylich hatte ich ihrer vormals eine ganze Bibliothek voll. Da sie mir aber nicht viel nütze ward, schatz ich sie von der Hand, und noch jetzt gönne ich sie denen von Herzen, an die sie gekommen ist, und die den Plunder für nützlich und brauchbar halten. Mögen sie doch! Und wohl bekomme ihnen

ihnen alles was ich ihnen abgetreten habe, sonderlich der ganze juristische, medicinische, pharmaceutische und kritische Kram, sammt einer schweren Menge ontologischer, pneumatologischer, physikalischer und anderer Wirren! Ich habe nichts zurückbehalten mögen, als ein wenig Logik, einen ganz mäßigen Vorrat von Physik, das ganze Dötschen Naturkunde, und einige andre — Kleinigkeiten vielleicht, worauf ich aber ein Pretium Affectionis habe.

Besorgen Sie nicht, meine Herren, daß ich die Schriftsteller, die bloß lachen, scherzen und aufmuntern, aus dem Gesichte verliere.

XVI

verliere. Es hat keine Noth, denn ihre Absicht ist so sehr die meinige, daß ich, so viel das gegenwärtige Büchlein betrifft, allerdings zu dieser leidigen Klasse von Schriftstellern zu gehören wünsche. Verdamme mich, wer Lust hat, wegen dieser Absicht; ich erlaube es allen Tactlosen des ganzen Erdbodens. Ich habe anderweitig mein Scherflein zur Belehrung, zur Erbauung, und Besserung meiner Brüder und Bettern von Mutter Erens wegen, besten Vermögens beigetragen. Als ich ein Knabe war, schrieb ich Satiren, als Jüngling tobte ich in Oden, schmolz

XVII

schmolz in Elegien, tändelte in Quartillas, machte Seguedillas daß es eine Art hatte, und biß um mich in Epigrammen. In meinen männlichen Jahren warf ich mich in die gelehrte Falte, und fiel zugleich bis über beide Ohren in die Moral. Nun mein Haar anfängt, sich einzeln mit Schnee zu färben, lache ich; und als Greis, wenn ich den Tag leben sollte, werde ich vielleicht — radotiren.

Jetzt lach ich also. Und ich bin nicht so mißgünstig, blos dans mon petit particulier lachen zu wollen. Ich wills gerne sehen, daß jeder dems paßlich ist, mit mir schmunzle.

XVIII

Wegen meiner Absicht hab ich mich Preis gegeben. Ob ich sie aber erreicht habe — oder, mit andern Worten: ob ich in diesem Buche so gelachtet habe, daß mein Leser nolens volens mitlachen müsse? — Das ist eine Frage, die ich, aufrichtig zu sagen, nicht so gleichgültig, als meine Absicht, Preis geben mögte. Ich leugne es nicht, es giebt Leser, deren Beyfall ich mir wünsche, und deren Tadel ich ehre. Es giebt aber auch viele, über deren Lob und Verdammung ein ehrliebender Mann sich schlechterdings hinwegsetzen muß. Wenn nun die erstern ganz stille schwiegen, (das

(daß schlimmste was einem Buche widerfahren kann!) — und die letztern Rüge! Beate! riefen: so — Aber ich weiß selbst nicht, was mir dann der Wismuth eingeben könnte. — —

— Bis hierher kann es meinen Lesern gleichgültig seyn, ob ich die Erzählung, die ich ihnen in den folgenden Blättern vorlege, erfunden, erlebt, oder nacherzählt habe, — und vielleicht wäre es denen Lesern, die jeder Autor sich am liebsten wünschen sollte, bis ans Ende der Welt gleichgültig. Mir aber, der ich nicht gerne mit fremden Federn prange, so wie ich mich meiner eignen nie geschämet

XX

met habe, mir, sag ich, liegt daran, daß jeder erfahre, der Lust hat es zu wissen: daß ich den Stoff zu dieser Erzählung einer Novela eines ungenannten Verfassers abgeborgt, und ihn nach meiner Art eingekleidet habe. Alles, was ich mir vor meinem Vorgänger, Verdienstliches anmaße, könnte vielleicht dieses seyn, daß ich meine Leute nicht so viel und lange schwagen lasse, als er. — Und doch, nun ichs wieder durchlese, scheinen sie mir immer noch zu viel und zu lange zu schwagen. Aber, das ist eine Sache, die nun nicht mehr zu ändern ist. Die Handschrift ist
die

die Censur passiret, und der Abdruck sollte doch wohl billig mit ihr übereinstimmen. Uebrigens bin ich beinahe gewiß, daß unsere Quelle sehr wenigen, oder wohl gar keinem von allen, die diesem Buche die Ehre thun, es durchzublättern, zu Gesicht gekommen seyn kann, da sie unter die sehr seltenen Bücher gehöret. Folglich könnte ich dennoch den Reiz der Neuheit in den meisten Augen haben. Ist aber dem ungeachtet jemand so — wunderlich oder Arupulös, mein Gastmahl darum zu verschmähen, weil ich die Speisen nur selbst gekocht, nicht aber selbst erschaffen habe: so

hülle

XXII

hülle ich mich — nicht eben in meine Tugend und Verdienst, sondern in meinen Schlafrock, und vertröste die eigensinnigen Leute auf einen andern Schmaus, wo ich nichts aufschöpfeln will, als was auf meinem eignen Grund und Boden gewachsen ist.

In der Hauptstadt Spaniens lebten
drei junge, reizende, tugendhafte,
sehr verständige und sehr liebenswürdige
Frauen, um die sich aber gewiß in dem
Augenblicke, als der Priester den
Ehesegen über sie sprach, kein Heiliger
bekümmert haben mochte. Die Erste
war mit einem Manne verheirathet,
der auf dem Hauptort eines reichen
Kaufmanns die Stelle eines Faktors,
H Oberz.

Oberbuchhalters und Kassierers verwaltete. Dieses Mannes ausgebreitete Kenntnisse in allen Arten des Handlungswesens, seine Erfahrung, seine unermüdlische Arbeitsamkeit, und das Glück des guten Erfolgs, das an seine Spekulationen gekettet schien, alles dieses hatte ihm das unbegrenzte Vertrauen seines Principals erworben, dessen Drakel er war, und der ihm die Führung aller Geschäfte völlig überlassen hatte. Auch lagen — Wir bitten, diesen Punkt nicht zu übersehen! — Auch lagen dem guten Buchhalter die Geschäfte seines Herrn dermaßen im Kopfe und am Herzen, daß er zum großen Leidwesen seiner jungen Frau, schier seine eignen darüber vergaß. Denn, ob er gleich ein beträchtliches Vermögen zusammen geschartet hatte, wovon er mehr als gemächlich leben, und seines Dienstes ganz süßlich entubrigt seyn konnte: so schien ihm doch der große Vortheil, den er von dem Komptoir zog, so appetitlich, daß

er Tag und Nacht an nichts, als an seines Patrons Geschäfte dachte. Mit dem frühesten Morgen gieng er zu demselben, aß dort zu Mittage, und kam nicht eher, als zum Abendessen zu Hause; und das war denn gemeiniglich sehr spät. Die Sonntage und Feste, die jeder gute Christ der Andacht und Erholung widmet, wendete er an, Rechnungen zu untersuchen, böse Schulden für seinen Herrn einzutreiben, und andre Sachen, die außer der Schreibstube betrieben werden konnten, zu betreiben. In gewisse kleine Rechnungen hingegen, die eine ehrliche Frau am liebsten mit ihrem eigenen Name abthut, ließ er sich kaum alle Quatember einmal Zeit zu denken. Die arme Leonore war demnach beynahe nur dem Namen nach verheirathet.

Die zweite Frau hatte ihr Schicksal durch den Ehebandstriemen an die Hand eines Malers geknüpft, und ihr Schicksal hätte sie nicht schlimmer beraten können. Dieser Maler war

in seiner Kunst sehr groß. Odem und Leben schien seinem Pinselstrich zu folgen, und was ihm, wenigstens unserer geringen Meinung nach, zur grossen Ehre gereichet, er machte sich zur Gewissenssache, der Natur getreu zu bleiben. Wenn er demnach einen Sankt Franz, Bernhard, Benedikt, oder einen andern Heiligen, dessen Seele Gott erfreuen wolle! abbildete, so könnt ihr sicher darauf schwören, so sicher, als ob ihres mit Augen gesehen hättet, daß er keinen dürren Besenstiel, um den das ehrwürdige Ordenskleid herumgeschlottert, auf die Leinwand hinfleckete. Nein! Im Gegentheil war er steif und fest der Meinung, man müsse die lieben Heiligen hübsch fleischig und feist malen, — just nicht mit einem Domherrnkopfe, oder Prälatenbauche — denn zuviel sey freylich zuviel — sondern mit dem gemächlichen Emboupoint eines gutgenährten Wissenschafters; und auf diese Meinung war er bereit zu leben und zu sterben.

Es fehlte ihm auch nicht an triftigen Gründen, womit er sie unterstützte, und klärlich darthat, daß ein solches Verfahren der Natur gemäß sey. — „Denn, pflegte er zu sagen, wenn man von solchen Spuren der Providenz, die bis auf den heutigen Tag in jedermanns Auge fallen, und wenn das Auge gleich im Kopfe des dümmsten Tölpels steckt, auf das zurück schließen darf, was die Providenz in eben der Sache vormals gethan haben mag: so läßt sich ja mit Händen greifen, daß man die Heiligen an ihrer Ehre antastet, und von der Natur abweicht, sobald man sich in den Kopf setzt, sie so ausgehungert als die theure Zeit, dürr als eine Schindel, windhundig, hohl: äugig, mit eingefallnen Backen, und mit Lippen hinzupfaffen, die kaum die Zähne bedecken.“

Wenn er dieses mit jenem Triumph im Blick und Ton, den nur allein das Bewußtseyn der Unwiderleglichkeit im Muth eines Redners zu erschaffen, und

in seine Rede zu gießen vermag, gesagt hatte, dann pflegte er seine Künstlersphysiognomie in eine Art von liebevollen Lächeln zu verzerren, einen ungemein sanften Ton anzunehmen, dem der ihm zuhörte, die rechte Hand auf die Schulter zu legen, oder ihn gar mit der liebenswürdigsten Vertraulichkeit beim Kopsse zu fassen, und mit einer Mine, als wenn er die tiefsten Geheimnisse der Kunst aus dem innersten Schatzkästlein seines Herzes hervorzulange, um sie dem andern in das geheimste Archiv der Seele zu legen, also fortzufahren:

„Dem, beliebten Sie nur, Señor, aufs erste, beste, von allen heiligen Klöstern, ohne alle Auswahl, zu sehen: so werden Sie finden, daß der Himmel die lieben frommen Ordensleute allen ihren strengen Regeln, Kästen, Abstinenzen, Kasteiungen und Frühmetten zum Troste, und so abmergelnd auch die Gelubde der Armuth, der Aufopferung seines Willens, und der Keuschheit

Keuschheit seyn mögen, dennoch speck:
 fett, und bey einer Peripherie erhält,
 die man bey Layen gar selten antrifft. —
 Freilich mag da wohl ein bischen von
 Mirakel mit unterlaufen; doch was
 kümmert uns das? Wo es auf ein
 Faktum selbst ankömmt, da brauchen
 wir uns, meines wenigen Ermessens,
 den Kopf nicht zu zerbrechen, ob alles
 seinen natürlichen Gang gegangen sey,
 oder ob sich etwas Wunderbares mit
 bengewischt habe, um die Sache dahin
 zu bringen, wie wir sie finden. Genug,
 wenn sie so ist, wie wir sie finden.
 Noch mehr, Señor, ich wollte gar,
 es wäre erwiesen, daß in dem vorlie:
 genden Falle etwas Mirakulöses mit:
 wirkte, so wenig schadet dieses meinem
 Case. Aber das bey Seite! Nun
 schließ ich folgender Gestalt: Geschieht
 das am durren Holze, und sorat der
 Himmel, obgedachter Umstände unge:
 achtet, so sehr dafür, daß die Söhne
 feist und rund werden: wer Teufel
 giebt uns denn die Macht, den Vätern

ihr Recht auf ein doppeltes Unterkinn
streitig zu machen? —

So sehr er aber für die Korpulenz
der lieben Heiligen war — (worin wir
unserer Selts ihm gern beypflichten,
weil wir uns nicht entsinnen, vom
Aufgang bis zum Untergang, je einen
mageren Heiligen gesehen zu haben, —
tiewohl wir nicht zweifeln, daß mancher
Baskalaur von Salamanca wider die
Form, und vielleicht auch wider die
Materie seiner Schlässe, wie ers
nannte, manches würde einzuwenden
haben.) — So sehr ihm demnach die
Korpulenz der lieben Heiligen am
Herzen lag, so ganz verschieden war
er in Absicht auf die lieben Englein
gestimmt. Statt der pausbäckigen
Buben mit Trommelbäuchen, unge-
heuerlich dicken Lenden, und ödematö-
sen Füßen, wie sie hin und wieder in
den Kirchen gemalt sind, und fast auf
allen Kanzelhimmeln aus Holz geschnitz-
stehen, malte er hübsche schlanke und
wohlgebildete Jünglinge mit blondem
Haar

Haar und blauen Augen, und voll himmlischer Grazie. Er war des Glaubens, da die Engel, so viel er wußte, weder Erise noch Trank zu sich nahmen, daß diese seligen Geister unmöglich so dickköpfig, als ein Präpositus, oder so wohlbeleibt, als ein gutgemästeter Seelsorger seyn könnten, um so weniger, da sie nicht, gleich diesen, in heiliger Geschäftlosigkeit lebten. Für einen Posaunen-Engel, meinte er, könnten ein Paar fette Wangen, vor denen man keine Nase sehen kann, und ein dicker Wanst, vor dem der Engel sich weder die Hosen aufzuknöpfen, noch die Schuhe zuzuschnallen vermag, — vorausgesetzt daß er beides trüge — noch wohl hingehen; und das hiesse, wie ihm dünkte, Viel zugegeben; aber für jeden andern Engel, das müsse er offenherzig sagen, sey es eine unschickliche Sache. Denn, — nicht einmal zu erwähnen, daß die sehr fetten Leiber von mageren Seelen bewohnt zu seyn pflegten, weil er nicht

A 5

der

der Mann sey, der anderer Leute beleidigende Anmerkungen nachbeten möge, — nur das gebe er jedem zu bedenken, ob sich wohl ein dicker Bauch und ein Paar wassersüchtige Beine mit dem Begriff der Schnelligkeit vertragen? —

Auf diese und andre Gründe stützte unser Künstler seine Meinung. Warum er es aber schlechterdings nicht leiden konnte, daß man den Engeln die Flügel vergoldete: desgleichen, warum er sie zuweilen, sonderlich auf der Jakobsleiter, ohne Kittige zu malen gewohnt war, — haben wir nie gründlich erfahren können.

Nie konnte er sich mehr ereifern, als wenn er unsre liebe Frau neben dem Kreuze, als ein süßes junges Püppchen von sechzehn bis siebzehn Jahren gemalt sah. Dieses war ihm eine ungeheure Abweichung von der Natur, und er bewies mit unwidersprechlichen Gründen, chronologisch und genealogisch,
daß

daß die Mutter Gottes zur Zeit der Kreuzigung schon eine ehrbare Frau um die sechzig herum, eher drüber als drunter gewesen sey. „Malet sie,“ rief er, „so ehrwürdig als ihr wollt, ich habe nichts dawider; gebt ihr die hohe Würde einer Mutter, die es weiß, daß der den sie gebahr, ein Sohn des Allerhöchsten sey; und so viel von dem stummen, todten, nieder, tief, tief niederbengenden Schmerze einer Mutter, die ihr theuerstes Kind unter namenlosen Leiden verschleiden sieht, als eure Phantasie euch nur immer darzubieten vermag: — aber, vergesst nicht, daß diese Mutter den Sohn der jetzt stirbt, schon vor dreß und dreßzig Jahren geboren hatte, und wie sie ihn gebahr, die Kinderstube schon ein hübsches Weibchen vertreten hatte. — Wenigstens gesagt, fließet mit unsrer lieben Frau neben dem Kreuz keine Thränen ins Gesicht, die wie Kirschkerne über die Wangen herabkollern. Sie ist nichts, wenn
 sie

sie in diesem Augenblicke weinen kann. Aber euer Pinsel täusche unser Auge; ihr Busen scheine zu arbeiten, man glaube ihre erstickenden Seufzer zu hören, sie scheine vor unaussprechlichem Jammer zu verzagen, und doch jedem der sie sieht, Mutter Gottes! Könnet ihr alles das mit einander verbinden, so setzt euch hin, und malet die Mutter beim Kreuz. Könnet ihrs nicht, so werfet Pinsel und Palette ins Feuer; oder — wenn ihr doch malen müßet, so — malet Turniere, wo vom Kopf zu Fuß gepanzerte Ritter, mit nieder gelassenem Visiere auf einander los galoppiren. Denn — alles andre auch bey Seite gesetzt, mag das allein wohl manchem ehrlichen Manne schon schwer genug fallen, aus einem sechzigjährigen weiblichen Gesichte, Adel und Würde herausluden zu lassen; und ich könn euch einen feinen Grund davon angeben, wenn — ich wollte. „

Man sieht aus dem, was wir angeführt haben, daß unser Maler

als ein Adept sprach; und sein Pinsel rechtfertigte seine Reden, und den grossen Ruhm, worin er stand. Seine grösste Stärke besaß er in der Vorstellung biblischer und heiliger Geschichten, deswegen hatte er beständig in den Klöstern und Kirchen zu thun, und die guten Patres in und um Madrid, rissen sich um ihn. Hier mußte er eine Auferstehung oder eine Himmelfahrt malen, dort eine Magdalena, oder einen halb gar gebratenen Sankt Lorenz auf dem Rost; an einem Orte die wichtigen und unzählbaren Mirakel des heiligen Franz, an einem andern den verfluchten Ketzer Calvinus in der Hölle. Da er nun sehr arbeitsam, und seiner Kunst im höchsten Grade ergeben war, so befand er sich, gleich dem Buchhalter, den ganzen geschlagenen Tag außer dem Hause. Hierzu sehe man, daß dieser große Maler ein sehr schlechter Haushalter, und dem Weine und andern gewissen Unordnungen dermaßen zugethan war, daß er die Feiertage, und
alle

alle Zeit, die ihm von seiner Arbeit übrig blieb, in den Schenken und Weinhäusern zubrachte, wo er das viele Geld das er erwarb, mit dem größesten Leichtsinne verschleuderte. Kam er dann ja nach Hause, so wars zehnmal unter zwölften in einem solchen Zustande, daß er weder über seinen Kopf, noch über seine Beine, noch — mit Reverenz zu melden — über seinen Magen Herr war. Die arme Therese war demnach bey einem solchen Vatten noch weit bedauernswürdiger, als Leonore, die Frau des Kassierers.

Es ist ohne allen Zweifel eine sehr traurige Lage für eine junge und tugendhafte Frau, wenn sie von ihrem Manne vernachlässiget, und eitlen Geschäften, oder gar dem Weinhaufe und noch schlechteren Häusern unaufhörlich nachgesehet wird. Demod, muß man gestehen, daß die daraus entspringende Einsamkeit der Tage, und ungestörte Ruhe der Nächte, eine wahre Glückseligkeit sey, verglichen mit

mit dem unglücklichen Zustande, worin Franciska, die jüngste und schönste unter unsern drey Heldinnen, schmachtete. Der Himmel hatte sie in seinem Zorn verdammet, einem alten vedaagrischen Teufel von Eifersüchtigen, der sich schon auf der bösen Seite des sechzigsten Jahres befand, zum Bettwärmer zu dienen. Dieser Mann, argwöhnisch wie er war, ließ es seine einzige Beschäftigung seyn, die beste und lebenswürdigste Matten Tag und Nacht zu bewachen, und ihr durch seine tausenden eifersüchtigen Whillen die Martern tausendfach anzuthun, womit ihn seinerseits das Vedaagra folterte. Und er hatte denn auch Zeit genug, sein armes Weib zu quälen und zu hüten, da er ohne alles Gewerbe, von seinen sehr ansehnlichen Einkünften lebte.

Diese drey Frauen waren von ihrer zartesten Kindheit an Gespielen und vertraute Freundinnen gewesen. So gar hatten sie Mittel gefunden, ihre
Freundschaft

Freundschaft auf ihre Männer fortzupflanzen. Zum guten Glücke wohnten sie auch ziemlich nahe bey einander und konnten daher um so viel leichter zusammen kommen, vorzüglich die Malerinn und Buchhalterinn; denn was die Frau des Eifersüchtigen betrifft, so dienet hiermit zur Nachricht, daß sie sich nicht erhehnen durfte, ohne Aufsicht ihres Mannes nur die Nase aus dem Fenster zu stecken; noch weniger durfte sie ohne seine Begleitung den Fuß über die Schwelle setzen. Daß konnte sie die Besuche ihrer Freundin nicht so oft als sie wünschte, erwidern.

Ehe wir in unserer Erzählung, deren Eingang in manchen Stellen zu vielleicht schon trocken genug ist, weiter gehen, sehen wir uns genöthiget, um mehrerer Verständlichkeit willen, eine Ausweisung zu erlauben, dem Eingange an Trockenheit nicht die mindeste nachgeben dürfte. Wir geben aber unsern Lesern die Hand dazu, daß diese Ausweisung in unserm

gan

ganzen Werklein die Einzige — wenigstens die Einzige beträchtliche fern soll. Wir versprechen, in der Folge so viel uns möglich ist, der Nase gerade nach zu gehen, und geloben hiernächst, männiglich satissam zu entschädigen, dem die bisherige etwanige Dürre zum Aergerniß gereichen mögte. Fände sich aber, welches Gott verhüte, jemand, dessen Gaumen vorbezaute Trockenheit schmachhaft und beaglich wäre, dem sagen wir, jedoch mit seiner Erlaubniß! daß er kocklich die folgenden Blätter, bloß die beversiehende Ausschweifung ausgenommen, ungelesen lassen könne; sintemal wir, Kraft dieses, frank und frey bekennen, daß wir mit grämischen Leuten nichts zu schaffen haben mögen. Und hiermit, auf daß jedermann wissen könne, was für Waoren er in unserm Laden zu suchen habe, hängen wir dieses zum Schilde aus: Daß gegenwärtiges Büchlein ledialich für Leute geschrieben sen, deren Kungen zu erschütteru stehen.

— Aber zur Ausschweifung selbst!

B

Denn

Denn dieß war nur die Vorrede zur
Anschweifung; oder, wenn man lieber
will, ihr Fahrort.

Erfahre demnach, mein Freund, der
Du etliche Meilen an diese Paar
Stegen gewendet hast, in der löblichen
Absicht, ein verlornes Viertelstündchen
wegzulachen, — erfahre, was du
schwerlich weißt, wessern du nicht selbst
in Madrid gewesen bist, daß man, außer
dem Tage der heiligen Anna, noch vier
andre Tage mit weit größern Feierlich-
keiten, als selbst das heilige Osterfest,
in Madrid zu begehen pflegt, nemlich:
den Sankt Blasiusstag, welcher auf den
dritten Februar, gerade den Tag nach
Lichtmess fällt; zweitens den Tag
Sankt Jakobs des Bräuen, wie er dort
genannt wird, dieser fällt auf den ersten
März; zum dritten, den Tag vor Sankt
Johannis, wo ganz Madrid sich an den
Ufern des Manzanares einfindet, um
die Nacht und den folgenden Tag unter
Eßerz und Spielen hinzubringen; und
endlich viertens, Nuestra Señora de
los

los Angeles, wo gleichfalls die mehre-
 sten Einwohner der Stadt sich außer
 Madrid, in einer kleinen dem Sankt
 Isidor geweihten Kapelle versammeln.
 Unter diesen vier Festeu, welche du
 mein Tage aus keinem Almanach
 würdest kennen gelernt haben, wird
 nächst dem Johannisabend, der Blas-
 finstag am allerfeierlichsten begangen.
 Die Kirche dieses Heiligen liegt nord-
 wärts dicht vor Madrid, in einer
 anmuthigen Ebene, welche durch die
 Nachbarschaft des Prado noch reizender
 wird, nahe bey dem berühmten Sankt
 Hieronymuskloster, welches alle Welt
 kennet, wo man vorbehen muß, wenn
 man von Madrid nach dem sehr hehren
 Gotteshaufe. Nuestra Señora de
 Atocha will, welches notetisch einer
 der allerberühmtesten heiligen Orte
 ist, selbst Santiago in Gallicien,
 Nuestra Señora del Sagrario zu
 Toledo, Nuestra Señora de la Caridad
 zu Alcala, Nuestra Señora del
 Villar zu Zaragoza, unsre liebe Frau
 B 2 von

von Guadalupe, und jeden andern heiligen Ort, wo der liebe Gott hier zu Erde täglich und augenscheinlich eine unzählige Menge Wunder thut, nicht ausgenommen.

An diesem Blasiusstage nun, der, wie gesagt, auf den dritten Februar, und also gerade in die liebliche Jahreszeit fällt, wo die Sonne in unserm wärmeren Klima anfängt erquickend zu werden, pflegen unsre Damen den ersten Spaziergang zu machen. Sie versammeln sich deswegen auf obgedachter Ebne, um tomar sol, das ist: um sich von der Sonne bestreuen zu lassen, oder des Sonnensichens zu genießen. Die Ebne ist alsdann mit einer unzählbaren Menge Menschen vom höchsten bis zum niedrigsten Stande angefüllt, die daselbst den Tag des heiligen Blasius feyren, und sich die Zeit mit Spazieren, Spielen, und allerley Lustbarkeit vertreiben.

Nach

Nach dieser nothwendigen Aus-
schweifung, nehmen wir den Ananell
unserer Geschichte vor uns, und sangen
an abzuwickeln, wie folgt:

Etliche Tage vor Lichtmessen waren
die drei Freundinnen in dem Hause des
alten Eifersüchtigen versammelt, dessen
Frau den andern beiden ihre Noth
klagte. Sie erzählte ihnen die unaus-
sprechlichen Verfolgungen, die sie von
ihrem Manne ausstehen mußte, und
konnte nicht Worte genug finden, die
abgeschmackte Sorgfalt, mit welcher
er sie hütete und bewachte, seinen
wüthenden Argwohn, und seine unju-
rigen Grillen zu beschreiben. Keine
Fliege, versicherte sie, durfte sich auf
ihre Nase setzen, die ihm nicht verdächtig
wäre; sogar auf die Spitzen ihres
Kopfschiefes sei er eifersüchtig, weil sie
ihre Gesicht berührten; sogar sein eigener
Schatten mache ihn argwöhnisch; sogar
in die Messe könne sie nicht gehen, ohne
sich den bittersten Dramasalen auszu-
setzen. Zwar begleite er sie bei dieser,

wie bey jeglicher andern Gelegenheit jedesmal selbst, und erlaube ihr nie, als mit Anbruch des Tages, da die Kirchen am wenigsten besucht zu werden pflegen, dahin zu gehen; es sey aber genug, daß irgend ein männliches Geschöpf, gleichviel ob Knabe oder Greis, den flüchtigen Blick auf sie werfe, um ihr auf viele Tage eine Hölle voll Qualen zu verschaffen. Sogar — hier ließen ihr die Thränen über das liebliche Gesicht — sogar des Nachts, in eben dem Bette, worin sie in einem doppelt verschloßnen und verriegelten Zimmer, an seiner Seite, und in seinen Armen schlief, traue er ihr nicht, sondern — hier verdoppelten sich ihre Thränen — Ach Therese! Ach Leonore! ich erstickte! ich kann es vor Scham nicht sagen! Denken Sie nur, ich muß alle Abend in eine Art von weiten Sack kriechen, der mir von den Knien bis unter das Kinn gehet. Den schnüret er selbst mir um den Hals mit einem silbernen Stettchen zu, welches sich mit einem

einem Vorlesgeschlosse verschließen läßt, zu dem er den Schlüssel beständig in seinen Schlafhosen trägt. In diesem schändlichen Zustande muß ich die ganze Nacht zubringen, bis es ihm gefällt, mich zu erlösen, welches nie eher geschieht, als bis er aufgestanden, und völlig angekleidet ist. — Leonore und Therese horten die Klagen der unglücklichen Francisca mit dem größten Mitleid an, und ermahneten sie zur Geduld.

Während dieser Unterredung kamen ihre Männer zu ihnen, und es war nun hohe Zeit, die Materie zu ändern. Man nahm einige Erfrischungen zu sich, und beschloß, gemeinschaftlich den Blasiusstag an dem obgemeldeten gewöhnlichen Orte zu feiern, und Se. Majestät vorbeikommen zu sehen, welche sich am gedachten Tage nach Nuestra Señora de Atocha erheben wollten. Sie nahmen Abrede, in einem nahe bei gedachtem Ploz gelegnen Garten eine kleine Mahlzeit zu halten,

halten, und den Rest des Tages daselbst zuzubringen. Es läßt sich aber leichtlich denken, daß es den übrigen unsägliche Mühe gekostet habe, ehe sie dem alten Eifersüchtigen die Einwilligung abzwangen, daß seine Frau ihn begleiten dürfe.

Der sehrlich gewünschte Tag erschien, und unsre Gesellschaft begab sich nach dem verabredeten Orte, und genoßen in dem Garten die aufgetragenen Erfrischungen. Als das Frauenzimmer gegessen hatte, *) begab es sich weg, um den Herren nicht hinderlich zu seyn. Die Männer aßen sodann, und vertrieben sich nachher die Zeit im Garten mit spielen, während ihre Frauen sich an dem angenehmsten Ort der Wiese niedergelassen hatten, um tomar sol. Wie

*) Es ist in Spanien so die Gewohnheit, daß bey dergleichen Kollationen erst die Damen essen, und von den Mannspersonen bedienet werden. Die Männer essen erst, wenn das Frauenzimmer sich wegbegeben hat.

Wie sie nun da saßen, und sich, gleich der übrigen unzählbaren Menge, die daselbst ebenfalls um zu tomar sol versammelt war, über die Wiederkehr der lieblichsten Jahreszeit freuten, erblickte Francisca etwas außerordentlich Glänzendes, das aus einem Häuschen Unrath hervorblickte. Sie ließ es ihre Freundinnen bemerken, und diese hatten kaum die Augen darauf gerichtet, so sagte Leonore, die Frau des Buchhalters: es könne vielleicht gar ein Diamant seyn, den eine von den vielen hier spazierenden Damen etwa verloren haben mögte. Gewiß, fuhr sie fort, indem sie genauer hinsah, es ist ein Edelstein, oder ich müßte mich häßlich betrügen; der Glanz ist zu blendend. — Therese, die Frau des Malers, hörte dieses kaum, als sie schon aufstand, und ohne sich im mindesten von Ekel oder weiblicher Zimperlichkeit abhalten zu lassen, den Diamant (denn es war wirklich einer) aus dem Misthaufen hervorzog. Der

B 5 Stein

Stein war so ungemein schön, daß er gleichsam mit den Sonnenstrahlen wetteiferte; und jede unserer drei Freundinnen empfand bey sich einen merklichen Appetit, dieses Kleinod zu besitzen. Natürlicherweise gab nun das die Veranlassung zu einem kleinen Streit. Jede bemühte sich, verschiedene Gründe anzuführen, vermöge welcher sie sich zu dem alleinigen Besiz des Ringes berechtigt glaubte. Francisca behauptete, das Kleinod komme ihr zu, weil sie es zuerst entdeckt. Leonore gründete ihre Forderung darauf, daß sie den Werth des Steines gekannt. Theresie hingegen versicherte, sie habe unstreitig das grösste Recht ihn zu besitzen, weil sie ihre saubern Handschuhe in die Schanze geschlagen, um ihn aus dem elckhaften Misthäuslein herauszuziehen, und beides, sich und ihre Beguerinnen dadurch erst überzenger habe, daß es wirklich ein Diamant sey. Denn, daß Leonore dieses etwas früher gesagt, konnte doch wohl

wohl für nichts weiter, als für eine bloße Muthmaßung gelten indem es eben sowohl ein Stückchen Glas hätte seyn können.

En, denkt doch! versetzte Leonore, heilige Mutter Gottes! wofür mag uns doch die Frau Gevatterin ansehen, wenn sie uns nicht zutrauet, den Unterschied zwischen einem Glassplitter und einem Diamant zu wissen? —

Die Malerin hätte nicht zum schönen Geschlecht gehören müssen, wenn sie diese Apostrophe an die Mutter Gottes ohne Gegenrede hätte hingehen lassen. Wir leugnen auch nicht, daß uns ihre Antwort von Wort zu Wort zu finden gekemmen sey, und wären gar wohl im Stande, sie in extenso mitzutheilen. Wir hoffen aber, einigen Dank zu verdienen, und allen nach uns kommenden Geschichtschreibern ein treffliches Beispiel zu geben, wenn wir unsern Lesern den beträchtlichsten Theil dieses Wortwechsels erlassen. Wir begnügen

bequägen uns demnach zu berichten, daß er gar leicht so weit hätte gehen können, daß er den Männern zu Ohren gekommen wäre, und auf recht gutem Wege war, so lebhaft zu werden, daß die so lange unterhaltene Freundschaft dadurch hätte gefährdet werden können, wenn nicht endlich die Malerinn, welche obnehm die andern beiden an gesunder Vernunft vielleicht übertraf, Sinnen gesammelt, und ihren Freundinnen folgenden Vorschlag gethan hätte:

„Meine Damen, sprach sie, das Steinchen worüber wir streiten, hat keinen Werth, sobald es aufhört in einem Stücke zu seyn; folglich ist es nicht thulich, daß wir uns in dasselbe theilen — wenn ich auch zugeben wollte, daß Ihre Ansprüche völlig so gegründet wären, als die meinigen. So viel leugne ich indessen nicht, daß Sie nicht einigermaßen zu Ansprüchen berechtigt seyn sollten. Ich hielt dann für das Zutrüglichsie, wir verkauften den Ring,
und

und theilten das Geld unter uns gerade auf. Dabei ist es nothwendig, daß wir einen Schluß fassen, ehe unsere Männer kommen, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß wir auf den Fall alle drei ledig ausgehen dürften; und zwischen ihnen, die sich in unsre Rechte drängen würden, könnte dann wohl ein weit stärkerer Zwist als der unsrige, entstehen, wenn, wie nicht zu zweifeln ist, jeder von ihnen das Recht seiner Frau, mit Ausschließung der andern beiden, geltend machen wollte. Lassen Sie es nicht von uns gesagt seyn, meine lieben Freundinnen, daß dieser Ring so viel Unheil unter uns ongerichtet habe, als vormals der bekannte Apfel, wovon die Poeten so viel reden sollen, unter den drei Heiligen, deren jede ihn haben wollte. — „

Was war das mit dem Apfel, Madam? Erzählen Sie uns das!

„Ein andermal, meine Damen, versetzte Theresie. Lassen Sie uns erst unsre Angelegenheit zur Richtigkeit bringen.

bringen. Sie willigen also in den Verkauf des Ringes? — — Nun gut. Jetzt erhebt sich aber eine andre Frage. Welche von uns soll die Ehre haben, den Ring so lange zu verwahren? »

Diese Frage verursachte wiederum einigen Wortwechsel, und es war abermals der Frau des Künstlers vorbehalten, diese Schwürigkeit zu heben. Ich sehe dort, sprach sie, den Marquis de Castromonte gehen. Wie wärs, wenn wir ihn zum Schiedsrichter wählten? Er ist herablassend und gütig. Vielleicht erzeigt er uns die Gnade, unsren kleinen Handel zu schlichten.

Kleinen Handel? rief Leonore, die von ihrem Manne mit der Habsucht angesteckt, nichts für klein halten konnte, wo es aus Mein und Dein ankam. — Kleine Handel? rief sie, und eine böhmische Falte verstellte ihren schonen Mund.

Wichtige Handel dann, fiel ihr Theresse ins Wort. Lassen Sie uns jetzt
nicht

nicht über Ausdrücke streiten. Sagen Sie mir dafür, wollen Sie die Sache auf die Entscheidung des Marquis ankommen lassen? Er ist unser Nachbar, und kann weder Ihnen noch mir verdächtig seyn. —

Neinethalben, versetzte die Frau des Buchhalters. Ich habe Don Mairique als einen Mann von Verstand und Einsicht rühmen hören; er wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn offenbar ist das Recht auf meiner Seite.

Meines Theils, sagte die schöne Francisca, hab ich nichts wider ihn einzuwenden, und ich traue ihm Einsicht genug zu, das Uebergewicht meiner Ansprüche zu bemerken — vorausgesetzt, daß Seine Excellenz sich bis zum Richteramt zwischen uns herablassen wollen. Aber, wie kann ich ihm meine Sache vertragen, da mein alter Eifersüchtiger dort im Garten kein Auge von mir verwendet? Der
Marquis

Marquis ist jung und liebenswürdig genug, um alle argwöhnische Grillen meines Mannes zu rechtfertigen. Sie kennen seine Gemüthsart hinlänglich. Sagen Sie selbst, kann ich ohne mich völlig unglücklich zu machen, den Marquis von Castromonte zum Richter nehmen?

Therese und Leonore waren so billig, die ganze Stärke dieses Grundes zu fühlen, und boten ihre Erfindungskraft auf, ein Mittel ausfindig zu machen, wie sie, ohne von ihren Männern bemerkt zu werden, mit Don Manrique reden könnten. Der Zufall richtete daemal mehr aus, als drey Frauenszimmerköpfe; denn nach zwanzig ausgedachten und wieder verworfnen Anschlägen, breitete sich plötzlich der Ruf aus, der König sey bereits vor dem Alcalaer Thore, um sich nach unsrer lieben Frau von Atocha zu begeben. Jedermann eilte hin, um Seine Majestät vorbeifahren zu sehen, und der Eifersüchtige wurde von seinen beyden

beiden Freunden, die mit unter den ersten waren, mit fortgezogen. Die drei Freundinnen hergegen ergriffen geschwind diese günstige Gelegenheit, den Marquis zu rufen. Sie erzählten so kurz wie sich nur thun ließ, und ersuchten ihn, die Sache geschwind zu entscheiden, damit der Eheherr der schönen Francisca keinen Vorwand finden mocht, seiner armen Frau die Hölle noch schärfer zu heizen. Zugleich überlieferten sie ihm den Diamant.

Den Ferdinand d'Arrique Marquis von Casimonte, Oberbefehlender ersten Klasse, war, welches wir zu seiner Ehre sagen, ein ungemein gütiger Herr. Ueberdem besaß er einen durchdringenden Verstand, und war sehr gefällig gegen das schöne Geschlecht überhaupt. Er hörte die Gründe einer jeden mit Aufmerksamkeit an, und wie sie alles, was jede zu ihrem Vortheil sagen konnte, vorgebracht hatten, erklärte er sich folgendergestalt: Ich muß gestehen, meine schönen Kinder, Sie
 E haben

haben allerseits so viel vor sich, daß ein weit grösserer Scharfsinn als Sieben mir suchen dürfen, erfordert würde, um auf der Stelle zwischen Ihnen zu entscheiden. Aufrichtig zu reden, Ihre Ansprüche scheinen mir vollkommen im Gleichgewichte zu stehen. Aber wenn ich auch parteyisch seyn wollte, so haben Sie alle drey so viel Reize, daß ich schlechterdings nicht weiß, für welche ich mich erklären sollte. Und dennoch verbindet mich meine richterliche Pflicht, Einer von Ihnen den Preis anzusprechen. — Unmöglich kann ich hier gegen Einen von diesen drey Engeln gerecht seyn, ohne den andern beyden das bitterste Unrecht zu thun. — Der Vorschlag, den Werth des Ringes zu theilen, ist nicht so recht nach meinem Geschmacke. — Ich könnte Ihnen das Loos vorschlagen; aber das wäre unbillig gegen alle drey, wenn ich Ihre Gerechtsame dem Ungefähr überlassen wollte; und zugleich erklärte ich mich dadurch sehr unerkennlich gegen

gegen die Ehre, die mir drey so liebenswürdige Kinder dadurch erzei-
gen, daß sie sich meinem Ausspruch
unterwerfen. Ihre Ansprüche auf
diesen Diamant sind einander so gleich,
als Ihre Schönheit und Ihre Ver-
dienste; also kommt hier beides, mein
Verstand und mein Auge zu kurz.
Erlauben Sie mir dann, meine
Damen, Ihrem eignen Verstande eine
Entscheidung zu überlassen, welcher
ich nicht gewachsen bin. Ich kenne
Ihr Schicksal, und weiß ganz gut,
daß Sie sämtlich, wiewohl jede auf
eine andre Weise, durch die wunderliche
Gemüthsart Ihrer Eheherren leiden
müssen. Wohlau dann, weil es
Ihnen beliebt hat, mich zu Ihrem
Richter zu wählen, so erkenne ich
hiermit für Recht, daß dieser Ring
derjenigen unter Ihnen von den andern
henden völliĝ überlassen werde, die
ihrem Mann den listigsten, zu seiner
Besserung abzielenden Streich spielen
wird. Zu ihrer eignen Ehre hab ich

C 2

übrigens

übrigens die gegründete Zuversicht, daß die Ehre Ihrer Männer bey diesem Exile nicht in Gefahr kommen werde. Ueberdem mache ich mich anheischig, der Ueberwinderin noch hundert Thaler aus meinen Mitteln zu geben, Den Ring werde ich, wenn Sie nichts dagegen haben, so lange in Händen behalten. Sie haben mich verstanden; nun kommt es auf Sie an, ob Sie diesen Ausspruch genehmigen wollen oder nicht.

Der Marquis von Castromonte hätte den drey Freundinnen nicht leicht einen annehmlichern Vorschlag thun können; denn es war keine unter ihnen, die nicht, voll Zuversicht auf ihre Verschlagenheit, schon Besitzerin des Diamants zu seyn geglaubt hätte. Sie gaben mit Freuden ihren Beifall, und ließen den Ring in des Grafen Händen, bis zu ausgemachter Sache. Don Henrique nahm Abschied von ihnen, und setzte seinen Eroziergang fort. Bald darauf kamen die Männer zurück, und man beschloß den

den Rest des Tages, die Freundinnen mit tomar sol, und die drei Freunde mit dem Spiele.

Die Frau des Buchhalters war etwas geizig. Die Hoffnung des Gewinnes und die Grösse desselben reizte ihren Eigennuß noch mehr; dazu kam noch der Ruhm den sie von dem Siege erwartete, und die Vorstellung, daß ihre beiden Nebenbulerinnen sich ärgern würden, übertroffen zu seyn. Alles dieses wirkte so stark auf sie, daß sie ihre ganze weibliche List aufbot, um in diesem Wettstreite zu gewinnen. Es gelang ihr auch so wohl, daß sie den Streich ausbrütete, den wir unsern Lesern jetzt mittheilen wollen.

Nur etliche Häuser von dem andern, wohnte ein Arzt, der sein einziges Vergnügen an der Astrologie fand, und ohne Widerspruch der eifrigste Ephemeridenritter seiner Zeit war. Vormalo war dieser Mann ein Anbeter der schönen Leonore gewesen, und im

E 3 Herzen

Herzen war er es noch. Weil er aber sah, daß er verackens seufzte, und sein Latein bey ihr verlehrt, so hatte er die Sache aufgegeben; denn seine Gebieterin war zu tugendhaft, als daß sie die eheliche Treue im mindesten hätte verlehren sollen. Leonore war viel zu scharfsüchtig, sich durch die angebliche Gleichgültigkeit des Doktors täuschen zu lassen; und in der That liebte der gute Mann zu ernstlich, als daß er seine Leidenschaft hätte völlig verbergen können. Die Schöne beschloß demnach, sich dieses Mannes jetzt zu ihrer Absicht zu bedienen; zu dem Ende begegnete sie ihm etwas gütiger, und nahm gegen ihn stufenweise ein so gefälliges und einnehmendes Betragen an, daß er anfieng, sich mit dem süßen Gedanken zu schmeicheln, er habe endlich ihr Herz gerühret. Wie Leonore, die ihn genau beobachtete, wahrnahm, daß seine Hoffnungen wieder angefacht waren, fragte sie ihn, ob sie wohl bey einem kleinen Vergnügen,

Bergnügen, daß sie sich während des Karnevals machen wollte, auf seinen Vorrath rechnen dürfe? — Der Doktor war vor Freuden außer sich, daß seine Geliebte selbst ihm Gelegenheit geben wollte, ihr seinen Diensteifer zu bezeugen, und versprach alles was sie nur verlangen würde.

Es kommt hier, sagte Leonore, darauf an, daß Sie meinem Manne ganz ernsthaft berichten, Sie hätten ihm die Nativität gestellet, und vermittelst Ihrer Kunst so viel herausgebracht, daß er ganz unfehlbar innerhalb vier und zwanzig Stunden sterben müsse. Wenden Sie aber allen Fleiß, und alle Beredsamkeit an, ihn zu überreden. Je fester Sie es ihm in den Kopf setzen, desto grösser ist die Gefälligkeit, die Sie mir erzeigen.

Der Planetenleser war innig vergnügt, daß seine Göttinn ihm eine solche Kleinigkeit zur Gefälligkeit anrechnen wollte, und versprach, noch

denselbigen Abend, wenn der Buchhalter zu Hause kommen würde, ihrem Verlangen so viel in seinem Vermögen stünde, Genüge zu leisten. Er nahm sich hierauf die Freiheit einige Neugier wegen ihrer Absicht blicken zu lassen: sie beugte ihm aber geschwind vor, und versprach, wesfern er in seinem Auftrage glücklich wäre, ihn des folgenden Tages von allem zu unterrichten. Vielleicht könnte es seyn, sagte sie hinzu, daß sie alsdenn seines Bestandes noch in einer Kleinigkeit benöthiget wäre. — Der Arzt wiederholte seine Versicherungen, daß er kein größser Glück kenne, als ihren Befehlen zu gehorchen, und begab sich auf seinen Posten, weil die Zeit heran nähete, da der Buchhalter vom Kempter zu kommen pflegte.

So bald er seinen Mann von weiten kommen sah, gieng er auf ihn zu, als wenn er ihm ganz von ungefähr begegnete. Sie grüßten einander, und nun fieng der Doktor die Komödie folgendergestalt an:

It

Ist Ihnen nicht wohl, Herr Nachbar? mich dünkt Sie sehen fürchterlich elend aus.

Um Vergebung, recht sehr wohl — ausgenommen daß mir der Kopf ein wenig wütht ist, weil ich den ganzen Nachmittag geschwitzt habe, einige verwirrete Rechnungen durchzugehen, woraus kein Teufel klug werden kann; — sonst wüßte ich nicht, daß ich mich je in meinem Leben besser befunden hätte.

Ihre Farbe mein liebster Ghuzman (so hieß der Buchhalter) sagt mir gerade das Gegentheil. Glauben Sie mir, man kann oftmals dem Tode sehr nahe fern, und sich seiner Meinung nach ganz wohl befinden. — Erlauben Sie mir doch einmal Ihre Hand, mein Freund. —

Der Buchhalter reichte ihm mit fichtlicher Unruhe die Hand hin, und der Doktor untersuchte mit der größten Aufmerksamkeit seinen Puls, sah ihm

E 5

stare

starr ins Gesicht, und blieb darauf ein Paar Minuten im tiefsten Nachdenken stehen, mit einer Mine, worinn sich Besorgniß und freundschaftlicher Kummer immer stärker zeichneten. Endlich brach er das tiefe Stillschweigen, und gab seinem Freunde folgendes zu vernehmen:

Ich versichre Sie, lieber Herr Nachbar, daß ich alle die Zeit, Mühe und Kosten, die ich angewandt habe, um es in meinen beyden Lieblingswissenschaften, der Medicin und Astrologie etwas weiter als gewöhnlich zu bringen, schon dann nicht bereuen würde, wenn sie mir auch keinen andern Nutzen brächten, als daß ich Sie jetzt vor einer nahe bevorstehenden Gefahr warnen kann. Ich wäre Ihr Freund nicht, wenn ich Ihnen verhehlen wollte, was Sie am nächsten angehet, und woran Sie ohne Zweifel am wenigsten denken. Bestellen Sie Ihr Haus, mein Freund, und sorgen Sie schleunig für alles, was Ihnen etwa
noch

noch am Herzen liegt, hauptsächlich aber für Ihre Seele, die Ihnen über alles am Herzen liegen muß, denn ich kündige es Ihnen hiermit als eine ausgemachte Wahrheit an, daß Sie keine vier und zwanzig Stunden mehr zu leben haben, sondern vielleicht schon ehe noch die Sonne aufgehet, Gott von Ihrem ganzem Leben werden Rechenschaft geben müssen. Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen diese traurige Zeitung ankündigen muß; aber die Sache ist, leider, gewiß; so gewiß, daß Sie morgen um diese Zeit schon lange überzeugt seyn werden, Sie hätten viel besser gethan, den heutigen Nachmittag auf eine Abrechnung mit Ihrem Gewissen, als auf die verwirrten Rechnungen Ihres Principals zu verwenden.

Diese Reden, die mit dem größten Ernst, und der anscheinendsten Aufrichtigkeit vorgebracht wurden, thaten allerdings einige Wirkung auf das Gemüth des Buchhalters. Doch
antwortete

antwortete er mit Lächeln: Alles was ich Ihnen sagen kann, Herr Doktor, ist, daß ich mich, meines Bedünkens, ganz wohl befinde. Und wenn Ihre heutige Weissagung so zuverlässig ist, als die Prophezeiung, womit Sie voriges Jahr die Frau des Alonzo Sanchez h'insuchten: so weiß ich gewiß, daß mein Tod so gar nahe noch nicht ist, als Sie glauben. Sie wissen ohne Zweifel wohl noch, daß gerade das Gegentheil von allem was Sie verkündigten geschah. Sie weissagten ihr, sie würde ein Paar Zwillingebrüder zur Welt bringen, und im Wochenbette sterben; und die gute Frau gebahr eine todte Tochter, und lebt noch.

Der Arzt sah ihn mit Augen voll Mitleid an, und sagte mit dem Tone eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist: Gut, gut, mein lieber Guzman! Spotten Sie, so viel Ihnen beliebt. Ich habe gethan, was ich als Christ thun mußte. Aber, setzte er mit wachsender

nender Stimme hinzu, zum wenigsten werden Sie nicht Ursache haben, in jener Welt über mich zu klagen, daß ich Sie nicht gewarnt hätte. — Mit diesen Worten umarmte er ihn, und stellte sich völlig so gerührt, als ein gutherziger Mann seyn kann, der von einem guten Nachbar, mit dem er seit vielen Jahren Umgang gepflogen, auf ewig Abschied nimmt. Er entfernte sich hierauf ein Paar Schritte, kehrte aber schnell zurück, als von einer inneren Bewegung überwältigt, schloß ihn stillschweigend noch einmal in die Arme, drückte ihm die Hand, und verließ ihn, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Der Buchhalter war in der That über die unerwartete Nachricht betroffen, und die letzten Reden seines Freundes, dessen Vertrauen, und zuversichtlicher Ton, hatten ihm vollends den Rest gegeben. Er setzte in tiefen Gedanken den Weg nach seinem Hause fort, und wiewohl er an die Astrologie überhaupt,
und

und an den Prophezeihungen seines Nachbarn insbesondere, keinen gar zu grossen Glauben hatte: so konnte er sich doch nicht enthalten, sich von Zeit zu Zeit an den Puls zu fühlen, und mit unter einmal die Hand aufs Herz zu legen. Ob er nun gleich an beyden Orten alles im gewöhnlichen Gleise fand, und seit langer Zeit im Besiz war über seinen Nachbar, als Astrologen, zu spotten: so war ihm doch auf der andern Seite derselbe Mann, als Arzt, sehr ehwürdig, weil er stark an die Arzneykunst glaubte, und sich seines Rathes bisher in allen Unpäßlichkeiten, die ihm oder seinen Hausgenossen zustieffen, mit gutem Erfolg bedienet hatte. Demnach wankte sein beunruhigtes und zweifelhaftes Gemüth von einer Seite zur andern; doch behielt zulezt die Besorgniß die Oberhand.

In einer solchen Fassung trat er in sein Haus; freylich entschlossen, seiner Frau nichts von dem Vorgefallenen zu sagen,

sagen, um ihr keine Unruhe zu verursachen, aber doch nicht Herr genug über seine eigene Unruhe. Sie aus allen Blicken und Bewegungen hervorblühte. Leonore, die ihn genau beobachtete, merkte sehr leicht, daß ihr Abgeordneter seine Rolle gut gespielt habe, und belustigte sich innerlich über das verstörte Wesen des armen Guzman. Er befahl, das Abendessen aufzutragen, setzte sich an den Tisch, aß sehr wenig und in grosser Zerstreuung, stand in tiefen Gedanken vom Tische auf, und sagte, er wolle sich schlafen legen. Hierauf entkleidete er sich unter vielen Seufzern. Seine Frau erkundigte sich sehr liebevoll, ob ihm nicht wohl sey? und als er dieses mit vollkommen wohl beantwortet hatte, fragte sie weiter, ob ihm denn sonst etwas Unangenehmes zugestossen sey? Du kommst mir heute so besonders vor, mein Lieber, als ich dich nie gesehen habe. — Er versicherte sie, er sey ganz wohl ausgeräumt; ihm fehle gar nichts.

nichts. Sie machte ihm hierauf unter tausend Liebkosungen die zärtlichsten Vorwürfe, daß er ihr sein Anliegen verhehlen wolle; denn es wäre ihm gewiß etwas nicht recht; er pflege sonst nicht so zu seyn — hierbey mußten ein Paar Thränen, die dem Frauenzimmer, wie man sagt, immer zu Gebote stehen sollen, über die Wangen herab fließen. Der Buchhalter sah zwar, daß er der zärtlichen Besorgniß seiner Gattinn nicht ausweichen könne, doch war er fest entschlossen, ihr die Wahrheit nicht zu sagen, weil er seinerseits befürchtete, ihre Bekümmerniß, die er für aufrichtig hielt, zu vermehren. Er wollte sich demnach mit einer Nothlüge helfen, und vertraute seiner Frau, daß er sich heute mit seinem Principal überworsen, und nicht recht wüßte, wie das gute Vernehmen zwischen ihnen wieder herzustellen sey. Leonore hätte gern ein aufrichtigeres Geständniß von ihm herausgelockt, in der Absicht, seine Besorgniß zu vermehren; wie sie ihn
aber

aber so fest entschlossen fand, die Wahrheit zu verhehlen, nahm sie mit seiner Auszucht fürlieb, und stellte sich, als suchte sie ihn bestmöglichst zu beruhigen. Sie hielt ihm vor, daß der Kaufmann seiner nicht, wohl aber er des Kaufmanns entbehren könne, und dergleichen Trostgründe mehr. Unter diesen Gesprächen giengen sie zu Bette, aber der gute Mann schlief so wenig als er gegessen hatte, und fielen ihm ja die Augen zu, so sah er im Traume nichts als Gräber und Leichenbegängnisse. Seine Frau ließ ihn sich im Bette nach Belieben herumwälzen, und stellte sich, als wenn sie schlief; im Herzen aber freute sie sich ungemein, daß ihr Anschlag so gut von Statten gieng.

Guzman stand am folgenden Morgen früher als gewöhnlich auf, und begab sich nach dem Kempteir. Die Freude, daß er das Tageslicht wieder erblickt hatte, machte ihm Hoffnung, daß er auch den Abend erleben, und

D

von

von seinem Ende wohl noch ein wenig entfernter seyn würde, als ihm der Arzt, dessen Propherbeziehung er anfangs in den Wind zu schlagen, gesagt hatte. Er kitzelte sich sogar schon damit, wie er den Astrologen aufziehen wollte. Wir wollen ihn seiner Freude überlassen, und während der Zeit, da er bey Tratten, Fatturen, Bilanzen und Preiskurrenten ziefert, seiner muthwilligen Frau ein bißchen näher in die Karte kucken.

So bald der Buchhalter den Fuß aus dem Hause gesetzt hatte, ließ sie ihren geheimen Noth zusammen rufen, der aus dem Astrologen, dem Maler Gonsalvo, dem Eifersüchtigen Antonio, und dem Pfarrer Zambulo, einen lustigen durchtriebnen Vogel, der lieber in den Augen einer hübschen Sünderin, als in seinem Brevier las, bestand. Diesen Herren eröffnete sie ihren Plan, gab aber ohne der Geschichte mit dem Ringe zu gedenken, alles für eine Fastnachtsskurzweil aus, und bestimmte jedem

jedem seine Rolle in dem Possenspiele, weil sie jeden bereitwillig fand, eine zu übernehmen.

Wie nun der Buchhalter gegen Abend zu Hause gieng, sah er beim Umbeugen um eine Ecke den Pfarrer in Begleitung eines andern Geistlichen und etlicher Männer vor sich hingehen. Sie waren ihm so nahe, daß er ihre Unterredung hören konnte. — Es ist aber doch Schade, hörte er den Einen sagen, daß der arme Guzman so früh gestorben ist. — Ja wohl, versetzte ein anderer, zumal da er so aus der Welt gefahren ist, ohne seine Sünden zu bereuen, und die heiligen Sakramente zu empfangen. — Hat er das nicht? fragte der Erste. — Nicht doch, erwiderte der Pfarrer, man hat ihn heute früh todt im Bette gefunden, ohne daß seine Frau, die vor Schrecken und Betrübniß halb todt ist, das geringste gemerkt hätte, als da sie aufstand. — Das schlimmste bey der Sache, fügte der andere Priester hinzu,

D 2

ist

ist dieses, daß sein Nachbar der Doktor, der wie man sagt, in den Gestirnen als in einem Buche liest, öffentlich und gegen jedermann behauptet, er habe ihn gestern Abend ernstlich gewarnt, und ihm sein nahes Ende beynabe auf die Minute vorhergesagt, er habe aber über seine Prophezeiung gelacht und gespottet, und sey nun, ohne Reichte und alles, wie ein Vieh aus der Welt gegangen. — Gott sey seiner armen Seele gnädig! rief der Pfarrer Zornbulo, er hat schlecht für sie gesorgt! so schlecht, daß michs jammert. Lieber Gott! was sind wir Menschen! Gestern noch so gesund und stark; heute in der Erde! — Ja wohl, ja wohl, sprach der andre Geistliche. Die arme Seele! Sie ist zu bedauern; denn was seine Frau betrifft, der sollte man Glück wünschen. Guzman hat ihr übel gewonnenes Geld genug hinterlassen, womit sie sich einen bessern Mann aussuchen kann; denn Herr Guzman, Gott habe ihn selig! war nicht der beste

beste Ehemann, wie man sagt, und kümmerte sich nicht recht viel um sie. — Aber meine Herren, von Verstorbenen und Abwesenden muß man das Beste reden. Wir wollen den armen Buchhalter ruhen lassen. — —

Guzman hörte alles dieses an, und wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte. Ob ich das sehn mag, sprach er bey sich selbst, von dem diese Leute reden? — Er beschloß sie anzureden, und sich bey ihnen zu erkundigen, ob sie glaubten, von seinem Begräbniße zurückzukommen, oder ob heute etwa ein anderer Guzman beerdigt sey? Sie aber, die seine Absicht merkten, und ihm nichts weiter zu sagen hatten, verdoppelten ihre Schritte, wandten sich in eine andre Gasse, und machten, daß sie ihm aus dem Gesichte kamen. Er setzte dann seinen Weg fort, und war in einer Fassung, für die unsre Philosophen meines Wissens noch keinen Namen erfunden haben. Nahe bey der Straße, worinn er wohnte,

D 3

war

war eine enge Gasse, durch welche er gehen mußte. Hier hatten der Doktor und der Maler ihren Posten. So bald sie ihn erblickten, sprach der Arzt: Wie ich Ihnen sage, mein lieber Gensalvo, er lachte mich aus, als ichs ihm prophezeigte, daß er diesen heutigen Tag nicht erleben würde; aber ich bin gewiß, daß er jetzt nicht über mich lachen wird. Wie gut wäre es nun für seine arme Seele, wenn er mir geglaubt hätte! Aber so gehts den Spöttern. — Der gute Guzman! versetzte der Maler. Freylich, er war untersezt, und vollblütig, und hatte dabey einen kurzen Hals. Ich denke, der Schlag hat ihn gerühret, denn er hatte die Flasche ein wenig zu lieb. Gott erbarme sich seiner, und nehme ihn in sein heiliges Paradies auf! — Das thue Gott, erwiderte der Arzt, das thue Gott, und tröste seine arme Frau, und uns dazu, denn wir haben einen guten Freund an dem lieben seligen Manne verloren! Wollte der Himmel,

Himmel, er hätte mir gesalbt, und sein Gewissen entladen! Aber so ist er mit allen seinen Sünden in die Ewigkeit gegangen. — —

Der Buchhalter war hinter ihnen stehen geblieben, um ihre Unterredung anzuhören. Jetzt aber konnte er sich nicht länger halten. Was Teufel, ihr Herren, rief er, send ihr gescheut? Sagt mir, ich bitte euch, was bedeutet das Geschwätz? Hat man mir bey lebendigen Leibe ein Leichenbegängniß — —

Ach! Gott sey uns gnädig und barmherzig, riefen die beiden Schälke, da ist der arme selige Guzman lebhaftig! Unter solchen Ausrufungen und unzähligen Kreuzen, wichen sie ein Paar Schritte zurück. Im Namen Gottes, rief der Maler, beschwör ich dich, du abgeschiedner Geist, uns nicht zu folgen, sondern mir, von der Stelle wo du stichst, zu sagen, was du von mir verlangst! — Der Doktor schrieb,

indem er davon lief: Ach! er wird keine Ruhe haben, bis sein mit Unrecht erworbenes Gut wieder an den rechten Herrn kommt.

Guzman lehrte sich an die Beschwerden des Vialers nicht, sondern gieng mit Hefigkeit auf ihn los; dieser aber fand nicht für gut, ihn zu erwarten, sondern lehrte um, und folgte dem Doktor so schnell er konnte. — Sind die Leute verrückt, oder besessen, oder bin ichs, rief der Buchhalter, der je länger, je weniger wußte, was er aus der Sache machen sollte. Wenn er seinem Todten ähnlich sah, so schien er wenigstens ein Sterbender, so ohnmächtig wankte er die Straße zu Ende. Wie er ungefähr noch fünfzehn oder zwanzig Schritte von seinem Hause war, sah er den alten Eifersüchtigen, dessen Rolle jetzt anfieng, aus demselben heraustrimmen; dieser gieng gerade auf ihn zu, um ihn vollends um das Vischen Verstand zu bringen, das ihm die andern übrig gelassen hatten, und stellte sich,

als

als wenn er ihn nicht sähe. Er aienq mit einem niedergeschlagenen Wesen, hatte die Augen fest an die Erde geheftet, und wischte dieselben mit dem Schnupstuche ab. Wie er dicht vor dem Buchhalter war, schlug er die Augen auf, und sprang schnell zurück, als wenn er eine Schlange berührt hätte. Heilige Mutter Gottes, rief er, steh mir bei! Ist das ein Gespenst, oder ist es mein abgeschiedner Freund Guzman?

Allerdings bin ich Guzman, versetzte der Buchhalter. Aber ich bin nicht todt, mein lieber Antonio, ich bin nicht abgeschieden, wie Sie sagen. Was kreuzen und segnen Sie sich? Wovor fürchten Sie sich? Ich bin Guzman, sag ich Ihnen; Guzman mit Leib und Seele.

Weil er besorgte, der Alte mögte ihm, wie die andern, entweichen, so ergriff er ihn beim Mantel. Dieser aber rief: Weiche hinter mich, Saran!

D 5 abrenuntio!

abrenuntio! abrenuntio! Ich bin dem Guzman nichts schuldig, als etwa einen halben Gulden, den er mir leht im Neversino abgewonnen hat; den leugne ich dir nicht ab. Kommst du deswegen wieder, so behalt meinen Mantel und verkauf ihn. Ich mag mit Leuten aus jener Welt nichts zu schaffen haben. — Unter diesen Worten wickelte er sich aus dem Mantel, ließ ihn fahren, und lief unter vielen Kreuzen aus Leibeskräften davon.

Nun fehlte wirklich nicht viel daran, daß Guzman völlig um seinen Verstand war. Ich muß wohl todt seyn, sagte er bey sich; ich bin sicherlich gestorben, es ist nichts gewissers als das. Ich wäre ein Narr, wenn ich länger daran zweifeln wollte. Aber, wenn ich todt bin, was mache ich denn hier? Es kann seyn, daß Gott meinem Geist noch einmal erlaubt, auf diese Welt zurückzukehren, um meine Sachen in Ordnung zu bringen, und mein Testament zu machen. — Aber Gott sey mir gnädig,

gnädig, wosern ich plötzlich gestorben bin! — Und bin ich todt, wie ich wohl glauben muß, so ist's sehr wahrscheinlich, daß ich plötzlich hinweggerafft bin. Ach du lieber Gott! Aber ich habe ja in meinen letzten Augenblicken den Teufel nicht gesehen, und mein Beichtvater hat mir doch oft gesagt, daß er den Sterbenden erscheinet? — Ich bin also nicht todt, oder mein Beichtvater ist ein Narr. — Gott weiß am besten, was ich bin! — Wäre ich aber eine Seele, ein bloßer Geist, und mein Leichnam läge in der Erde, woher hätte ich denn Kleider an? — Meine gewöhnlichen Kleider? — Ich kann doch hören und sehen, und ich fühle, daß mich die Abendluft durchkältet, und daß es anfängt zu regnen. — Sollt ich auch wohl schon wieder von den Todten auferwecket seyn? — Dann hätte ich aber die Posaune hören, oder wenigstens einen Engel sehen müssen, der mich auf Gottes Befehl ins Leben zurückgerufen hätte.

hätte. Ich weiß ja auch nichts davon, wie es in jener Welt ist, wie es da aussieht, wie man da lebt. — Und davon müßt ich doch wenigstens Etwas wissen. — Alles was ich weiß, ist dieß, daß jedermann vor mir fliehet; daß selbst meine besten Freunde und Gesellschafter mich für todt halten. — O! gewiß und wahrhaftig, ich bin todt. — Ich hätte aber doch einige Schmerzen empfinden müssen, sollt ich meinen; wenigstens Etwas; wenigstens die Annäherung des Todes. — Aber ich bin so plötzlich gestorben, und von einem schnellen Tode empfindet man vielleicht nichts. — Sollte man mich auch wohl zum Besten haben, und das wäre so ein Fastnachtsstückchen? Das Ding ist möglich; denn, warum laufen nur meine Freunde vor mir, und andre Leute nicht? — Bin ich nicht ein Narr! wie sollen sich Leute vor mir fürchten, die mich nicht kennen; oder die von meinem Tode noch keine Nachricht haben? — Lieber Himmel, wie

wie ist's möglich, daß ich so leicht, und ohne das Geringste davon zu wissen, aus der Welt gekommen bin? —

Wie er so mit sich selber vro und centra disputirte, gieng ein junger Kerl vorbei. Der Buchhalter ergriff ihn beim Arm, und sprach: Sagt mir doch, guter Freund, bin ich todt oder lebendig? — Ihr seid ein Narr, versetzte der Mensch, und riß sich los. — Das weiß Gott, sagte der Buchhalter.

Er entschloß sich endlich, in sein Haus zu gehen, und das war nach gerade Zeit; denn es war bereits ziemlich kühl geworden, und der Regen ward immer stärker. Er klopfte ungesäumt an; eine Magd fragte mit weinender Stimme, wer da sey? Mach auf, Laura! rief er. O, du Himmel, antwortete das Mädchen, ist wohl je erhört, vor einem Trauerhause solch ein Exekrabel zu machen! — Mach auf! mach auf! rief er von neuem.

Kempst

Kennst du mich nicht? Ich werde bis aufs Hemde naß. —

Schämt euch doch, guter Freund, und geht eures Weges.

Unverschämtes Thier, ich bins, sag ich dir; ich bin dein Herr. —

Wollte Gott! antwortete die Magd. Mein armer Herr ist bey den lieben Heiligen im Himmel, wie ich hoffe! Gott gebe, daß ich nicht lüge, und daß der Bese nicht just einen Buchhalter nöthig hatte! Denn mein armer seliger Herr saß so ämsig bey den Büchern, daß er sich nicht einmal die Zeit ließ, an seine Frau zu denken, geschweige an seine Seele.

Guzman war von Natur lebhaft. Ein Paar derbe Stöße mit dem Fuße gegen die Thür, und der Riegel flog fort. Wie das Mädchen ihn ins Haus kommen sah, stürzte es über Hals und Kopf die Treppe hinauf, und erhob ein entsetzliches Zetergeschrey. Leonore, vom Kopf bis zu den Füßen in der tiefsten

tiefften Trauer, kam aus ihrem Zimmer, als wenn sie sich nach der Ursache des Uerms erkundigen wollte. — Ach, Madam, ich bin des Todes! Jesus, Maria! ich habe den leidhasigen seligen Herrn gesehen! — Unterdessen war Guzman die Treppe herauf gestiegen. Jesu, Maria! rief Leonore wie sie ihn erblickte, und sank in Ohnmacht. Die Magd lief in ein Zimmer und schloß die Thür fest hinter sich zu.

Nun glaubte der arme Mann ganz gewiß, daß er mausetodt sey, und es fehlte nicht viel, so wäre er neben seine Frau niedergesunken. Als er sich ein wenig gesaft hatte, war das erste, was ihm einfiel, Leonoren Hülfe zu leisten. Er faßte sie in seine Arme, und trug sie in die Stube. Ein neuer Ueberzeugungsgrund: Das Zimmer war schwarz ausgeschlagen, und Fenster und Vorhänge dicht zu, wie es in Sterbehäusern ansehnlicher Leute gewöhnlich ist. Dieser Anblick wirkte so stark auf ihn, daß er die Frau
beynahe

bennahe hätte fallen lassen. Ich bin todt! rief er. Bei meiner armen Seele! — Gott verzeih mir die Sünde! — ich bin todt!

Die arme ohnmächtige Frau hatte die größte Mühe von der Welt, sich des Lachens zu enthalten. Er leate sie aufs Bette, schnitt die Schmirbänder entzwen, nahm ein Licht vom Tische, und lief in ihr Puzzimmer, um ein Fläschgen mit Spiritus auf dem Nachtsche zu suchen. Er rieb ihr die Schläfen, er schüttelte sie, er hielt ihr die Flasche vor die Nase: endlich schlug sie die Augen auf, und als sie ihren Mann erblickte, that sie einen lauten Schrey, und fiel von neuen in Ohnmacht. Der Mann erneuerte seinen Versuch, aber umsonst; die Frau fand nicht für gut, sich vor der Hand wieder zu erheben, und das bekam ihr sehr wohl. Denn, wie der Buchhalter sah, daß nichts anschlug, und aller Spiritus aus seinem Fläschgen versprengt und verwaschen war, sah er sich

sich genöthigt, die Patientin sich selbst zu überlassen. Er blieb mit in einander geschlagenen Armen vor ihr stehen, und betrachtete sie mit innigem Mitleid. Die Trauer stand ihr so schön! Der volle blendendweiße Busen war entbloßt! Sie lag da wie ein tochter Engel! Sie hatte ihn so geliebet! Sich so über seinen ploßlichen Eintritt geirret! — Alles dieses, und einige andre kleine Umstände fiengen an, sich der Phantasie des Buchhalters zu bemesseln. — Der gute Mann dachte nicht daran, daß er todt sey. — Indessen kam Leonore auch durch dieses hehrliche Mittel nicht wieder zu sich selbst, sondern schien vielmehr ohne alle Empfindung zu seyn. Er konnte also weiter nichts thun, als sie warm zudecken, und sie nach einem herzlichen, an Sankt Franz, den Schutzheiligen Leonorens gerichteten Eusszer, ihrer Jugend und guten Natur anvertrauen.

Unterdessen war schon mehr als eine gute Stunde über seine gewöhnliche
 & Zeit

Zeit zum Abendessen verstrichen. Nun wußte freylich der gute Mann so wenig als ein Kind im Mutterleibe, ob es in der andern Welt Sitte sey, zu essen und zu trinken, oder nicht. Das fühlte er aber, daß ihn sehr hungerte. Er klingelte seinem Bedienten, aber Pedro kam nicht. — Leonore, die wohl wußte, daß der Bursch weder verschmizt noch verschwiegen sey, hatte ihn unter einem Vorwande nach einem Landhause geschickt, welches sie unweit der Stadt besaßen. Guzman rief Lauren, und Isen, und Annen, und Margrethen — aber Laura, und Ilse, und Anna, und Margrethe erschienen nicht, weil sie sich aus Furcht vor dem Polteraciste in die Gesindestube eingeschlossen hatten. Indessen verlangte ihn zu essen. Er gieng vor die Gesindestube, aber die Mädchen hatten ihre Rolle gut gelernt, und sangen aus velleim Halse die Heiligenlitaney. Je mehr er klopfte, und je lauter er was zu essen foderte, desto lauter sangen sie.

— Wenn

— Wenn es wahr wäre, rief er, daß ein Geist durch ein Schlüsselloch huschen kann, wie mir meine Amme seliger, und der ehrwürdige Vater Alvarez mein Beichtvater, oft erzählt haben, wie wollt ich euch Mährten belitanzen? —

Es war kein andrer Rath für ihn, als selbst in die Küche zu gehen, und sich Etwas zu suchen. Er kam über einen Speiseschrank, und fand einen Kalberbraten, wovon er sich ganz deutlich erinnerte, am vorigen Abend gegessen zu haben. Er stieg vollends in den Keller hinab, und füllte eine große Flasche mit Wein. Hierauf begab er sich wieder in das Zimmer, und sieng an, mit herzlichem Appetit zu essen, und von Zeit zu Zeit der Flasche zuzusprechen. Ich muß gestehen, sagte er bey sich, der Tod ist keine so schlimme Sache, als die Leute denken. Ich kann essen; ich kann trinken; ich kann — — Aber wie wärs, wenn ich meine Flasche noch einmal füllte? Das

ist die einzige Beschwerlichkeit die ein Verstorbener hat, daß ihm niemand antwortet; — doch ich habe ja immer gehört, daß wir im ewigen Leben alle gleich seyn sollen; wie kann ich denn Bedienung verlangen, da alle Todten mir gleich sind, und die Lebendigen sich vor mir fürchten? — Er hefte sich die zweite Flasche, und schenkte sich einmal über das andre ein, wobei er oft ausrief: Weit lob, daß ich lebe bin! Bey meinem Leben hat mirs nie so gut geschmecket. Er ließ sich indessen so lange schmecken, daß ihm endlich der Wein in den Kopf stieg. — Ist mirs doch natürlich, sagte er, als wenn ich noch lebe. Wiein Tage hab ich, so oft ich diese Flasche vor mir hatte, es nicht bis zur dritten bringen können. — Er taumelte die Stube ein Paar mal auf und nieder. Der Henker! schrie er, meine Weine wollen mich nicht mehr tragen. Es ist doch in einer Welt gerade wie in der andern. Soll ich auch wohl schlafen können? Ohne Zweifel,

Zweifel, da ich essen kann, und trinken, und — Ein bißchen Schlaf, denk ich, wird mir nicht übel bekommen. — Der Wein hatte ihm nur eben noch so viel Herrschaft über seine Glieder gelassen, als er höchstnothwendig bedurste, die Kleider abzuwerfen, denn die Flasche war sehr reichhaltig gewesen. Er hatte einige Mühe, das Bette zu finden, weil ers an der entgegengesetzten Seite des Zimmers suchte. Endlich fand ers, streckte sich neben seine Frau, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Es war Zeit für Leonoren, daß der zweite Aufzug des Possenspiels sich hier entbiete, weil ihr der doppelte Zwang, sich ohnmächtig zu stellen, und das Lachen zu verbeißen in die Länge zu lästig fiel. Zwar dachte ihr Mann, sobald er anfing, sich mit der Flasche zu beschäftigen, so wenig an sie, als wenn sie nie in der Welt gewesen wäre, und, da der Wein sich, wegen seines erhöhten Gehirnes, früher als sonst, zum Herrn über ihn machte, konnte

sie vielleicht ganz sicher die Augen aufschlagen, und seine Handlungen beobachten: aber, da sie besorgte, daß das geringste Gelächter ihm die Karte hätte verrathen, und ihr vielleicht, berauscht wie er war, außer der Vereitelung ihrer Absicht, eine schlimme Begegnung zuziehen können: so zwang sie sich lieber, wie schwer es ihr auch ward, immer in ihrer Stellung zu bleiben, und die Augen fest zu verschließen, weil es nicht möglich war, seine possierlichen Gesticulationen, sonderlich auf das Letzte, ohne Lachen anzusehen. Denn, zum Exempel, wie er sich anstrebte, besüßte er sich hin und wieder, und rief plötzlich: Man muß gestehen, für eine abgeschiedene Seele habe ich eine ziemliche Menge Fleisch auf den Rippen. Aber wie stehts mit der Leichtigkeit? Hopsa! — Hier wollte er einen Luftsprung versuchen. Das Ding wollt nicht recht gehen. Noch Einmal: Hopfafa! — Dann lag der Buchhalter auf der Nase; und

und wir müssen bekennen, das Aufstehen ward ihm ein wenig schwer, indem er wohl sechsmal es so weit brachte, daß er auf allen Vieren stand, wenn er sich aber auf die Beine richten wollte, immer wieder auf die Nase fiel. Als er endlich wieder ins Gleichgewicht kam, sagte er mit grosser Hefigkeit: Ich wollte, daß alle die Narren, wie Sankt Bartholomäus geschunden würden, die mir so oft vorgelakelt haben, daß ein Geist leicht genug sey, auf einer Nethnadelspitze zu tanzen! Hätte mich das unsinnige Gewäsche nicht beynabe um meine Nase gebracht? Ich muß mich künftig vor dem Fallen in Acht nehmen, denn es bekömmet mir wirklich nicht so gut, als der Wein. — Mit diesen Worten band er den einen Strumpf statt des Halstuchs um den Hals, und bediente sich des andern statt des Schnupstuches, ohne das geringste von einem Quid pro quo zu argwohnen.

Wie Leonore merkte, daß er fest genau eingeschlafen sey, um selbst durch ein Paar Trommeln nicht aufgeweckt zu werden, stand sie auf, und schloß mit Hülfe der Waage die schwarzen Tapeten, ihre Wintrentleider, und alles was nach Treuer roch, auf die Seite. Dann legte sie sich wieder ins Bette, und schlief ruhig bis an den Morgen.

Der Tag brach an, und Guzman ließ sichs noch gar nicht einfallen aufzuwachen. Leonore kleidete sich an, und ließ ihn ruhen, bis die Zeit, da er gemeinlich aufs Kemptoir zu gehen pflegte, verstrichen war; denn trat sie vers Bette, und rüttelte und zupfte ihn so lange, bis seine schweren Augenlieder sich endlich öffneten. Er dehnte sich ein Paar mal, und hatte Mühe sich zu ermuntern, denn seine Frau hatte ihn gerade in einem Traume vom Regesener geseheret. Als er aber sein Zimmer in dem gewöhnlichen Zustande, und Leonoren in ihren ordentlichen Kleidern

Kleidern sah, rieb er die Augen: —
 Um, ich wache doch! — Er rieb sie
 von neuen, ohne anders zu sehen.

Sage nur, meine Liebe, redete er
 seine Frau an, sage mir, meine Liebe,
 was bedeutet das? Bist Du vielleicht
 auch todt, wie ich? Warst Du bei mir,
 als ich starb, so sage mir doch, an was
 für einer Krankheit ich gestorben bin;
 denn ich schwore dir bei Gott, und
 allen armen Seelen des Hades, daß
 ich nicht das mindeste davon weiß,
 wie ich aus der Welt gekommen bin,
 noch wie man mich begraben hat, noch
 wie mein Zimmer und mein Bett hier
 her kommt. Alles was ich weiß, ist,
 daß man hier gut isst und trinkt;
 denn ich erinnre mich ganz wohl, daß
 ich die Flasche dert auf dem Tische
 gestern Abend zweimal ausgeleert
 habe, um mich hier im ewigen Leben,
 wo ich keine Seele kenne, über deine
 Abwesenheit zu trösten.

Das muß ich gesehen, mein Schatz,
 erwiderte Leonore, das Karneval macht

E S

Dich

Dich dieß Jahr sehr aufgeräumt! Was das für drolligte Einfälle sind! Sollte man sich doch scheckigt lachen! Aber komm, komm, Freund! Steh auf, steh auf! — Oder bist Du willens, heute bis Mittag zu schlafen? Fort, heraus aus den Federn; der Herr wird nicht wissen, wo Du bleibst.

Schwärmst Du, Leonore? Bin ich denn nicht todt? Hat man mich nicht gestern zur Erde beflattet? Sprich, hat man das nicht? —

Ich sehe wohl, mein lieber Mann, Du hast den gestrigen Rausch noch nicht verschlafen. Ich habe gestern kein Leichbegängniß gesehen, es müßte denn von dem Eingeweide dieser Flasche seyn, das hast Du freylich mit einem ansehnlichem Stücke Braten in deinen Magen begraben.

Recht, Leonore, das that ich. Aber da war ich selbst schon beerdigt, sag ich Dir. Und, damit Du sehen kannst, daß ich ganz wohl weiß, was ich rede,
ich

Ich habe unsern Pfarrer gesehen, der von meinem Begräbniß kam, und meinen Tod sehr zu Herzen nahm; ich habe alle meine Freunde gesehen, die ebenfalls sehr betrübt waren, und Laura, die Neapolitanische Herr, die sich die Augen ausheulen wollte, und vor Schrecken halb des Todes war, und Dich selbst in tiefer Trauer. — Zeugne mir das ab, wenn Du kannst? Kurz, ich bin todt; todt, sag ich Dir, und Du sollst mir nicht abdisputiren, was ich bin, und was ich weiß, und was ich mit meinen Augen gesehen habe. —

Ich will gar nicht mit Dir disputiren, mein lieber Mann, denn ich sehe, daß Du noch im Traume bist. Indessen wärs nach gerade doch wohl Zeit, ausgeträumt zu haben, weil der Kaufmann, dein Herr, schon zweimal hergeschickt hat. —

Was? Wiebts denn hier auch Kaufleute? — Du lieber Gott! ich muß wohl nicht recht selig gestorben seyn,

fern, weil ich an einen Ort gekommen bin, wo man sich noch mit Handel und Wandel abgiebt! —

Hör lieber Guzman, mach Einmal dem Spas ein Ende. Wer dich reden hört, sollte glauben, Du hättest den Verstand verloren. Kommt, steh auf! — Soll ich Dein Frühstück bringen lassen? —

Frau! rief der Buchhalter, dem der Widerspruch in einer Sache, von der er so lebhaft überzeugt war, das Blut in Wallung brachte, Frau! bey dem lebendigen Gott! ich bin todt; und schwache mir nicht weiter. Ich bin gestern begraben, frag' wen Du willst, Laura; den Pfarrer Zambulo; den Doktor unsern Nachbar; den alten Antonio, der mir vor Angst seinen Mantel lieh; den Maler Genfalvo — kurz, wen Du willst, und Dich selbst dazu; denn Du wirst mir das doch nicht abstreiten wollen, daß ich Dich gestern Abend in der allertieffsten Trauer antraf; daß Du vor Schrecken über meine
Erscheinung

Erscheinung in Ohnmacht stieß; daß ich Dich in meinen Armen auf dies Bette traug; daß ich noch jetzt den Erythrus rieche, den ich Dir ins Gesicht gegessen habe; daß ich sogar ein Paar hübsche Narheiten begien, um Dich wieder zu Dir selbst zu bringen? — Zeugne mir das einmal?

Hab' ich all' mein Tage! rief Leonore. Besinne Dich, mein Lieber, haben wir nicht gestern Abend hier mit einander frisch und gesund gegessen? Sind wir nicht frisch und gesund mit einander zu Bette gegangen? —

Vorgestern, Frau! Vorgestern, wenns Dir beliebt. Gestern aß ich munterseel allein; und zu allem Wahrzeichen holt ich mir mein Essen selbst aus der Küche, weil Laura das gottlose Weib, und die andern Nidel die Litanen kräheten. — Aber (setzte er mit gemäßigter Stimme hinzu) ich habe Unrecht, Kind, mich zu ereifern; denn ich sehe, Du bist todt wie ich,
und

und es geht Dir heute, wie mirs
 gestern gieng: Du kannst nicht glauben,
 daß Du todt bist. Glaub es immer,
 Lorchon meine Liebe! Du bist todt,
 mansterodt. Sey willkommen hier in
 dieser andern Welt, und gräme dich
 nicht, Kind! Essen und trinken schmeckt
 hier auch gut — nur hüte Dich, daß Du
 nicht auf die Nase fällst, und glaube
 nicht alles, was Dir der dickkopfige
 Vater Alvarez, und andre Schöpsse auf
 Erden, von der Geisterwelt vorgelegen
 haben. Du kannst durch kein Schlüs-
 selloch schlüpfen, und hast auf einer
 Nadelspitze nicht Raum genug zum
 tanzen, und wenn Du im Regen
 gehst, wirst Du platschernaf, das
 kann ich Dir sagen.

Gütiger Gott, was heißt das!
 rief Leonore mit allen Zeichen eines
 ängstlichen Erschauerns; das ist mehr
 als Spaß. Laura! — Laura, lauft
 geschwinde zu unserm Nachbar, dem
 Doktor, und bittet ihn, eiligt herüber
 zu kommen. — Mein armer lieber
 Mann!

Mann! muß ich das erleben, daß Du den Verstand verlierst? — —

Gott weiß, wer von uns beiden ihn verloren hat, versetzte der Buchhalter.

Laura war kaum aus dem Hause, den Arzt zu rufen, als der Maler mit dem alten Antonio kam. Beide waren voll Neugier, den Verlauf der Komödie zu erfahren. Leonore erzählte ihnen mit vieler Betrübniß die wunderlichen Grillen ihres Mannes, der nicht nur selbst todt seyn, sondern sie dazu aus der Welt schwagen wollte. Die beiden Herren hatten alle Mühe sich des Lachens zu enthalten, und ihrem Gesichte einen Anstrich von Belümmerniß zu geben. — Können Sie es glauben, fuhr Leonore fort, daß ich schon über eine Stunde vor seinem Bette sitze, ohne daß ich ihn bereden kann, aufzustehen, ob er gleich schon längst hätte auf dem Komptoir seyn sollen?

Da

Da kommst Du mir recht, rief der Buchhalter. Die Herren wissen so gut als ich, daß ich todt bin.

Seine Freunde versicherten ihn hingegen, daß er frisch und gesund sey, und sich mitten in Madrid, in seinem eignen Hause befinde, auch allem Ansehen nach, von einer Reise in die andre Welt noch ziemlich entfernt sey. — Streiten Sie darüber, um des Himmels willen, nicht länger, setzen sie hinzu, sonst laufen Sie Gefahr, wenn Ihre Schwärmerereien bekannt werden, daß man sich Ihrer Person bemächtigt, und Sie als einen Wahnsinnigen zu behandeln.

Hat man jemals eine solche Widerspannigkeit erhort! rief Guzman; o zum Teufel! ich bin todt. Nichts ist gewisser als das, und wenn ihr alle rasend darüber werden solltet! —

Da sey Gott vor! sagte Antonio.

Doktor, rief der Buchhalter dem Arzt entgegen, der eben ins Zimmer trat,

trat, kommen Sie näher, und sagen Sie doch den Starrköpfen hier, ob ich todt oder lebendig sey? —

Lebendig, ohne allen Zweifel, so viel ich sehen kann. — Aber warum haben Sie mich so eilig rufen lassen, Madam?

Sie hören schon aus meines Mannes Anrede, daß sein Kopf irgend's muß Schaden gelitten haben, antwortete Leonore. Er will unbedingt gestorben seyn, und die Herren hier sind so wenig als ich im Stande, ihn vom Gegentheil zu überzeugen. Ich habe, nächst Gott und dem heiligen Franciskus, mein ganzes Vertrauen auf Ihre Gütlichkeit gesetzt. Wenden Sie alles an, dem armen Manne seinen Verstand wieder zu schaffen; wenden Sie ja alles mögliche an! O du heiliger Jesus! wenn ich nur begreifen könnte, was meinen lieben Güzman um seinen Verstand gebracht hat! —

§

Nichts

Nichts ist leichter zu begreifen, als das, erwiderte der Arzt. Könnte es wohl anders kommen? Bedenken Sie mir, Madam, wenn Sie Ihre ganze Lebenszeit an einen Pult, und an ver wünschte Rechnungsbücher geschmiedet fern sollten, immer in Spekulationen, in Briefen, in Wechseln, in Jatturen, und was weiß ichs, begraben wären, nichts als Preceute im Keyse hätten, auf nichts als auf Vortheil und Wucher bedacht wären, und alles das so zu Herzen nahmen, daß Sie Gott, und Ehegatten, und sich selbst in den Kauf, darüber vergäßen, durch starke Geiränke Ihre Nerven schwächen, und Ihre Blutgefäße rigid machten, alle zur Gesundheit so unentbehrliche Bewegung hintansetzten: — belichen Sie nur selbst zu bedenken, ob es ein Wunder wäre, wenn Ihr Verstand darunter litten? Hier kommt alles zusammen: *Vita sedentaria & laboriosa; diæta vinosâ; curæ anxie, aliæque animi pathemata; vigi. . .*

vigi. . . — Doch, Madam, Sie verstehen, denk ich, kein Latein. In einer verständlichern Sprache dann: hier kommt alles zusammen, was einem ehrlichen Mann ad dies vitæ — auf lebenslang wolit ich sagen, ungesund machen kann. Uebrigens ist sehr zu besorgen, daß Señor Guzman nie völlig genesen werde, wosern er nicht eine gänzliche Aenderung in seinen Beschäftigungen, und seiner ganzen Lebensart trifft. Denn ich kann Ihnen allerseits nicht bergen, daß der Wahnsinn, den er auffert, eine böse Folge des sogenannten Mali hypochondriaci sei. Er ist zu bedauern, der arme Mann. Die verwünschte Beqierde immer reicher zu werden hat ihm den Kopf verrückt. Ich will meinen besten Fleiß an ihn wenden; aber, wie gesagt, ohne seine Lebensänderung ist alle mein Fleiß verschwendet. —

Diese pathologiko : semiologiko :
diatetiko : therapeutische Rede eines
Mannes, dessen medicinische Kenntnisse
§ 2 unser

unser Buchhalter sehr in Ehren hielt, wirkte gewaltig auf ihn. Er war nicht mehr so ganz fest von seinem Tode überzeuget; hergegen ärgerte es ihn ungemein, daß man ihn für einen Unsinnigen hielt, und als einen solchen behandeln wollte. Bald aber, wie ihm alle Gründe sich rodt zu glauben, wieder ins Gedächtniß kamen, war er sehr geneigt, alle Anwesende für hirnslüchtig zu halten.

Wenn ich denn, rief er, nach Ihrer einstimmigen Behauptung, wirklich lebe, so mögt ich wohl wissen, was denn gestern das Kreuzen und Segnen bedeuten sollte, wenn einer von allen, die mich jetzt zum Narren machen wollen, mich erblickte? Warum lief jeder, als wenn ihm der Satan, Gott segne alles was hier ist, auf dem Nacken säße? —

Was mich betrifft, versetzte der Maler, — denn diese Herren mögen für sich antworten — Was mich also betrifft, muß ich Ihnen sagen, daß ich

ich mir sehr wohl bewußt bin, Sie seit dem Blasinstage weder gesehen noch gesprochen zu haben. Ich bin die ganze Zeit in Villaverde gewesen, wo ich an einem grossen Gemälde in der Kirche arbeite, und bin, ausgenommen diesen Morgen, mit keinem Fuße nach Madrid gekommen, wie mir der Pfarrer daselbst gern bezeugen wird.

Und ich, sagte der alte Eifersüchtige, habe gestern den ganzen Tag, bis in die späte Nacht, Briefe nach Alcalá und Saragozza geschrieben, die mein guter Freund, der Licenciado Don Christoval de Torrija, den Sie kennen, diesen Morgen mitgenommen hat. Folglich hab ich wohl nicht vor Ihnen laufen können, da wir uns nicht gesehen haben. —

Und hätten mir also auch wohl Ihren Mantel nicht in Händen gelassen? fragte der Buchhalter. —

En, bewahre! antwortete Antonio.

Das weiß der Himmel! rief Guzman. Und Du, Lorch, hast auch wohl kein Witwenkleid angehabt?

Gott behüte mich, daß ich nie eins anziehen möge, antwortete Leonore.

Und wärst auch nicht in Ohnmacht gefallen, wie Du mich sahst?

All mein Tage nicht, daß ich wüßte, versetzte sie.

Das Ding wird immer ärger, schrie der Buchhalter. Aber laß sehen: hier, Herr Doktor, haben Sie mich nicht vorgestern Abend heilig versichert, ich sähe elend aus, und hätte keine vier und zwanzig Stunden mehr zu leben? Und wurden Sie nicht empfindlich, als ich Sie an die Frau des Alonzo Sanchez erinnerte? Und liefen Sie nicht gestern noch geschwinder als unser Freund Gonfalso? —

Sie glauben ja keinem Menschen, liebster Herr Nachbar, gab ihm der Sterndeuter zur Antwort. Was hilft's, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe,
daß

daß ich seit vollen acht Tagen nicht aus meiner Studierstube gekommen bin? Aber fragen Sie alle Leute in meinem Hause, so werden Sie hören, daß ich mir seit einer ganzen Woche kaum Zeit zum Essen genommen habe, weil ich eine wichtige Arbeit unter Händen hatte. Kommen Sie, lieber Freund! bestimmen Sie sich. Ihre Krankheit hat Ihnen den Kopf benebelt, und alle die seltsamen Märchen, die Sie uns erzählen, müssen Ihnen im Traume vorgekommen seyn. Man hat, sonderlich von Ihrem Malo, zuweilen so lebhaft Träume, daß man's für klare Wahrheit halten sollte.

Wollte Gott, es wäre nichts weiter als ein Traum, seufzte Guzman. Aber noch eins; ruft mir die Hure, die Laura.

Leonore klingelte. Laura kam. Hierher! rief er, und fuhr im Bette in die Höhe. — Hierher! — Noch näher. Sage mir, du Neapolitanisches Gesicht — Und Gott sey dir gnädig,

wenn du mir läßt! — Gleich erzähle mir, was ist gestern Abend zwischen uns vergesfallen?

Heilige Jungfrau! Wie Sie einen erschrecken konnten! Erw. Hochedlen wissen ja wohl, daß ich im Vorsaatz stand, als Sie zu Hause kamen, und da hatte ich, mit Ihrer Erlaubniß zu sagen, ein Paar Strümpfe in der Hand. Es waren aber gewiß und wahrhaftig nicht meine Strümpfe, sondern sie gehörten Ihnen. Denn um alles in der Welt wollte ich Ihnen nicht mit meinen Strümpfen in der Hand entgegen kommen, wie Sie wohl wissen. Und da sagten Sie mir, ich sollte Pedro sagen, daß er den Tisch deckte, weil Sie gleich essen wollten; und da rief ich Pedro, und da —

Und da drehe ich dir den verlegnen Hals um, du Satan! — rief der Buchhalter, und er hätte vielleicht Wort gehalten, wenn sie nicht zurück gesprungen wäre.

Ereijre

Ereifre Dich nicht, mein Lieber, sagte Leonore. Das Mädchen sagt die Wahrheit. Ich habe hier im Zimmer jedes Wort gehört.

Das war vorgestern, antwortete Guzman. Aber gestern, fuhr er fort, indem er sich wieder gegen das Mädchen wandte, Gestern, hörst du, du Lianenengesicht, was fiel gestern vor? Und wenn du dich unterstehst zu lügen — !

Señor! rief Laura, und wenns mein Leben kosten sollte, so kann ich nichts anders sagen, als was ich Ihnen gesagt habe.

Sprich, Teufel von Neapel, mußt ich nicht gestern Abend im Regen vor der Thür stehen, wie ein Narr, bis du all dein verfluchtes Gewäsch ausgespien hattest? Gestern Abend, sag ich dir! Gestern! und antworte mir nicht wieder die Quere! —

Je du liebe Zeit! Buëstra Merced wissen ja, daß ich kein gebenedeyetes Wortchen gesagt habe, als Sie mir im Vorsaal begegneten. Und da befohlen Sie mir, Ihren Bedienten zu rufen, und da verneigte ich mich, und rief: Pedro, komm er! er soll den Tisch decken. . . .

Geh mir aus den Augen, du Lügenteufel! Du sollst mir bald eine andre Litaney lernen. —

Die junge Neapolitanerin ließ sich nicht zweymal sagen.

Du wirst mir einen Gefallen thun, Lorchon, wenn Du das Thier aus dem Hause schaffest. Ich kann die Neapelschen Gesichter überall nicht vertragen.

— Das beliebte dem guten Buchhalter nur so zu sagen. Die Wahrheit war, daß er dem Mädchen nicht ver-
geben konnte, daß sie ihn gestern für einen tüchtigen Buchhalter des Teufels ausgegeben hatte.

Es ist aber doch sonst ein gutes Mädchen, antwortete Leonore, und Du warst ja immer noch mit ihr zufrieden.

Aber, aber! versetzte Guzman; ich kann sie nicht leiden, sag ich Dir, weil sie die ehrvergessenste Lügnerin auf Gottes Erdboden ist, und mich gestern im Regen stehen ließ, und mir tausend unverschämte Grobheiten ins Gesicht sagte, bis ich die Thür aufsperrte — —

Ich will alles verloren haben, sagte Leonore ihn unterbrechend, wenn das nicht, wie die übrigen Fabeln, eben der unglückliche Traum ist, der meinem armen Manne den Verstand benimmt. Komm, lieber, schlage Dir Einmal die Mährchen aus dem Kopfe!

Noch einmal sag ichs, rief Guzman, wollte Gott, es wäre ein Traum! — Und wenn Ihr Herren mich davon überführen konnet, so verspreche ich Euch auf den Aschermittwochen einen fürstlichen Schmaus. Aber ich fürcht, ich fürchte — —

Fürchten

Fürchten Sie nichts, Herr Nachbar, fiel ihm der Sternseher ins Wort, Sie werden den Schmaus geben müssen. Stehen Sie nur auf, und kleiden Sie sich an, wir wollen einen kleinen Spaziergang machen, und Sie sollen sehen, daß Ihr Tod eine bloße Grille sey, die Sie sich in den Kersf gesetzt haben, aber freylich die lächerlichste Grille, die je in den Kersf eines Hypochondristen gekommen seyn mag.

Der Buchhalter kleidete sich an, trank eine Tasse Chokolade, und gieng mitihnen. Alles was er sah, verschiedne seiner Bekannten und Nachbarn, die ihm begegneten, und ihn, wie gewöhnlich, grüßten, ohne sich zu kreuzen oder zu erschrecken, alles das machte ihn geneigt, seinen Tod für einen bloßen Traum zu halten. Denn, sagte er bey sich selbst, wäre ich gestorben und begraben, so hätten meine nächsten Nachbarn es ja wissen müssen. So still kommt ich nicht zu Grabe gebracht seyn. Sie sehen mich aber alle ohne

Furcht

Furcht oder Verwundrung. Es ist wohl nichts als ein Traum. Aber, bey meiner Treu, man kann unmöglich lebhafter träumen. Mir ist noch immer, als wenn ichs vor mir hätte. —

Am allerkräftigsten aber heilte ihn das Zeugniß des Pfarrers Zambulo, bey dem sie unterwegs versprochen. Señor Licenciado, rief er ihm entgegen so bald er ihn sah, wen haben Ew. Ehrwürden gestern beerdigt?

Seine Ehrwürden versicherten ihn sehr ernsthaft, daß sie weder gestern noch heute jemand zum Grabe begleitet hätten. — Die ganze Komödie wurde hier noch einmal durchgespielt. Man ließ den andern Geistlichen rufen, welchen der Buchhalter bey dem Licenciado gesehen zu haben behauptete. Dieser sprach mit Zambulo und den übrigen Schalken aus Einem Munde, und die Farce endigte sich damit, daß Guzman, dems unmöglich schien, daß ein Paar Ehrwürden mit Verfaß liegen könnten,

könnten, völlig von einer Hypochondrie überzogenat wurde, die ihn doch nie angesprochen hatte. Die Herren machten sich herzlich über ihn lustig, und verfolgten ihn mit den heißendsten Spottreihen. Er hingegen beschwor sie aufs inständige, den Vorfall verschwiegen zu halten; eine Mühe die er sich hätte ersparen können; denn, aus leicht in die Augen fallenden Gründen war den sämtlichen Verschwornen vielleicht mehr, als dem guten Guzman an dem Geheimniß gelegen. Dieser glaubte nun steif und fest, daß seine anhaltenden Arbeiten seine Gesundheit zerrüttet, und schlimme Folgen für seinen Verstand hervorgebracht hätten. Er begab sich auf etliche Wochen nach seinem Landhause, und verschob mit Genehmigung seiner Freunde, den Schmaus den er ihnen versprochen hatte, und wozu er auch die beiden Geistlichen einlud, bis aufs Ofterfest, weil er die Fastenzeit in Einsamkeit und Buße zubringen wollte, um den Zorn
des

des Himmels, den er aus den Begebenheiten der letzten zwey oder drey Tage zu erkennen glaubte, zu versöhnen. Zugleich versprach er seiner Frau und Freunden, die ihm desfalls sehr dringend zusahen, seine Bedienung aufzugeben, und künftig für sich in Ruhe zu leben.

Dies war der grosse Zweck, den sich Leonore vorgesetzt hatte. Der war nun erreicht; und sie that sich auf ihre Erfindung, und auf den glücklichen Erfolg derselben so viel zu gute, daß sie den Ring schon am Finger zu haben glaubte; denn es schien ihr schlechterdings unmöglich, daß ihre Freundinnen ein schlauneres Stückchen würden aushecken können.

Wir wissen nicht, ob unsre Leser in diesem Stücke mit Leonoren überein denken. Was uns betrifft, so wäre es uns zwar leicht, unsre geringe Meinung an den Tag zu legen: wir tragen aber ein gegründetes Bedenken,
dieses

dieses zu thun, und uns selbst vorzugreifen; bitten daher um Erlaubniß, sie bis zum Ende unsers Büchleins, und vielleicht ganz und gar, in petto behalten zu dürfen. Denn es könnte sich sehr leicht zutragen, daß wir auch dann jedem unsrer gutmüthigen Leser die Freude gönnten, seine Stimme zu geben, ohne sie im mindesten zu veranlassen; — und unsern Feinden (werau es uns, so klein wir uns dünken, so wenig fehlen wird, als dem großen Don Miguel Cervantes de Saavedra, dessen Namen man immer mit goldenen Buchstaben drucken sollte,) eine Gelegenheit ersparten, uns zu widersprechen. Sollten übrigens diese lehtgedachten Herren, uns in dem, was wir von den Worten: Wir wissen nicht an, bis an diesen Periodeu inclusive, gesagt haben, eine Ausschweifung, unserm Versprechen zuwider, zu Schulden bringen wollen: so dienet ihnen hiermit zur freundlichen Nachsicht, daß es keine Ausschweifung, sondern

sondern ein Eingang, und zwar ein sehr guter Eingang zum zweiten Stücke unsrer Erzählung sey; und daß wir diesen letzten Verleden als eine Randglosse angesehen haben wollen.

So stol; Leonore auch auf die Erfindung womit sie ihrem Manne aufgewartet hatte, immer seyn mochte: so war doch Therese, die Frau des Malers, von dieser Seite nicht im mindesten verlegen. Das Einzige, weswegen sie ihre Freundin beneidete, war der glückliche Ausgang. Denn, so viel sie ihrer List auch zutraute, so wenig konnte sie zum Voraus versichert seyn, ob dieselbe auf ihren Gonsalvo wirken, und eine Aenderung in seiner Lebensart hervorbringen würde. Es war ihr überdem, sowohl als der Frau des Antonio, sehr unangenehm, daß Leonore sich zur Belehrung des Buchhalters, des Verstandes des Malers und des Eifersüchtigen bedienet hatte; denn es stand zu befürchten, daß diese letzten beyden durch das frische Beispiel

G

gewizigt

gewisſigt werden, und den Betrug argwohnen mögten. Vielleicht war das auch Leonorens geheime Abſicht. Sie bedachte aber nicht, daß es ihren Freundinnen zu deſto größerer Ehre gereichen würde, wenn dieſe, dem ungewacht, ihre Männer zur Vernunft brächten; und daß ſie dadurch genöthigt würden, ihre Erfindungskraft deſto ſchärfer anzuſtrengen.

Unterdeſſen nun, daß der Buchhalter ſeine Sünden bereuete, und ſich Mühe gab, das was er jetzt für Träume hielt, aus dem Kopfe zu bringen, ließ Thereſe durch ihren Bruder, bey einem Tiſchler, der an einem ganz entlegenen Ende der Stadt wohnte, eine neue Hausthür beſtellen, wozu ſie das Maas ganz genau nach der andern nahm. Bey einem ebenfalls ganz unbekannten Schloſſer wurden die Thürangeln und das Schloß beſtellt. Alles dieſes wurde bey spätem Abend, als der Maler im Weinhaufe ſaß, ganz heimlich ins Haus gebracht, und verborgen. Am dem
Tage,

Tage, den sie zur Ausführung dieses Vorhabens enacsetzt hatte, kam ihr Bruder, ein Erzhochall, der keine grössere Freude hatte, als wenn er jemand einen Pessen spielen konnte, nebst etlichen seiner Freunde, die zum wenigsten eben so große Eulenspiegel waren, als er selbst, zu ihr, und versteckte sich auf dem Boden, bis seine Hülfe nöthig seyn würde. Gegen Abend kam Genialvo aus einem Kloster, in welchem er einige von den unwähligen Wundern des San Francisco, und einen Santo Antonio in Lebensgröße zu malen hatte, zu Hause, und ward von seiner Frau mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit empfangen. Sie aßen ihr Abendbrodt, wie gewöhnlich, in Gesellschaft der alten Muhme Jarzaganilla, und legten sich, wie gewöhnlich, ins Bett. Am vorübergehen gesagt, die Dia Jarzaganilla war eine Verwandte des Malers, und gab bey seiner Frau eine Art von Dueña ab. Uelricens war sie, wie die meisten alten Weiber,

lustig, voll Mänke, schadenstroh, und, wenn sie bennu Gegentheil nicht sehr ihre Rechnung fand, stets bereit Unheil zu stiften. Hier im Hause hielt sie es mit der Frau, ob sie ihr gleich, wie man sagen möchte, zur Dueña diente. Der ehrliche Maler, der nicht die geringste Ahnung von dem Unsterne hatte, der ihn erwartete, war kaum unter der Decke, so schnarchte er schon daß die Wände widershallten; Theresie hergegen, die mit wichtigen Mänken schwanger gieng, hielt sich munter bis Mitternacht. Dieses war die bestimmte Zeit, da sie ihre Künste an ihrem Manne versuchen, und alle ihre Verbindeten in Bereitschaft sehn wollten. So bald es zwölfe schlug, steng sie ein erbärmliches Gewinsel an, und wälzte sich dermaßen im Bette herum, daß Gonsalvo, ungeachtet er ein trefflicher Schläfer war, endlich aufwachen mußte.

— Uhh! das ist nicht länger auszuhalten! Ach Gott! ich sterbe! ich sterbe! —

Was

Was ist Dir, Therese? — Was ist Dir, Kind? — Was fehlt Dir, Theresucla meine Liebe? —

Keine andre Antwort, als das ewige:
 Ich sterbe! Jesu! Mutter Gottes!
 ich bin des Todes! Ach! meinen
 Weichwater! Ah! das bringt mich
 ums Leben! — Und dabey wurde
 geheulet und gewinselt, daß es einen
 Stein in der Erde hätte erbarmen
 mögen. Wir wissen nicht, ob der
 Maler im vollem Ernst den Zufall
 seiner Frau bey weitem nicht für so
 gefährlich hielt, als sie ihn ausgab;
 oder ob er, wie viele andre Männer,
 an den übertriebnen Lerm, den die
 meisten Frauen zu machen pflegen,
 wenn ihnen auch nur ein Finger weh
 thut, gewöhnet war: genug er blieb
 bey dem Wehklagen seiner Therese
 ziemlich gelassen, und begnügte sich,
 ihr ein wenig zuzureden; sie mögte
 Geduld haben; es würde sich schon
 wieder geben, und dergleichen leidige
 Tröstungen mehr, die aber bey den
 O 3 mehrsten

mehrsten plötzlichen Zufällen verheiratheter Weiber oft wirksamer sind, als eine ganze Apotheke voll Kräuter, Salben, Pflaster, Essenzen, Elixiere, Zinkturen, Elektuare, *Uta sordida*, und Bibergeil. Bei Theresen aber wollte die Kaltblütigkeit des Mannes dermaßen nicht anschlagen, unerachtet sie ein so herrliches Mittel ist, das ich selbst, der ich dieses schreibe, meine Frau einmal dadurch von einer verheulischen heftigen Ohnmacht wieder zurecht gebracht, und auf ewig vor allen dergleichen Ohnmachten glücklich bewahrt habe. —

Therese, wie wir schon angedeutet haben, schrie immer lauter, forderte einmal über das andre ihren Beichvater und die Sacramente, und machte endlich ein solches Geschrey, daß *Tia Jarzaga* nilla halbnackend gelaufen kam, als wäre sie von dem Wehlagen gewecket. — *Hilf Santo Genesio* und all' ihr Heiligen! *Theresuela*, mein Herzchen, was fehlt Ihnen?

— Einmal

— Einmal für allemal gesagt, Tante Jarzaganilla gab sich für eine gewaltige Verehrerin der lieben Heiligen; und sonderlich waren der heilige Ommphreus und der Apostel Petrus ihre Leibheiligen, und es war ihre Mode so, wie ihren holdseligen Lazurfarbnen Mund zu öffnen, ohne mit einer Anrufung des San Pedro oder Santo Honofrio anzufangen. Wir können uns nicht entbrechen, an den Tag zu legen, daß wir dieses, in sofern es eine bloße Gewohnheit ist, für eine recht garstige Gewohnheit halten, denn es ist ein strafbarer Mißbrauch des Namens Gottes und der Heiligen. Braucht aber ein heuchlerischer Schurke, oder eine kupplerische Verschwefter den Namen Jesus und der lieben Heiligen, um sich bey leichtgläubigen und arglosen Leuten einen Geruch von Heiligkeit zu geben: so können wir frank und frey, daß wir lieber einen Landsknecht stuchen hören. Thuts aber jemand wirklich aus Andächtelen, dem verhalten wir

G 4

nicht,

nicht, daß Ein Maravedi aus gutem Herzen einem Nothleidenden gegeben, dem Himmel und seinen Bewohnern tausendmal angenehmer, und in den Augen aller rechtschaffnen Leute ein weit stärkerer Beweis der Güte sey, als eine ganze Million leichtsinniger Ausrufungen. — Andacht und wahre Frömmigkeit war nun eben Dia Jarzagamilla's Fall nicht. Um so mehr nehmen wir uns die Freiheit, so oft wir sie redend einführen, ihre San Pedro's und Santo Honofrio's und das ewige geiesusse zu unterdrücken, und lassen unsern Lesern die Freiheit, sich, so oft die Alte spricht (welches so selten als es uns möglich seyn wird, geschehen soll) immer über das dritte Wort einen Santo Honofrio hinzu zu denken. Wenn wir das nicht bey allen Personen, unser ganzes Büchlein hindurch gethan haben, so war unsre Absicht, manchem unsrer Leser diese böse und allgemeine Gewohnheit fühlbar, und das Abgeschmackte derselben auffallend

auffallend zu machen; denn dergleichen Dinge, die man alle Augenblicke seines Lebens ohne Aergerniß höret, und selber sagt, pflegen gemeiniglich sehr anstößig zu seyn, wenn man sie liest. —

Theresuela, mein Herzchen, was fehlt Ihnen? rief Lia Jarzaganilla.

Ach, ich bin verloren, rief Therese noch lauter. Es ist aus mit mir! Ach! es reißt mir die Gedärme aus dem Leibe! —

Da haben wirs! sprach Tante Jarzaganilla. Sagt ichs nicht wohl vorher, daß Sie sich mit Ihrem Sallat essen ein schönes Unglück anrichten würden?

Indessen lief die Alte hin, und wärmte Servietten, die sie der Patientin auf den Magen legte, und gab ihr glühenden Wein mit Ingber und Kardamomen zu trinken, und legte ihr heiße Topfdeckel auf den Leib. Je mehr sie sich aber bemühte, Theresen Hülfe zu schaffen, desto übler gebedröte

G 5

sich

sich diese; und Tia Jarzaganilla streuete denn einmal über das andere ihre weisen Anmerkungen unter das Wehklagen der Kranken, als zum Exempel: Das dacht ich wohl, daß es so kommen würde! — So gehts, wenn man nicht hören will! — Ein andermal essen Sie wieder Sallat! — Wer nicht hören will, muß fühlen; — und andre dergleichen sehr lehrreiche Sprüchelein mehr, die am Ende samt und sonders darauf hinaus liefen, daß die Frau besser gethan hätte, keinen Essig zu genießen, weil sie wüßte, daß sie sich schon etliche mal durch saure Creusen die heftigsten Lebschmerzen zugezogen.

Ach! Sie wissen es, winnierte Therese, ich aß das winzige bischen Sallat, weil mein Mann mich dazu nöthigte! Sie wissen, ich kann ihm nichts abschlagen, und wenn mirs das Leben kosten sollte.

Das kann auch dasmal daven kommen, brumnte die Dueña zwischen den — Zähnen, hätt ich bald gesagt;
und

und das wäre die größte Lüge gewesen, die ich nur hätte sagen können, denn — Die Jarzeaganilla hatte keinen Zahn mehr im Munde, man müßte denn ein Paar kohlschwarze Wurzeln, die nur eben noch aus dem Zahnsfleisch kuckten, für Zähne annehmen wollen. Sie brummte es also in den Bart.

Die Krankheit nahm indessen immer zu, und der Maler, der bisher ganz gelassen zugehört hatte, stand endlich auf; ob Ehrenhalber, oder aus einer andern Ursache, wissen wir nicht; wohl aber dieses, daß er sehr schwer daran gieng, denn er hatte sein Bett wenigstens so lieb, als den Wein. Ist das nicht ein Lerm, rief er, um ein bißchen Leidschmerzen! Gebt ihr einen Schluck Rosmarinbranntwein; das hilft für die Mutterplage.

Mit diesen Worten schloß er einen Schrank auf, langte eine Flasche heraus, schenkte eine Tasse voll, und hielt's der Frau unter die Nase. —
Trink.

Trink, Thereschen; das wird Dir wohlthun; — Meiner Seel, das hilft.

Therese brachte die Lippen an die Tasse, zog sie wieder zurück, und schnitt alle die Fraßengesichter, die ein Kranker zu schneiden pflegt, der eine widrige Arznei nehmen soll. Endlich kam sie doch so weit, daß sie eben die Lippen naß machte. — Brrr! das schmeckt wie der Tod!

Nicht doch, liebe! versetzte der Maler, es schmeckt wie Rosmarinbranntwein. An, nicht so gezimpert! Frisch! Auf Einen Schluck hinunter! — — Je nu, Therese, wenn Du nicht willst, so laß es bleiben. — Sagen Sie ihr doch, Lia Jarzamani'la, daß sie es nimmt!

Es würde mir das Herz abbrennen, rief die Kranke.

Warum nicht gar, antwortete er; es wird Dich gesund machen, sag ich Dir. —

Ich

Ich will eben so lieb sterben, als das Zeug trinken. —

Nun Frau, so 'thu' was Du willst. Was soll ich nun damit anfangen? Es wäre doch Schade, wenn die liebe Gottesgabe unkommen sollte —

Er trank die Tasse aus, und schloß die Flasche wieder in den Schrank.

Herr Jemine! rief Tante Barzaganilla, hab ich von Kindesbeinen an so was erhört! Sich zu betrinken, wenn die Frau sterben will! Gott und San Pedro bewahre mich vor so einem Manne, wenn ich je heirathen sollte.

'Es wird keine Noth mit Euch haben, sagte Goncalvo, und klopfte der alten Jungfer auf die Schulter.

Die Krankheit ließ indessen nicht nach, und etliche Heilmittel, welche die Duena verschlug, wurden verworfen. — Ach, wenn nur Dia Riachuela hier wäre, rief Therese, die weiß mir am besten zu helfen, wenn mir anders noch zu helfen ist.

Ach!

Uch! das war ein glücklicher Einfall, rief die Lia; En, daß wir auch nicht eher daran gedacht haben! Sie könnten nun schon gesund seyn. Lia Riachuela hat Ihnen noch immer geholfen.

Wenn ich nur so lange lebe, bis sie kommt! — Uch! — Uch! — das ist nicht anders, als wenn mir tausend Messer im Leibe umgedrehet würden.

— Es wäre an Einem genug, sagte der Maler halb lachend, dem die Vergleichung ein wenig stark vorkam.

Man muß sie geschwind rufen lassen, sagte Lia Zarzaganilla.

Wir hätten unsern Lesern schon vorläufigst sagen können, daß Gonsalvo nur Eine Maagd hieß. Diese war aus Torrejon de Ardeç *) gebürtig, und mit des Malers Bewilligung, auf Theresens Anstiften den Tag vorher hingegangen, ihre Eltern zu besuchen. Also war niemand, der die Lia Riachuela rufen konnte, als der Maler selbst,

*) Ein Dorf, unweit Madrid.

selbst, auf welchen Umstand eben die verstellte Kranke ihren Anschlag gebauet hatte.

— Man muß sie geschwind rufen lassen, sagte Dia Zarzaganilla.

Ach mein lieber Mann, wenn Du mir den Gefallen thun wolltest?

Er wirds mit Freuden thun, sagte Zarzaganilla.

Es wirds wohl bleiben lassen, versetzte der Maler.

Gott bewahre uns alle, rief die Alte; seiner Frau in letzten Sätzen zu gefallen nicht einmal die Paar Schritte gehen zu wollen!

Den Fenster sinds ein Paar Schritte, antwortete der Maler. Dia Machucla hat ihre Wohnung verändert, wenn Ihr das nur wißt, und wohnet nun in der Kattstraße, (Calle de las carretas) wo ich nicht irre.

Nein, sie wohnt in der Calle de Luencaral, wie sie mir selber gesagt hat, versetzte Therese.

Das

Das ist noch weiter, sprach der Maler, und noch dazu eine Straße die kein Ende nimmt. Wie Teufel wollt ihr, daß ich bey nachtschlafender Zeit, wo alle Häuser verschlossen sind, in einer endlosen Gasse, ein altes Weib ausfragen soll? — Und wenn ich sie finde, wer weiß, ob sie wird kommen wollen? Zudem weiß ich ganz wohl, was sie Dir für ein Mittel brauchte, wenn Du vor diesem Deinen Zufall kriegtest. Es waren ein Paar Ierh Theriak, in einer halben Pomeranzenschale auf den Nabel gelegt, und weiter nichts. Das will ich Dir gern aus der nächsten Apotheke holen.

Gott weiß, ob es das war, rief die Kranke. Ach! wenn Lia Riachuela nicht selber kommt, so hilft mir nichts! so bin ich verloren. Sie kennt meine Natur am besten. Au! — O weh! — Ah! — jetzt bringt michs ums Leben! —

Wich

Mich dünkt selbst, sagte Jarzaganilla, daß Dia Riachuela noch was zu dem Triakel that, wunns anders Triakel war.

Um Gottes willen, seyd ruhig, sprach der Maler, und seyd mir nicht ammuthen, bey Nacht und Nebel an das andre Ende der Stadt zu laufen. Man sollte keinen Hund ausjagen, so ein Wetter ist draußen, und in einer guten halben Stunde lauft kein Mensch von hier bis ans Ende der Calle de Fuencaral. Ich würde zuverlässig mir eine Mutterplage zuziehen, die ganz anders kommen mögte, als Deine.

Das sey Gott geklagt, was ich für einen Mann habe! rief die Kranke. — (Es versteht sich, daß sie zwischendurch erbärmlich wimmerte) — Seiretwegen könnt ich sterben, wie ein Hund! — Aber Gott will ichs klagen! — Das ist nur Dein Wunsch, daß ich umkommen soll! — Du bist meiner müde, längst müde! — Ich kenne Dich! — Das
 3 wäre

wäre Deine rechte Freude, wenn ich Dir aus dem Wege käme! — Nicht einmal die Gefälligkeit, die Paar Straßen zu gehen! — Er würde sich die Schuhe schmutzig machen! — Komm, Du Unmensch, geh her, lege Dich wieder zu Bette, und schlaf' daß Dir die Augen schwellen. Aber sich, das schwör ich Dir hoch und theuer, muß ich sterben, so will ichs gerade heraus sagen, daß Du mich ums Leben gebracht hast, siehst Du, das will ich! Wer weiß, was Du mir in den Callat gerühret hattest? Umsonst nöthigtest Du mich nicht so sehr, davon zu essen. Du bist sonst so heßlich nicht.

Dem Maler, dem die Krankheit lange nicht so tödtlich schien, lief die Galle über, als ihn seine Frau für einen Mistmischer erklärte. Frau, schrie er, ich rathe Dir wohlmeinend, gieb auf Deine Zunge acht! — ich möchte sonst vergessen, daß Du die Mutterplage hast.

Noch

Noch einmal sag ichs, antwortete sie, und aller Welt will ichs sagen, daß Du mich vergiftet hast.

Ich warne Dich, Therese, sich zu was Du sagst, sonst kannst Du erleben, daß ich Dir die Krankheit aus dem Leibe in den Rücken treibe.

Immerhin, versetzte sie, es gilt mir gleich, auf welche Art Du mich ermorderst.

Lia Jarzaganilla mischte sich auch drunter, und citirte in Einem Athem alle Heiligen zu ihrem Schutz, und alle Teufel auf den Hals des Malers. Einer Frau, die jetzt verschleiden will. . . .

Noch hats keine Noth, fiel der Maler ins Wort, indem er vor Zorn zitterte, die Lunge ist noch zu frisch. —

Einer Frau, die jetzt verschleiden will, mit Schlägen zu drohen! siehe Jarzaganilla fort, ohne sich irre machen zu lassen. Einer armen kranken Frau Schläge zu bieten! Und Gott weiß am besten, wovon sie krank ist! — Weiter, sag ich nichts.

Nun riß dem Maler die Geduld. Er sah sich in allen Ecken nach einem Instrumente um, und die Alte würde, so wenig er sonst zu Gewaltthatigkeiten geneigt war, Gefahr gelaufen haben einen Denkfettel zu bekommen, wenn er auf der Stelle gefunden hätte, was er suchte. Sie aber war nicht willens, es so weit kommen zu lassen; sondern, zufrieden daß sie einen gewünschten Vorwand hatte, ein Teufelskern zu machen, lief sie davon, und schrie aus vollem Halse. Die Kranke schrie noch viel lauter, und foderte die Sakramente, und ihre *Tia Niachuela*, verlangte zu beichten und rief über Gift. — Hülfe! ich bin des Todes! ich bin vergiftet, ich bin vergiftet!

Das unmenschliche Geschrey der beiden Weiber setzte, wie sie ganz richtig vorhergeschloßen hatten, den Maler in Verlegenheit. Er befürchtete, die Nachbarschaft mögte davon aufwachen und zusammen laufen. Das endlose; Ich sterbe, ich bin vergiftet, setzte

setzte ihn in Sorgen, daß er Ungesundheit davon haben mögte, wenn vielleicht die Krankheit seiner Frau ernsthafter wäre als er geglaubt hätte, und sie etwa gar sterben sollte. — Uns Himmels willen, Theresuela, sprach er, laß das verfluchte Geschrey! Still doch, sag ich Dir, bitt ich Dich. Ich will hingehn, wenns nicht anders ist, und Lia Riachuela rufen —

Ja, nun er sieht, daß einem der Odem ausfährt! — Wärs nur — Ah! ich bin ein Kind des Todes! — Wärs nur in — Ah! es verbrennt mir das Eingeweide! — Wärs nur in eins von Deinen Trinkgelagen gewesen, Du würdest früher gegangen seyn. —

Er nahm seinen Mantel und eine Laterne, und gieng, indem er Riachuela und alle alten Weiber des ganzen Königreichs, aus Herzensgrunde ans Ende von Westindien, wo nicht gar zum Teufel wünschte. Er that Unrecht, sie so in Pausch und Bogen zu verwünschen.

Denn erstlich wäre es doch wohl so unmöglich nicht, daß unter allen alten Weibern eines ganzen Königreichs, hin und wieder manches recht gute Mütterchen seyn könnte; zweytens hätte die plötzliche Erfüllung seines Wunsches für ihn selbst ein Unglück seyn können, denn seine Frau, wenns ihr eingefallen wäre, — und die Frauen haben oft wunderliche Einfälle, — würde Mittel gefunden haben, ihn bis an das Ende von Westindien, und noch weiter, nach einer Tia Riachuela zu schicken.

Der gute Gonsalvo hatte nun wohl von seiner Frau gehört, daß Tia Riachuela in der Fuencaraler Straße wohnte, aber in welcher Gegend, davon wußte er nichts. Es war ein fürchterliches Wetter, und regnete, als wenn die Welt vergehen wollte. Er hatte beynahe die ganze Länge der Stadt zu gehen, und dann noch die gewaltig lange Calle de Fuencaral; der Regen hatte die Straßen, die ohnehin in Madrid weit unsaubrer sind, als in irgend

irgend einer Stadt in der Welt, bennahe knietief-gemacht; und das Hemde auf dem Leibe war ihm bereits naß, ehe er noch zwei Drittel seiner Wallfahrt zurückgelegt hatte. Wir wollen ihn ein bißchen gehen lassen, und indessen zusehen, wie sich Theresie befindet.

Der Maler hatte kaum den Rücken gewendet, so war die Kranke genesen, und Tia Zarzaganilla stieg die Bodentreppe hinauf, die Helfershelfer herunter zu rufen. Die alte Hausthür wurde aus, und an ihrer Stelle die Neuverfertigte eingehängt. Das ganze Haus wurde erleuchtet; man steckte ein großes Gasthofsschild aus, welches sie ausdrücklich zu dem Ende hatte verfertigen lassen, und die Nachbarn und Nachbarinnen, mit denen es verabredet war, versammelten sich. Eine hübsche Mahlzeit wurde aufgetragen; man hatte Tafelmusik; und wie sie vom Tische aufstanden, eröffnete Theresie mit ihrem Bruder den Bal, und Tia Zarzaganilla, der es seit langer Zeit so
 H 4 gut

gut nicht geworden war, hüpfte weidlich mit herum.

Unterdessen wandelte der arme Gonzalvo die Calle de Fuencaral an der Einen Seite auf, und an der andern ab, klopfte an alle Häuser, weckte alle Leute aus dem Schlafe, und fragte, wo die Frau Riachuela wohne? Einige fluchten ihm alles Unglück auf den Hals, andre hatten ihn zum besten; die Höflichsten entschuldigeten sich mit der Unwissenheit. Endlich, als er des Fragens müde war, und kein Mensch ihm von der Frau Riachuela Nachricht geben konnte, machte er sich voll Unmuth wieder auf den Rückweg. Müde, naß bis auf die Haut, starr von Kälte, und unsauber bis an die Knie, kam er endlich wieder in die Straße, wo er wohnte. Aber was er für Augen machte, als er alle Zimmer seines Hauses erleuchtet fand, und die Musik, den Lärm der Tanzenden, und das Getümmel hörte — wer sich die nicht vorstellen kann, dem vermögen wir sie nicht

nicht zu beschreiben. Wie er im Begriff war anzuklopfen, erblickte er eine ganz unbekannte Thür, sauber angemalt, und mit ganz artigem Schnitzwerk gezieret. — Was Teufel ist das? rief er, und beleuchtete mit seiner Laterne die Thür von unten bis oben. Wie er die Augen in die Höhe schlug, mußte er nothwendig das Wirthshauschild bemerken. Es war mit Fleiß so gehängt, daß die Helligkeit aus dem Saal, auf beide Seiten desselben fallen mußte, und der Maler las ganz deutlich: Gasthof zum Prinzen von Asturien. Nun glaubte er wirklich, aus Irrthum und bey der Dunkelheit, in eine unrechte Straße gekommen zu seyn. Er kehrte bis ans Ende derselben zurück: aber alles was er sah, überzeugte ihn, daß in Absicht der Straße hier kein Irrthum vorgegangen sey. Er gieng ganz bestürzt wieder nach dem angeblichen Gasthose, und rechnete unterwegs alle Häuser her, vom Eckhause an, bis zu dem seinigen, um

H 5

sich

sich recht gewiß zu überzeugen, daß dieß seine Straße und sein Haus seyn müsse. Hier, sagte er, wohnt Don Garcias; hier der Kaufmann Riquemado; hier Don Poble; hier Estevan Alhondigo; hier Guillermo Espuelo; hier Alonso Nienda, und so nach der Reihe fort, bis er an sein eigenes Haus kam. Hier mußte mein Haus stehen, hier zwischen dem Sekretär und dem Apotheker, gerade gegen Don Gomez de Quedo über, und hier steht ein Gasthof. — Das ist mehr, als ich begreife! —

Univ.-Bibl.
München

Er beleuchtete seine Wohnung noch einmal, ohne mehr davon zu begreifen. — Gott sey mir gnädig und barmherzig! rief er aus; ohne Zweifel hat hier der Teufel sein Spiel. Ich bin etwa zwei Stunden vom Hause; ich verlasse meine Frau sterbenskrank; außer ihr und der alten Jarzaganilla war keine Seele unter meinem Dache — und nun ist hier ein Wirthshaus, und Bal, und aller Henker! So alt ich bin, ist in dieser

dieser Strafe kein Gasthof gewesen; — und wenn das auch nicht wäre, wie Teufel kommt gerade mein Haus, seit zwei Stunden, und mitten in der Nacht zu der Ehre? — Meiner Seel! das begreif ich nicht! — Ich bin doch weder berauscht, noch im Schläfe, so viel weiß ich gewiß. Ob ich beherzt bin, das ist eine andere Frage. —

So stand er da, und besuchte das Haus von oben bis unten, und konnte das, was er an demselben Bekanntes fand, mit der Thür, dem Schilde, der Musik, dem Bal, und dem betäubenden Lärm nicht zusammen reimen. — Ich muß doch sehen, dachte er, wer in meinem Hause den Bal giebt? — Er klopfte an die Thür; aber die Instrumente waren so laut, daß man ihn nicht hörte. Er klopfte stärker; man wollte ihn noch nicht hören. Endlich stürmte er dermaßen mit dem Klopfen und den Füßen, daß man sich seiner erbarmte. Ein Aufwärter suchte mit einem Endchen Licht in der Hand eben aus dem Fenster: —

— Señor

— Señor Estrangero, hier ist kein Raum mehr; alle Zimmer sind besetzt. Sie werden sich gefallen lassen, anderwärts Herberge zu suchen.

Was Teufel ist das für ein Gewäsch, rief der Maler. Das Haus gehöret mir, guter Freund, wenn ihrs etwa nicht wißt.

Der Aufwärter stellte sich, als wenn er ihn vor dem Geräusch der Instrumente nicht verstünde, und rief herunter: Hier ist kein Platz mehr übrig, Herr; alle Winkel von der Küche bis in den Giebel sind besetzt, sag ich ihm; geh er seiner Wege, und mach er mir ein bischen weniger Lärm vor dem Hause, wenn wir Freunde bleiben sollen.

Schlingel, willst du aufmachen, oder ich breche dir den Hals! —

Wenn ihr könnet, antwortete der Aufwärter. Ich raths euch, Landsmann, geht! Ihr seyd entweder verrückt oder besessen. Scheert euch zum Henker,
weils

weils Spiel am besten ist, und klopfst mir nicht wieder an, oder ihr sollt sehen, was darauf folgt.

Mit diesen Worten schmiß er das Fenster zu, daß es krachte. Der Maler fluchte und wetterte; das Licht in seiner Laterne war im Begriff zu verlöschen; der Platzregen und das Wasser das aus den Dachrinnen stürzte, schwemmte ihn beynahe weg; vor dem Sturmwind konnte er sich kaum sitzend erhalten, und seine Geduld war längst zu Ende. Alles dieses bewog ihn, von neuen mit dem grössesten Ungestüm anzuklopfen.

Martin, rief jemand im Hause, nehm einen Prügel, und schlaagt mir dem Schurken da draussen die Rippen entzwey. — Den Augenblick, antwortete eine andere Stimme. Hiermit gieng die Hausthür auf, und eine Art von Hausknecht kam mit einem Besensstiel zum Vorschein. — Hehl dich der Henker mit deinem verdammten Vielklopfe! was willst du, Freund? Hat man dir nicht gesagt,

gesagt, daß wir dich nicht beherbergen können? Geh deiner Wege, oder es sehet Wäre! —

Ich will hier nicht logiren, mein Herr, erwiderte der Maler, sondern dies Haus gehöret mir, und ist schon über hundert Jahr bey meiner Familie. Einer von meinen Vorfahren, Christoval Chico, hat es ehrlich und redlich gekauft, und so ist es von Vater auf Sohn endlich an mich gekommen; ich hab's von meinem Vater seliger, Miguel Chico, geerbet. Vor etwa zwey Stunden gieng ich aus, eine gewisse Riachuela zu holen, und nun ich wieder komme, ist mein Haus in einen Gasthof verwandelt. Erklären Sie mir, ich bitte Sie, wie das zugehet? —

Was Teufel sind das für Histörchen? versetzte der angebliche Hausknecht. Der Hentzer kennt deine Christovals und Miguels! Geh, geh, Landsmann, du hast den Verstand verloren. Geh im Guten, es sollte mir leid thun, wenn ich dir Holz aufladen müßte.

Herr,

Herr, sagte der Maler, den der Anblick des Prügels in der Hand eines vberschrägigen Kerls ganz geschmeidig machte, Herr! wenn ich nur wüßte, wie mein Haus in ein Wirthshaus hat verwandelt werden können. Vor zwey Stunden war es doch mein, das kann ich bey Gott schwören. Ich heiße Gonfalso Chico, und bin ein alter Christ und ein Maler, den jedermann kennt, und auf den kein Mensch was zu sagen hat. Dies Haus gehöret mir seit länger als zwölf Jahren. Meine Frau die ich sehr krank verlassen habe, heißt Therese Prieto — wenn sie nicht seit den letzten zwey Stunden ihren Namen geändert hat — oder vielleicht auch in ein Wirthshaus verwandelt ist; und, die Thür und das Schild ausgenommen, welches beydes dem Satan gehören mag, ist das mein Haus, wie die ganze Welt weiß.

Wahrhaftig, Freund, du bist nicht recht bey Sinnen. Dies Haus ist, so lange ich denken kann, ein Gasthof gewesen,

gewesen, und zwar einer der vornehmsten in der Stadt. Mein Herr heißt Hernando Taja, und seine Frau heißt Blanca Majans und ich bin hier seit sechs Jahren Hausknecht, und heiße Martin Hierros, dir zu dienen. Alle Fremde von Stande treten hier ab. Und zu mehrerer Nachricht kann ich dir sagen, daß ich vorher bey dem seligen Herrn Pedro Majans, dem Schwiegervater meines jezigen Herrn, und seiner Frau Catalina Serrate gedienet habe; daß ich also dies Haus ganz wohl kenne, und daß du ein Narr bist.

Aber Herr Martin. . . .

Kein Aber mehr, Landsmann! Hier ist nichts zu Aßern. Pacht euch an den Palgen, Herr Gonfálvo Chico, oder Gonfálvo Satanas, wie ihr heißt. Hätt ich nicht Mitleid mit eurer Narrheit, so wölk ich euch den Prügel auf dem Buckel entzwey schlagen. — Hiermit gieng er ins Haus, und schlug die Thür hinter sich zu.

Der

Der ehrliche Maler stand wie vom Donner gerührt, und hatte nicht das Herz von neuem anzuklopfen. Er entschloß sich endlich, zu seinem Freunde Antonio zu gehen, der nicht weit davon wohnte. Er tappte im Dunkeln fort, denn seine Laterne war ausgegangen. Die Paar Straßen wurden ihm bey nahe saurer, als der ganze weite Weg nach der *Via Riachuela*. Mitten in den Gassen war es zum ertrinken tief, und an den Häusern war es wegen des Wassers, das in Strömen aus den Dachtrausen schoß, fast noch beschwerlicher zu gehen. Endlich, nachdem er ein Paar mal mit der Physiognomie in den Koth gefallen war, langte er bey dem Hause des alten Eifersüchtigen an. Es war ungefähr drey Uhr nach Mitternacht, und er mußte ziemlich anpochen, ehe der Alte erwachte. Dieser, dem vermöge seines aragwörmischen Kopfes, nichts als Hörner vor Augen schwebten, ließ ihn eine Zeitlang nach Herzenslust klopfen, denn er dachte

3

nichts

nichts geringers, als daß dieses Pochen zu so ungewöhnlicher Zeit, irgend einen Anschlag auf seine Frau zum Grunde haben müsse. Zuletzt, wie der Maler es zu arg machte, stand er auf, steckte mit grosser Behutsamkeit die Nase aus dem Fenster, und drohete dem Anklopfenden, der ohnehin naß genug war, mit einer garstigen Bescherung, falls er nicht gienge.

Um Gottes willen, Señor Antonio, machen Sie geschwind auf! Ich bins; ich bin Ihr Freund Gonsalvo, und mehr als halb des Todes.

Der Alte war bestürzt, zu dieser Stunde seinen Freund zu hören, und befürchtete, es mögte demselben ein grosses Unglück zugestossen seyn. Der Maler mußte sich inzwischen doch gedulden, bis Antonio erst seine Frau aus dem obgedachten Sacke befreiet hatte.

Er sowohl, als seine Frau entsetzten sich nicht wenig, als sie den armen Gonsalvo in seiner ganzen Herrlichkeit erblickten,

erblickten, die Kleider so naß, daß alles schwamm, wo er nur Einen Augenblick stand, die ganze Person von Haupt zu Füßen mit Morast überzogen, das Schrecken ins Gesicht gewalt, und halb todt vor Frost. Franciska errieth freulich einen Theil seiner Geschichte, sie ließ sich aber nichts merken, sondern fragte, eben so eifrig, als Antonio, woher er so spät und in einem solchen Zustande käme? — Sie sollten alles erfahren, sagte der Maler, helfen Sie mir nur erst zu trocknen Kleidern.

Antonio ließ ein tüchtiges Feuer anzünden, seinen Freund wieder zu erwärmen, und dessen Kleider zu trocknen. Er gab ihm von seiner Wäsche, befahl Chocolate zu machen, setzte ihm mit eignen Händen eine Nachtmütze auf, und war ihm aufs beste beförderlich, wieder einen lebendigen Menschen vorzustellen. Nun erzählte er ihnen alles, was ihm diese Nacht widerfahren war; wie Therese die Mutterplage bekommen; wie er sich

J 2

endlich

endlich entschließen müssen die Diachuela zu suchen; wie er sein Haus in einen Gasthof, worin ein Herrensitz gesenret wurde, verwandelt gefunden, und alles was wir unsern Lesern getrenlich mitgetheilet haben. Der Eifersüchtige, der ihn für betrunken hielt, und Francisca die sich stellte, als wenn sie mit ihrem Manne überein dächte, zogen ihn unbarmherzig auf; und, je mehr und eifriger er die Wahrheit seiner Erzählung bezeugte, desto lauter war das Gelächter, und desto häufiger die Spöttereien der beyden Eheleute. Wärs nicht solch ein entsetzliches Wetter, sagte der Alte, so wollt ich Sie stehendes Fußes nach ihrem Hause begleiten, dann würde sichs finden, daß alle Wunder, von denen Sie uns da so viel erzählen, bloß in Ihrem Kopfe da sind. Der Affantenwein, mein Lieber, der Affantenwein, o der Henker, das ist ein verzweifelter Hexenmeister! Er hat Sie schon tausendmal bezaubert, daß Sie

Sie den Weg nach Ihrem Hause nicht finden konnten. Was Wunder denn, daß er Ihnen einmal den Streich spielt, und Sie Ihr Haus für ein Wirthshaus ansehen läßt? — Legen Sie sich jetzt ein Paar Stunden ins Bett; Sie sind auf alle Fälle der Ruhe bedöthigt. Wenn Sie den Taumel verschlafen haben, so wollen wir doch nüchtern und am hellen Tage versuchen, wie ein Frühstück in Ihrem neuen Gasthose schmeckt; — denn der Teufel wird Ihnen doch nicht wieder einen Martin Hierros mit dem Besenstiel, auf den Hals steuren. Allenfalls wären wir dann Zwen gegen Einen.

Hiermit nahm der Alte ein Licht, und begleitete seinen Freund in ein Schlafzimmer: und Franciska gab ihm noch etliche Spötteleyen mit auf den Weg. Wie Antonio ihn hübsch zugedeckt hatte, wünschte er ihm eine gute Nacht, mit dem Zusaze, daß ihm kein Martin Hierros im Traume erscheinen möge, und gieng wieder zu
 3 3 seiner

seiner Frau, ließ sie in ihren Saack kriechen, schloß ihn zu, steckte den Schlüssel in seine Schlafhosen, und legte sich zu Bette, nicht ohne manchen Ausbruch von Gelächter über die lustige Narrheit des Malers, die er im Ernste einem Rausche zuschrieb.

So voll der Maler auch den Kopf von seinem Abenteuer hatte, so war er doch, kaum allein, als er, matt und kraftlos durch die Beschwerlichkeiten dieser bezauberten Nacht, in einen tiefen Schlaf fiel. Er würde ohne Zweifel bis an den Mittag geschnarchet haben, wenn ihn nicht Antonie gegen neun Uhr gewecket hätte. Stehen Sie auf, Señor, rief er; kleiden Sie sich an. Haben Sie vergessen, daß wir gestern Abrede nahmen, im Prinzen von Asturien zu frühstücken? O! es wird Ihnen da gefallen! In der ganzen Christenheit wird keine bessere Chocolate getrunken, als bei dem Señor Hernando Taja; und seine Frau, Blanca Majans ist das niedlichste Weibchen von der Welt.

Welt. Sie werden da einen Martin Hierros finden, den kein Hausknecht unter der Sonnen gleich kommt! Der weiß die Leute zu bedienen! Das ist ein Teufelskern, der Martin! Sie sollen Ihre Freude an ihm haben. —

Der Maler stand auf, und wurde von der Gattinn seines Freundes nicht viel besser empfangen. Er hielt alle Neckereien geduldig aus, und behauptete nach wie vor, er habe ihnen nicht das mindeste gesagt, was ihm nicht wirklich begegnet sey, und bekräftigte es sogar mit vielen Schwüren. Antonio, der sich nichts gewisser vorgestellt hatte, als daß sein Freund alle diese Grillen, mit dem Weine, der sie nach seiner Meinung erzeuget hatte, verschlafen haben würde, war nicht wenig bestürzt, als er den Maler nach einem guten fünf stündigen Schlafe, noch seine ganze Erzählung mit dem größten Ernst behaupten hörte. Sie machen mir, sagte er, in der That das Ding sehr bedenklich. Kommen Sie, Freund, ich
 I 4 will

will Sie nach Ihrem Hause begleiten. Ich bin außerordentlich begierig zu erfahren, was eigentlich an der Sache ist. — Francisca, die freylich am allerdeutlichsten in diesem Handel sah, stellte sich am allerungläubigsten, und trug ihm beym Abschiede eine Empfehlung an Madam Blanca Majans auf. Vergessen Sie nicht, Herr Gastwirth, rief sie ihm nach, als er die Treppe hinab gieng, vergessen Sie mir ja nicht, dem Martin Hierros, der einen Señor Estrangero so wohl zu bedienen weiß, in meinem Namen zu sagen, daß ich ihn für die Krone von allen Hausknechten halte.

Therese ihrerseits war nicht so bald überzeuget, daß Martin's Beredsamkeit und Hansgewehr ihre Wirkung gethan, und den Maler weggebannet hatten: als sie mit Hülfe ihres Bruders die alte Hausthür wieder einhieng, das Wirthshauschild abnahm, alles im Hause wieder in Ordnung brachte, und die Musikanten samt ihren Gästen,
die

die ihr die heiligste Verschwiegenheit angelobten, beurlaubte. Darauf legte sie sich mit der ehrlichen Tia Jarzaganilla sauberlich zu Bette, und schlief bis an den hellen Tag.

Wie nun der Maler in Begleitung seines Freundes Antonio vor das Haus kam, und die gewöhnliche Thür ohne das geringste Wahrzeichen eines Gasthofes antraff: mußte er von neuen den heißendsten Erörterungen des alten Eifersüchtigen herhalten. Er blieb aber steif und fest dabei, sein Haus sey über Nacht ein Wirthshaus gewesen: oder aber der leidige Satan müsse sein Spiel mit ihm gehabt, und ihm die Augen und alle Sinnen getäuscht haben, um ihn zum Narren zu machen. — Ja, ja, sagte Antonio, ich zweifle nicht daran, der Wein wird sein Spiel gehabt haben.

Sie klopfen an, und Tante Jarzaganilla erschien, mehr als halb im äußersten Neglige, ihnen aufzumachen. — Sie werden schön ankommen! rief die alte

J J Jarzaganilla

Jarzaganilla dem Maler entgegen. Gott vergebe mir alle meine Sünden, fuhr sie fort, Herr, haben Sie wohl das Herz, Ihrer armen Frau unter die Augen zu treten? Nu, nu, Sie werden sehen! Weiter sag ich nichts. Ich habe sie wohl zehnmal für todt unter meinen Händen gehabt. Das ist Gott zu erbarmen! um zwölf Uhr wegzugehen, und den andern Morgen um Zehne wieder angeschlentert zu kommen, mir nichts, dir nichts! Gott bewahre jedes Mutterkind vor so einem Manne! Aber Sie werdens kriegs, weiter will ich nichts sagen.

Es ist auch hieran schon Gott und genug, antwortete der Maler. Und wenn Sie mir in den ersten vier und zwanzig Stunden ihr verfluchtes Lastermaul wieder öffnen, so machen Sie hübsch vorher Ihr Testament. Weiter will ich nichts sagen. Bringen Sie dafür fein alles in Ordnung, denn ich bin willens, morgen im Tage ein andres Haus zu beziehen.

Er

Er gieng mit Antonio die Treppe hinauf; kaum aber trat er ins Zimmer, so sprang seine liebe Theresuela als eine Kurie aus dem Bette, nichts als ein Nachtkamisölchen und ein rothes Unterrockchen auf dem Leibe, und fuhr ihrem Manne mit einem solchen Schwallen von Vorwürfen entgegen, die so schnell und so heftig auf einander folgten, daß wir uns nicht getrauen mögen, nur ein Drittel davon nachzuschreiben, so wie der Maler und sein Freund vielleicht nicht die Hälfte davon verstehen konnten. Der Mann, der, durch die Borrede der Lia Jarzaganilla vorbereitet, ein solches Ungewitter vermuthet hatte, steckte die linke Hand in die Hosentasche, und lehnte sich mit dem rechten Ellenbogen auf Antonio's Schulter; in dieser nachlässigen Stellung hörte er ihr ganz ehrbar zu, weil er sah, daß es doch vergebne Arbeit seyn würde, die Dame überschreien zu wollen. Endlich stieg der Strom ihrer Beredsamkeit an, etwas gemächlicher zu fließen, und die beiden

beiden Freunde hörten ganz vernehmlich folgende Worte:

Sag' mir nur, um des Himmels willen, sag' mir nur, in welchem Eckwinkel Du die ganze geschlagene Nacht gesieckt hast! Aber Gott bewahre meine Ohren! ich mag's nicht einmal hören! Wie würden tröstliche Psalmen vernehmen, wenn der Herr beichten wollte. Ohne Zweifel schief der seine Mann in guter Gesellschaft, wo ihm die Zeit weniger lang wurde, als bey seiner kranken Frau. Wir kennen seine Gänge.

Der Maler hörte seiner Frau immer zu; oder vielmehr er hörte ihr gar nicht zu, sondern er zerbrach sich den Kopf, wie sein Haus in der verwichnen Nacht ein Wirthshaus habe seyn können, ohne daß seine Frau, die er doch in demselben verlassen hatte, das geringste davon mußte. Diese Unwissenheit und seine Erscheinungen konnte er gar nicht zusammen reimen. Therese fuhr
indessen

indessen noch eine Weile fort, und als sie die brandenden Figuren alle erschöpft hatte, gieng sie zu der weniger stürmenden Ironie über, und fuhr fort, wie folget:

Ich will die Frau sehen, die einen bessern und gefälligeren Mann hat, als ich? O! er ist die Gefälligkeit selbst. Man müßte ihn in Gold einzufassen lassen. Hat Dir die Nachtlust nicht geschadet, mein Liebchen? Du hast Dir doch nicht etwa den Schnupfen geholet, Monsalvuelo, mein Herzchen? Es war kalt und regniert, du armer Schelm! Willst Du nicht ein Schlüßchen Rosmarinbranntwein? — Nicht wahr, Du dachtest mich todt zu finden, Du ehrliche Haut! Das wäre Dir ein gesundes Essen gewesen. Du bist wenigstens lange genug ausgeblieben, daß ich wohl sechsmal unterdessen hätte sterben können. Du wärest gut, nach dem Tod zu scheitern, Du bleibst hübsch ein Weilsch n aus. Welt, es ärgert Dich, daß ich noch lebe? — Aber (hier wurde sie

sie wieder heftiger) Aber ich will leben! Dir zum Vessen will ich nun leben, sag ich Dir. Dich an den Galgen zu bringen, Du böshafte Seele, will ich nun leben. — Sagen Sie mir, Señor Antonio, wie wars Ihnen möglich, mit dem ehrvergeßnen Menschen herzukommen? Aber ohne Zweifel wollte er Sie zur Brustwehre brauchen. Ihm schwante wohl nicht viel Gutes. Wenn das die Absicht ist, Señor, so ist Ihr Weg vergebens, denn so wahr ich lebe, ich will bey dem Menschen nicht bleiben. Ich will was thun, daß die ganze Stadt davon soll nachzusagen haben. Stehen des Fußes will ich hingehen, und auf die Ehescheidung klagen. Ich bin nicht willens abzuwarten, daß mir noch ein solcher Sallat wie der gestrige vorgesetzt wird. Gott lob, daß ich Einmal mit dem Leben davon gekommen bin. Geben Sie mir meine Kleider, Tia Zarzaganilla! Keine Stunde will ich mehr mit dem Menschen da unter Einem Dache leben.

Frau,

Frau, sagte der Maler, es kann Dir freylich scheinen, daß Du Recht hast, Dich zu beschweren. Ich sage Dir aber, Du hast Unrecht. Uebrigens sey so gut, und sprich ein wenig bescheidner; denn, zur dierstlichen Nachricht, ich habe keine Geduld länger Deinen Schnielschnack zu verdauen; sie ist bey den Teufelsgaulekenen der vorigen Nacht alle zum Henker gegangen, merk Dir das. Willst Du aber vernünftig mit Dir reden lassen, so bin ich zu Deinen Diensten.

Ja Du siehst mir aus, wie die klare Vermunft, rief Therese. Keine Geduld! Seht doch! Ohne Zweifel hat er den Prügel gefunden, den er übernacht suchte! — —

Sie war trefflich auf dem Wege, den Mann von frischen auszulapiteln, wenn Antonio ihr nicht ins Wort gefallen wäre. Ich bitte Sie, Señora, sagte er, sammeln Sie Sinnen. Ich versichre Sie als ein ehrlicher Mann,
 Sie

Sie haben keine Ursache, sich über Ihren Herrn zu beschweren. Es ist was Unbegreifliches in der Sache, so viel ich sehen kann. Ich bin nicht abergläubig, aber es muß schlechterdings was Uebernatürliches dahinter stecken. Lassen Sie sichs erzählen, Madam; ich wette, Sie werden eben so denken. Wenigstens war ich vor kurzer Zeit noch — —

Ja, ja, fiel ihm Theresese ins Wort, ich zweifle nicht, er wird Ihnen eine hübsche Legende erzählt haben. Sie sind ein gutherziger Mann, Señor Antonio, daß Sie dem Menschen da glauben. —

Der Alte schlug sich so nachdrücklich ins Mittel, daß Theresese sich endlich alles erzählen ließ, was sie unstreitig am besten unter allen wußte. Es war auch nach gerade Zeit daß sie einlenkte, denn des Malers Geduld war wirklich zu Ende. Gonsalvo erzählte ihr demnach umständlich, wie er an alle Häuser

Häuser geklopft, die Riachuela zu finden u. s. w.; wie er endlich durchaus naß wieder zurück und vor sein Haus gekommen, und dasselbe in einen Gasthof metamorphosirt, gefunden; er beschrieb ferner den Bal, die Musik, das Lermen der Tanzenden, das Getümmel im Hause. . . .

Mit solchen unverschämten Mährchen willst Du mich abspeisen? unterbrach ihn Theresse. Mein Haus ein Gasthof! und Tänzer und Musik drinne! — Und solche Fabeln glauben Sie, Antonio? — Wärsst Du hier vor dem Hause gewesen, Du würdest schöne Violinen gehört haben! Du würdest gehört haben, wie Deine arme Frau so zu sagen in lezten Zügen rächelte — —

Gewiß und wahrlich, rief Jarzaganilla dazwischen, Sie hätten sechs Häuser weit hören müssen. —

Lia, sagte der Maler mit warnender Stimme, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gelobet habe! —

K

Mein

Mein Seufzen und Winseln würdest Du gehört haben, fuhr Therese fort, und keine Geigen und Tänzer. Allenfalls ein Schock Verwünschungen auf Deinen Kopf, die Du mir durch Dein Aussenbleiben auspreßtest! — Laß sehen? — O wahrhaftig, für einen Mann, der die ganze Nacht im Regen war, sind Deine Kleider ziemlich trocken! Geh! geh! suche Dir anderwärts Leute, denen Du Deine Erfundungen aufheften kannst. Ich brächte das in ein Gemälde, wenn ich wie Du wäre. —

Ich bitte, Madam! sagte Antenie. Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, Señor Gonzalvo. Ich bitte sehr, Madam, lassen Sie ihn vollends erzählen.

Der Maler fuhr fort, und kam bis auf den fürchterlichen Martin Hierros mit dem Prügel. Es war ein Kerl wie ein Eichbaum, sagte er, und hatte einen Knüttel in der Hand, so lang; und ungelogen wie mein Arm dicke.

Und

Und er schlug nicht zu? fragte
Therese.

Nein, zu meinem Glücke, erwiderte
der Maler.

Das ist der größte Esel, von dem
ich mein Tage gehört habe, rief
Therese.

Ich bitte inständig, liebste Madam,
sprach Antonio, unterdrücken Sie jedes
Wort, daß die Erbitterung vermehren
könnte. Belieben Sie fortfahren
Señor Goncalvo! — oder lassen Sie
mich lieber die Geschichte endigen;
denn kein Mensch kann das Uebrige
besser wissen, als ich. Er meldete
hierauf, daß er durch ein entsetzliches
Klopfen an seiner Thür, um drey Uhr
des Morgens aus dem Schlafe gewecket,
und in seinem Leben nie so sehr erschrocken
sey, als wie er seinen Freund erkannt
habe. Ich fürchtete, setzte er hinzu,
Sie hätten etwa beim Wein Streit
gehabt, und einen Menschen entleibet.
Ich gieng selbst hin, die Thür zu
öffnen. . . .

Sie vergessen das Kompliment, das Sie mir machten, fiel ihm der Maler ins Wort.

Ich kannte Sie nicht gleich, antwortete Antonio erröthend — und theilte hierauf Theresen den Rest der Geschichte umständlich mit.

Du siehest nun, Therese, sagte der Maler, was ich für eine schöne Nacht gehabt habe, und ich schwöre Dir hoch und heilig, daß in allem was wir Dir erzählt haben, keine unwahre Sylbe ist, so unwahrscheinlich Dirs auch vorkommen mag. Unstreitig hat der Satan einen Spuk gemacht, und ich bin fest entschlossen, eine andre Wohnung zu nehmen, und dieses Haus hier von der Hand zu schlagen, oder zu vermieten, denn es ist augenscheinlich, daß alles was ich diese Nacht gesehen habe, nicht mit rechten Dingen zugehet!

Nach du heiliger Himmel, rief Dia Jarzaganilla, wie wollte es mit rechten Dingen zugehen! Es läßt mich, so
lange

lange ich hier im Hause bin, keine Nacht mit Frieden! Leider Gottes ist es mehr als zu wahr, daß es hier umgehet.

Davon haben Sie mir ja nie etwas gesagt, sprach Therese.

Ja, ich besorgte; man mögte mich auslachen, antwortete die Alte; und zudem so fürchte ich mich eben nicht. Ach lieber Gott! die Frommen müssen ja immer den Aufsehtungen des Teufels ausgesetzt seyn, dem sie ein Dorn im Auge sind. Aber er kann ihnen doch kein Haar krümmen, weiter sag ich nichts. Doch ein Mensch, ist ein Mensch, und ich kann wohl sagen, daß mir doch manchmal bey allen den Ären, die ich höre und sehe, nicht recht wohl zu Muthe seyn würde, wenn ich nicht wüßte, daß unser lieber Herr Gott weit mächtiger ist, als der Pferdefuß.

Sie hätten uns viel Verdruß erspart, antwortete Gonfalso, wenn Sie zu rechter Zeit geredet hätten.

Herr Je! sollt ich denn Ihr Haus verschrenen, worinn ich alles Liebe und Gute genieße! — verwichne Nacht ausgenommen, woran aber vermuthlich ein Teufelsspuß Schuld war, denn sonst sind Sie nicht so. Oder sollt ich mich von Ihnen verirren, und für eine abergläubische Hexe schelten lassen, wie Sie Einmal thaten, als ich sagte, daß ein guter Christ immer mit dem rechten Fuß zuerst, aus dem Bette steigen müsse. . . .

Wunder wärs wohl nicht, rief Theresc, (welche befürchtete, daß Zarzaganilla durch ihr Gewäsch den Maler aus der gewünschten Fassung herausschwaken mögte) Wunder wärs wohl nicht, daß der Böse hier im Hause sein Wesen hätte, wenn ich die seine Wirthschaft des Herrn da bedenke. Sie kennen seine Lebensart, Señor Antonio! Immer im Saufe und Schmause, immer toll und voll, aus Einer Schenke in die andre — und dann die Ausschweifungen, die auf den Trunk folgen: kam das
wohl

wohl Segen bringen? Mich nimmts nicht Wunder, daß Gott dem Teufel freye Hand läßt, und daß der hier im Hause regieret, da der Hausherr sich nicht um dasselbe bekümmert.

Antonio, der, seine Eifersucht ausgenommen, sonst eine ganz gute Haut war, und, nach Art unsrer Landsteute, seine ziemlichke Desis Aberglauben bekommen hatte, sah von jeher das unregelmäßige Leben seines Freundes mit Mißvergnügen, und pflegte ihm dasselbe zum östern, bald im Scherz, bald im Ernst zu verweisen. Diese Gelegenheit kam ihm also ganz bequem, und er hielt dem Maler eine Straf- und Bußpredigt, die sich gewaschen hatte. Therese freute sich ungemein, daß das Ungesähr ihr einen so guten Beystand zugeführt hatte, in dessen Munde die harten Wahrheiten, welche der Maler zu hören bekam, mehr Gewicht hatten, als wenn eine durch seine Unordnungen gekränkte, und vielleicht nicht sehr geliebte Frau, sie

vorgetragen hätte. Sie ließ also den Alten ihrem Manne den Text lesen, so lange er Lust hatte, und begnügte sich bloß, einige Züge, die jener nur hinwarf, etwas stärker auszumalen. Lia Zarzaganilla gab auch gelegentlich ihren Senf mit dazu, und unterstützte Antonio's Vortrag von Zeit zu Zeit mit einigen herzbrechenden Stellen aus des ehrwürdigen Vater Humiel's Leben, Thaten, und Wunder der Heiligen, welches sie ganz auswendig wußte, weil sie täglich, so gewiß alle Tage der Morgen kam, einige Seiten aus demselben unmittelbar nach ihrem Morgensegen herzulesen pflegte.

Als Antonio seine Ermahnung zu Ende gebracht hatte, und Therese wahrnahm, daß ihr Mann ziemlich erschüttert war, sieng sie nunmehr an, ihm zuzusehen, aber auf eine ganz andre Art, und in einem ganz andern Tone, als sie ihn kurz vorher bewillkommt hatte. Sie glaubte nun alles, was ihm die Nacht begegnet war; sie erklärte

erklärte es für sichtliche Strafen Gottes wegen seines ausschweifenden Wandels. Sie bat, sie flehete, er mögte ein andrer Mann werden, — nicht um ihrentwillen, wiewohl sie es durch ihr Betragen gegen ihn wohl zu verdienen glaube, sondern um sein selbst, um seines guten Namens, um seiner Seele willen. Keine Frau, das könne sie wohl sagen, liebe ihren Mann aufrichtiger und zärtlicher, und treuer, als sie; wie sehr es ihr denn zu Herzen gehen müsse, daß er Gesundheit, und Ehre, und Vermögen durch das wüste Leben, worin er ganz ausgegessen wäre, so unbedachtsam aufopfre! — Dieß war ihr Eingang. Sie fuhr mit der sanften, rührenden Beredsamkeit fort, welche die Schönen so unwiderstehlich macht, daß es scheint, sie sey diesem sonst wehrlosen Geschlecht vom Himmel statt aller Waffen gegeben. Und mich wunderts, daß die meisten verheiratheten Schönen so selten von diesen siegerischen Waffen Gebrauch machen, sondern was man ihrer

K 5 Sanftmuth

Sanftmuth nicht zu versagen vermögte, lieber durch Troß und Ungeßüm erzwingen -- nicht selten vergebens erzwingen wollen. Herrschen wollen die Weiber insgesamt, das ist ausgemacht. Ist es nun nicht eine verkehrte Art von Ehrgeiz, lieber durch Poltern und Befehle Gehorsam ertröken wollen, als -- Aber nicht zu weit in den Text.

Therese, wie wir sagten, fuhr mit der sanftesten und rührendsten Beredsamkeit fort, ihr Thema zu bearbeiten. Sie schilderte die häusliche Glückseligkeit mit so reizenden Farben, eine Glückseligkeit, die sie bisher noch nicht geschmecket hätte, und die er sich und ihr so leicht geben könnte; sie sprach so nachdrücklich von den Folgen eines liederlichen Lebens, und eines rühmlichen Wandels, daß er vollends weich wurde. Nun griff sie zu den zärtlichsten Liebkosungen, und zu Thränen; -- nicht zu jenen Thränen der ohnmächtigen Wuth, des abgewehrten Trostes, und
des

des unbefolgten Eigensinns, sondern zu jenen unwiderstehlichen Thränen des wehmüthigen Mitleids, die ein sicheres Kennzeichen einer schönen Seele sind. Mit diesen Zähren, die wirklich unmittelbar aus ihrem Herzen kamen, beschwor sie ihn, seine und ihre zeitliche und ewige Glückseligkeit nicht länger aufs Spiel zu setzen; denn auch ihre ewige Wohlfahrt wäre auf dem Spiele, wenn er so wie bisher fortführe, und sie zur Verzweiflung brächte. Das wird Dein Werk, und Dein die Verantwortung seyn, setze die liebenswürdige Frau hinzu, und umarme seine Knie. Gonsalvo! theurer, lieber, lieber Gonsalvo! Zittere vor dieser Verantwortung! Entschließ Dich, glücklich zu seyn, und — was einem edlen Manne unstreitig noch näher als eignes Glück am Herzen liegt — entschließ Dich, eine Gattin glücklich zu machen, die gern ihr Leben für Dich hingeben würde. —

In diesem letzten Austritte erblickten wir Theresen in ihrer wahren Gestalt. Sie liebte ihren Mann aufrichtig, und mit Leidenschaft. Ihr Herz hatte insgeheim bey dem Streiche geblutet, den sie ihm gespielt hatte, und sie würde ihn, so lüstern sie auch nach dem Ringe war, vielleicht damit verschonet haben, wenn der Streich nicht auf seine Besserung gezelet hätte. Und diese, das wußte sie, war schwerlich durch bloße Vorstellungen zu bewirken. Sein Gewissen mußte erst erschüttert werden.

Therese hatte aus dem Herzen geredet. Sie schwieg nun, und erwartete zitternd den Ausgang ihres Anschlags, denn jetzt war der entscheidende Augenblick.

Nimm das Meinige, Theresuela, meine Liebe! rief Mensalvo, und hob sie von der Erde auf. Edles, edles Weib! wie wenig hab ich Dich gekannt! Deiner süßen Beredsamkeit, Deinen Thränen kann kein Mensch widerstehen!

Er

Er drückte sie an sein Herz, küßte ihr die Thränen von den Wangen, die nun für Freude flossen, bat sie um Vergebung, und versprach künftig nur für sie zu leben.

Das gebe Gott der Allmächtige, und Santo Honofrio! rief Zarzaganilla, daß gebe San Pedro und alle lieben Heiligen! Dann brauchen Sie dem Teufel nicht aus dem Wege zu gehen; er wird wohl vor Ihnen weichen!

Amen! sagte Antonio, der sich keinen geringen Theil dieser gewünschten Sinnesänderung zuschrieb; wie wir ihm denn wirklich die Ehre nicht absprechen können, durch seine Fuß: Straf: und Erweckungsrede die Sache in ein gutes Gleis gebracht zu haben. Der Maler bat ihn, seine Frau zu holen, um das Fest seiner Betehrung mit fernern zu helfen. Sie brachten den Tag sehr vergnügt zu, und von Seiten Theresens unstreitig vergnügter, als ihren Hochzeittag. Sie freuete sich des glücklichen Ausganges

Ausganges ihrer List, und zweifelte nicht, Don Manrique de Castromonte würde ihr den Preis zuerkennen. Gonsalvo, von dem wir hiermit Abschied nehmen, ward in der That ein ordentlicher, tugendhafter, und zärtlicher Mann, und widmete seiner Gattinn alle Zeit, die ihm die Ausübung seiner Kunst übrig ließ.

Und nun sey uns willkommen, sorgfältiger und unermüdeter Hüter der schönen Franciska Orteç, wachsamer Antonio Cerro! Erfinder des trefflichen Sackes! — Oder vielmehr, sey du uns mit allen deinen Erfindungen willkommen, junge, süße, lächelnde Franciska Orteç, die du das schwere Werk, ein eifersüchtiges Herz zu heilen, beherzt unternahmst, um dich von dem schimpflichen Sacke zu befreien, und Besitzerinn des funkelnden Kleinods zu werden!

Die junge Franciska hatte einen Bruder, Namens Felipe Orteç. Dieser rechtschaffne, fromme, exemplarische
und

und verständige Mann war ein Franziskanermönch, und machte seinem Orden Ehre. Er hatte bisher in einem entfernten Kloster gelebet, und war erst vor kurzem nach Madrid gekommen, um daselbst Superior zu werden. Seine Schwester hatte vor seiner Ankunft immer durch Leonorens Vermittelung Briefe mit ihm gewechselt, und ihn auch seit seinem Hierseyn ein Paar mal in Geheim gesprochen.

Antonio haßte diesen Schwager, so wie dessen ganzen Orden, aus Herzensgrunde. Der Haß gegen den ersten hatte folgenden Ursprung. Der Pater Felipe widerrieth, als man ihn schriftlich darum befragte, die Heirath seiner jungen Schwester mit dem Señor Antonio sehr ernstlich, und zwar bloß wegen der gar zu unschicklichen Ungleichheit des Alters. Nach seiner Meinung, die wir herzlich gern unterschreiben, hätte eine Heirath die glücklich ausschlagen sollte, dieses mit einem guten Schauspieler gemein, daß,
wie

wie zu diesem drey Einheiten, also zu jener drey Gleichheiten erfordert würden: Gleichheit der Jahre, der Gesinnungen, und des Vermögens. Unter diesen dreyen sey die Gleichheit des Alters ohne Widerrede die wichtigste. Fehle diese, so mögten immer die andern beyden da seyn, und es würde doch an Misvergnügen und unzähligen schlimmen Folgen nicht fehlen. Daher sey es immer eine unverzeihliche Schwachheit — um nicht Thorheit zu sagen, wenn ein bejahrter Mann ein junges Ding zur Frau nähme; und eine noch ärgere, wo nicht gar scandalöse Schwachheit, wenn ein Großmütterchen sich mit einem Milchbarte verkuppelte. — Dieser an die Eltern des Vaters gerichtete Brief, der auf dieselben keinen sonderlichen Eindruck machte, fiel dem alten Antonio einige Zeit nach seiner Vermählung in die Hände, und legte den ersten Grund zu einem Groll gegen den ehrwürdigen Vater Ortez, dem er es sehr übel nahm, nicht sowohl daß er, als ein Monch,

so

so fertig aus dem Ehestandskapitel zu schwagen wußte: sondern eigentlich, weil der Vater seine Heyrath für unverzeihliche Schwachheit und Thorheit erklärte.

Als in der Folge dieses Eheband wirklich zum grossen Misvergnügen der jungen Frau aufschlug, und sie dieses, nach der Eltern Tode, ihrem Bruder klagte, und sich über alle die Drangsale beschwerte, die sie schon damals von ihrem Maame erdulden mußte, (und doch war der Saek zu der Zeit noch nicht erfunden) so nahm Vater Felipe Ortiz sich die Freiheit, einen rührenden Brief an seinen Schwager zu schreiben, in welchem er ihm sein Unwesen nachdrücklich vorhielt, und ihn von seinen eifersüchtigen Grillen abmahnte. Durch diese Zuschrift, so voll Salbung sie auch war, hielt Antonio sich von neuen beleidigt, so daß er seiner Frau alle Art von Gemeinschaft mit ihrem Bruder ernstlich untersagte. Sie setzte aber dennoch, wie wir oben gesagt
 1
 haben,

haben, den Briefwechsel heimlich durch Vorſchub ihrer Freundin fort. Uebrigens hatte Antonio ſeinen ehrwürdigen Schwager niemals geſehen.

Den Franciſcanerorden haſte er überhaupt, weil ſein Vater ihn in ſeiner Jugend hatte zwingen wollen, in denſelben zu treten, woran ein alter Vetter, der ein Mitglied dieſes Ordens war, Schuld hatte. Er mußte auch wirklich in einem Kloſter zu Toledo, ſeinem Geburtsorte, ſein Noviciat antreten, und hätte unſchlbar ſich zu dem fürchterlichen Gelübde bequemen müſſen, wenn ſein Vater nicht vor Ablauf des Probejahres geſtorben wäre. Er hatte dadurch einen ſolchen Widerwillen gegen die Söhne des heiligen Franz gefaſſet, daß er, ſobald er aus dem Kloſter war, einen theuren Eid geſchworen, die Tage ſeines Lebens keinen Fuß wieder in eine Franciſcaner-Kirche oder Kloſter zu ſehen, und wiſſentlich und mit Willen nie einen Geiſtlichen dieſes Ordens über ſeine Schwelle

Schwelle zu lassen, ja sogar, wenn ers anders ohne Aufsehen zu machen vermeiden könnte, nie ein Wort mit ihnen zu reden.

Pater Orteg war in mehr als sechzehn Jahren nicht in Madrid gewesen. Antonio wußte auch nicht, daß er jetzt hier, und Superior geworden sey; denn seine Frau durfte in seiner Gegenwart weder ihren Bruder noch den Franziskanerorden nennen. Eben diese Unwissenheit kam der jungen Leidenden ungemein zu statten. Sie fand Mittel, eine geheime Zusammenkunft mit ihrem Bruder zu veranstalten. Sie klagte ihm alle Martern, die sie von ihrem eifersüchtigen Manne erdulden mußte, vergaß den Sact nicht, und schilderte ihren beklagenswürdigen Zustand mit den lebhaftesten Farben. Der Pater Superior liebte seine Schwester, die er seit ihrem sechsten oder siebenten Jahre nicht gesehen hatte, mit der größten Zärtlichkeit. Ihre Klagen giengen ihm durch die Seele. Er wendete seine ganze

Beredsamkeit an, sie zu trösten, und zur Geduld zu ermahnen, — aber, ihre Geduld war in den acht Jahren ihres Ehestandes erschöpft. Sie bestand darauf, es sey ihr unmöglich, länger mit ihrem Tyrannen zu leben, und beschwor ihren Bruder, er mögte ihr beförderlich seyn, auf die Ehescheidung zu klagen.

Der Vater Superior führte ihr darauf die Heiligkeit des Ehebandes zu Gemüthe; belehrte sie aus der heiligen Schrift, daß einem Ausspruche des Heilands zufolge, keine Ehe getrennet werden müsse, es sey denn um Ehebruchs willen; legte ihr den Trost ans Herz, daß Gott ihr die Geduld, womit sie die Leiden dieser Zeit ertrüge, dereinst reichlich belohnen würde, und andre eben so vernünftige und christliche Gründe zur Ertragung ihres Schicksals mehr. Hiernächst gab er ihr den Rath, erst gelindere Wege zu versuchen, indem es immer noch Zeit sey den letzten und unwiederbringlichen Schritt zu thun.

Alles

Alles das war umsonst gepredigt. Sie habe, sagte sie, alles versucht, und die Vermittelung ihrer Verwandten, seiner Freunde, seines Beichtvaters des ehrwürdigen Vaters Franz Rodrigo de Cuño, und selbst seine, des Vaters Superiors eigne, fruchtlos, und vielmehr zu ihrem Unglück angewendet. Alles das habe ihn nur verschlimmert, und es sey ihr schlechterdings unmöglich, länger die Hölle mit ihm zu bauen. — Zwar wüßte sie wohl noch ein Mittel, ihn zu bekehren; und sie hielte es für ganz unfehlbar, das könne sie nicht anders sagen: aber, sie hätte nun Himmel den größten Widerwillen gegen Antonio, und auch ausserdem könnte sie den Gedanken der ihr durch den Kopf führe, ohne des Superiors Beystand nicht ausführen, den sie mit einer solchen Mühe nicht beschweren möchte, denn die Sache habe in der That grosse Schwierigkeiten, und Antonio sey gar nicht werth, daß eine ehrliche Seele sich um ihn bekümmere. Sie wolle also

gar nicht daran denken, sondern, wenn sie nicht geschieden würde, sich lieber mit eigener Hand das Leben nehmen.

Durch diese listige Rede beugte die verschlagne Frau Einer Hälfte der Einwendungen vor, die sie bey ihrem Anschläge von Seiten des hochachtungswürdigen Vaters Fran' Felipe Ortiz zuist Voraus sah, und setzte ihn in die Verlegenheit, die andre Hälfte selbst heben zu helfen. Denn so sehr sie sich auf seine wohlgegründete Abneigung gegen die Ehescheidungen verlassen konnte, so kapute sie doch auch seine Gewissenhaftigkeit. Er drang in sie, ihm das Mittel zu eröffnen, bot ihr mit Eifer seine Dienste an, und schärste ihr wegen des höchstündlichen Gedankens des Selbstmordes, das Gewissen. — Sie ließ sich eine Weile nöthigen, ehe sie ihren Anschlag entdeckte, und er fand allerdings erhebliche Schwierigkeiten dabey, die aber am Ende durch die erbarmenswürdige Lage seiner Einzigen geliebten Schwester, und durch seine Furcht

Furcht vor ihren traurigen Entschlüssen überwogen wurden. Sie verabredeten demnach alles erforderliche, und er nahm Abschied von ihr, mit dem Versprechen, noch desselbigen Tages die Sache seinen Geistlichen vorzutragen, ohne deren Einwilligung und Beystand er nichts in dieser Sache thun konnte.

Er hielt sein Wort, und ließ, so bald er zurück in sein Kloster kam, das Kapitel versammeln. Er war ein hoslicher, sanftmüthiger, gelehrter und liebevoller Mann, und daher bey seinen Geistlichen sehr beliebt. Als er demnach den Fall vortrug, gab es wenig oder gar keinen Widerspruch. Die älteren oder frommerten Mönche fanden ihre Beruhigung in der guten Absicht, einen alten Sünder zu bekehren, und den Frieden zwischen zween uneintigen Eheleuten zu erschaffen; die jüngeren und leichtsinnigern ergötzten sich zum Voraus an der Kurzweil, die sie sich bey dem Vossn versprochen, und alle

2 4

erboten

erboten sich einhellig, zur Ausführung seines Vorhabens, nach bestem Vermögen, hülfsliche Hand zu bieten; und zum Theil bemüheten sie sich sogar, seine Bedenklichkeiten, die er ihnen nicht verhalten hatte, zu heben. Der Vater Superior that dieses seiner Schwester zu wissen, und übersandte ihr zugleich eine Dosis Schlafpulver, die hinlänglich war, jemanden auf etliche Stunden in den tiefsten Schlaf zu versenken.

Franciska fühlte sich vor Freuden kaum, als sie diese erwünschte Nachricht mit dem Pulver erhielt. Sie ermangete nicht, an dem bestimmten Abend ihrem Mianne dieses Schlafmittel beizubringen, und ihn durch tausend Freundlichkeiten zu verleiten, daß er etliche Gläser Wein mehr als gewöhnlich trank. Das Pulver that seine Wirkung, ehe sie noch vom Tische aufstanden; Antonio gähnte ein Paar mal, lallte etliche unvernünftliche Worte, und fiel in einen solchen Schlaf, daß man ihn hätte für todt halten

halten sollen. Sie entkleidete ihn mit Hülfe der Magd, und legte ihn ins Bett; darauf ließ sie ihrem Bruder Nachricht geben. Dieser kam auch sogleich mit einem von seinen Ordensleuten, und etlichen Layenbrüdern, und ließ dem Schlafenden die Haare abschneiden, eine ordentliche Mönchsfrone scheeren, und ein Franciskanerkleid anziehen. Als die Frau ihn in diesem Aufzuge sah, konnte sie sich eines lauten Gelächters nicht erwehren. Der Pater Superior ermahnte sie, dafür lieber zu Gott zu beten, daß er einen so glücklichen Anfang mit einem glücklichen Ende krönen wolle. Hierauf wünschte er ihr eine gute Nacht, und nachdem er den neugebäkten Franciskaner in den Wagen, worin er gekommen war, hatte tragen lassen, kehrte er mit ihm in sein Kloster zurück.

So bald sie daselbst angelangt waren, legte man den armen Antonio auf das für ihn bereitete Lager, nachdem man ihn zuvor entkleidet hatte. Sein

1 5 Ordenskloid

Ordenskleid ward neben ihm, auf einen Stuhl gelegt, man machte die Thür zu, und ließ ihn schlafen; denn sein Pulver hatte noch etwa zwey Stunden zu wirken. Zur gewöhnlichen Zeit wurde in die Frühmessen geläutet, hierauf erschallte die Matraca *) um diejenigen zu wecken, die vom Läuten der Glocke nicht erwacht waren. Bey dem gewaltigen Getöse dieses Instruments fuhr Antonio aus dem Schlafe. — Ah! was war das? — Francisca, — Francisca! — hörst Du nicht? was war das? Gott bewahr uns! ich glaube, das Haus stürzt ein.

Er

- *) Matraca ist eine in den Spanischen Klöstern gebräuchliche grosse viereckigte Klapper. Sie ist aus dünnen Brettern gemacht. Inwendig sind verschiedene Enden Stahl befestigt, worauf bewegliche stählerne Hämmer fallen. Diese Matraca macht einen Teufelslerm, der aber, sonderlich in einiger Entfernung, nicht uneben klingt, und wird alle Morgen zu obgedachtem Endzwecke gebraucht.

Er glaubte, in seinem Bette, neben seiner Frau zu liegen. Wie ihm seine Francisca antwortete, griff er um sich herum, und als er seine Frau nicht fand, bemächtigte sich augenblicklich der Eifersuchtstempel seiner Einbildungskraft; er glaubte, seine Frau sey ihm ungetreu; er sah sie in den Armen eines Liebhabers; er glaubte, das Dach, wodurch derselbe ins Haus steigen wollen, sey eingestürzt — und was glaubte er nicht alles! Diese Verstellungen, die ihm alle zugleich durchs Gehirn fuhren, machten ihn rasend. — Wo bist du, Verfluchte! rief er, und sprang aus dem Bette. Wo bist du, gottlose Ehebrecherinn! — Er lief nach der Thür, fand aber da, wo er sie suchte, nichts als eine nackte Wand, weil sie in dieser Zelle eine andre Lage hatte, als in seinem Zimmer. Er fühlte in der Bosheit nicht, daß die Mauer keine Tapeten hatte, sondern er fluchte und tobte, und rief der Magd, Licht und seinen Degen zu bringen, und
 tappte

tappte nach der Thür; weil er sie aber
 nach der unrichten Seite hin suchte, so
 gerieth er wieder aus Bette, und nun
 merkte er erst, daß er ganz und gar
 nicht in seinem rechten Schlafzimmer
 sey, denn das Bette war ganz anders
 beschaffen, als das seinige. Wie er
 um dasselbe herum tappte, fand er den
 Stuhl mit den Kleidern. Das Gefühl
 lehrte ihn auch hier gleich den Unter-
 schied. — Wo bin ich, rief er, und
 wer Teufel hat mich hierher geführt?
 Er fühlte so lange längs den Wänden
 hin, bis er endlich die Thür fand. Er
 öffnete sie, gieng hinaus, und besand
 sich in einem langen und breiten Gange,
 der an jeder Seite eine Reihe Thüren
 hatte, und in dessen Mitte eine dun-
 kelbrennende Lampe hieng. Er kam
 beynahe vom Verstand, als er sich an
 einem ganz fremden Orte besand. Er
 gieng vor einige Thüren, sie waren
 aber alle verschlossen. Er wollte die
 Lampe nehmen, um das Zimmer, aus
 dem

dem er kam, zu besehen, aber die Lampe war an der Kette befestiget.

«O du barmherziger Gott! rief er, wo bin ich! — Das sieht mir hier aus, wie ein Hospital! Eine Thür bey der andern! und alle fest verschlossen! Ganz gewiß ist dieß hier das Hospedaf de Locos! *) Aber wie komme ich hierher? — Das weiß Gott, der alles weiß. — Meines Wissens bin ich doch weder ein Narr, noch verrückt — ich müßte denn seit gestern Abend unsinnig geworden seyn; denn ich besinne mich ganz wohl, daß ich — — ja wahrhaftig, ich aß gestern Abend mit vollem Verstande; — aber ich entsinne mich nicht, zu Bette gegangen zu seyn.

Er empfand, daß es kalt war, und gieng wieder in seine Zelle, um die Kleider zu suchen, die ihm daselbst in die Hände geklemmt waren. Er trug sie heraus zur Lampe; aber wie entsetzte er sich, als er ein vollständiges Franciskanerkleid erblickte! — Jesus, Maria!

rief

*) Tollhaus.

rief er von neuen, was ist das! Heilige Mutter Gottes, was ist mit mir vorgegangen! —

Obn froh, daß er mit den Zähnen klapperte; dennoch rief er: Und wenn ich todt frieren sollte, so ziehe ich das nicht an. Er trug die Kleider wieder hin, wo er sie gefunden hatte, und verkehrte sich in Nachdenken. Ganz gewiß, sagte er, hat der Teufel mit mir sein Spiel, so gut als mit dem ehrlichen Gonsalvo, der sein Haus für einen Gasthof ansah. Wer weiß, vielleicht bin ich in meinem Hause ohne es zu wissen. Aber — ich bin doch kein Trunkenbold, und kein Spieler wie er war, und mein Tage hab ich an meiner Frau keine Untreue begangen. —

Er kramte den ganzen Tornister seines Gedächtnisses aus, um ausfindig zu machen, durch was für Sünden er es verdienet habe, den Gaukelen des Teufels Preis gegeben zu werden; er fand aber nichts, daß ihm beträchtlich genug schien, er müsse denn vielleicht
seiner

seiner Frau zuviel gethan haben. Das wirds sehn, sprach er. In meinem Arqwehn, in meiner Eifersucht bin ich wohl zu weit gegangen; — und darüber bin ich entweder, wie Gonsalvo, vom Satan verblendet, oder gar als ein Narr ins Hospedal de locos gebracht — —

Wie er so mit sich selber sprach, trat der Larenbruder, der den Ordensmännern des Morgens Licht zu bringen pflegte, in die Zelle. — Was tausend, Vater Geronimo, es ist heute Morgen eine Kälte, daß die Hunde heulen mögten, und vuestra Paternidad stehen da, beynabe wie Sie der liebe Gott erschaffen hat? Wollen Sie sich nicht ankleiden, Vater Geronimo, und in die Frühmatten gehen?

Mit wem spricht ihr, auter Freund? Wer ist euer Vater Geronimo, und was habt ihr zu frühmatten? — Seid ihr ein Narr, wie ich vielleicht einer war, als man mich hierher brachte, und habt ihr die Grille, alle Leute für Psaffen anzusehen, so dient euch zur
Nachricht,

Nachricht, daß mir Gott meinen Verstand wiedergegeben hat, und daß mir eure Pöffen beschwerlich fallen. Sagt mir dafür, wo ich den Aufseher dieses Hospitals finden kann, und dann führt euch ab, und laßt mich ungepatert.

Sie sind ja heute früh recht schnafisch, Vater Geronimo, antwortete der Layenbruder. Euer Ehrwürden werden sich einen schönen Schnuppen holen, wenn Sie sich nicht anziehen. Wacker Sie fort, Herr Vater, die Frühstückten sind angefangen, und Sie kennen den Vater Superior; Er. Hochchrwürden verstehen in dergleichen Dingen keinen Spaß.

Wenn ich mich anziehen soll, versetzte Antonio, so schafft mir meine Kleider und Perücke, guter Freund, und kümmert euch nicht um meinen Schnupsen.

Ihre Kleider liegen dort auf dem Stuhle, so viel ich sehe, sagte der Layenbruder. Seit wenn es aber Mode ist, daß die Franciskaner Perücken tragen,

tragen, mögen Sie selbst wissen. Aber, mit Günst, Eucere Paternidad scherzen ein wenig zur Unzeit, wie ich wohl sagen mag.

Hiermit gieng der Layenklender weg, und ließ das Licht auf dem Tische stehen. Antonio war in einem Gemüths zustande, den wir nicht beschreiben können. Er besah seine Residenz, und fand eine Zelle mit dem wenigsten Hausrath, den man bey einem Monche zu finden pflegt. Auf dem Tische stand ein Totenkopf neben zwey oder drey Büchern.

Gott erbarme sich über mich! rief er einmal über das andre. Ich wäre Vater Heronimo! Ich wäre ein Ordensmann! Wie Teufel gienge das zu! — Ich soll in die Frühmessen gehen! — Großer und gütiger Gott! wenn ich träume, so laß mich erwachen! Ist aber ein Gaukelspiel des Satans, so gib mir den Gebrauch meiner Sinne wieder!

Die Kälte fiel ihm sehr beschwerlich, dennoch aber blieb er fest bey seinem

W Endschlusse,

Endschlusse, das Gewand eines Ordens, dem er so spinnefeind war, nun und nimmer anzuziehen. Er nahm die Decke vom Bette, wickelte sie um den Leib und die Beine, und setzte sich an den Tisch, auf welchen er seinen linken Ellenbogen stützte, und den Kopf in die Hand legte. — Jesus, Maria! sey mir armen Sünder gnädig und barmherzig! rief er, voll neuen Entsetzens. Er strich noch einmal mit der Hand über seinen beschornen Schedel, und fühlte die Tonsur ganz deutlich. Gott, in deine Hände! wie! bin ich zum Mönch geworden? — Es fehlte ihm jetzt wirklich nicht viel, um völlig verrückt zu seyn. Er seufzte, lachte, rang die Hände, weinte, eins ums andre. In dieser Beschäftigung störte ihn ein Vater, der ihn mit diesen Worten anredete: Was fangen Sie an, Vater Geronimo? Sie sollten jetzt im Chor seyn, und sitzen hier in einem ungehörlichen Aufzuge? Der Vater Maestro de Coro schickt mich her, Sie zu fragen, warum

warum Sie nicht in die Frühmessen kommen, da Sie doch wissen, daß Sie Semanero *) sind?

Der Teufel mag euer Vater Geronimo seyn, antwortete der Alte voller Wuth. Ich kümme mich den Henker um euer Ehor, und um alle euere Maestros und Vicarios de Coro. Ich heiße Antonio Cerro, daß ihrs wißt Vater Franciskaner, oder Vater Teufel, was ihr seyd, mir giltts gleich. Einer ist so gut, wie der andre.

Das sind artige Reden, Vater Geronimo, versetzte der Franciskaner, und es ist doch wohl nicht Ihr Ernst, daß ich das dem Padre Maestro wörtlich wieder sagen soll?

Nach Belieben, erwiderte Antonio. Aber Ein Wort ehe ihr weggeht, Herr Vater, wenn Sie das wirklich sind — oder Herr Narr, welches mir

M 2 wahr:

*) Semanero nennt man den Vater, der im Einaen und einigen andern klösterlichen Verrichtungen die Woche hat.

wahrscheinlicher ist, wenn wir, wie ich nicht zweifle, im Hospedal de Vecos sind. Sagen Sie mir, wie komme ich hierher? Wer hat mich in diesen Zustand versetzt? Auf was Art und mit welchem Rechte hat man mir Haus und Gut, Weib, Kleider, Perücke, Haare, und alles, geraubet? Sehn Sie Einen Augenblick vernünftig, Señor Narr, wenn Sie können, und sagen Sie mir das.

Gütiger Himmel! rief der Francischaner, und schlug die Hände zusammen. Wie, Pater Geronimo, sind das Reden eines vernünftigen Mannes?

Einmal für allemal, schrie Antonio, indem er aufsprang, und die Decke von sich warf — Einmal für allemal, und so gut als ob ichs zehntausendmal sage, laßt mich mit euerm Pater Geronimo ungehudekt, oder ich will euch bestrafen, daß euch die Augen übergehen sollen.

Schämen Sie sich, versetzte der Gütliche; Sie werden noch unserm ganzen Hause Aergerniß geben. Ohne Zweifel

Zweifel haben Sie gestern Abend im
 Reventeer *) etliche Tasse zu viel
 getrunken und die sind noch nicht wieder
 ausgekühlt, wie ich sehe. Kommen
 Sie, Vater Geronimo, kleiden Sie
 sich an; oder wenn Sie das, in dem
 Stande, worinn ich Sie sehe, noch
 nicht ohne Hülfe können, so will ich
 Ihnen gerne helfen.

Mit diesen Worten nahm er das
 Ordensgewand, und warf es ihm
 geschwind über. Antonio, der eben so
 lieb eine Kröte, als ein Franciskanerleid

M 3 angerührt

- *) Ich weiß nicht, ob das Wort
 Reventeer durch ganz Deutschland
 bekannt und gebräuchlich sey. Es
 konnte aber wohl kommen, daß dieses
 Buch, gleich tankead andern Büchern,
 von der Leipziger Messe durch ganz
 Deutschland verführt, und vielleicht
 auch gelesen wurde. Darum zeihen
 wir, sonderlich denen Provinzen,
 worinn keine Klöster sind, zum besten
 hiermit an, daß Reventeer das
 verführerliche Wort Refektorium sey,
 und den Speisesaal im Kloster bedeute.
 Ein Jesus ist ein Weinbecher.

angerührt hätte, so sehr haßte er den Orden, schrie als wenn er am Spieße stäcke, und sträubte sich mit Händen und Füßen. Weiche von hinnen, verdammter Geist, rief er; fort von hier, Satan! Du hast keinen Theil an mir! — Mit unter rief er alle Heilige und Heiliginnen an, die er nur kannte, und vielleicht in der Angst ein gutes Schock mehr als in irgend einem Kalender stehen, oder je vom heiligen Vater kanonisirt seyn mögen. Daben fielen denn kräftige Rippenstöße für den dienstfertigen Franciskaner ab, der sich ihm zum Kammerdiener aufdringen wollte, und endlich mit blauem und zerkraktem Gesichte, seine Beute fahren zu lassen genöthigt war.

Sobald Antonio sich aus den Händen des Teufels oder Rasenden (denn Eins oder das Andre war nach seiner Einbildung der Vater) befrehet fühlte, setzte er in Einem Sprunge zur Thür hinaus, und lief ohne sich umzusehen. Hier kam er aber aus dem Regen, wie man sagt,

sagt, in die Traufe; denn der Vater Superior kam ihm mit den übrigen Geistlichen, welche brennende Wachskerzen in den Händen hatten, entgegen.

Was ist das für eine Aufführung, Vater Geronimo? sagte der Superior mit dem strengsten Gesichte, daß der vom Natur liebeiche Mann nur anzunehmen vermogte; Bisher ist, Gott sey Dank, in meinem Hause immer Ruhe und Ordnung gewesen; müssen Sie der erste sehn, der ein Uergerniß giebt? — Wie? Sie unterstehen sich, sich an einem Geistlichen zu vergreifen, den ich und der ehrwürdige Vater Maestro de Coro zu Ihnen schicken, Sie an Ihre Pflicht zu erinnern? Sie mißhandeln eine geweihte Person, einen Padre Presentado, *) einen rechtschaffnen Mann, der uns alle durch sein gutes Beyspiel erbauet, und handeln wider

M 4

das

*) Presentado ist ein Ordensmann, der von einer Universität graduiert ist, wozu er allemal von seinen Vorgesetzten empfohlen werden muß.

das Gelübde des Gehorsams? Wissen Sie wohl, mein Vater, daß Sie ein Sakrilegium begangen haben, und sich die Exkommunikation zuziehen? — Wir wollen doch sehen, ob wir Ihnen die Lust nicht benehmen können, an einem hohen Festtage aus der Kirche zu bleiben, Ihre Pflicht zu versäumen, und Ihre Hand an geweihte Männer zu legen. Ein Paar Misereere mei, denk ich, werden Sie wohl wieder zurecht bringen. Hurtig, mein Vater! machen Sie sich fertig!

Wer soll sich fertig machen, und was heißt das: Sich fertig machen? rief Antonio, und schämte vor Zorn. Meint ihr verfluchten Geister, daß ich gegen eure Gaukeleyen ohne Schutz bin, weil ich kein Weihwasser zur Hand habe? Vor dem Zeichen des heiligen Kreuzes müßt ihr eben so wohl weichen. Hebt euch weg von mir, ich habe nichts mit euch zu schaffen. Ihr habt keine Gewalt über mich; ich bin kein Hurer und kein Ehebrecher. Hebt euch

euch weg; sag ich. Ich bin ein alter Christ, so gut als einer in Spanien!

Er schüttete einen ganzen Strom von Narrheiten aus, und glaubte gewiß, der Teufel verblende ihn, wie seinen Freund den Maler. Aber der Vater Superior kehrte sich weder an seine Kreuze, noch an seine Beschwörungen, sondern gebot ihm noch einmal mit dem größten Ernst, sich fertig zu machen. Und als er, anstatt zu gehorchen, immer mit seinem: Hebe dich hinter mich, Satan, fortfuhr, sagte der Superior: Wenn Sie sich nicht freiwillig anschicken wollen, Vater Jeronimo, so sind Leute hier, die Ihnen helfen sollen. Hiermit winkte er zween Layenbrüdern, und im Augenblick war der Rücken des armen Antonio entblößt. Zween andre mit Geißeln in der Hand naherten sich hierauf, und fiengen an, ihn so unbarmherzig zu bearbeiten, daß das Blut stromweise nachfolgte. Barmherzigkeit rief er; um Gottes willen! Barmherzigkeit!

— aber je lauter er schrie, desto nachdrücklicher peinigten die Lanzenbrüder.

Meine Herren, rief der unglückliche Disciplinant, was hab ich Ihnen gethan, daß Sie mir so grausam begegnen? Was Sie auch immer seyn mögen, haben Sie Mitleid mit mir? Sind Sie Menschen, so erbarmen Sie sich über einen Ihresgleichen, der nie eine lebendige Seele beleidigt hat! Nicht einmal eine Züege an der Wand hab ich gekränkt, das weiß Gott! Sind Sie wirklich Ordensmänner, so lassen Sie's an der Disciplin die ich empfangen habe, genug seyn! Gott weiß, ich habe genug gekriegt, ob ichs gleich meines Wissens nicht verdient habe. Sind Sie aber Teufel, wie ich glaube, so sagen Sie mir aus Vornherzigkeit, um welcher Sünde willen Gott der Allmächtige Ihnen die Macht gegeben hat, mich zu schinden! Mein Gewissen ist rein! ich weiß mir nichts vorzuwerfen, es wäre denn, daß ich meine Frau zu hart gehalten hätte.

Ihre

Ihre Frau? antwortete der Vater Superior; Ihre Frau, Vater Gerónimo? Sie machen also noch immer den Narren und Sturkopf? Wir wollen doch einmal sehen, wer von uns beiden am ersten müde wird.

Ein Wink, und die beiden Layenbrüder haberten ihn von neuen nach der Schwierigkeit.

Das bin ich! rief Antonio; ich bin schon lange müde, mein Herzenepater! Um Gottes willen, erbarmen Sie sich über mich! Mitleid! Erbarmen, um Gottes willen! Barmherzigkeit, mein guter Vater! —

Wollen Sie denn künftig vernünftiger seyn, Vater Gerónimo? versprechen Sie, sich zu bessern?

Ach Gott, ja, Señor Padre! ich will mich gern bessern, — obzihen ich nicht weiß in welchem Stücke.

Was? — Das wissen Sie nicht? Ich muß gestehen, Vater Gerónimo, Sie haben eine eigne Art, Ihre Fehler zu

zu erkennen. — Wir müssen doch versuchen, ob der Mann nicht zur Erkenntniß zu bringen sey. —

Und hiermit gieng die Disciplin abermals an, und zwar aus einem solchen Zene, daß alles Berhergehende, Kinder Spiel dagegen war. Der arme Eifersüchtige hatte in weniger als einem Augenblick sein ganzes Flec'chen auf seinem Rücken. Es war ihm unmöglich, diese Tortur länger auszustehen. Er sammelte alle seine Kräfte zusammen, riß sich aus den Händen der beyden Jagenbrüder die ihn hielten, warf sich dem Vater Helire zu Füßen, und schrie: Ich bekenne, mein Vater, ich bekenne von ganzem Herzen, daß ich der gottloseste Mensch auf Erden bin! Ich will mich bessern! Erbarmen Sie sich über mich, wie Gott sich meiner Seele erbarmet!

Wollen Sie denn vernünftig seyn, Vater Veronimo?

Ach Gott, ja!

Wissen

Wissen Sie, Pater Geronimo, daß ein Pettatum veniale, daß ein Ordensmann begähet, zu weit größerem Mergerniß geroichet, als eine Todsfünde eines Sekularen?

Ich weiß es, Señor Padre.

Wissen Sie, fragte der Superior weiter, daß Sie ein Ordensmann sind?

Ich — ja Herr Vater, ich bin ein Ordensmann — ob ich gleich der Ehre sehr unwürdig seyn mag.

Und von welcher Regel?

Ach! von welcher Erw. Ehrwürden beliebig seyn wird.

Sagen Sie mir, Pater Geronimo, wollen Sie in Zukunft denüthig, gehorsam, und eifrig in Beobachtung Ihrer Pflichten seyn?

Alles was Euere Paternidad aus mir machen wollen; Geronimo, und Vater, und was Ihnen gefällt, wenn Sie mir auch alle Stunden einen andern Namen geben wollen.

Stehen

Stehen Sie auf, Vater Geronimid, sagte hierauf der Superior; gehen Sie hin und küssen Sie dem Padre Presentado die Füße, an dem Sie sich so schwerlich versündigt haben!

Antonio gehorchte mit Thränen, die ihm aber mehr der zerzeißelte Rücken, als die Reue auspreßte. Der Superior befahl ihm sodann, denen Layenbrüdern, die sich seinedhalben bemühet hatten, die Hände zu küssen, und er gehorsamte abermals. Einige jungen Patres waren nicht mehr Herr über sich, bey dem wunderlichen Anstande, womit Antonio diese ersten Proben seines Gehorsams ablegte, und brachen in ein wieherndes Gelächter aus. Das Exempel war ansteckend; und alle Patres, als wenn sie nur auf eine Lösung gewartet hätten, lachten aus vollem Halse, bloß den Superior ausgenommen. Diesem ehrwürdigen Manne gieng, vermöge seines liebreichen und menschenfreundlichen Charakters, der Zustand worin er seinen Schwager sah,

sah, wirklich zu sehr zu Herzen, als daß ihn die geringste Lust zu lachen hätte anwandeln können, und nur bloß die Folgen konnten ihn bewegen, das Spiel fortzusetzen. Er wendete sich gegen die Lächer, und rief mit zorniger Stimme: Worüber lachen Sie, meine Väter? Sie hätten, dünkt mich, eher Ursache zu weinen, daß der Verstand des besten und rechtschaffensten Geistlichen in diesem ganzen Hause, der noch dazu in den zwanzig Jahren, die er in unserm Kloster ist, nie die mindeste Ursache zum Misvergnügen gab, so in Unordnung gerathen ist. Schämen Sie sich! —

Zwanzig Jahre! dachte Antonio; zwanzig Jahre! Hab ich mein Tage in allen Leben und Thaten der Cavalleros andantes, vom Amadis an, bis auf den armseligsten Hurensohn von irrenden Ritter, von keiner solchen Bezauberung gehört! Zwanzig Jahre! und ich wollte mein Leben verwetten, daß ich noch gestern Abend in meinem Hause war.

Weil

Weil aber so viele Geistlichen es für bekannt annehmen, so muß ich freylich wohl so lange hier seyn, wiewohl ich zu Gott schwören kann, daß ich von allem, was ich in diesen zwanzig Jahren hier gethan habe, gerade so viel weiß, als was ich in Mutterleibe gedacht habe. Was hätten aber die Leute davon, daß sie lügen?

Ziehen Sie Ihre Kleider an, Vater Veronimo, sagte der Superior, und kommen Sie mit ins Chor. — Der arme Schelm gehorchte. Weil er aber mit dem ungewohnten Franciskauer Ordenskleide nicht fertig werden konnte, gab der ehrwürdige Vater Ortez einem Bruder ein Zeichen, ihm behülflich zu seyn. Als sie im Chor waren, und er da stand, wie — ein Schöps wollen wir sagen, weil sich kein besser Ausdruck anbietet, und lange suchen unsre Sache nicht ist — redete ihn der Superior an: Wie ist's, Vater Veronimo? Vergessen Sie, daß Sie S. manero sind? — Er befaß ihm
hierauf,

hierauf, die Antiphona zu intoniren. Antonio, der von der Musik nicht mehr und nicht weniger verstand, als die Krähe vom Sonntag, war in ziemlicher Verlegenheit. Sein Rücken gab ihm den Rath, nicht die geringste Einwendung zu machen; denn sein Rücken hatte sich bey den Einwendungen nicht wohl befunden. Hergegen, wenn er gehorchte, so hatte er zu befürchten, man mögte mit eben den Ceremonien, womit er eingekleidet war, ihn auch durch ein Paar handfeste Layenbrüder zum Virtuosen machen wollen. So steckte er zwischen Thür und Angel; aber ein drohender Blick des Superiors machte, daß er sich zum Gehorsam entschloß. Er sieng demnach mit seiner Ahustimme an zu krächzen, daß den Leuten die Ohren gelitten, und mehr als Einer unter seinen Zuhörern Gefahr lief, vor Lachen zu ersticken. Der Vater Superior, dem es jetzt selber Mühe kostete, ernsthaft zu bleiben, unterbrach seinen Gesang. Was

N

machen

machen Sie, Vater Geronimo, rief er. Ist daß die Besserung, die Sie eben gelobet haben? Wollen Sie uns alle zum besten haben? Gleich singen Sie, wie sichs gehöret, oder Sie sollen mit Ihrem Schaden erfahren, daß ich Ihr Vorgesetzter sey, und keinen Spaß mit mir treiben lasse.

Um Gottes willen! sagte Antonio mit gefalteten Händen, ist es meine Schuld, daß mir Gott keine bestre Stimme gegeben hat? Ich geherchte Ihnen, und sang, so gut ich konnte. Nehmen Sie mit meinem Gehorsam vorlieb. Der Himmel weiß, daß ich keine Note kenne! — —

Das geht zu weit! rief der erzürnte Superior, und ließ den armen Sängere aus dem Chor schaffen, und an Händen und Füßen geschlossen in ein Gewölbe bringen. Hier mußte er ganzer acht Tage bey Wasser und Brodt fasten, und bekam regelmäßig alle Tage seine zweymal die Disciplin. Nun hatte er Zeit und Ruße genug, über sein Schicksal

Schicksal nachzudenken. Aber am Ende einer jeden Betrachtung war er gerade nicht um ein Senfkorn werth klüger, als vorher. Zuweilen hielt er alles für Hexenstreiche eines bösen Zauberers, und glaubte von lauter Teufeln umgeben zu seyn: zuweilen aber war er, so sehr er auch, seinem Zeitalter gemäß, mit Aberglauben ausgestopft war (denn wir können unsern Lesern im Vertrauen sagen, daß, seitdem diese Begebenheit sich zugetragen hat, gut und gern ein anderthalb Jahrhunderte verflossen seyn mögen;) zuweilen aber, sage ich, war er wieder sehr geneigt, die Teufelschase seiner Peiniger in Zweifel zu ziehen; und, oft kaum eine Viertelstunde nach diesem Zweifel, glaubte er wieder, mitten in der Hölle zu seyn. Aber bey aller dieser Ungewisheit war er doch davon überzeugt, daß es ein Verhängniß des Himmels sey, der ihn für irgend eine schwere Sünde strafen wolle. Auch zweifelte er keinesweges, daß seine übertriebene Eifersucht diese Sünde sey,

N 2

denn

„Denn sonst war er sich bewußt, daß er alles was Gott und die Kirche gebietet; nach bestem Vermögen zu halten, beflissen gewesen war. — Ach! meine liebe Frau! rief er, ich habe mich an Dir versündigt! Und deswegen muß ich jetzt büßen! Aber komme ich nur Einmal wieder aus diesem Zustande, so thne ich hiermit ein heiliges Gelübde, daß ich Dir nie wieder einen Verwurf machen, und Dich nie wieder mißhandeln will, so lange nur meine Augen offen stehen. . . .“

Hätts der Narr hierbey bewenden lassen, so wäre er ohne allen Zweifel aus seinem Käfig erlöst worden; aber zu seinem Unglücke setzte er noch hinzu:

„Ich schwöre es, ich will mich begnügen, keinen Finger breit von Deiner Seite zu weichen, und Dich nicht aus den Augen zu lassen! Ja, das will ich, wenn es Gott gefälle mich wieder zu Dir zu bringen.“

Es dienet zu wissen, daß beständig jemand auf der Wache stand, der durch ein gut angebrachtes Loch in der Mauer, alle Bewegungen des gezwungenen Pönitenten beobachten, und jedes Wort, das ihm entfuhr, dem Pater Superior getreulich hinterbringen mußte. Denn dieser gute Mann, der weiter keine Absicht hatte, als ihn von seiner unsinnigen Eifersucht zu heilen, wollte ihn nicht über die Gebühr leiden lassen; vielmehr war er herzlich geneigt, seinen Zustand auf das erste Zeichen der Besserung zu mildern. Aus denen Reden des Gefangenen nun, die wir eben angeführt haben, schloß der weise Pater Felixe, daß sein Schwager von einer hinlänglichen Erkenntniß seines Unsinne, und von einer gründlichen Besserung noch weit entfernt sey, und daß er eigentlich nicht durch die Eifersucht selbst, sondern nur durch Uebertreibung derselben gesündigt zu haben glaube. Dieser Grad der Erkenntniß, wiewohl man damit schon

Etwas gewonnen hatte, war bey weitem nicht hinlänglich, und sicherte nicht vor Recidiven. Die Eifersucht mußte radicaliter geheilet werden. Man mußte demnach dem armen Antonio neue Gelegenheit geben, Ausschweifungen zu begehen, um einen Vorwand zu haben, ihn noch schärfer zu discipliniren.

Die ihm zuerkannten acht Tage waren nun verflossen. Der Vater Superior ließ ihn also vor sich bringen, und legte ihm, wie vormals, die Fragen vor: ob er seine Fehltritte erkenne, seinen vorsätzlichen Ungehorsam bereue, sich bessern wolle, u. s. w. welches er alles bejahete, und gelobete, ein ganz andrer Mensch zu werden.

Ich hoffe, sagte der Superior, Sie werden Ihr Versprechen erfüllen, Vater Geronimo; und als Ihr guter Freund rath ichs Ihnen. Bisher habe ich Sie bloß väterlich gezüchtiget, und ich wünsche von Herzen, daß diese Korrektion zu Ihrer Besserung gereichen möge. Sie wissen, wie sehr ich Sie von jeher geliebet,

geliebet, und allen andern Vätern in meinem Hause vorgezogen habe. Suchen Sie diese gute Meinung die ich von Ihnen hatte, wieder herzustellen, und löschen Sie durch gute Beispiele den schlimmen Eindruck wieder aus, den Sie bey mir und allen Brüdern gemacht haben. Seyn Sie wieder was Sie seit zwanzig Jahren gewesen sind, so werden Sie unsre Liebe wieder gewinnen. Zwingen Sie mich aber, mich als Ihren Vorgesetzten zu zeigen, so versichre ichs, ich will Ihnen Zeit und Gelegenheit in Ueberschuß geben, Ihren Muthwillen zu bereuen. Richten Sie sich darnach, mein Vater.

Antonio hörte mit gesenktem Haupte, und kreuzweise auf die Brust gelegten Händen, in der wahren Stellung eines armen Sünders zu, und unterstand sich nicht, Eine Sylbe zu antworten, so mühe hatten ihn die Geißeln und Fasten gemacht. Er konnte freylich nicht begreifen, wie ein Mann, den er vor acht Tagen, seines Wissens zum ersten

mal in seinem Leben, gesehen hatte, ihn von jeher geliebt und vorgezogen haben könne; und von allen guten Beyspielen, die er seit zwanzig Jahren hier im Kloster gegeben haben sollte, wußte er nicht ein Fittelchen. Aber das Andenken des Gewölbes, des strengen Fastens, der harten Pritsche, der Ketten, und, vor allen Dingen, der Disciplin, erstickte in ihm jeden Widerspruch, und machten, daß er sich dem Superior zu Füßen warf, und hoch und heilig versicherte, er wolle gerne alles seyn, was Seine Hochehrwürden haben wollten; und dabei versprach er, sich nach jedem Winke zu richten.

Der Superior hieß ihn aufstehen, gab ihm verschiedene Ermahnungen, und gebot ihm, den Pater, der, weil es Sennabend war, ausgehen und Almosen für das Kloster sammeln sollte, zu begleiten. Antonio gehorchte ohne Widerrede, hieng den Sack ganz geduldig um seine Schultern, und gieng mit dem andern Pater a la busca
— (oder

— (oder terminiren, wie wir in Deutschland sagen; das ist, in den verständlichsten Ausdruck übersetzt: betteln.) Führen Sie sich vernünftig auf, rief ihm der Superior nach, und geben Sie kein neues Aergerniß!

Es war eben nicht zu besorgen, daß ihn jemand erkennen mögte; denn, außer daß ihn das Ordenskleid, worin ohnehin kein Mensch den alten Antonio Cerro gesucht haben würde, und die Tonsur unkenntlich machten, sah er jetzt gar anders aus, als vor seiner Aufnahme in den Orden. Damals war er feist und rund, und hatte einen Kopf so dicke wie ein Probst; jetzt aber, Dank sey es den kärglichen Portionen Brodt und Wasser, und den reichlichen Disciplinen! war er klapperdürre wie eine Reliquie, höhlängigt wie ein alter Karrengaul, blaß wie ein Schneidergeselle, und spitznäsigt wie ein Windhund. Vorher trug er die Nase hoch; jetzt ließ er die Ohren hängen wie ein begossener Pudel. Sonst stieg er stolz

wie ein Pfau durch die Straßen; jetzt schlich er, wie ein Bauer, der in den Thurm kriechen soll. *) Mit Einem Worte, er war so verändert, daß ihn selbst seine täglichen Gesellschafter kaum würden erkannt haben, wenn er auch in seiner Perücke und gewöhnlichen Kleidern erschienen wäre.

Sein Begleiter führte ihn durch verschiedene Straßen, und kam endlich mit ihm in das Haus des Malers. Man mußte vorher, daß dieser nicht zu Hause war, und Therese sowohl als die holdselige Tia Zarzaganilla, waren hinfänglich gestimmt. Dem unglücklichen Antonio liefen die hellen Thränen über das Gesicht, als er das Haus und die Gattinn seines Freundes sah. — Ach Madam, rief er, der böse Feind
spiele

*) In meinem Original steht: er schlich a escucha gallo; ein Ausdruck, der von einem Verirrten gebraucht wird, der auf jedes Geräusch, auf jeden Hahnenruf horcht, und sich meines Bedünkens nicht recht für den Zustand Antonio's schickt.

spielt mir noch ärger mit, als Ihrem Gonsalvo! Hätten Sie je und je geglaubt, mich in diesem Zustande, in dieser Tracht zu sehen?

Ich bemerke nichts Ungewöhnliches an Ihnen, mein lieber Vater Gerónimo, antwortete die gestempelte Valerinn. Ich sehe nicht daß Sie anders sind, als ich Ew. Ehrwürden vorigen Sonnabend, und so oft Sie in mein Haus kamen, gesehen habe.

Vater Gerónimo, flüsterte ihm sein Begleiter ins Ohr, vergessen Sie sich schon wieder? Wollen Sie den ehrwürdigen Vater Superior von neuen aufbringen? Gott tröste Ihre Schultern, wenn er das erfährt! Sie werden noch machen, daß alle Disciplinen in der ganzen Stadt auf Ihrem Buckel zunichte geschlagen werden.

Kein Blitz wirkt so schnell, als die Idee der Disciplin den armen Narren in Ordnung brachte. — Großer Gott! seufzte

seufzte er in sich, wie unglücklich bin ich, daß ich nicht einmal den Mund aufthun darf! — Aber was heißt das? Theresie nennt mich auch Veronimo und Ehrwürden? Ach du frommer Gott! Es mag vielleicht einen Vater Veronimo geben; und der Teufel, nicht zufrieden, daß er mich zum Mönch, und noch dazu zum Franciskaner macht, hat mir wohl noch oben drein die Gestalt dieses Veronimo gegeben, und die ehrlichen Väter im Kloster wären auf die Art so gut betrogen, als Theresie! Wer weiß, ob nicht gar dieser Vater Veronimo unterdessen meine Gestalt bekommen hat, und bey meiner Frau den Antonio macht! Ach du lieber Himmel, laß doch Einmal diese vermaledeyete Verzerrung ein Ende nehmen!

So dachte er im Innersten seines Herzens, und unter allen möglichen Gedanken, hätte ihm keiner in den Kopf kommen können, der marterhafter für ihn gewesen wäre. Er unterstand sich aber nicht, zu musen, so sehr befürchtete

befürchtete er, der ehrwürdige Vater
 Franz Vicente Rico, der ihn begleitete,
 möge es dem Superior wieder sagen.
 Theresie konnte sich nicht entbrechen,
 den armen Antonio im Herzen zu
 bedauern, so abgezehrt und elend sah
 er aus. Sie wußte, wie strenge man
 ihn hatte fasten lassen, und sie wußte
 auch, daß eine noch strengere Diät
 seiner wartete. Sie wußte es ihm
 überdem Dank, daß er sich so gut als
 ihr Mann betragen lassen, und, ohne zu
 wissen, wie sehr er ihren Absichten die
 Hand bot, zu des Malers Bekehrung
 das seinige redlich beigetragen hatte.
 Jetzt war es in ihrer Gewalt, ihn zu
 erquickern. Sie bat ihn und den Vater
 Vicente, in das Zimmer zu treten, und
 eine Tasse Chokolade zu trinken. Vater
 Vicente wollte nicht gern daran; aber
 die schöne Malerin war so dringend,
 daß er sich geben mußte. Eine Flasche
 Sekt und Biscuit beschloß das Fröh-
 lich, und man hätte sehen sollen,
 wie herzlich Antonio sichs auf seine
 langwierige

langwierige Abstinenz schmecken ließ!
 Die Dame unterhielt sie mit einigen
 nichtsbedeutenden Stadtneuigkeiten,
 und vergaß nicht, beim Abschiede dem
 Vater Geronimo etwas, zum Besten
 des Klosters, in seine Alforjas oder
 Schnappsfack zu stecken. Die beyden
 Väter wandelten hierauf fürbass,
 und Vater Vicente führte den neuen
 Ordensbruder endlich in die Straße,
 wo er wohnte, als er noch Antonio
 Certo hieß. Diesem war durch das
 gute Frühstück, und den Wein, das
 Herz ziemlich gewachsen. Als er sich
 in seiner Gasse und so nahe bey seinem
 Hause befand, vergaß er Weinschellen
 und Disciplin, — oder vielmehr, er
 dachte so lebhaft daran, und an alles
 was er ausgestanden hatte, daß er den
 Entschluß faßte, sich zu befreien. Wer
 Teufel, dachte er, kann mich zwingen,
 den Narren in der Mönchskappe zu
 machen? Ich habe meine angetraute
 Frau; ich will Kutte und Bettelsack
 zum Henker werfen, und bey meiner
 Frau

Frau und in meinem Hause wohnen;
und ich will doch sehen, wer mir das
verwehren soll?

Dies dachte er, und schnell wie ein
Pfeil schoß er in sein Haus, setzte in
wenig Sprüngen, die Treppe hinauf,
sah seine Frau in ihrem Zimmer, fiel
ihr um den Hals, und erstickte sie fast
mit Küssen. O meine Liebe, rief er,
solltest Du wissen — — Gott hat mich
schwer gestraft — um Deinetwillen,
denk ich; — Ach wenn Du wüßtest! —
Sie haben mich zum Pfaffen gemacht,
mit Gewalt, Kind, ohne daß ich weiß
wie oder warum! Aber, Gott lob, nun
bin ich in meinen vier Psälen, und es
soll ihnen schwer werden, mich wieder
heraus zu kriegen. Sie mögen sich
ihre Sackesel anderwärts suchen!

Die junge Schöne erhob ein Jeters
geschrey, und wendete alles an, was
Mutter Natur ihr an Kräften zuge-
spendet hatte, um sich aus den Armen
ihres Mannes zu winden. — Ich bin
es, rief er hingegen; ich bin Dein
Antonio!

Antonio! Sieh mich an, Liebe! Kennst Du Deinen Mann nicht? — Je mehr er ihr zuredete, desto lauter schrie sie um Hülfe. Auf den Lärm, den sie machte, kam Vater Vicente und etliche Leute herbeigelaufen. — Wir hätten unsern Lesern schon etliche Seiten früher sagen müssen — wiewohl, beim Lichte besehen, es jetzt immer noch Zeit genug ist — daß der Superior etliche Leute bestellt hatte, die dem Antonio und seinem Begleiter in einiger Entfernung folgen mußten, um benöthigten Falles bey der Hand zu seyn. Wie nun Vater Vicente mit diesen theils gut, theils schlecht gekleideten Männern (damit es besser das Ansehen haben mögte, als wären es Vorbengehende, die das Geschrey herbeigeloctet) auf ihr Rufen über Gewalt und Nothzucht der jungen Frau zu Hülfe eilten, schrie sie ihnen entgegen: Um Gottes willen, meine Herren, erretten Sie mich aus den Händen dieses Menschen! er will mir in meinem eignen Hause Gewalt thun! — Sein

— Sein Begleiter und dessen Gehülften rissen sie aus seinen Armen, und bemächtigten sich seiner. — Seid ihr des Teufels? rief er; Kerls, wollt ihr mich loslassen? Sie ist meine Frau, ihr Schurken. Ich bin hier zu Hause. Ich bin Herr hier im Hause. Sie ist meine Frau, sag ich euch.

Haben Sie allen Verstand verloren, Pater Gerónimo? sagte sein Begleiter. Wollen Sie denn nie vernünftig werden? Das wird Disciplinen sehen! Ich verlange Ihr Trinkgeld nicht zu theilen, wenn Sie ins Kloster kommen! —

Hohl dich der Teufel, du Hund, rief Antonio, dich, und die Disciplin, und deine Hölle von Kloster dazu! Ich bin hier in meinem Hause, und kein Mensch soll mich hinaus kriegen.

Verzeihen Sie diesen Vorfall, Señora, sagte Vater Vicente. Dieser gute Vater der Ihnen den Schrecken gemacht hat, ist seit einiger Zeit nicht allzurichtig im Kopfe. Er glaubt ein verheiratheter Mann zu seyn, und sieht
 D jedes

jedes Frauenzimmer für seine Frau, und jedes Haus für das seinige an. Es ist Jammer und Schade um ihn, denn er ist immer ein exemplarischer und wackerer Mann gewesen, so lange ich ihn kenne, und das sind schon zwanzig Jahr und drüber. Das ganze Kloster liebte ihn, so wie ihn jetzt alle und jede bedauern.

Du liest, alter Bösewicht, schrie Antonio; ich bin nicht verrückt; ich bin mein Tage kein Mönch gewesen, als diese acht Tage, da mich Gott um meiner Sünden willen in die Hand des Teufels gegeben hat. Ich bin verheirathet, und da steht meine Frau; sie heißt Francisca Orte; du kannst sie fragen.

Sie müßten einen solchen Menschen nicht ausgehen lassen, sagte die Frau. Ich habe einen schönen Schrecken davon gehabt, den ich wer weiß wie lange nicht verwinden werde.

Ach, Madam, versetzte der Vater, wir haben ihn lange eingesperrt gehalten, und nun schien er uns wieder

wieder ganz vernünftig. Doch würde er mich nicht begleitet haben, wenn nicht unsre mehresten Patres, weils in der Fastenzeit ist, auf dem Lande wären, um zu predigen. Also mußte ich ihn aus Noth mitnehmen. Er ist auch den ganzen Morgen ziemlich ordentlich in seiner Auführung gewesen, bis wir in diese Straße kamen, wo ihn sein Parorsimus auf Einmal wieder überfiel.

Antonio fuhr indessen immer fort, sich je länger je übler zu gebärden. Es half aber nichts. Der Vater Vicente hat einen von den Anwesenden, einen Wagen zu verschaffen, der, unter uns gesagt, schon in Bereitschaft war; in diesen schleppte man ihn mit Gewalt, woben die Umstehenden sich stellten, als ob sie ihn wegen seiner Gemüthschwachheit sehr bedauerten. Ein Paar von den Helfershelfern erboten sich gegen den Vater Vicente sehr höflich, ihn zu begleiten, und so ward er wieder ins Kloster gebracht.

So bald er dort ankam, wurde gleich das Kapitel versammelt, und er ward zu verdoppelter Disciplin, und harter Gefängniß bey Wasser und Brodt verdammt, bis er unleugbare Proben der Besserung geben würde. Wie der Pater Superior dieses harte Urtheil aussprach, konnte Antonio sich nicht länger halten. Hören Sie mich um Gotteswillen, rief er. Ich bin der nicht, für den Euere Hochehrwürden mich halten. Der Teufel verblendet Sie so gut als mich. Ich bin nicht der Pater Gerónimo, wiewohl ich gerne glaube, daß mir der Satan seine Gestalt gegeben hat, um mich unglücklich zu machen, und Ew. Hochehrwürden zu täuschen. Ich heiße Antonio Cerro, ob gleich Sie und sogar meine eigne Frau mich für einen andern ansehen. Gott im Himmel mag wissen, ob der böse Feind nicht gar den armen verrückten Pater Gerónimo, von dem Sie so vieles sagen, das auf mich ganz nicht paßt, in meine Gestalt verwandelt

verwandelt hat, um mich vollends unglücklich zu machen. Ich für meine Person bin meiner Sinne vollkommen mächtig, und weiß, daß

Was soll das Geschwätz? fuhr ihn der Superior an. Wissen wir ohnehin nicht schon, daß es mit Ihrem Kopfe nicht recht stehet, und Sie sich seit einiger Zeit als einen tückischen, ungehorsamen, und trotzigcn Mann bezeigen, der uns alle zu Narren haben will? Kommen Sie hier, mein guter Vater, ich will Sie bald lehren, wer Sie sind.

Es wurden etliche Layenbrüder gerufen, man kleidete ihn aus, und die Geißelhiebe fielen so dicht als Hagel auf seine Schultern. Immer bei dem dritten oder vierten Hiebe fragte ihn der Superior: Wer sind Sie? — Antonio Cerro, rief er, und wenn ihr mich wie ein Sieb durchlöchert. — Es sen nun, daß sein Rücken durch achttägige Uebung des Handels einigermaßen gewohnt war, oder daß

er glaubte, seine Peiniger durch Standhaftigkeit zu überwinden: genug, er hielt etliche zwanzig Hiebe aus, ohne seine Sprache zu ändern. Endlich aber ward's ihm zu hart, und als ihn der Superior wieder fragte: Sind Sie noch Antonio? konnt er nicht länger aushalten; ich bin Geronimo, rief er, um Gottes willen, ich bin der arme unglückliche Geronimo.

Sagt ichs nicht wohl, sprach der Superior, daß ich Sie zur Vernunft bringen würde?

Er wurde hierauf mit Ketten beladen in ein Loch gesteckt, wo ihn weder Sonne noch Mond beschien. Eine dunkle Lampe, die hoch am Gewölbe hieng, ersetzte auf die traurigste Art den Tag. Wasser und schimmelichtes Brodt war seine Kost, täglich ein Paar mal die Disciplin nach der Tablatur sein Zugemüße, Mäuse seine Gesellschaft, und eine Pritsche sein Lager. In dieser Marterhöhle mußte er ausdauern, bis seine Haare wieder bis ungesähr zu ihrer

ihrer vorigen Länge gewachsen waren.
 Man war aber eben so sorgfältig, als
 bey seiner ersten Einsperung, in
 Beobachtung seiner Selbstgespräche,
 und man gab ihm auch sonst Gelegenheit
 an die Hand, zur Selbsterkenntniß zu
 kommen. Denn einmal z. E. wie er
 sein vorgedachtes Zugemüße bekam,
 wobei immer zween Geistliche zugegen
 waren, standen diese an dem andern
 Ende seines Kerkers, und unterredeten
 sich leise, aber doch laut genug daß
 Antonio sie verstehen konnte. Es ist
 doch ewig Schade, sagte der Eine, daß
 der arme Vater Jeronimo nicht wieder
 zu Verstande kommen will. Ich begreife
 es nicht, wie er zu der Grille kömmt,
 sich für einen verheiratheten Mann zu
 halten, und sich Antonio zu nennen.
 — Freylich, versetzte der andre, ist daß
 der tollste Einsfall. Ich wollte beynahe
 eben so lieb, daß er sich für einen
 Moskäfer hielt, als daß er sich für
 Antonio Cerro ausgiebt. Ohne Zweifel
 wissen Ew. Ehrwürden nicht, daß es
 D 4 wirklich

wirklich einen Antonio Cerro giebt? — Was wollt ich nicht, antwortete der erste; ich kenne ihn sogar von Ansehen. Es ist der verächtliche Kerl, der wegen der Tugend seiner Frau, und wegen seiner rasenden Eifersucht aller Orten in Ruf ist. Er hat sich in den Kopf gesetzt, an der Treue seines rechtschaffnen Weibes zu zweifeln, und es ist keine Marter in seiner Gewalt, die er ihr nicht deswegen anthut. — Recht, erwiderte der andre, das ist gerade der den ich meine. Man erzählt die ausschweifendsten Streiche von seiner Eifersucht. Aber gewiß, die Teufel werden ihn dereinst wieder martern, wenn ihm Gott nicht die Gnade thut, daß er seine schlimme Gemüthsart einsieht, und sich in Zeiten bessert. Wie Ew. Ehrwürden vorhin zu sagen beliebten, es ist unbegreiflich, wie unser sonst so wackre Veronimo auf den Verfall kommt, sich für solch einen Taugenichts auszugeben. —

Antonio

Antonio verlor von dieser Unterredung keine Sylbe. Ist's möglich, dachte er, daß ich in einem so schlimmen Rufe stehe! — Er widerkäuete an dieser Lektion so lange, und die scharfe Zucht des ehrwürdigen Vater Ditez that das ihrige so redlich, daß er zur Erkenntniß kam. O Franciska, rief er, meine theuere Franciska! war es doch nur in meinem Vermögen, Dich Einen Augenblick zu sprechen, so wollt ich Dich auf diesen meinen Knien um Vergebung bitten! Das wollt ich! und die Deinigen umarmen! und mein ganzes Herz vor Dir ausschütten! und Du würdest meinen Thränen und meiner Reue vergeben, Du beleidigter Engel! Und Gott der Allmächtige würde mir vergeben, daß ich aus dieser Hölle käme, wohin mich seine Barmherzigkeit geworfen hat, um meine Thorheit zu erkennen, und für meine Sünden zu büßen! —

Diese Selbstgespräche waren vollkommen nach des Vater Superiors
 O 5 Geschmack.

Geschmack. Er gebot, von Stund^{an} an die Disciplin zu mildern; — denn, sie ganz einzustellen, war nicht rathsam. Er ließ ihm zugleich seinen Tisch nach und nach verbessern, damit er sich theils von der langen Fasten wieder ein wenig erholen, theils auch wieder an ordentliche Speisen gewöhnen mögte. Zuweilen bekam er auch ein wenig Wein. Uebrigens blieb es in Absicht der Fesseln, des Gefängnisses und der Pritsche beym alten, um ihn in der guten Verfassung, die diese harten Mittel bewircket hatten, ein wenig zu befestigen, und dann auch, um seine Besserung einigermaßen auf die Probe zu stellen.

Seine Kleidung schien aufrichtig, und seine Haare waren nun auch wieder lang genug. Einmal, als er des Nachts auf seinem harten Lager lag, und kaum eingeschlummert war, weckte ihn plötzlich ein Knall, von dem das Gewölbe seines Gefängnisses erbehte. Er vernahm hierauf eine Stimme, die er für übermenschlich hielt, und auch Ursache hatte,

hatte, sie für übermenschlich zu halten,
weil sie durch ein Sprachrohr kam, eine
Maschine, die er nie gehöret hatte.

„Antonio Cerro! rief die Stimme,
„der Himmel hat dich durch Fasten und
„Geißeln wegen deiner thörichten und
„ungegründeten Eifersucht gestrafet.
„Die Thränen deiner unschuldigen
„Gattinn waren vor ihn gekommen.
„Jetzt kommen aber auch deine Thränen
„und Buße vor ihn. Nutze diese
„Züchtigung zu deiner Besserung,
„und laß sie dir lebenslang zur
„Warnung dienen, damit dir nicht
„was Argers widerfahre.“

Der arme Gefangene raffte sich von
seinem Lager auf, und warf sich auf die
Knie. Er hob seine gefalteten Hände
so hoch empor, als die kurze Kette,
welche Hand- und Beinschellen verband,
nur erlaubte, und rief mit Thränen:
Wer du auch seyst, du, den ich höre
ohne ihn zu sehen, erbarme dich über
mich, und errette mich aus diesem Orte!
Um Gottes willen, hilf mir und befreie
mich,

mich aus diesem Jammerthale! Ich bereue meine Thorheit und alle meine Sünden von ganzem Herzen, und ich will sie bereuen, so lange meine Augen offen stehen.

Die Stimme hatte vermuthlich keinen Auftrag, mehr zu reden, denn er bekam, wie brünstig er auch betete, keine weitere Antwort. Er lag die halbe Nacht auf seinen Knien, und lag sie sich fast wund; wie er endlich sah, daß nichts mehr erfolgte, legte er sich traurig wieder auf seine Pritsche; aber es war ihm nicht möglich, den Rest der Nacht hindurch, ein Auge zu schließen. Der folgende Tag verfloß wie die vorigen, und am Abend brachte man ihm bey seinem Abendessen eine stärkere Portion Wein als gewöhnlich, und — eine Entwicklung, die der Leser längst vorhergesehen hat — in dem Weine eine starke Dosis von dem schlafbringenden Pulver. Sobald dieses seine Wirkung that, bestreute man ihn von den Kesseln, und von den ihm so verhassten Franciscanerkleide,

fanerckleide, trug ihn in eine Kutsche, und der ehrwürdige Pater Fran Felipe Ortey brachte ihn wieder zu seiner Frau. Man zog ihm seine gewöhnlichen Nachtkleider an, und legte ihn in sein Bette. Der Pater Superior ermannte nicht, seiner Schwester Glück zu wünschen, indem er ihr die Versicherung gab, daß er ihren Mann von Grund aus geheilet zu haben glaube. Hierauf erbaute er sie noch durch einige wohlgemeinte Ermahnungen, die wir hier, zum Besten mancher an Kopf und Seele preßhaften Frau, der Länge nach beschreiben könnten, wenn — uns nicht von allem Schreiben die Finger schon weh thäten.

Wie Franciska allein war, kroch sie mit Hülfe eines vertrauten Mädchens in ihren Sack, und vergaß nicht, ihm den Schlüssel zu demselben in seine Calzoncillos stecken zu lassen, wo er ihn, wie wir vielleicht schon gesagt haben, immer hinstecken gewohnt war. Als das Schlaspulver seine völlige Wirkung gethan

gethan hatte, erwachte der weiland ehrwürdige Vater Fray Geronimo, nunmehr wieder Antonio Cerro, und das erste, was er bemerkte, war dieses, daß es stockdunkel um ihn war; ein Umstand, den er während seiner Gefangenschaft noch nicht erlebt hatte, weil man nie ermangelte, die Lampe Mergens und Abends mit Del zu füllen. Er grämte sich darüber, weil sein erster noch halb schlaftrunkener Gedanke dieser war, man wolle ihm seinen Zustand noch schwerer machen. Als er sich aber vollends ermunterte, fühlte er seine Hände und Füße von Ketten frey, und fand, daß er weicher als gewöhnlich lag, und sich nach Herzenslust ausdehnen konnte. Er glaubte anfänglich sich zu betrügen, und griff mit beyden Händen um sich her: da überzeugte er sich denn freylich, daß er sich in einem weichen Bette befinde, aber er hatte zugleich den Schrecken, jemand neben sich zu fühlen. Es war natürlich, daß er, bey seiner durch so viele ihm unbegreifliche Austritte

Austritte zerrütteten Einbildungskraft, seinen Schlafgefelln eher für einen Geist, als für einen Menschen, und das schöne Bette und die Abwesenheit der Ketten für eine neue Zauberei, oder so etwas halten mußte. Er sieng aus vollem Halse an zu beten. Seine Frau, die schon lange wachte, — denn ihr war kein Markotikum eingegeben — unterbrach sein aus Leibeskräften hergeschrieenes — wir wissen nicht ob Ave Maria oder Requiem; so viel wissen wir, daß es, welches man wohl überhaupt von eilf Zwölfsteln aller Angstgebete sagen kann, hier gar nicht hergehörte. Sie unterbrach ihn mit der ganz schicklichen Frage: Was ist Dir, mein Lieber? Geht Dir was? — Worauf sie die windschiefe Antwort — aber nein, in seinen Umständen war sie so windschief eben nicht — Worauf sie denn, um es kurz und gut zu sagen, die Antwort erhielt: Im Namen Gottes beschwör ich Dich, der Du mich fragst, mir Red und Antwort zu geben, wer Du seyst?

Wer

Wer sollt ich seyn? erwiderte sie. Kannst Du neben Dir, in Deinem Bette, jemand anders vermuthen, als Deine Frau?

Gott sey bey uns! rief er, Franciska — wosern Du kein Teufelsput bist — in aller Welt, wie hast Du ins Kloster kommen können? Uns Himmels willen, begreifst Du denn nicht, daß Du Dir die Exkommunikation und allen Teufel — Gott verzeih mir alles was Sünde ist! zuziehst? — Lauf was Du kannst, gutes Weib, und mach, daß Du mit ganzer Haut davon kommst; denn wenn Dich der Vater Superior wittert, so wirst Du nach der Tablatur karbatscht werden, so viel kann ich Dir sagen.

Träumst Du, Antonio? Was hast Du zu klostern und zu superioriern?

Nichts ist gewisser als das, Franciska. Er wird Dich trischaken lassen, daß Dir das Blut pfifferlings den Buckel hinab strömt. Und ich werde par Kompagnie mit gewamsset werden. Du kennst

kennst den Superior noch nicht? Der hat Dir den Henker im Leibe! Thust Du nicht auf den Wink was er will, so wirst Du gewalzt; und thust Du's, und machst ihm nicht zu Kopfe, so wirst Du wieder gewalzt, und das aus Pfeffer und Salze. Ich kann ein Liedchen davon singen, ich! „Geh! „Ihm die Disciplin, daß es Art hat!“ — oder: „Verdoppelt die Disciplin!“ das ist sein Morgen- und Abendsegen. Ich warte was Du willst, nimmt er Dich in die Kur, so habert er Dich zum Psaffen. Laß Dir das gesagt seyn, liebe, und mach daß Du weglömmst, ehe er Dich in die Klauen kriegt.

Ermuntre Dich, lieber Antonio....

Um Gottes willen, fiel er ihr ins Wort, nimm hier den Namen nicht in den Mund, wenn Du nicht lebendig geschunden zu werden Lust hast. Er ist hier Konterband wie ausländische Hüte, das hab ich erfahren. Es war
 P
 mir

mir auch einmal, als wenn ich den unglücklichen Namen führte; aber siehst Du, die Grille bekam mir, wie dem Hunde das Gras, kann ich Dir sagen. Der Superior versicherte mich, daß ich Vater Geronimo, und länger als zwanzig Jahr ein Franciskanermönch hier in diesem Kloster sey. Und wie ich ein bißchen auf meiner Grille bestand, nahm er sich die Mühe, mich durch mehr Gründe, als in zwanzig Jahren Viertelstunden sind; zu überführen, daß er mir die Wahrheit gesagt. O! dieser Vater Superior hat eine vertheufelte Methode, jemand zu überführen! Laß Dich das wißigen, liebe Frau, und lauf daß Du aus dem Kloster kommst. Lauf was Du kannst! Hier ist's, als wenn die Disciplinen mit dreysfachen Schnüren, und zwanzig messingnen Spitzen in jedem Knoten, aus der Erde wachsen, so wenig schonet man sie.

Ich begreife nicht, Mann, was Du mit Deinem gekloste und gepatze haben

haben willst. Wenn das ein Traum ist, so kneip Dich in die Arme, daß Du munter wirst. Du warst doch gestern Abend vernünftig, als Du mit mir zu Bette giengst, und so schnell wird man ja wohl nicht verrückt, sonst wolte ich sagen, Du hättest den Verstand verloren.

Was? Ich wäre gestern Abend mit Dir zu Bette gegangen?

Hast Du das vergessen?

Hier in dieses Bette, sagst Du, Frau?

Allerdings! Welche dämische Frage! Und Du thätest sehr wohl, Antonio, wenn Du jetzt aufstündest, denn ich glaube, es ist schon hoch am Tage.

Frau, wenn eins von uns beiden verrückt ist, so bist Du's ohne Zweifel. Aber — laß hören, wo steht dies Bette?

Endle aus, Antonio! Wo wolle es stehen als in Deinem gewöhnlichem Zimmer, wie Du sehen würdest, wenn die Laden aufgemacht wären.

En, mach sie doch einmal auf, Franciska, wenn Du kannst; denn gestern Abend, und so lange ich hier bin, waren in diesem verfluchten Loch weder Fenster noch Laden.

Antonio, so wahr ich lebe! Du selltest wohl den weisen König Salemo mit Deinem Geschwätz um den Verstand bringen — —

— Das sagte Franciska, so viel ist gewiß. Wie aber ein Frauenzimmer dazu kommt, den König Salemo, den bekanntlich die Weiber zum Narren gemacht haben, als ein Muster der Weisheit anzuführen — das gestehen wir, ist eine unbegreifliche Sache. Wir wollten zehnmal lieber, sie hätte Zoroaster, oder Trismegist, oder einen andern weisen Mann — wenns ihr noch mehrere

mehrere giebt; oder wenn sie wirklich so weise Männer waren, als man sagt; welches beides wir unerörtert lassen — herbegeholet, als daß sie da mit ihrem weisen König Salomo unsrer Glaubwürdigkeit einen Klecks anhängt. Wir können nicht mehr thun, als mutmaßen, die Señora habe Zoroaster und Trismegist, und den ganzen übrigen Troß von Hochweisheiten und Wohlweisheiten entweder nicht gekannt — oder für noch unweiser gehalten, als den Bon Homme Salomo, den bekanntlich Telne Frau unter Gottes Sonne für weise hält. Mit uns Männern ist es eine ganz andre Sache. Wir pflegen durchgehends der Meinung zu seyn — ein Paar Heuchler und Prahlpänse ausgenommen — daß ein ehrlicher Mann ganz wohl, seiner Weisheit unbeschadet, unter dem Pantoffel stehen könne, so gut als ich und Du. So viel können wir aber bey der Wahrheit unsrer Geschichte

P 3 beschwören,

Beschwören, — und das, dünkt uns, ist ein Autoreid der sich gewaschen hat — daß Franciska wirklich den weisen König Salomo sagte!

Ich will die Fensterladen gern aufmachen, fuhr sie fort, und die Gardinen dazu, wenn Du mir nur erst meinen Sack aufschliessen willst.

Deinen Sack? rief er mit dem größten Erstaunen. Jesus, Maria! Fränzchen, so hast Du zwanzig ganzer Jahre in dem Sacke gesteckt! —

Franciska hatte gute Lust, bey seinem wunderlichen Gemische von Unsinn und gesunder Vernunft, verlachen zu plätzen. Nach einigem Zureden, denn er konnte nicht begreifen, wie sie so lange im Sacke, und die Schlafhosen so lange an seinem Leibe ausdauren können — und ich weiß gewiß, sagte er, daß ich sie in den ganzen zwanzig Jahren die ich im Kloster war, nicht vom Leibe, noch den Schlüssel aus der Tasche gebracht habe, und daß sich
das

das Schloß ohne den Schlüssel nicht öffnen läßt. — Nach einigem Zureden, sagten wir, bequeme Antonio sich endlich, den Sack aufzuschließen, und die schöne junge Frau stieg heraus, wie — Venus Anadymene aus dem Meer — würden wir sagen, wenn dieses nicht zum Behuf ungelehrter Leser (wenn wir Leser sagen, wollen wir allemal die Leserinnen mit einbegriffen haben) einer Note bedürfte; ~~und wir sind keine~~ Freunde vom Notemachen. Wie wollen sie also schlechtweg heraussteigen lassen, und still zusehen, wie sie im bloßen blanken Hemde hingehet, und die Fensterladen öffnet, um den Tag herein zu lassen; wiewohl wir die schönste Gelegenheit von der Welt hätten, sie mit den dienstfertigen Stunden zu vergleichen, die der schönen Aurora die Stallthür aufmachen.

Nichts auf der ganzen Welt aber, ist schicklich mit dem Erstaunen des Erfranciskaners zu vergleichen — so

wenig uns sonst Vergleichenungen sauer werden — mit welchem er sah, daß er wirklich in seinem eignen Bette und in seinem Zimmer sey. Er hatte sich schon vorgenommen, über seine Frau zu triumphiren, wenn sie vergebens nach Gardinen und Fensterladen herumtappen würde; nun mußte er sich begnügen zu sagen: In der That, das scheint mein Zimmer zu seyn — wenn mir der Teufel nicht die Augen verblendet — aber wie ich hierher komme, weiß der Himmel.

Seine Vaterschaft war ihm indessen so fest eingebläuet worden, daß es eine Weile dauerte, ehe er sich entschließen konnte, aufzustehen und seine Kleider anzulegen; bei jedem Geräusche glaubte er, der Superior und die Discipuln sey im Anmarsche. Wie er aber das Bette verließ, war das erste so er that, den Sack, diesen sichersten Keuschheitsbehälter, den je ein menschliches Gehirn erdacht hat, ins Feuer zu

zu werfen. Mit eben dem tiefen
 Stillschweigen, womit er dieses that,
 kleidete er sich an; als er aber vor den
 Spiegel trat, die Perücke aufzusetzen,
 und sein Haar wie gewöhnlich, und
 ohne die geringste Spur von Tonsur
 fand, sieng er an sich zu kreuzen und
 zu segnen. Seine Frau erkundigte
 sich nach der Ursache, und er sieng an,
 ihr seine ganze Klostergeschichte umständ-
 lich zu erzählen. Sie hörte ihm mit
 allen Zeichen des Erstaunens zu, und
 versicherte zuletzt, sie habe manchen
 Traum gehabt und erzählen hören, aber
 so einen Traum all' ihr Tage nicht. —
 Was, Fränzchen, das wäre ein
 Traum? — Was sollt es anders seyn
 Antonio, da Du gestern Abend mit
 mir zu Bette gegangen, und die ganze
 Nacht nicht von meiner Seite gekom-
 men bist? Aber ich muß Dir nur sagen,
 fuhr sie fort, ich habe ein Gelübde zu
 Gott gethan, fünfzig Messen für die
 armen Seelen im Fegefeuer lesen zu
 lassen,

lassen, wenn mir Gott die Gnade thun wollte, Deinen eifersüchtigen Sinn, wozu ich Dir nicht den mindesten Anlaß gebe, zu ändern. Ich danke Gott, daß er mich erhöret hat, und will, statt funfzig Messen, sechzig lesen lassen, jede zu sechs Realen. Wäre mein Gebet aber verworfen, so war ich fest entschlossen, mich in einen Brunnen zu stürzen.

Da sey Gott vor, *meine Liebe!* rief Antonio. Bezahle Dein Gelübde; ich will Dir selber aus meiner Tasche das Geld dazu geben, und noch zu funfzig ändern, wenn Du willst — aber — mit dem Bedinge, daß die Messen nicht bey den Franciscanern gelesen werden — sonst laß sie lesen wo und von wem Du willst, denn Dein Gebet ist mehr als erhöret. Es sey nun ein Traum, oder, wie ich sehr geneigt bin zu glauben, etwas Wirkliches und Uebernatürliches, so schwör ich Dir, daß ich an diesem Vorschmack der Hölle genug habe, und
 lieber

lieber meinen eignen Augen nicht trauchen,
als wieder eifersüchtig seyn wollte.

Er umarmte hierauf seine Frau aufs
zärtlichste, und bat sie tausendmal
wegen aller Drangsal, womit er sie
vordem aus Argwohn belästiget, um
Vergebung. Die Frau umarmte ihn
wiederum, und war so großmüthig, ihm
die gebetene Verzeihung angedeihen zu
lassen.

Sie genoß von der Zeit an alle
billige und erlaubte Freyheit, worauf
nur immer eine tugendhafte und
vernünftige Frau Anspruch machen
kann; und zu ihrem Ruhm dürfen wir
nicht verschweigen, daß sie derselben
niemals mißbrauchte. Antonio machte
sich zur Angelegenheit, der gefälligste
Gatte zu seyn, und hätte er sich nur
um ein fünf und drenzig bis vierzig
Jahre verjüngern können, so wäre kein
Ehemann lebenswürdiger gewesen,
als er.

Einige

Einige Tage, oder vielleicht Wochen — wir wissen es nicht so genau — nach diesen Begebenheiten, fanden unsre drey Freundinnen Gelegenheit, den Marquis zu sprechen. Er belustigte sich herzlich über ihre Erzählungen, und gestand, daß er nicht das bequemste Mittel gewählt habe, in ihrer Sache gründlich entscheiden zu können. Wenn ich, sagte Sr. Excellenz, auf die Erfindung sehe, so weiß ich keiner von Ihnen den Vorzug zu geben.

— Ohne Zweifel beliebte das Sr. Excellenz nur so zu sagen, denn uns dünkt, wir finden irgendwo einen merklichen Ausschlag der Waage. —

Sehe ich auf die Ausführung, fuhr der Marquis fort, so stände vielleicht die schöne Franciska ein wenig zurück, weil sie am meisten andre Leute handeln lassen, und selbst am wenigsten thätig gewesen. Sehen wir aber auf den erhaltenen Zweck, so muß man bekennen,
daß

daß: sie und Leonore etwas Unerhörtes und fast Unglaubliches bewirkt haben. Man hat, — nehmen Sie mirs nicht übel, schöne Therese! — man hat Beispiele, daß ein Mann von einer über die Grenzen gehenden Neigung zum Trunk zurecht gebracht sen, und sich gewisse Eingriffe in die Rechte seiner Frau abgewöhnet habe: aber, daß ein Eifersüchtiger von seiner Thorheit geheilet sen, ~~und daß ein Mann der dem Geiz und Wucher ergeben war, sich bekehret habe~~, beides, meine Damen, ist ohne Beispiel, so viel ich weiß und gelesen habe. — Indessen ist hier die Rede von der List in der Erfindung, und dem Glücke des Erfolgs, nicht aber von der geringern oder größern Möglichkeit des Erfolgs; auch wars vorher nicht bestimmt, wie viel oder wie wenig jede von Ihnen selbst handeln sollte. Genug, Sie haben, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche, jede ihren Zweck erreicht, und — jede den Ring verdient. Der
Diamant

Diamant ist seine zweihundert Escudos werth. Ich selbst habe ihn verloren, und freue mich, daß er wieder in meine Hände gekommen ist, weil er ein Familienstück ist, worauf ich ein vorzügliches Pretium Affectionis habe. Sind Sie's zufrieden, meine Damen, daß ich ihn mit diesen drey Ringen einlöse? —

Mit diesen Worten steckte er einer jeden einen schönen Diamant an den Finger.

Nun bin ich, fuhr Don Manrique fort, noch ihr Schuldner wegen der hundert Escudos, die ich der Ueberswinderinn versprach. Ein Richter muß gerecht seyn; und ich würde eine himmelschreiende Ungerechtigkeit begehen, wenn ich zwey von Ihnen der dritten nachsehte, da Sie alle drey den Preis verdienen. Hier sind für jede von Ihnen hundert Escudos.

Die

Die Damen weigerten sich; Leonore, die etwas mehr als recht ist, in dem Mammon verliebt war, und Theresie, deren Glücksumstände durch die bisherige Verschwendung ihres Mannes sehr gelitten hatten, thaten es freylich nur so zum Schein, Francisca aber, die das Geld nicht sonderlich liebte, und reich genug war, recht aus Herzensgrunde, und ~~mit Erdröthen.~~ — Ich muß meinen Willen haben, ~~sonst~~ ~~der~~ ~~wagte~~ Don Manrique. Sie haben sich nicht vorbehalten, von meiner Entscheidung appelliren zu dürfen. Genehmigen Sie ohne Widerrede mein Urtheil, dem ich noch diese Klausel beifüge, daß Sie mir das Vergnügen machen müssen, mich stets als einen Mann zu betrachten, der immer bereit seyn wird, alles was sein Ansehen und Vermögen bewirken kann, zu Ihren Besten zu verwenden. Rechnen Sie bey jeder Gelegenheit auf mich.

Die

Die drei Freundinnen machten ihren
 Knicks und führten sich ab; und wir —
 nehmen mit geziemender Ehrerbietung
 unsre Nachtmühe ab, und empfehlen
 uns unsern Lesern aufs forderksamste,
 weil wir heute noch die Vorrede zu
 diesem Buche zu schreiben haben; und
 eine Vorrede ist, wie jedermann weiß,
 nicht eben das leichteste Stück eines
 Buchs — wiewohl sie von den wenigsten
 gelesen zu werden pflegt.

